This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

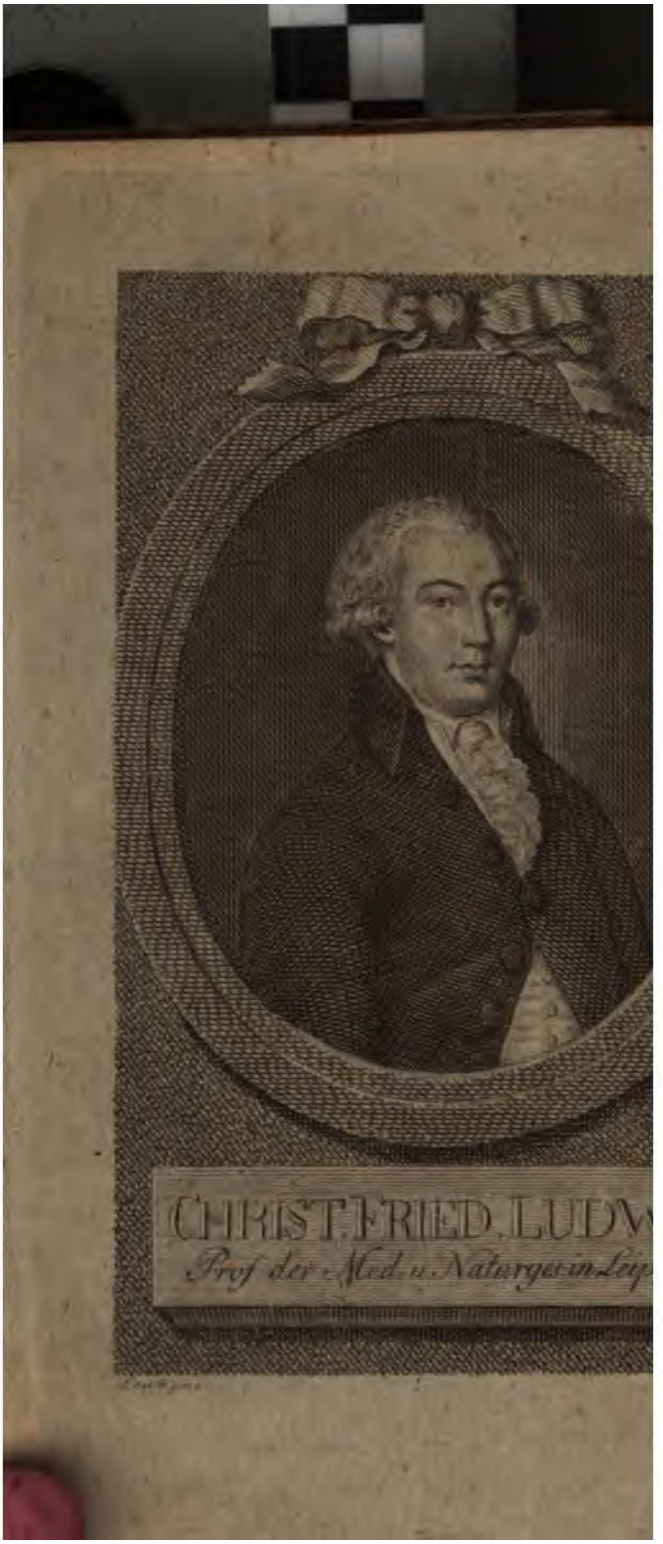
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 319.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES


CHRIST. FRIED. LUDW
Prof der Med. u. Naturges. in Leip

D. Johann Georg Krünitz
ökonomisch-technologische

Encyklopädie,

oder

allgemeines System

der

Staats- Stadt- Haus- und Landwirthschaft

wie auch

der Erdbeschreibung, Kunst und Naturgeschichte

in alphabetischer Ordnung.

Fortgesetzt

von

Friedrich Jakob Flörken.

Sieben und siebzigster Theil.

von Leipe bis Licht.

Nebst 8 Kupfertafeln auf 1½ Bogen.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Sächsischen Privilegien.

Berlin, 1799.

In der Buchhandl. des Königl. Preuß. geh. Commercien-Raths Joachim Pauli.

AE27
K8
v.77
Lockheed
Stock

Vorbericht.

Das vorzüglichste welches bey der äußerst mühsamen Bearbeitung dieser Encyklopädie mich noch aufmuntert, ist, daß das lesende und beurtheilende Publicum meine bisherigen Arbeiten gütig aufgenommen, und die etwanigen Mängel — denn wer ist wohl man-

gelfrey! — mit Schonung überſehen hat. Die Herrn Recenſenten dieſes Werks ſcheinen eine genugſame Kenntniß von den ungeheuren Schwierigkeiten zu haben, worin ein Mann verwickelt iſt, der nicht alles gelernt haben kann, und doch alles lehren muß, — der, ſobald er kaum gehörige Begriffe von einer ihm ſonſt noch unbekannten Sache, mit Mühe und Koſten erlangt hat, ſchon wieder auf andere Dinge denken muß, die mit dem vorigen nicht einmahl in der entfernteſten Verwandtſchaft ſtehen; — daß alſo ſeine Arbeiten dieſer Art, wenn noch dazu die Geſundheit dabey leidet, nicht immer gleich gut gerathen, beſonders wenn die Lage der Sachen es erfordert, daß zu einer gewiſſen Zeit auch eine gewiſſe Quantität, nicht ſelbſt gewählter, ſondern nach dem einmahl feſtgeſetzten Plan vorkommender Materien und

Bogenzahl bearbeitet seyn müssen. Wird dieses erwogen, so wie es die rechtschaffenen Herren Recensenten meines Werkes, welche ich aber bis jetzt noch nicht das Glück habe zu kennen, gethan haben, und welchen ich hiermit öffentlich für ihre Theilnahme den herzlichsten Dank abstatte; so wird auch hoffentlich jeder andere mit Kenntnissen versehene Leser, wenn er auch manchmahl in *einem* Artikel nicht alles das findet, was er sucht, gütige Nachsicht mit mir haben, besonders, wenn ich hiermit versichere, daß bis jetzt noch immer, obgleich die Materialien zu solchem Werke, wie dieses ist, ungleich kostspieliger sind, als zu einem jeden andern Werke, welches nur ein gewisses Fach abhandelt, meine ganze Aufmerksamkeit auf die zweckmäßige Bearbeitung der Encyklopädie, gerichtet seyn soll.

Und da auch sehr viele Besitzer dieser Encyklopädie wünschen, daß die Materien hin und wieder nicht so weit ausgedehnt werden möchten, damit man desto eher endlich das Ende absehen könnte, worüber ich schon Briefe aus sehr entfernten Gegenden von unbekannten Freunden aufzeigen kann; so fasse ich mich oft kürzer, als mein sel. Vorgänger der Doctor Krünitz es that. Sollte mir aber von einem oder dem andern vorgeworfen werden, daß in diesem 77sten Theil der Encyklopädie zu viele geographische oder topographische Artikel vorhanden wären, so kann ich darauf weiter nichts antworten, als daß in der Folge der zum Plan der Encyklopädie gehörigen Artikel, zwischen Leipzig und Licht sonst den Scheine nach, außerordentliche Lücken entstanden wären, in welchen mancher noch übergangene wichtige Artikel

ver-

vermuthet haben möchte. Die Buchſtabenfolge war einmahl ſo, und auslaſſen wollte ich auch nicht gern etwas. Ich ging alſo mittelſt der topographiſchen Artikel, die doch einmahl aufgenommen worden ſind, immer allmählig weiter, und ſahe ſie als ein Mittel an, um ſolchen Schein zu vermeiden. Vielleicht lieſet ſie mancher auch mit Intereſſe! —

Vorzüglich aber fühle ich mich verpflichtet, anzuzeigen, daß ich, um dieſer Encyklopädie im Fache der Naturkunde einen größern Werth zu geben, meinen Bruder Heinrich Floerke *), welcher von 1794 bis 1797 Prediger zu Kittendorf im Meck-

*) Es möchte vielleicht Jemand auffallen, daß ich meinen Bruder Floerke — und mich Floerken ſchrei-

lenburgiſchen war, ſeine Stelle aber niederlegte, nach Jena, und von dort auf Reiſen ging,

ſchreibe. Der Grund davon iſt dieſer: Ich hatte vor einigen Jahren das Glück, Nachrichten in Betreff meiner Familie aufzufinden, und aus dieſen ergab ſichs, daß ſchon mein Urältervater, Oberſter in Königl. Däniſchen Dienſten, und deſſen einziger Sohn, Cornett in eben den Dienſten, ſich Floerken geſchrieben haben. Als letzterer vor Bonn blieb, wurde ſein einziger Sohn, mein Großvater, nach dem bald darauf erfolgten Tode ſeiner Mutter in entfernte Gegenden, als ein kleiner Knabe, unter Vormundſchaft gebracht. Hier nannte man ihn Flörike. Dieſe Schreibart behielt er bis an ſein Ende bey, und mein Vater ebenfalls ſo lange, bis er in Halle auf die Univerſität kam. Von hier aus, und hier lernte er den Dom-Syndikus Floerke in Magdeburg, und den geheimen Rath Floerke in Halle kennen, welche ihn verſicherten daß es die rechte Schreibart ſey, ſo wie ſie ſich ſchrieben. Er änderte alſo ſeine Schreibart, und ſchrieb ſich von 1754 an Floerke. Meine ſechs Brüder und vier Schweſtern ſchreiben ſich nun noch

ging, um überhaupt die Naturkunde, und besonders die Botanik zu studiren, ersucht habe, sich hierher zu begeben, und einige Artikel der Encyklopädie zu übernehmen. Es sind daher die Artikel Leutra, Lebkose, Lianen, Lichen und Licht von S. 730 an bis zu Ende, von ihm. Mit dem technischen Artikel Licht (eine Kerze) wird der folgende Theil anfangen.

Schließlich führe ich noch an, daß ich in dem Artikel *Lepidoptera* meine Meinung über die Vertilgung der schädlichen Wald-

noch so, wie unser Vater. Hätte ich bey dessen Lebzeiten diese Urkunden aufgefunden, so möchte er vielleicht auch mit mir eingestimmet haben.

Ich fand diese Anmerkung nothwendig, da mein hiesiger Bruder im Reiche häufig gefraget worden ist, woher diese Veränderung in Hinsicht des Nahmens käme.

raupe geäußert habe, wo man sie vielleicht aber nicht suchen möchte. Ich konnte in diesem Theil der Encyklopädie keinen schicklichern Ort dazu finden, dachte aber, wenn ich zur Hemmung dieses großen Uebels nur etwas beytragen könnte, daß ich damit nicht säumen dürfte, wenn die Sache auch gerade nicht ganz mit dem eigentlichen Artikel zusammen hinge.

Geschrieben zu Berlin, den 10ten September 1799.

F. J. Floerken.

L. L.

Leipe, ist ein churſächsiſches Amtsdorf im Chur-Kreiſe, im Amte Schweinitz, zwiſchen Jeſſe und Sayda.

Leipe, dergleichen Dorf in der Nieder-Lauſitz, im Calau. Kreiſe, in der Herrſchaft Lübbenau.

Leipe, eben dergleichen Dorf im Gubenſchen Kreiſe, in der Herrſchaft, und bey Pförten.

Leipe, ein königl. preußiſches adliches Dorf in Ober-Schleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Falkenbergiſchen Kreiſe.

Leipe, dergleichen adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauer Kreiſe.

Leipe, eben dergleichen Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Münſterberg, der Stadt Münſterberg gehörig.

Leipe, iſt ebenfalls ein Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Oels, im Oels-Trebnitzer Kreiſe.

Leipen, iſt ein churſächsiſches Amtsdorf im leipziger Kreiſe im Amte Pegau.

Leipersdorf, ſ. **Leupoldsdorf**.

Leiperslohe, ein markgräflich Anſpachiſches Dorf in Franken, im Amte Winsbach, eine Stunde von Winsbach.

Leiperzell, ein dergleichen Dorf im Oberamte Feuchtwang, bey Feuchtwang.

Leipfendingen, auch **Leipferdingen** iſt ein Pfarrdorf von 430 Seelen, in der dem deutſchen Orden gehörigen Herrſchaft Blumenfeld.

Leiphayn, ſ. **Leupen**.

Leipheim, iſt eine kleine Stadt an der Donau, eine Stunde von Günsburg, im Gebieth der Stadt Ulm. Die Stadt iſt der Sitz eines Oberamts, hat ein Schloß, zwo Vorſtädte, ein reiches Spital, 1200 Einwohner, unter welchen 250 Bürger ſind. Das Schloß ſteht auf einem Hügel, und iſt 1556 erbauet worden. Vor dem Schloſſe iſt ein Freyhof, in welchem fremde, unvorſichtige Todtſchläger Sicherheit finden. Das Spital iſt von den Güſſen von Güſſenberg 1368 geſtiftet worden, und beſitzt viele Güter und niedergerichtliche Unterthanen zu Teſſingen, Leinheim und Ementhal. Ueber die Donau geht hier eine Brücke von zehn Jochen.

Leipiſch, (**hohen**) iſt ein churſächſiſches Amtsdorf im Chur-Kreiſe, im Amte Liebenwerda, bey Elſterwerda, auf dem Wege nach Dobrilugk.

Leipiſch, (**Klein**) ein dergleichen Dorf im Amte Großenhayn des Meißner Kreiſes, eine Stunde von Mückenberg, ſchriftſäſſig dahin gehörig.

Leipitz, iſt ein königlich preußiſches adliches Dorf in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Brieg, im Nimptſch. Kreiſe.

Leipnick, iſt eine Herrſchaft im Markgrafthum Mähren, im Prerauer Kreiſe, welche der Fürſt von Dietrichſtein beſitzet; ſie enthält ohngefähr 841 Häuſer. In dieſer Herrſchaft befindet ſich:

Leip-

Leipnick, eine kleine Stadt von 186 Häusern, zwey Meilen von Prerau, in deren Vorstadt ein Collegium P. P. piarum scholarum ist. Im Jahr 1643 wurde sie von den Schweden sehr beschädiget. Der Stadt gegen über liegt das Bergschloß Helfenstein.

Leipnitz, ein churſächsisches Rittergut im Churkreise, im Kreisamte Wittenberg, bey Dommitsch, an der Straße nach Düben, denen von Treyden, gehörig.

Leipnitz, ein churſächsisches amtsässiges Gut und Dorf, im leipziger Kreise, im Amte Coldiz, eine Meile von Grimma, die Besitzer sind die von Schulenburg.

Leipnitz, ein königlich preußisches adliches Dorf in Nieder-Schlesien, im Fürstenthum Wohlau, im Wohlauischen Kreise.

Leipelsdorf, s. **Leupoldsdorf**.

Leippa, Böhmischleippa, auch **Lippey** genannt, ist eine mit Mauern umgebene Stadt in Böhmen, im leutmeritzer Kreise, zwischen Leutmeritz und Zittau. Sie gehört dem Fürsten von Kaunitz, und hat ein altes und neues Schloß. Die hiesige schöne Töpferarbeit, das geschliffene Glas, und der Tuchhandel bringen hier sehr gute Nahrung, woher die Stadt auch volkreich ist.

Leippa, s. **Leupa**.

Leipodorf, s. **Leubsdorf**

Leipshausen, s. **Lipshausen**.

Leipzig, ist eine der berühmtesten Handelsstädte in Deutschland, sie liegt an der Pleisse, und in der Nachbarschaft der Barde, Elster und Luppe, im leipziger Kreise in Meissen, zwischen den Städten, Wurzen, Grimma, Berna, Weissenfels, Merseburg und Delitzsch, und zwar von jeder 3 Meilen *entfernt*. *Bis 1512* führte sie den

slaviſchen Nahmen Lipzk, welcher einen Lindenplatz bezeichnen ſoll; — aber das iſt zuverläſſig, daß noch bis jetzt zwiſchen der Stadt ſelbſt und den Vorſtädten, ringsherum die anmuthigſten Alleen von Lindenbäumen ſich befinden. Die Stadt iſt an und für ſich eben nicht groß, hat aber vier Vorſtädte, unter denen die Petersvorſtadt die größeſte und ſchönſte iſt. Die Zahl der Einwohner in dieſen und der Stadt ſelbſt, macht gegen 32,000. Die zu ihrer Vertheidigung ehemahls angelegten Feſtungswerke ſind abgetragen, und die Gräben eingeebnet, und der Platz iſt zu einer Promenade beſtimmt worden. Auf der Baſtion am Rundſtädter Thore iſt das neue ſchöne Schauſpielhaus, und in dem Schloſſe, oder der vormahligen Feſtung Pleiſſenburg die Zimmer der landſtändiſchen Steuer-Deputirten, der Steuer-Creditcaſſe, der 1765 zur Aufnahme des geſammten Nahrungsſtandes errichteten ökonomiſchen Geſellſchaft, und der 1763 geſtifteten Zeichnungs-Mahler- und Architectur-Akademie, nebſt der römiſch-katholiſchen Kapelle, der vormahligen Commendantenwohnung, und den Gebäuden der 1752 bis 1764 hier angelegt geweſenen Münze.

Die Häuſer in den Straßen ſind ſchön, hoch, und zum Theil pallaſtmäßig erbauet. Die Straßen werden ſeit 1701 bey Nachtzeit mit mehr als 700 Laternen erleuchtet, und haben ſeit 1740 bis 1760 faſt alle durchgehends Schleuſen erhalten.

Es befinden ſich hier ferner das churfürſtliche Oberhofgericht, das Oberpoſtamt, ein Conſiſtorium, die Kreisamts-Expedition, eine anſehnliche Superintendentur, u. ſ. w. An Kirchen findet man in der Stadt die Thomas- Nicolai- Neue- Petri- Jucht- und Waiſenhaus- und die U

verstäts- oder Pauliner Kirche; in den Vorstädten aber die St. Johannis- oder Hospital- und die Lazarethkirche. Die Reformirten halten ihren Gottesdienst im Amthause, in dem 1766 neu erbaueten Saale, und zwar wechselsweise, französisch und deutsch.

Auch sind zwey berühmte Schulen in der Stadt, nähmlich die zu St. Thomas und St. Nicolai wovon die erstere ein ansehnliches Gebäude ist, und schöne Einkünfte genießt. Die vortreffliche Universität daselbst wurde 1409 von Friedrich dem Streitbaren gestiftet, wozu die damahligen Unruhen auf der Universität zu Prag Gelegenheit gaben. Sie ist in vier Nationen eingetheilt, nähmlich in die sächsische, meißnische, fränkische oder bayrische und polnische, oder schlesisch-lausitzische. Sie hat 6 Collegia. 1) Das Pauliner-Collegium, in welchem die Pauliner- oder Universitätskirche mit ihren zum Theil sehr merkwürdigen Epitaphiis, die zahlreiche und kostbare Bibliothek, das anatomische Theater, das theologische Auditorium, das Convictorium, akademische Concilium, und der medicinische Garten zu sehen sind. 2) Das große Fürsten-Collegium, in welchem die medicinischen und philosophischen Hörsäle, die 1775 neuerbauete Nationalconventstube, und das schwarze Brett, woran die Vorlesungen der Professoren und andere Nachrichten für Universitätsverwandte angeschlagen werden, sich befinden. 3) Das kleine Fürsten-Collegium. 4) Das Petrinum auf der Petersstraße, worin die Juristen-Facultät ihre Sitzungen hält, zu welchem das 1774 eingeweihte juristische Auditorium am Schloßplatze gehört. 5) Das Frauen Collegium. 6) Das rothe-Collegium und das Fürstenhaus.

Ueberdies befinden sich hier verschiedene gelehrte Gesellschaften, als: die fürstl. Jablonowskische historische Societät, die deutsche Gesellschaft und mehrere andere. Unter den neuesten Anstalten gehört das churfürstliche Institut für Taubstumme. Unter den Gebäuden der Stadt ist die Börse eines der vornehmsten. Das prächtige Gewandhaus enthält auf einem großen Saal die Rathsbibliothek, welche von verschiedenen Gelehrten in mehr als einer Rücksicht der Universitätsbibliothek vorgezogen wird. Auch hier sind schöne Alterthümer, geschnittene Steine, Münzen, Naturalien u. d. gl. zu sehen. Diese, wie auch die Universitätsbibliothek, wird wöchentlich zwey Mahl eröffnet. Ferner sind die Hohenthalischen oder Homannischen, Kocheschen, Stiplitzischen und Bartheliſchen Höfe, imgleichen das Enoch-Richterſche (vormahls Romanuſſiſche) Haus, das Kloster, die Hanſiſchen, Apeliſchen, Curtiuſſiſchen u. ſ. w. Häuſer, und noch viele andere ſchöne Gebäude, wie auch das Zucht- und Waiſenhaus merkwürdig. Auerbachshof iſt wegen der Menge ſeiner Gewölbe, darin viele Koſtbarkeiten, als Gold, Silber, Edelſteine, Uhren u. ſ. w. feilgeboten werden, in Meßzeiten der ſehenswürdigſte Sammelplatz von Perſonen beyderley Geſchlechts.

Ueberhaupt iſt Leipzig wegen ſeiner Stapelgerechtigkeit und wichtigen Wechſelhandels eine der berühmteſten Handelsſtädte in Deutſchland. Auf den drey jährlichen Meſſen, an Jubilate, zu Michaelis und zum neuen Jahre, wird mit in- und ausländiſchen Waaren und Gelde, großer Verkehr getrieben. Unter den vielerley Arten der Handelſchaft iſt beſonders auch der Buchhandel emporgeſtiegen, (wovon ich unten noch etwas anfüh-

führen werde, ob schon im 7ten Th. der Encyklopedie, Art. Buchhandel, auch schon einiges sich auf Leipzig Beziehendes gesagt worden,) wozu die dasigen Gelehrten und die schönen Buchdruckereyen vieles beytragen; von welchen letztern die berühmte Breitkopfische Officin mit ihren Schriften und Schriftgießereyen, auch neu erfundenen Noten und Landkartendruck, vorzüglich verdient besehen zu werden.

Außerdem giebt es hier Seidenfabriken, Gold- und Silberspinnereyen, Seidenfärbereyen, Tapeten- Leinwand und Cattundruckereyen, eine neue Spielkartenfabrik, auch wird Wachsleinwand, Leder und Berlinerblau zubereitet.

Um die Stadt herum machen die schönen Gärten ein prächtiges Ansehen. Von Naturalien und Kunstsachen enthalten die Linkischen, Richterischen und Stiglitzischen Cabinette, imgleichen von Gemählden und Handzeichnungen die Winklerischen und Richterischen Sammlungen, viele Sehenswürdigkeiten. So sind auch die Monumente des 1769 verstorbenen Professors Gellert in der Johanniskirche, und dem Wendlerischen Garten, vor dem grimmischen Thore besonders betrachtenswerth. Auf der neuen Esplanade, in der Peters-Vorstadt ist seit dem 3ten Aug. 1780 die Bildsäule des Churfürsten Friederich August zu sehen. Die Stadt ist schriftsässig, und auf churſächsischen Landtagen führt sie beym engern Ausschuß unter allen Städten das Directorium.

Von den drey berühmten Messen, deren ich eben gedacht habe, fängt sich die Neujahrsmesse auf den Neujahrstag an, oder, wenn derselbe auf einen Sonntag einfällt, den andern Tag, als am

Montage darnach, dauert 14 Tage, davon die lezten 7 Tage die Zahlwoche genannt werden, und müssen alle Wechselbriefe in solcher auf den 12ten Januar abgetragen und bezahlet seyn, wird auch keine Protestation weiter, als bis 10 Uhr Abends für gültig erkannt. Die Oster- oder Jubilate Messe fängt sich 3 Wochen nach Ostern an, am Sonntage Jubilate, dauert ebenfalls 14 Tage, und es werden die letzten 7 Tage auch als Zahlwoche gerechnet, in welcher die Wechselbriefe des Donnerstags bezahlt seyn müssen, doch wird auch keine Protestation länger als bis Abends um 10 Uhr angenommen, noch für gültig erkannt. Die Michaelismesse fängt mit diesem Feste an, wenn Michaelis auf einen Sonntag fällt; fällt aber Michaelis auf einen Wochentag, so geht die Messe den folgenden Sonntag an. Sie währet auch 14 Tage, wovon die 7 letzten die Zahlwoche sind, und also ebenfalls am Donnerstage bis Abends um 10 Uhr die Wechsel bezahlt seyn müssen, und nachher keine Protestation weiter angenommen wird.

Wenn an gemeldeten Tagen die Messe öffentlich eingeläutet worden, so geschieht in den folgenden 4 ersten Tagen die Acceptation der Wechselbriefe, und kann solche in der Neujahrsmesse, längstens den Tag vor Ausläutung des Markts, welche jederzeit am achten Tage der Messe erfolget, geschehen; in der Oster- und Michaelismesse aber gilt solche bis auf den Freytag Vormittag um 10 Uhr sonst müssen sie protestirt werden. Von solcher Ausläutung bis den 5ten Tag wird die Bezahlung, s wohl per Rescontro, als auch baar gethan, wi gen Falles man protestiret.

Gewöhnlich wechselt man von Hamburg die Messe, und stellet die Briefe in Reichs

Courantgeld zu zahlen, wofür 30 Procent, weniger oder auch mehr, Agio decourtiret, und die Valuta in Banco abgeschrieben wird; in Leipzig aber zahlen sie in der Zahlwoche mit guten neuen gangbaren Zweydritteln und guten Groschen. Wobey zu merken, daß die Wechselbezahlung geschiehet, in sächsischer Conventionsspecies, welche nach dem Zwanzigguldenfuß oder Conventionsfuß ausgeprägt ist.

Die Meßgerechtsame der Stadt Leipzig wurde schon 1497 vom Kaiser Maximilian dem Ersten bestätiget, und man kann den Inhalt dieser Bestätigung nebst den übrigen Meßprivilegien nachsehen in Paul Jacob Marpergers Beschreibung der Messen und Jahrmärkte ꝛc. Leipzig 1710 S. 213 bis 246.

Das Wapen der Stadt Leipzig ist einmahl getheilt, und führet vorne einen zum Streite bereiteten goldenen Löwen mit offenem Rachen, vorgeschlagener rother Zunge, doppelt in die Höhe gewandtem Schwanze und Waffen im blauen Felde; hinten aber hat es zwey blaue Pfähle im goldnen Felde.

Jetzt will ich noch etwas von der **Buchdruckerey** und dem **Buchhandel** Leipzigs als einer zur Kunstgeschichte gehörigen Sache, anführen. Der jetzt in Leipzig sich befindende Flor der Buchdruckerey und der Stapel des Buchhandels sind nicht durch Zufall, nicht durch Gelegenheit der Waarenmesse entstanden, sondern sie sind ein Werk von 300 Jahren, und eine Folge des allmählig zugenommenen Flors der Wissenschaften in Sachsen, und die Anzahl der Druckereyen und das Uebergewicht des Buchhandels, wuchs in eben dem Verhältniß in Leipzig, als Sachsen überhaupt damahls das Uebergewicht über dem vormahls in Vorderdeutschland gewesenen Sitz der Wissenschaften erhielt,

Zum Vortheile der zu Anfange des 15ten Jahrhunderts in Leipzig eingezogenen Musen, ward in der Mitte desselben Jahrhunderts die Buchdruckerey erfunden, und schon ums Jahr 1479 oder 1480 erhielt Leipzig die erste Buchdruckerey mit dem aus Nürnberg zum Professor berufenen Andreas Friesner, welcher als Corrector und Gesellschafter des Buchdruckers Sensenschmidt in Nürnberg, seinen Druckereyantheil mit nach Leipzig brachte, den leipziger Studien hülfreiche Hand bot, die Ausbreitung der Wissenschaften ihnen zu erleichtern. Die Anzahl der Buchdrucker vermehrte sich, wie ihre Pressen, in wenigen Jahren, und eine Menge von Büchern kamen durch sie in Leipzig zum Vorschein, die für die Studien so vortheilhaft gedruckt waren, daß sie die Lehrer zu ihren Vorlesungen und die Zuhörer, die Anmerkungen ihrer Lehrer zwischen den Zeilen zu bemerken, anwenden konnten. Eine Reihe von 19 Buchdruckern trieben neben und nach einander in Leipzig ihre Geschäfte, und benutzten die Producte ihrer Kunst selbst, wie sie konnten bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts.

Erst um das Jahr 1545 fanden sich die beiden ersten Buchhändler, Steiger und Boskopf in Leipzig ein, die neben den damahls nun schon starken Buchhandel treibenden berühmten Buchdruckern Wolrab, Papa, Vögelin, Beyer und Lamberg, sich zu Mittelsmännern bey dem Debite der gelehrten Producte machten, und dabey auch anfingen, die Buchdruckereyen in Leipzig selbst etwas zu beschäftigen. Die Bücher wurden nach Frankfurt zur Messe geführt, wohin bereits der Faustische Eydam, Peter Schoiffer, seine Bücher zum Verkauf brachte.

Herr

Herr Philipp Wilhelm Gerken will in seinen Reisen durch Schwaben, Bayern, die angränzende Schweiz, Franken, die Rheinische Provinzen und an der Mosel. — Stendal, 1786. Th. 3. S. 44. als etwas Sonderbares angeben, daß die ersten Buchdrucker zu Mainz ihren Geschlechtsnahmen selbst selbst erst verändert haben. Er sagt daselbst an angeführten Orte in der Anmerkung: „Sonderbar ist, daß diese ersten Buchdrucker zu Mainz „ihren Geschlechtsnahmen selbst so oft verändert haben. In den ersten Drucken hat sich der Peter, „Scheiffer geschrieben. Nachher zuweilen Schäffer, auch wohl Schoyffer, und gar Peter „Gernsheim, wie im Jahr 1459 bey dem Druck „des Durandi Nationale divinorum officiorum „etc. — Seine Nachkommen, nähmlich Johann „Scheffers, haben diesen Nahmen in der Folge „beybehalten, die sich zu Straßburg ꝛc. niedergelassen, von welchen der berühmte schwedische Gelehrte „Johann Scheffer abstammt, der der Stammvater der jetzigen schwedischen Grafen von Scheffer ist. S. Giorwell Leben Johann Scheffers.

Wenn ich nun gleich den Herrn Gerken nicht geradezu widersprechen will, so glaube ich doch hiegegen — oder wenigstens zur Aufklärung dieser Sache dem Publicum etwas liefern zu können: Es hat seine völlige Richtigkeit, daß Schoiffer sich auch Schonffer und Schöffer geschrieben, und dieses kam daher, weil man zu den damahligen Zeiten noch überhaupt, unter den Gelehrten und Halbgelehrten keine festgesetzte Schreibart hatte, sodern oft nicht richtig buchstabirte und schrieb, wovon mehr als tausend Beyspiele anzuführen sind, und man sich zuerst aus den Unterschriften der Urkunden davon überzeugen kann, wo zwey leibliche Brüder zuweilen ihren Nahmen verschieden schreiben. Man schwa-

te damahls überall, sowohl der Aussprache, als in der Schrift, weil im Ganzen, da noch die gedruckte Schrift nicht überall bekannt war, auch keine festgesetzte Schreibart als allgemein gültig angenommen werden konnte.

Daß aber dieser Schoiffer oder Scheffer sich Gernsheim nennt, scheint auch einen ganz gültigen Grund zu haben, und diesen entlehne ich aus: Wohleingerichtete Buchdruckerey, mit hundert und ein und zwanzig Teutsch- lateinisch- Griechisch- und Hebräischen Schriften, vieler fremden Sprachen Alphabeten, musicalischen Noten, Calenderzeichen, und medicinischen Characteren, ingleichen allen üblichen Formaten bestellet, und mit accurater Abbildung der Erfinder der löblichen Kunst nebst einer summarischen Nachricht von den Buchdruckern in Nürnberg ausgeziert. Nürnberg 1733 wo gezeigt wird, daß der Schoiffer oder Scheffer auch sogar Opilio und von Gernsheim genannt wird. Es heißt hier, wo von Johann Gutemberg geredet wird:

„Es mag seyn, daß dieser Gutemberg dem „Coster nachgeahmet, wenn er anfänglich ein Vo„cabel-Buch, Catholicon genannt mit obbeschrie„benen Holzformen abgedruckt: allein, er bliebe „nicht dabey, sondern dachte der Sache besser nach, „und kam endlich so weit, daß er einzelne Buchsta„ben bereitete. Einige geben ihn für einen Gold„schmidt aus, und wenn dieses also wäre, so wäre „freylich leicht zu begreiffen, wie er darauf verfal„len sey, Matrices und Modelle zu verfertigen, „aus denen er hernach die Buchstaben von Erz, Mes„sing oder Zinn, gegossen. Diese waren, wie erst „von den hölzernen gesagt worden, durchlöchert, daß „man so viel, als davon auf eine Zeile gehen, mit einem

„einem Drath an einander ſtecken, und aus vielen „Zeilen eine Form zuſammenſetzen muſte. — — — „Jedoch hat Gutemberg wegen der großen Unkoſten „das Werk nicht allein fortgetrieben, ſondern Jo„hann Fauſten“ (dieſer wird in oben angeführter Schrift: Durand. ration. divin. offic. Johannes fuſt civis moguntinus genannt, Gerken, a. a. O. S. 39. n. 2) „zu ſich in Compagnie, und „beide mit einander den Peter Opilio, oder Schef„fern von Gernsheim, einen anſchlägigen Kopf „zum Gehülfen genommen, welcher eine leichtere Ma„nier des Schriftgießens erfunden.“ u. ſ. w.

Dieſer Scheffer war nicht allein der Schwiegerſohn Johann Fauſts, der ſonſt auch Gänſefleiſch geheißen, wie aus oben angeführtem Werke von der Buchdruckerey erhellet, indem Fauſt ihm ſeine Tochter Chriſtine zur Ehe gab, mit welcher er den Johann Scheffer zeugte, ſondern, es hatte ihn auch Fauſt an Kindesſtatt angenommen, und im Jahr 1467 hatte er ſchon ſeine Buchdruckerey für ſich allein.

Weshalb er ſich von Gernsheim nennet, kann verſchiedene Urſachen haben, wovon ich nur zwey, die mir wahrſcheinlich vorkommen, anführen will.

Erſtlich, es war ſchon viel früher, und auch noch nach der Reformation ſehr häufig der Gebrauch unter Rittern, Gelehrten und Künſtlern, wie es auch noch jetzt unter den deutſchen Juden und Handwerksburſchen üblich iſt, ſich nach dem Geburtsorte, oder der Vaterſtadt, oder dem Stammhauſe zu nennen, (ſo wie ſie damahls auch oft den Geſchlechtsnahmen ausließen und nur den Taufnahmen und denjenigen der Vaterſtadt gebrauchten,) und daher iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Peter Opilio

Schef-

Scheffer zum Unterschiede von andern Scheffern sich von Gernsheim genannt habe, weil er vielleicht aus dem churmaynzischen Städtchen Gernsheim oder Geresheim gebürtig seyn mochte. Auf diese Vermuthung werde ich mittelst der Urkunden vom zwölften, dreyzehnten, vierzehenten u. s. w. Jahrhunderte gebracht wo sich die Ritter sowohl, als auch die Gelehrten nach ihrem Stamm- oder Geburtsorte nennen, und die Prädicate de, a und von bedeuteten zu den Zeiten nichts weiter, als daß sie den Ort bewohnten, oder daher stammten. Eine mir eben zur Hand liegende Urkunde vom 12ten Febr. 1270 kläret dieses weiter auf. Sie betrifft den Umstand, da Pribislav, Herr zu Wenden, (dictus de slavia) den Grafen zu Schwerin Gunzelin und Helmold das Land Parchim überläßt. Sie ist in lateinischer Sprache auf Pergament geschrieben, und befindet sich in dem herzoglichen Archive zu Schwerin. Man findet sie aber auch schon gedruckt und mit einer Uebersetzung in der Monatsschrift von und für Mecklenburg, 5tem Stück, Nov. 1788. Hier heißt es am Ende: „Hujus facti nostri testes sunt nobilis vir Comes „Henricus de dannenberge, Iohan„nes de witenborch decanus Zwerinensis, „Richardus de luneborch, Iohannes „de Trebowe, Magister Mauritius „ibidem canonici, Dominus Daniel Prior „de Reynevelde et Dominus Sifridus Mona„chus ibidem, Henricus de Insula, Ar„noldus Brusehavere, Iohannes de „Brusewiz. Deneke de Welzin, Her„mannus dictus Rotzkule, dominus Reyn„boldus Scerf, Floreke de Stut, Eri„cus de Luneborch et Nicolaus dictus vos „de Reberge et alii quam plures etc.“

Wenn

Wenn nun ein mit Kenntniſſen verſehener Diplomatiker über dieſe Urkunde kommt, und will hieraus das Alter der Familien beweiſen, ſo wird er ſich wenig an das Prädicat *de* kehren können, wo er nicht ſehr irre geführet werden will. Wenn er z. B. nun das Alter der Familie von Rehberg aus dieſer Urkunde erweiſen wollte, da der letzte unterſchriebene ſich *Nicolaus* dictus *Vos de Reberge* nennet, ſo würde nur bloß der Unwiſſende ihm glauben können — indem es aus Urkunden und Acten bekannt iſt, daß die v. Voſſche Familie ſchon längſt vorher, als dieſer angeführte Vergleich geſtiftet und unterſchrieben wurde, das Gut Rehberg in Vorpommern beſaß. Einzelne Glieder von dieſem Stamme, (vielleicht haben ſich mehrere damahls zu Rehberg aufgehalten, wie es in alten Zeiten üblich war,) nannten ſich in deutſchen Unterſchriften: Vos von dem Rehbarge. Hier war Vos der Familiennahme, und Rehberg der Ort ihrer Herkunft.

Damahls hatte man in dem nördlichen Deutſchland noch keinen Briefadel, wenn er gleich unter den römiſchen Kaiſern ſchon Statt gefunden haben mag. Unter den deutſchen Kaiſern finden wir das erſte wirkliche Zeichen eines ſchriftlichen Adelsbriefes im Jahr 1278, alſo noch acht Jahre ſpäter, als obige Urkunde entſtand, vom Kaiſer Rudolph dem Erſten, welcher die Eliſabeth von Maltitz Gemahlinn des Markgrafen von Meiſſen, Heinrichs des Erlauchten, mittelſt eines Adelsbriefes in den Adelſtand erhob, *) und es iſt wahrſcheinlich, daß

(*) Ein Mehreres über den Briefadel kann man nachleſen in Dr. Joh. Fr. Joachims Sammlung vermiſchter Anmerkungen, in welchen unterſchiedene in die Staats- und Lehnsrechte, wie auch in die Geſchichte gehörige Sachen abgehandelt werden. Halle, 1753. Th. 1. S. 113 — 140.

daß nachdem der Briefadel entstand, auch nur das Prädikat *de, a* oder von erst zum Zeichen der adlichen Würde genommen wurde. Dennoch aber finden wir in den alten Schriftstellern, weil es nie durch ein Verbot aufgehoben, sich nach dem Geburtsorte von andern gleiches Nahmens, zu unterscheiden, daß sich viele Menschen von allerley Schlage, wie ich auch schon vorher angeführt, immerfort den Nahmen ihres Geburtsortes zugeeignet haben, welches zuweilen gar von den Nachkömmlingen beybehalten worden, wodurch manches Mahl Ungewißheit bey den Diplomatikern entstanden.

Es kann also eben dieser Fall bey dem Schoiffer, Schoyffer oder Scheffer von Gernsheim Statt finden, ohne daß er je als Nobilis angesehen worden.

Sollte aber obgedachter Scheffer nicht aus Gernsheim gewesen seyn, so ists auch möglich, daß er nur diesen Nahmen, da er in der Buchdruckerkunst als Geselle eingeweihet worden, angenommen habe, und dieses kann

Zweytens aus folgendem erhellen: Vielleicht ist das Städtchen Gernsheim zwischen Worms und Oppenheim ihm ein vorzüglich angenehmer Ort gewesen — vielleicht hat er dort ein Jünglingsglük gehabt, welches ihm unvergeßlich geschienen — vielleicht ist er dort auf Schulen, oder in der Lehre gewesen — und als er darauf zum Buchdrucker ausgeschrieben, hat er sich als ein freyer Künstler auch den Nahmen Gernsheim beygelegt. Dies konnte ihm zu den Zeiten nicht übel gedeutet werden, da fast alle, die sich über den Staub zu erheben suchten, ihre Nahmen, und wenn es auch nur zur lateinischen oder griechischen Sprache

che war, umtauften. Da aber auch nach Siegmunds von Birken österreichischem Ehrenspiegel B. 5. Cap. 2 der Kayser Friederich den Buchdruckern Gold zu tragen erlaubet, und sie dem Adel- und Gelehrtenstande gleich gesetzet hat, wie auch besonders den Schriftsetzern, einen Adler, den Druckern aber einen Greif, mit den Druckerballen in der einen Klaue, und beyde Wapen mit offenem Helme gezieret hat, so kann auch vielleicht dieser Schoiffer als ein quasi nobilis sich des Nahmens von Gernsheim, um sich unter den Seinigen auszuzeichnen, bedient haben, welches ihm damahls gewiß keiner übel genommen, und die Sache an und für sich auch keinen Streit und keinen Zweifel unter seinen Zeitgenossen verursacht haben wird.

Ich komme wieder auf Leipzig und die dortigen Buchdruckereyen und Buchhandel zurück. Die beständigen Kriege im 16 und 17ten Jahrhunderte welche, so wie für andere Länder auch für Sachsen so schädlich waren, und besonders leipzig sehr mitnahmen, mußten nothwendig auch den Wissenschaften, und denen, die ihnen dienten, schädlich werden. Die bisher blühenden Buchdruckereyen wurden dadurch so sehr entkräftet, daß bey dem Buchdrucker-Jubiläum in leipzig 1640, nicht mehr als fünf schwache Buchdruckereyen übrig waren, welche überhaupt nicht mehr als 14 Arbeiter förderten; und es gehörten volle 100 Jahre dazu, ehe sich die Buchdruckerey von ihrem damahligen Verfalle wieder erholen konnte.

Der Buchhandel hatte eben so gelitten, und die kummervollen Umstände der leipziger Buchdrukker dauerten bis in das erste Drittel des 17ten

Jahrhunderts, und nur etliche von ihnen, Mehrlich, Am Ende und Ritzsch erholten sich in etwas, da sie wieder eignen Verlag zu unternehmen wagten, deren dadurch angewachsene Verlagshandlungen theils wieder durch ihre Töchter, theils durch Kauf in ansehnliche Buchhandlungen damahliger Zeit übergingen. Der Selbstverlag der übrigen Buchdrucker schränkte sich nur auf einige kleine Schulbücher, alte Volksromane und den Handel mit Disputationen ein, welcher in den leipziger Messen durch 50 und mehrere Buchdrucker aus den Akademien in Deutschland bis in die Mitte dieses 18ten Jahrhunderts mit den jährlichen neuen Disputationen getrieben wurde, der aber nunmehr in Verfall gerathen ist.

Indessen hatte die Cultur der litteratur aller Art in Ober- und Niedersachsen, Schlesien und Preussen sehr zugenommen, und wie die Bücher in allen Wissenschaften sich gemehrt hatten, so übertrafen sie die aus dem Vorderdeutschlande auch am innern und äußern Werthe. Die leipziger, und einige andere sächsische Buchhändler besuchten zwar, ihrer Verbindung halber mit den Buchhändlern der dasigen Gegend, die Frankfurter Messe: es hatte sich aber auch schon die Buchhändlermesse in leipzig damit angefangen, daß sogar die Neujahrsmesse nicht ganz ausgeschlossen, und von nahen Buchhändlern ebenfalls besucht wurde, so daß in der Neujahrsmesse 1667 eine Privilegien-Insinuation der Bücher-Commission von 29 leipziger und fremden Buchhändlern unterschrieben wurde; und in der Ostermesse desselben Jahres unterschrieben nun allein schon 19 fremde Buchhändler. Bey der Vermehrung der fremden, nach leipzig kommenden Meßbuchhändler, hörte in der

Mitte

Mitte des jetzigen Jahrhunderts die Besuchung der Frankfurter Messe von den hiesigen Buchhändlern völlig auf. Die weiter entfernten dänischen und schwedischen Buchhändler waren nur sehr selten dahin gegangen; sie hatten aber schon angefangen, ihres nöthigen Umsatzes wegen, nach Leipzig zu kommen, oder auch von Leipzig aus sich mit den neuen Büchern sortiren zu lassen; und die Frankfurter und andere bisher nach Frankfurt gegangenen Meßbuchhändler wurden daher genöthiget, nach vollbrachten Frankfurter Meßgeschäften, ebenfalls nach Leipzig zu kommen, um ihre Bücherlager auch mit den Büchern der Leipziger Messe zu versehen.

Da nun einige von den Leipziger Buchdruckern wieder angefangen hatten, einige Verlagsbücher für sich selbst zu drucken, so that sich unter ihnen besonders der ältere Breitkopf hervor, der mit Unterstützung einiger Gelehrten etliche Werke von Werth druckte, die sowohl ihrer innern als äußerlichen Beschaffenheit wegen Beyfall erhielten. Dies zog ihm Arbeit von auswärtigen Buchhändlern zu. Es wurde nun der Anfang gemacht Niederlagen und Läden in Leipzig zu suchen, um dadurch künftig die Frachten zu ersparen, die sie bisher zum Transport ihrer Bücher zum Meßdebit, hatten aufwenden müssen, wozu besonders die entferntesten den ersten Schritt thaten.

Diesen folgten bald andere, und Breitkopf konnte nun nicht nur seine eigenen fünf Pressen mit seiner eigenen und fremden Arbeit unterhalten, sondern, er unterhielt noch drey andere Druckereyen von dem, was er selbst nicht bestreiten konnte. Die Druckereyen hatten durch

diese Gründung des Buchhändler-Stapels in Leipzig so sehr zugenommen, daß bey der zweyten Jubelfeyer der Buchdrucker 1740, achtzehn Druckereyen daselbst vorhanden waren, welche 160 Arbeiter förderten. Der ältere Jacobäer, der nachher aus der Breitkopfischen Schule in die Officin des verstorbenen Schniebes versetzt wurde, ahmte seinen Lehrer im Umtriebe der Druckerey, und in eigenem Verlage eben so fleißig nach; und seit dieser Zeit ist die Anzahl der Pressen in Leipzig so hoch gestiegen, daß im Jahre 1793 deren 78 waren, die an 350 Arbeiter unterhalten konnten, wenn sie gehörig mit Arbeit besetzt wären. (*)

Wie vortheilhaft diese lage des Buchhandels und der Buchdruckerey in Leipzig für das land überhaupt seyn müsse, ist daraus leicht zu berechnen, daß zum Umtriebe dieser Geschäfte, nur allein für Leipzig jährlich 6000 Ballen Papier nöthig sind, wodurch wenigstens 30 Papiermühlen in Arbeit und Nahrung gesetzt werden. Den Mittelpreis dieser in so mancherley an Größe und Werthe verschiedenen Sorten Papiere nur zu 12 rthl. gerechnet: so bringen sie dem lande wenigstens 72000 rthl. und durch die darunter befindlichen Schreibpapiere mit einiger Erhöhung dieses Preises 80000 rthl. und mehr ein, davon ⅞tel sicher vom Auslande gezogen werden. Oel, Ruß und andere Producte des landes nicht gerechnet, die bey so einer Anzahl von Pressen, immer etwas beträchtliches ausmachen.

Den

(*) Jonrnal für Fabrik, Manufactur und Handlung. Jahrg. 1793 5. B. S. 6. Ueberhaupt aber kann man dieses erste Stück: über Buchdruckerey und Buchhandel in Leipzig, *zu mehrerer Nachricht*, nachlesen

Der Vortheil, welchen Leipzig besonders durch den ungestörten Umtrieb seiner Druckereien und der damit verbundenen bisherigen Lage des Buchhandels hat, ist sehr wichtig. Wenn z. B. 350 Arbeiter bey den Druckereyen erhalten werden, wovon gegen ⅔tel verheirathet sind; so erlangt die Stadt dadurch auf 80 Familien; an Miethzinsen und andern Abgaben eine beträchtliche Summe Geld; die verschiedenen Gewerbe der Stadt einen stärkern Zugang; und die Stadt selbst eine sich vermehrende Anzahl Einwohner. Der Vortheil welchen die Stadt von etwa 300 Buchhändlern hat, die aus allen Gegenden Deutschlands, aus der Schweitz, Dännemark, Schweden, Liefland, Böhmen und Ungarn, des Buchhandels wegen nach Leipzig kommen, beträgt für eben so viele Wohnungen, läden und Niederlagen, zum niedrigsten gerechnet, jährlich eine Summe von etlichen tausend Thalern; die andern Nahrungszweige an Frachten, Zehrungen, Einkauf mancher Waarenartikel ungerechnet, so daß alle Arten von Gewerke davon Nutzen nnd Nahrung erhalten; zumahl, da keine andere Meßfremde der Geschäfte wegen sich in Leipzig so lange aufhalten, als es die Buchhändler, ihrer sich verzögernden Geschäfte halber zu thun, mehrentheils gezwungen sind. Nicht weniger sind die Arbeiten der Correctoren, der Zeichner, Formschneider, Kupferschmiede, Kupferstecher, Kupferdrucker, beträchtlich, welche alle das Ihrige zu dem Einkommen für Leipzig beytragen, das allein aus dem hier sich eingerichteten Bücherdrukke und Bücherhandel fließt.

Leipziger Fuß, (der) ist eine gewisse Vereinbarung in Hinsicht des Münzwesens, und es hatte derselbe seinen Anfang im vorigen Jahrhundert.

Denn, am 16ten Jan. 1690 verglichen sich Churſachsen, Churbrandenburg und Braunſchweig dahin, daß zur Steurung des im Münzweſen eingeriſſenen Betruges, die Mark feines Silber, in großen und kleinen Münzſorten, zu 12 Rthl. ausgemünzt werden ſollte. Und, weil dieſer Vergleich zu Leipzig geſchloſſen worden, ſo iſt der darin beliebte Münzfuß, nachher der Leipziger Fuß genennet worden. Ein Mehreres hierüber kann man in des würdigen Hrn. Hofrath Beckmanns Anleitung zur Technologie ꝛc. (vierte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe) Göttingen 1796 S. 604 fgg. finden.

Vom Leipziger und Zinniſchen Fuße findet man Nachricht in Marpergers Beſchreibung der Banken S. 75 fag.

Leipziger Gebackenes, wird auf folgende Art gemacht: Nachdem vorher drey Viertel Pfund Butter geſchmolzen, alsdann ein wenig hingeſetzet, damit das Salz zu Grunde fällt, abgeklärt, und, ſo lange, bis ſie kalt und wie ein Brey iſt, gerühret worden: ſo wird das Gelbe von 12 Eyern, und das Weiße von zweyen allmählig hinein gequerlt. Hierauf muß man ein halbes Pfund ſchönes Mehl, ſechs Löffel voll ſüße Milch ein wenig Salz, wie auch zwey Hände voll zart geſtoßene Mandeln wohl darunterrühren, bis es zähe wird, es in eine zugerichtete Form thun, an einen warmen Ort ſetzen, daß es aufgeht; und wenn es im völligen Aufſteigen iſt, ſogleich mit der Form in eine Tortenpfanne ſetzen und gar backen, alsdann wird dieſes Backwerk ſchön und wohlſchmeckend werde

Eine Vorſchrift zu einem ähnlichen Ba werke, welches aber mit noch mehreren Umſt den verknüpft iſt, findet man in dem Unterr für ein junges Frauenzimmer, das Küche

Haushaltung selbst besorgen will ꝛc. Magdeburg, 1784. S. 294 fgg. unter den Nummern 543. 544.

Leipziger Lebkuchen. Hierzu wird ein halbes Pfund Zucker, ein Viertel Pfund Mandeln, ein Quentchen Gewürznelken, ein halbes loth Muscatenblüthe, eben so viel Cardamomen, zwey und ein halbes loth eingemachten Ingwer, nebst drey loth Zimmet, drey loth Citronen oder Pomeranzenschalen, fünf loth Citronat, wie auch Mehl genommen, alles unter einander gewirkt, bis es sich drucken oder formen läßt; alsdann backt man die Kuchen in beliebiger Form im Ofen, und wer Freund von dergleichen Speisen ist, wird auch hier mit Vergnügen finden, daß dieses Gebackene den Gaumen kitzeln kann.

Leipziger Kreis, ist ein Theil des Markgrafthums Meissen, und begreift das Kreisamt Leipzig, die Aemter Düben, Eulenburg, Grimma, Leißnig, Colditz, Rochlitz, Mutzschen, Pegau, Borna, Delitzsch, Zörbig, nebst dem Stift und Amt Wurzen: imgleichen die Herrschaften Pönig, Wechselburg, Rochsburg und Remsa, welche den Grafen von Schönburg unter Churſächsischer Hoheit zugehören.

Leipziger Lerchen; s. Lerche.

Leipziger Probe, ist bey den Zinngießern die Proportion des Bleyes, welches zum Zinn gemischt wird, so wie es in Leipzig geschieht. Es existirte solche schon im Jahr 1592, und es richteten sich verschiedene andere Länder darnach. Man sehe Dr. Adrian Beyers allgemeines Handlungs- Kauf- Berg- und Handwerkslexikon. Jena. 1722. S. 251.

Leipzis, ist eine Art Sarsche, die zu Amiens ge-

macht wird, und nicht völlig eine halbe Elle breit liegt.

Leir; s. Laur.

Leire oder **Lethre** war die ehemahlige Residenz der Könige in Dännemark, und befand sich auf der Insel Seeland. Als Harald König in Dännemark in Schonen im Treffen umkam, wurde sein Körper dort verbrannt, seine Asche und Gebeine aber in eine Urne gesammelt, und auf Befehl des schwedischen Königs Ring nach Leire überbracht, und daselbst mit seinem Pferde und Waffen königlich begraben.(*)

Leirhnjukur, ist ein Feuerspeyender Berg auf der Insel Island, welcher den 19ten April 1725 angefangen Feuer zu speyen. Er ist nicht weit vom Hekla entfernt.

Leiria, ist eine ziemlich große portugiesische Stadt in einem angenehmen Thale in Estremadura, am Flusse Liz, der sich hier mit dem Flusse Lena vereiniget, mit einem alten Castel, welches auf einer Höhe lieget. Sie enthält zwey Pfarrkirchen, darunter auch die ansehnliche bischöfliche Cathedral-Kirche ist, etwa 3500 Einwohner, ein Armenhaus, ein Hospital und 4 Klöster. Das hiesige Bisthum ist 1545 errichtet worden. Sie ist der Hauptort der Correiçaõ und der Sitz eines Corregedor, Provedor und Juiz de fora. Ehemahls haben einige Könige hieselbst gewohnet. zu ihrem District gehören 24 Parochien. Das hiesige Bisthum steht unter dem Erzbischofzu Lissabon.

Leis, (Alt) ein churfächsisches Dorf im Meißner Kreise im Amte Großenhayn, ohnweit Großenhayn, nach Dallwitz gehörig.

Leis,

(*) *Saxo* Histor. Dan. p. 147. *Ericus* Upsal. lib. 2. Hist. Sued. Gothor n. 27. p. 18.

Leis, (Neu) iſt ein dergleichen Amtsdorf bey dem vorigen.

Leiſa, auch **Leyſa**, ein fürſtlich heſſen-darmſtädtiſches uraltes Dorf in Ober-Heſſen im Amte, und bey Battenberg.

Leiſau, auch **Leuſau**, ein Markgräflich Bayreutiſches Dorf in Franken, im Amte und bey Goldcronach.

Leisborn, biſchöflich Münſterſches Dorf und alte Benedictiner Abtey, in Weſtphalen, im Amte Stromberg, eine Meile von Lippſtadt.

Leiſe, **Geleiſe**, **Leuſe** plattd. **Leus**; ſ. Th. XVII der Encykl. S. 98 fgg. Art. Geleiſe.

Leiſe, (adject. et adverb.) in den Graden leiſer und leiſeſte, bedeutet im eigentlichſten Verſtande diejenige Eigenſchaft des Schalles, nach welcher derſelbe nur ſchwach, oder ſehr wenig in das Gehör fällt. Beym Notker findet man liſo bey dem Willeram lisno, im Niederſ. liſe. Es kann dieſes Wort mit dem Worte fliſtern oder flüſtern, wie die Niederſachſen hochdeutſch reden, der Bedeutung nach in Verbindung ſtehen, da ein Flüſterer oder Fliſterer, ein leiſe Redender iſt. Kaiſersberg braucht lisnen für Ziſcheln, fliſtern. Es ſcheinet daher mit laß, los, lauſchen, dem Schwed. liſa, Muße, Ruhe, Franz. Loiſir. Engl. Leiſure, dem Däniſchen lys, hell, klar, licht, liſe, mildern, und dem alten deutſchen leis, tief:

Fürwahr, ihr ſeyd ein theurer Mann
Geſchickt zu ſtehen hoch und leiß, —
(Theuerdank Kap. 18)

nur eine zufällige Aehnlichkeit im Klange zu haben.

Nach einer weitern Bedeutung wird dieses Wort in manchen Fällen des gemeinen Lebens, besonders in Oberdeutschland gebraucht, um einen schwachen, geringen Grad der innern Stärke zu bezeichnen. Z. E. leise reiten, für langsam reiten. Leise gebackenes Brod, welches wenig oder schwach gebacken ist.

Eigentlich nimmt man aber dieses Wort gewöhnlich in oben angeführter erster Bedeutung; z. B. leise reden, sprechen, singen. Eine leise Stimme. Joel ging leise zum Sissera hinein, Richt. 4, 21. Und sie kam leise — und legte sich, Ruth, 3, 7. David schnitt leise einen Zipfel vom Rock Sauls, 1. Sam 24. 5. Daß die Stimme der Müllerin leise wird, Pred. 12, 4. Leise einher treten. Ein leiser Gang. Einem etwas leise in das Ohr sagen, u. s. w. Figürlich aber die Bedeutung noch weiter ausgedehnt, z. E. fähig, auch den leisesten Schall zu empfinden. Sehr leise hören. Ein leises Gehör haben. Leise schlafen. Ein leiser Schlaf. u. s. w.

Herr Stosch nimmt die Wörter sanft, sachte, leise, gemach, gemächlich und langsam, unter einer Rubrik zusammen, und setzt alsdann ihre Bedeutungen auseinander. Es bezieht sich daher nach ihm das Wort sanft, auf das Gefühl; sachte und leise auf das Gehör und den Ton; gemach auf die Bewegung; gemächlich auf die Mühe und Beschwerlichkeit, und langsam auf die Geschwindigkeit, wovon es der Gegensatz ist.

Wenn nun zwar alle diese Wörter im Allgemeinen eine gewisse Sanftheit bedeuten, die schwach auf das Gehör, äußeres und inneres Gefühl, und Kraft des Menschen wirket, so kann

man

man deshalb **doch** nicht eins für das andere ſetzen, weil **ein jedes** nach dem Sprachgebrauche, wie ich eben **angeführt** habe, ſich auf gewiſſe beſondere **Umſtände** bezieht, und auch wieder beſonders figürlich **gebraucht** wird. Ich kann daher, wenn ich **den ruhigen**, ſtillen, gefühlvollen und nicht leicht **in Hitze** zu bringenden Charakter eines Mädchens **mit** einem Worte benennen will, nicht ſagen, **es** ſey ein ſachtes — leiſes — gemächliches **oder langſames** Mädchen, wodurch entweder unverſtändliche, oder widerſinnige Ideen entſtehen würden; **ich** muß daher: **ein** ſanftes **Mädchen** ſagen.(*) **Unter** andern Umſtänden iſt ſanft und leiſe wieder **einerley**, wenn es ſich auf ein gewiſſes Gefühl **bezieht**; z. B. der Kahn gleitet ſanft oder leiſe **den Fluß** hinab; — das Pferd hat einen ſanften oder **leiſen** Gang.

Das Wort ſachte hingegen, welches eigentlich wohl nicht hochdeutſch ſondern vielmehr urſprünglich plattdeutſch zu ſeyn ſcheinet, ob es gleich unter einigen Bedeutungen in der hochdeutſchen Sprache üblich iſt, wird nur in einigen Redensarten für leiſe genommen werden können, wenn die Sache das Gehör betrifft. Daher ſagt man jemanden etwas ſachte oder leiſe ins Ohr, wenn es kein anderer hören ſoll. Man ſpricht ſachte oder leiſe, wenn man keine ſtarke Stimme oder Bruſt hat. Man gehet ſachte oder leiſe wenn man nur auf den Zehen tritt, um kein Geräuſch zu machen.

Hier iſt aber von der Geſchwindigkeit oder langſamkeit des Ganges nicht die Rede, und ob gleich

*) Eben dieſes kann man auch ſanftmüthig nennen, welches im Platten ſachtmödig, und im holländiſchen Zachtmoedig heißt.

gleich der Holländer statt leise zacht, und statt langsam, langzaam oder onspödig, und nicht zacht sagt; so nehmen wir Deutschen, wenn wir den Begriff der langsamkeit mit dem Worte sacht verbinden, niemals dafür leise. Wenn wir daher einem schnell gehenden Menschen zurufen: gehe leise, so würde er in seinem schnellen Gange fort fahren, und nur in Hinsicht des Geräusches eine Aenderung machen. Heißt es aber: geh sacht, so wird er langsamer gehen. Hieraus würde folgen, daß das Wort leise vorzüglich nur bey Dingen zu gebrauchen wäre, welche auf das Gehör und auf ein gewisses äußeres Gefühl Einfluß haben, wie oben beym Gange des Pferdes, und des Kahnes angemerkt worden.

In Hinsicht der Rede, wenn z. B. jemand all zu geschwinde redet, oder lieset, würde man schon wieder das Wort sachte nicht als ein verständliches Wort gebrauchen können, eben so wenig als das Wort leise. Hier würde man langsam sagen müssen; und so leiden diese Wörter nach dem Sprachgebrauche so mancherley Ausnahmen und Veränderungen, die auch nicht anders, als nach dem Sprachgebrauche regulirt werden können. Ich bin in dieser Hinsicht mit Hr. Stosch nicht ganz einerley Meinung, der auch die Redensart: geh sacht nicht statuiren will — und doch sagt der Gelehrte sowohl als der Ungelehrte sogar, wenn er auf dem Wagen sitzt, und es giebet Stöße, oder eine Ertiefung, wobey man, entweder zu sehr erschüttert zu werden, oder auch umzuwerfen befürchtet, zum Fuhrmann: sachte, sachte! — — dies heißt nichts anders als: langsam, und bedächtlich. Das Wort leise kann in Hinsicht des Fahrens aber nicht anders gebraucht werden, als wenn der Wagen auf einer weichen, bemooseten Ebene geht, wo

es

es nicht allein keine Stöße giebt, sondern das Geräusch von Wagen und Pferden auch unmerklich zu hören ist.

Eben so sagt man auch von einer schönen Tänzerinn: sie tanzt leise — hierunter wird kein Deutscher etwas anders verstehen, als daß sie nicht stürmisch — nicht rauschend — nicht schwerfällig — sondern sanft und leicht tanzet, und ihrem Tänzer keine Arbeit und Mühe, um sie zu heben, oder weiter zu bringen, machet. Es werden also die Sprachlehrer (versteht sich die vernünftigen) hierüber weitere Aufklärung geben.

Leisegar, ist ein churſächsisches Dorf in der Niederlausitz, in der Herrschaft Sorau bey Gassen.

Leisel, Leissel, ein fürstlich hessendarmstädtisches Dorf, in Ober-Hessen, bey Alsfeld.

Leiselheim, auch **Leisselheim**, ist ein Pfarrdorf in der baadenschen Markgrafschaft Hochberg, am Kaiserstuhl gegen den Rhein. Es hatte dieses Dorf in alten Zeiten seine eignen Herren.

Leiselsheim, ein churpfälzisches Dorf in der Unterpfalz, im Oberamte Alzey.

Leisen, ein schwäbisches Dorf in der Grafschaft Königseggrothenfels.

Leisersdorf. (Ober- Mittel- und Nieder-) diesen Nahmen führen drey königl preuß. adliche Dörfer in Nieder-Schlesien, im Fürstenthum Liegnitz, im Goldberg-Haynauischen Kreise.

Leiserwitz, ein adliches Dorf in Nieder-Schlesien, im Fürstenthum Brieg, im Ohlauer Kreise.

Leisetreter, (der) ist ein nur im gemeinen Leben, im figürlichen Verstande übliches Wort, sowohl einen Spion oder Horcher zu bezeichnen — als auch jemanden, der aus Menschenfurcht und un-

zeiti-

zeitiger Gefälligkeit die Wahrheit zurück hält — einen strafbar gelinden Prediger u. s. w. Diese Individuen sind auf allen Fall der menschlichen Gesellschaft nicht zum Vortheil, wenn sie auch gleich hie oder da bey einer unbeträchtlichen Sache etwas Gutes stiften möchten. Gewöhnlich ist aber auch Verachtung der vernünftigen Welt ihr Theil, wenn sie auch zwar für einen heimlichen Bubenstreich eine Belohnung erhalten. In hiesiger Gegend versteht man unter Leisetreter besonders einen solchen Menschen, der seine Nebenmenschen behorchet, oder durch allerley schmeichelhafte Kunstgriffe von Jemand etwas zu erfahren sucht, und dieses hernach, entweder zu seinem Vortheil, oder des andern Schaden zu gebrauchen sucht.

Es kann in allen Ständen Leisetreter geben, und wenn man die Classe der Heuchler noch dazu rechnet, so werden wenig Oerter seyn, in denen man nicht eine Art davon findet. Vorzüglich aber ist mir es aufgefallen, wenn ich Leisetreter unter den subordinirten Schullehrern, und auf Universitäten, unter den Professoren fand; — der Schüler sowohl, als der Student kann es nie ertragen, wenn er von denjenigen, von welchen er gute Sitten, Religion und Kenntnisse, wie auch Politik und übrige Verhaltungsregeln im Leben, erlernen soll, auf eine zweydeutige — leisetreterische Art behandelt wird. Ein solcher Lehrer taugt nicht zum Lehreramt, und es wäre besser, daß man ihn beym Polizeyfache als Spion anstellte; denn andern Nutzen stiftet er nie. Ich weiß Beispiele, wo ein sehr unwissender Candidat als Lehrer und Präceptor bey einem vortrefflichen Erziehungs-Institute (welches aber leider

zu

zu Grunde gehen mußte, da ein Director durch Windbeuteley und elende Maßregeln, zum Schaden des Landes es einstürzte —) sich, da er schon unter allen Scholaren als ein unwissender und jähzorniger Mensch bekannt war, zuletzt dadurch bey den Obern zu insinuiren suchte, daß er vorzüglich die Aufführung der Scholaren belauschte, und alles mit schwarzen Farben überbrachte. Wenn nun zwar Wachsamkeit allemahl die strengste Pflicht eines jeden Erziehers ist, welches die äußerste Nothwendigkeit bey Erziehungen auch erfordert, so muß solches doch, nicht allein nach vielen Regeln der Behutsamkeit — sondern auch in der Art geschehen, damit man die Liebe, die Achtung und das Vertrauen der Zöglinge nicht verlieret, keinen Zögling unglücklich machet, und sich dadurch nur bloß erhebet. Dieser oberwähnte Herr Candidat ging in seinem heiligen Amtseifer endlich so weit, daß er auch Scholaren behorchte, mit denen er in keiner Verbindung stand; solches wurde bald ruchtbar, und ein Plan, ihn anzuführen, verabredet. Dies geschah auf eine Art, die dem Herrn Präceptor das größeste Unglück hätte zuziehen können; denn, als er einst spät Abends auch eine Treppe höhergestiegen war, und ganz außer seiner Sphäre, sein Ohr an eine Stubenthür zum lauschen gelegt hatte, warf ein muthwiller Scholar in der Stube einen großen Topf gegen die Thüre entzwey, worüber der Herr Präceptor so erschrak, daß ihn beynah der Schlag gerühret hätte; er ließ den leuchter mit dem brennenden Lichte und der Lichtschere fallen, konnte seine ausgezogenen Pantoffeln nicht wieder finden, und da er auf bloßen Strümpfen bis vor seine Stubenthüre eilt, so hatte schon jemand das Schlüsselloch mit Steinen verstopft, daß er die Thüre nicht aufschließen konnte. Al-

les

les lief nun zusammen, und man fand den erschrockenen Leisetreter auf bloßen Strümpfen vor seiner Thüre, der nichts konnte, als sich schämen und ärgern.

Ich mißbillige im höchsten Grade dieses Betragen der Schüler, wenn der Mensch auch nicht ihr Lehrer und Aufseher war, da er nicht allein hätte taub werden, sondern auch durch das an die Erde liegende, in Furcht, Angst und Schrecken zurückgelassene brennende Licht das ganze Gebäude hätte anzünden können, wenn es die aus der Stube stürzenden Scholaren nicht aufgenommen hätten. Allein, wenn nun auch die Scholaren für solchen unüberlegten Streich bestraft worden wären — wer nimmt einem solchen Menschen den Schimpf wieder ab, und wodurch will er sich bey den Jünglingen wieder in Achtung und Liebe setzen? — — Er wird so lange, als er bey dem Institute sich aufhält, für eine gemeine, niedrige Seele gehalten werden, und kann folglich keinen Nutzen stiften. Möchten doch manche Lehrer sichs inständig angelegen seyn lassen, offen und herzlich mit ihren Schülern umzugehen; sie würden gewiß sich selbst das Leben unendlich leichter machen; und der Jugend bey Weitem mehr nützlich seyn können!

Ich habe so oft, da ich länger als ein Decennium meines Lebens, mich mit Erziehung der Jugend als Hauslehrer beschäftiget, darüber nachgedacht: wie es wohl zuginge, daß außerordentlich viele Candidaten, die als Hauslehrer in vornehmen und anständigen Häusern stehen, nicht geachtet werden, und nicht den Nutzen stiften den sie doch eigentlich stiften müssen? — Noch bis diese Stunde aber kann ich nicht anders sagen, als daß ich die meisten Ursachen in den Candidaten selbst finde, obgleich die Sache auch Ausnah-

nahmen leidet; und man muß solche in dem moralischen und sittlichen Charakter der Subjecte suchen. (Ich unterscheide hier mit Vorbedacht moralisch und sittlich, weil unser Sprachgebrauch es leidet, indem man unter einem moralichen Menschen etwas anders versteht, als unter einem sittenvollen oder sittlichen Leben. —) Mancher Student, wenn er von der Universität kommt, bringt dennoch kleinstädtische und handwerksmäßige Sitten mit, und dies daher, weil er sie mit hingebracht, und keine Gelegenheit, sie zu verbessern, hatte. (*) Nach vollbrachten akademischen Jahren,

(*) Dies ist der Fall auf so vielen Universitäten, und meines Wissens ist Göttingen nur die einzige Universität in Deutschland, wo die Studenten durch besondere Mithülfe der vortrefflichen Professoren, Gelegenheit haben, vorzüglich in guten äußeren Sitten und in feiner Lebensart, nach dem Welttone angewiesen zu werden. Es wäre zu wünschen, daß auf andern Universitäten sich die Herren Professores auch etwas mehr herab ließen, und in näheren Umgang mit den Studenten treten möchten. Denn, es gehört gewiß auch hauptsächlich zu ihrer Pflicht, die studirende Jugend in den Sitten zu bilden; und es ist nicht genug, wenn der Herr Professor sich (allenfalls auch) 6 Stunden in der Woche in einer Vorlesung auf dem Catheder sehen läßt, und das ganze reverendum Concilium die Sitten der Jünglinge nur durch immer mehrere Gesetze, und Strafen verbessern will.

Dies ist ein so wichtiger Artikel, der durchaus Beherzigung verdient; und mich wundert, daß er so wenig beherziget wird. — Zu den Zeiten des sel. Luthers war es in Wittenberg anders, und die Studenten, welche bey dem sel. Manne speiseten, genossen gewiß einer, damahliger Zeit angemessenen guten Erziehung.

Es ist freylich wahr, daß jetzt nicht alle Professores Studenten an ihren Tisch nehmen können — allein, es giebt auch wieder tausend andere Gelegenheiten, wenn sie nur Lust und selbst Lebensart haben, die Studenten in den feinen Sitten zu unterrichten. Dies kann nach Göttingischer Art geschehen, und ich zweifle nicht, daß auch selbst der roheste Jüngling, wenn er nur Anlage hat, sich umbilden, und so viel lernen wird, daß er sich hernach unter gesitteten Menschen leidlich aufführen kann.

ren, (gewöhnlich, wenn er ein Theologe ist,) sucht er eine Condition. Das Schicksal führt ihn in das Haus eines Edelmanns, oder einer bürgerlichen Person von Stande, wo alles auf großem Fuße hergehet. Wenn er nun auch, zwar noch unbärtig, sein Haupt in eine düstergelockte, heilige Perücke gehüllet, wie es noch vor etwa 16 Jahren der Gebrauch in einem gewissen Lande war — so schützt ihn doch dieses nicht wider die Stacheln der Satyre. — Ist er aber auch nach jetziger Mode nicht mehr beperücket, so kommt er doch in einem Hause, wo feiner Ton herrscht, sogleich in Verlegenheit. — Er weiß sich überhaupt in keinem Falle zu benehmen, und muß also seine Zuflucht, (wenn er auch selbst den Kindern des Hauses schon lächerlich geworden,) zu einer Art von Leisetreterey nehmen, wo er nicht seinen Stab weiter setzen will. Diese besteht sehr oft darin, daß der Herr Candidat mit kriechender Ergebenheit seine Principalschaft behandelt, aber, da alles dieses den Mangel an Lebensart nicht ersetzet, so kettet er sich an die benachbarten Prediger- Pächter- und Försterhäuser — hier ist er bald wohl aufgenommen, und besonders in einigen neugierigen Predigerhäusern, wenn er jedes Mahl frische Hofanekdötchen mitbringen kann. Diese Gesellschaft sieht ihn so ziemlich für ihres Gleichen an, und wenn er hier zuweilen auch durchfällt, so wird es ihm so übel nicht genommen. So gehen nun die Conditionsjahre auch hin, und sehr häufig hat der angehende Prediger beym Antritte seines Amtes noch nicht mehr Feinheit und Weltkenntniß, als da er von der Universität kam.

Wenn nun ein solcher Prediger auch den *besten*, menschenfreundlichsten Patron hat, so geniret

niret ihn doch solcher Umgang, er ist steif, ängstlich, und es fehlt ihm an der nöthigen Weisheit im Umgange mit Menschen aus allen Ständen — er macht sich selbst entweder lächerlich, oder man hält ihn auch für einfältig, und es geschehen also die Zusammenkünfte nur im äußersten Nothfalle, wodurch sich beyde Theile immer fremd bleiben. Da aber des Predigers Zufriedenheit, Ruhe und Vortheil oft sehr von des Patrons Güte abhängt, er aber zu ängstlich und schwach ist, diesen persönlich an sich zu fesseln, indem in unsern Tagen der Ornat dazu nichts mehr beyträgt, so ist gewöhnlich das Mittel der Leisetreterey der Weg, um einige Vortheile zu ziehen. Man sucht daher in Hinsicht des vom adlichen Hofe zu erhebenden Meß- Pacht- und andern Korns, den Verwalter oder Schreiber auf seine Seite zu ziehen, so wie wegen des Holzes und allenfalls eines kleinen Wildbratens, den Förster oder Jäger, und so ferner den Fischer, Holländer, Schäfer, und was dergleichen mehr ist. —

Zwar ist es die Pflicht eines Seelsorgers, mit allen Gliedern seiner Gemeine in der herzlichsten Verbindung, so viel es die Umstände erlauben, zu stehen, allein, dies ist nicht eine solche Verbindung, und der schlaue Patron merkt gar bald, wes Geistes Kind der Herr Pastor sey — der Herr Pastor wird mit sichtbarer Kälte behandelt, und erscheint nicht anders auf dem Hofe, als wenn ihn Amtsgeschäfte rufen — der Patron hat alsdann Geschäfte, und ist nicht zu Hause, oder, muß ers seyn, so hat er gewöhnlich eine Gesellschaft, mit der er sich unterhält, er läßt den Herrn Prediger sich recht satt essen, und in Frieden wieder abfahren. —

Ich habe dieses Bild nicht mit Bitterkeit gegen den geistlichen Stand entworfen — aber mit Wahrheit, welches Kenner der Welt mir zugestehen werden. Der Zweck der Encyklopädie erlaubt es nur nicht, weitläuftiger hierüber zu seyn, sonst würde ich durch viele Beyspiele noch zeigen können, woher jetzt der geistliche Stand so sehr in Verfall gerathen — wodurch die guten braven und weisen Prediger mit den unweisen zugleich leiden müssen. Mancher Sohn eines armen Handwerkers geräth besser, wird klüger und weiser im Umgange mit Menschen, als der Sohn eines Gelehrten, oder eines Pfarrers, weil er sich schon auf Schulen in den Häusern anständiger Leute, wo er freyen Tisch hatte, bilden mußte — durch Fleiß und gute Aufführung fehlt es ihm alsdenn auch nicht an Empfehlungen auf der Universität — er wird auch dort in feinen Häusern als Tischgast oder als Lehrer aufgenommen, und so geht er hernach glücklich und ruhig seine übrige Laufbahn durch, ohne ein Leisetreter zu seyn, oder von der feinen Welt ausgepfiffen zu werden. Er wird als Hauslehrer von vernünftiger Principalschaft geliebt, man übergiebt ihm auch selbst die Erziehung der Kinder, (denn traurig ists im Gegensatze, da der Hauslehrer nicht zur Erziehung gebraucht werden kann, indem solche ihm selbst fehlt —) und wenn er Prediger wird, so ist der vernünftige Patron sein Freund, und er sogar Gewissensrath des Hauses in so vielen interessanten Angelegenheiten, wovon ein Prediger andern Schlages nur durch plauderhafte Domestiken entfernte Vorgänge erhält, die er aber nicht anders nutzen kann, als daß er mit den Officianten des adelichen Hofes, mit welchen er

in

in genauerer Verbindung ist, insgeheim darüber kannengießert.

Gott gebe — zur Ehre der Religion, und zum Besten des geistlichen Standes, daß die Subjecte, welche sich demselben widmen, vom Anfange ihrer Studien dahin angewiesen werden mögen, daß sie den Zweck ihres Daseyns nicht bloß darein setzen, um nur bald ein Weib nehmen, und dann, gemächlich leben und Kinder zeugen zu können — es möge alsdann das Uebrige gehen, wie es wolle! — — —

Unter den Lehrern auf Universitäten machen sich auch oft einige einer niedrigen Leisetreterey schuldig — und dieses rührt trotz der vorzustehenden Lehrstelle, von schwachen Einsichten, schlechter Weltkenntniß und elenden Sitten her. — Wenn sie auch gleich alle todten Sprachen zu verstehen sich rühmen; so sind sie doch in dem, was Weltkenntniß heißt, so weit zurück, als kaum ein Knabe von 15 Jahren ist, der in einem Hause, wo Zusammenfluß von Vornehmen und Niedern sich befindet, erzogen worden. — Sie betrachten ihren Glücksposten nur lediglich einseitig, — also von Seiten der Würde, welche sie erlangt haben, und wissen und kennen ihre übrigen Pflichten daher nicht, oder vergessen auch — wer sie gewesen — und bestreben sich nur einzig — nicht durch hervorstechende Gelehrsamkeit, Humanität und Klugheit — sondern durch niedrige Mittel sich dem Landesherren gefällig zu machen, um höher und weiter in Ehren und Würden zu kommen, und gemächlicher und besser angesetzt zu werden.

Ein solcher Fall fand auch vor noch nicht langer Zeit auf einer kleinen deutschen Universi-

tät Statt. Der derzeitige Rector, der aber jetzt nichts mehr mit akademischen Sachen zu thun hat, und der nur bloß durch Kopfhängerey und Heucheley mit Hülfe eben solcher Menschen in einem andern Staate ein, gewiß für ihn, viel zu ehrenvolles Unterkommen fand, machte sichs zur Pflicht die Stelle der sonstigen Häscher oder andrer zu diesem Zwecke besoldeten Menschen, zu vertreten. Bey seinem Ankommen gab er bey den Studenten Visite — welches bey der dortigen Universität unerhört war. — Aber, dies gehört auch wieder zur Leisetreterey, denn, er wollte dadurch den übrigen würdigen Lehrern den Bogen ablaufen. Es half aber nichts. In seinen ersten — und auch folgenden, sehr lächerlichen Vorlesungen, wurde er bald von den klügern Studenten als ein inutile terrae pondus bekannt — man verließ die Vorlesungen, und nur etwa zwölf kurzsichtige Subjecte seines Gelichters blieben bey ihm, weil er sogleich alle andere Professores neben sich verachtete.

Hiervon konnte der Hr. Professor aber nicht leben, denn alle zwölf konnten nichts bezahlen. — Er las also zur Ehre Gottes — — und wurde auch zur Ehre Gottes ein Leisetreter. Seine Leisetreterey bestand in Folgendem: Seine kleine Horde nannte er die besserdenkende Gesellschaft, und brauchte sie zum Spioniren. Sie mußten ihm nicht allein alles nur irgend mögliche Neue, was unter den Studenten vorging — was auf den Stuben geschah, und überhaupt jede beträchtliche Kleinigkeit einbringen, sondern auch die Einwohner der Stadt zum Theil behorchen, und solches alles berichtete er mit lügenhaften Zusätzen, je nachdem dieser oder jener das Unglück hatte,

in

in der Unanade der Hotde gesunken zu seyn, an eine gewisse Person bey Hofe, die alsdann dem Landesherrn, diesen oder jenen Einwohner oder Studenten mit den schwärzesten Farben schilderte. Zu dieser Rotte gesellte sich allerley anderes liederliches Gesindel, wodurch eine allgemeine Gährung in der Stadt entstand, und es möchte vielleicht zuletzt ein Unglück über das andere entstanden seyn, wenn nicht die Vorsehung ein Ende dieser Schurkereyen gemacht hätte. Man erzählte damahls allgemein, daß Se. Magnificenz bey Ihrem christlichen Horcheramte einige Mahle mit Nachtgeschirren recht gut eingeweicht worden seyn. — Eine sehr gewöhnliche Ausbeute der Leisetreter! —

Es ist zu weitläuftig, hier alle Stände durchzugehen, und ich will nur noch anführen, daß fast allemahl Falschheit, Furchtsamkeit die Begleiter der Leisetreter sind. Den feinen Leisetretern kann man auch sehr füglich den Nahmen Gleißner beylegen, indem die Gleißnerey nichts anders als eine feine Leisetreterey ist. Daher sagt die Wiener Iconologie, oder allegorische Darstellung vieler Leidenschaften, Tugenden, Laster und Handlungen der Menschen, daß die Gleißnerey der äußerliche Anschein einer verstellten Tugend sey. Man schildert sie durch die Figur eines Weibes in einer schönen Kleidung, jedoch mit einem zerrissenen Oberkleide von grobem Stoffe. Sie läßt den Kopf, der mit einen zusammengerollten Schleyer geschmückt ist, auf die eine Seite sinken, und hält ihre schielenden Augen niedergeschlagen. In der einen Hand hat sie ein Gebetbuch, in der andern eine Disciplin, und an einem Bandelierriemen trägt sie eine

Trompete, zum Zeichen, daß sie ihre vermeinten guten Werke mit Nachdruck ausposaunet. Man sehe die Fig. 4513.

Leisewald ist ein gräflich Ysenb. Wächtersb. Dorf in der Wetterau, in der Grafschaft Ober-Ysenburg.

Leislau; s. **Lieslau**.

Leisling, ein churſächsisches Amtsdorf im Thüringer Kreise, im Amte und bey Weissenfels.

Leisnig oder Leißnig, ist eine churſächsische schriftsässige alte Stadt und Amt, mit welchem das Amt Döbeln vereinigt ist, im leipziger Kreise, an der Freyberger Mulde, 6 Meilen von Leipzig und Dresden, drey von Grimma; sie hat Sitz und Stimme auf den Landtagen. Man zählt hier ohngefähr 2700 Einwohner. Ehemahls waren hier eigne Burggrafen, die 1538 ausstarben. Die Stadt hat zwey Kirchen und eine Superintendentur, ins Oberconsistorium zu Dresden gehörig. Unter den Einwohnern giebts hauptsächlich Tuchmacher, Bortenwirker, Strumpfstricker, Lein- und Barchentweber; so sind auch die hiegen Garn- und Leinwandsbleichen nebst dem Lachfange in der Mulde vortheilhaft. Das Schl vor der Stadt, zu welchem man über eine h zerne Brücke gelangt, heißt **Wildenstein**, und auf dem vordern Theil die Amts-Expedition

Leisnig oder Leißnig (Alt) ist ein Amtsdorf Amte und bey Leisnig.

Leisnitz oder Leißnitz, ein Dorf in der Ni lausitz, im Lübbenschen Kreise, im Ordensamt bei Friedland.

Leisse, ist ein Fluß in Savoyen, welcher si den See von Bourget ergießet.

Le

Leiſſen; ſ. **Leiſa**.

Leiſſenau, auch **Leisnau** iſt ein churſächſiſches amtsſäſſiges Gericht und Dorf im leipziger Kreiſe, im Amte und bey Colditz. Die Beſitzer ſind die von Bölzig.

Leiſſnitz, ein Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, im Amte Oſchatz, bey Wellerswalda, ſchriftſäſſig dahin gehörig.

Leiſſow, ein churbrandenburgiſches Dorf in der Neumark, im Sternbergiſchen Kreiſe im Amte Neuendorf.

Leiſt, (**Ober**- und **Unter**) ſind fürſtlich heſſendarmſtädtiſche Dörfer im Oberamte Nidda, bey Nidda.

Leiſt, (der) die **Leiſte**, die **Leiſten**, die **Schale**, die **Form**, Franz. *Forme*, Engl. *Rinbon*, (woher man im Deutſchen auch Rindbein ſagt,) iſt eine Geſchwulſt um den Feſſel der Pferde, welche von ausgetretenen wäſſerigen Feuchtigkeiten herrührt. Wenn dieſe zähe und hart werden, ſo wird ein Stelzfuß daraus, und nach Jung's Lehrbegriff der theoretiſchen und praktiſchen Thierarzneykunde, umgearbeitet von Buſch (Heidelberg 1795) iſt ſchwere Arbeit die gemeinſte Urſache dieſes Uebels. Die Pferde können ſolche Leiſten ſowohl an den Vorder- als Hinterfüßen bekommen, und ſehr häufig ſind junge Pferde dieſer Krankheit unterworfen. Um ſie aber anſchaulich kennen zu lernen, ſo ſehe man die Fig. 4514.

Die Kurarten des Leiſten ſind verſchieden, wovon ich einige anführen muß. Nach v. Sinds Pferdarzt S. 226 wird das ſogenannte engliſche Feuer angewandt und darauf das in den Apotheken bekannte Emplaſtrum divinum welches mit Baumöhl vermiſcht und über gelindem Kohlfeuer zu einer

Salbe gemacht worden, auf den Brand und die Wunde geſtrichen, bis ſich eine Rinde formirt, und abfällt.

Nach Hr. Dr. Jung's oben angeführten Lehrbegriff behandelt man dieſe Krankheit aber anders: Man ſcheret nähmlich die Haare rein ab, ſcarificirt die ganze Geſchwulſt, und ſchmiert nun eine Salbe auf die Stelle, welche aus folgenden Sachen beſteht, als:

ſüße Butter, oder Schweinſchmalz und Lorbeöhl, von jedem drey Unzen,
gepülverte ſpaniſche Fliegen, eine halbe Unze,
Sublimat, ein halbes Loth

Dies alles wird unter einander gemiſcht. Will man aber dieſe Salbe nicht gebrauchen, ſo ſchlägt er eine andere vor, welche eben die Dienſte thut, als:

Euphorbium, zwey Unzen,
Sublimat, eine halbe Unze, und
Spaniſche Fliegen, ſechs Quentchen.

Dieſes alles wird zu Pulver gemacht, und mit einer Unze Steinöhl, einer halben Unze Doſtenöhl, und 40 Tropfen Vitrioloöhl zur Salbe gemacht. Uebrigens aber behandelt Hr. Junge den Schaden wie die Mauke, welche in gegenwärtigem Falle durch die Kunſt hervorgebracht worden. Man ſehe darüber a. a. O. S. 270 fgg.

Der engliſche Pferdearzt, Herr Dionyſius Robertſon ſcheint in ſeinem Tractat (die Pferdearzneykunſt,) den Leiſten von einer andern Seite zu betrachten, als Hr. Dr. Junge und Hr. Dr. Buſch, bey welchen letztern auch innere Curen für nöthig erachtet werden. Nach Hr. Robertſon rührt der Schade urſprünglich daher, wenn ein Pferd in weiches Land tief einſinket, oder in

ein

ein Fahrgeleise, oder zwischen feste Steine tritt, wodurch eine kleine Verrenkung entsteht, und etwas salziger Nervensaft herauskommt, welcher einen Callum verursacht, der hart wird, und mit dem Ueberbein, Spath oder Ochsenspath zu vergleichen ist, welches vorzüglich diejenigen Pferde trifft, welche lang gefesselt, indem diese diesem Uebel eher unterworfen sind, als die kurzgefesselten.

Ich bin zwar nicht Sachkenner genug, um entscheiden zu können, ob die Herren Junge und Busch, oder Herr Robertson Recht habe? Indessen möchte ich letzterem ehe beytreten, weil der Leisten wirklich etwas Spathartiges, folglich Callöses ist. Sollte er nach Hr. Junge in eine künstliche Maucke verwandelt, und auf diese Weise aus dem Grunde curirt werden können, so muß er wahrscheinlich noch in seiner Entstehung seyn, und keine Vollkommenheit erreicht haben. Die wahre Maucke, von der ich besonders in M handeln werde, hat mit dem Spathe, oder Ochsenspathe (man nennt es auch hasen- oder kuhhessig) gar nichts Gleiches, und mit dem Leisten ebenfalls nicht, es möchten denn beyde Krankheiten erst im Entstehen seyn, wo man noch nicht weiß, was daraus wird, und sich nur die Geschwulst zu heben anfängt; denn alsdann stehen die Haare über der Krone, bey der Maucke, noch nicht struppigt, und selbst die Leistengeschwulst, oder der Callus, ist entweder noch nicht groß, oder auch nicht hart anzufühlen. Auch ist die Maucke von zweyerley Art; sie ist entweder feucht oder trocken. Im letztern Fall schülfert sich beständig die Oberhaut ab, und macht trockne Schorfe. Im ersten Fall aber fließt

eine

eine scharfe stinkende Feuchtigkeit aus, welche ätzend ist, und oft tiefe Löcher frißt, aus denen im höheren Grade der Krankheit nicht selten Feigwarzen und schwammichtes Fleisch herauswachsen, wobey die Haare als Borsten in die Höhe stehen. Aus dieser Ursache nennet man auch diese Krankheit den Igelfuß.

Solches alles findet man aber bey dem Leisten nicht; er wächset als ein sogenanntes Ueberbein immer höher, und verursacht nur Lähmung und Ungestaltheit des Fußes wegen der Dicke und Unbiegsamkeit des Callus, woher ich auch nicht glaube, daß innere Curen, wie bey der Maucke von jeder Art nothwendig sind, hier nicht mit Vortheil angewendet werden dürfen. Herr Robertson bedient sich beym Spath und beym Leisten, in Betreff der Salben, zuvörderst eines Mittels, (nur, daß er beym Leisten noch ein halbes Loth Theer hinzusetzt —) denn er schlägt die letzt angeführte Salbe des Hr. Junge auf den Leisten zu schmieren, vor, und abzuwarten, ob sie helfe,(*) und fügt noch bey, daß man sie mit einem Spatel aufschmieren müsse, weil es nicht rathsam sey, dieses Medicament mit bloßen Händen zu berühren; so wie auch das Pferd hoch aufzubinden, damit es nicht mit dem Maule dazu komme, und sich den Fuß lecken könne, weil solches dem Pferde sehr nachtheilig seyn würde.

Ist

*) Zu mehrerer Erläuterung muß ich hier anführen, daß Hr. Jung's Werk 1795 herausgekommen, Hr. Robertsons Werk aber schon 1789 die 5te Auflage erlebte — es also zu vermuthen ist, daß Hr. Junge die Salbe, welche zuletzt beschrieben worden, vom Hrn. Robertson entlehnt habe.

Ist der Schade noch nicht sehr eingewurzelt, so wird nach Hr. Robertsons Angabe das Pferd in einigen Tagen mit dieser Salbe wieder gesund gemacht werden können, ohne härtere Mittel ergreifen zu dürfen. Nach dem Gebrauche dieser scharfen Salbe, wird der Ort wo der Spath oder Leist gewesen, noch etliche Tage mit grüner Butter geschmieret, damit der Schorf desto leichter abfällt. (*)

Sollte aber alles dieses nicht helfen, wenn der Schade zu sehr eingewurzelt ist, so nimmt Hr. Robertson das gewisseste Mittel, und dieses ist das englische Feuer, dessen ich oben schon gedacht habe. Dieses bringt die Verhärtungen wieder weg, aber, es ist, obgleich es auch in manchen Umständen bey Menschen mit Nutzen gebraucht werden könnte, immer eine Pferdecur. —

Die alten Fahnenschmiede und Roßärzte nahmen zu diesen Brennkuren eiserne Instrumente, und verfuhren damit nach ihren erlernten Regeln; — jetzt soll dieses Instrument von rothem Kupfer seyn. Die Länge ist beliebig, nur muß es nicht zu kurz seyn, daß der hölzerne Stiel verbrennet, wenn das Messer, (so nennt man dies Instrument,) glühend gemacht wird. Oben im Rücken ist dieses Instrument beynahe so dick als ein Finger, und es hat die Form eines halbrunden

(*) Wenn man das Wort grüne Butter, welches sonst auch ungesalzene Butter heißt, buchstäblich verstehen will; so kann man Butter zerlassen, und das Salz davon scheiden, und alsdann Bitterling (Wasserpfeffer, Polygonum Hydropiper,) klein gehackt mit unter braten, welches bey allen offenen Schäden sehr heilsam ist. Uebrigens thut ungesalzene Butter auch schon *sehr gute Wirkung*.

runden Messers, indem es eine Art von Schneide, oben aber auch wieder gehörige Dicke hat, um Hitze halten zu können. Die Figur 4515. stellet dieses Messer vor.

Mit diesem Instrumente werden nach Robertsonscher Curart auf den Schaden, wenn es so glühend ist, als es seyn kann, Striche in die Haut und bis auf den Callus, aber nicht in die Krone gebrannt. Die Striche müssen vom Fessel herunter über den Leist gehen, ohngefähr so breit als ein Finger von einander, und ihrer so viel seyn, als der Leist groß ist, so daß vier, fünf bis sechs Striche über den Leist kommen. Während daß die Operation des Brennens vor sich geht, wird von einem Gehülfen das Robertsonsche Beinbruchspflaster auf Kohlen geschmolzen, damit solches sogleich bereit, und zu einer Salbe geworden sey. Nach dem Brennen schmieret man solche mit einem hölzernen Spatel in die Brandstriche und über den ganzen Schaden, und drückt darauf eine Handvoll Rehhaare auf die Salbe, so lange noch Haare daran hangen bleiben wollen. Hierauf wird auf die Rehhaare wieder gebrannt, bis die Salbe durch die Haare durchgedrungen, wobey aber das Eisen nicht so heiß seyn darf, als bey dem ersten Brennen. Diese Salbe wird beym Erkalten ein ziemlich hartes Pflaster, und bleibt so lange auf dem Schaden liegen, bis es von selbst herunter fällt.

Die Bestandtheile dieses Pflasters sind folgende:

Oxicroceum,
weißes Pech, von jedem 4 loth
Mastix,
Gummi Elemi,

Dra-

Drachenblut,
Galbanum, von jedem 2 Loth.

Diese Stücke läßt man in einer kleinen messingenen Pfanne über dem Feuer zergehen, und rührt sie wohl unter einander; alsdann formiret man solche Stangen daraus, wie es bey den Pflastern zu geschehen pflegt.

Leistadt; s. **Leystadt.**

Leistbügel, (der) ist an den Rüstwägen ein breiter eiserner Bügel mit zwey Ringen, in deren einem die **Leiste**, (**Stämmleiste**, oder **Lünzstock**,) und in dem andern die Runge steckt, die Wagenleiter daran zu hängen; ist aber statt des eisernen Leistbügels eine gewundene Weide zusammengeflochten, und dazu genommen, so nennet man dieses die **Wiede**.

Leiste, (die) in einigen Gegenden auch der **Leist**, und der **Leisten**, im Diminut. das **Leistchen**, Oberdeutsch **Leistlein**, im Plattdeutschen **List**, (mit einem langen i,) zum Unterschiede von dem Schusterleisten, welcher **Leesten** genannt wird. In weitester Bedeutung versteht man hierunter einen langen, und nach Verhältniß seiner Länge dünnen Körper; es giebt aber der Dinge so viel, die man **Leiste** und **Leisten** nennet, daß es unmöglich ist, sie alle aufzusuchen und zu beschreiben. So wird z. B. an einem Rüstwagen der **Lünz**- oder **Lünsestock**, **Lünsestange**, eine **Leiste**, **Stämmleiste**, oder das **Leistenholz** genannt. Es ist dieses ein langes, unten gerades, oben aber gekrümmtes rundliches Holz, unten mit einem eisernen Ringe, vermittelst dessen es hinter der Lünse an die Achse gesteckt wird. Das obere Ende ist spitzig, hat einen Absatz, und trägt darauf den einen Ring des Leistbügels. Sie dienet bey den Rüst- und Lastwagen die Leitern zu

trägen, damit nicht die ganze Last auf den Rungen allein ruhe. An vielen Wagen hat diese Stämmleiste unten eine Lünse mit einem Kothbleche, und keinen solchen Ring, wird also statt der sonst gewöhnlichen Lünsen, in das Lünsloch vor der Nabe gesteckt. Eine andere Art Leisten bey den Wagen ist die Sperrleiste. Dieses ist ein längliches Stück Holz, oder eigentlich ein Stück von einer Bohle, etwa drey Fuß lang, drey Zoll dick, und sechs Zoll breit; an jedem Ende ist entweder eine eiserne oder hölzerne Scheere, die über die Leiterbäume faßt, oder, es sind Ringe von Eisen an jedem Ende, oder es sind auch runde Löcher auf jedem Ende, und es liegt auswärts am Ende der Leiste ein eiserner Band auf jeder Seite, damit das Holz nicht aufspringet. Solcher Leisten oder Sperrleisten bedient man sich vorzüglich dazu, daß sie die Leiterbäume von einander halten müssen. Man bringt sie theils oben, theils auch unten an den Leiterbäumen an. Hat man bloß unten Sperrleisten, so halte ich diejenige Gattung mit den Scheeren für die Beste. Man wird übrigens im Art. Wagen hierüber mehr finden.

In einem andern Verstande ist die Leiste oder Querleiste bey den Holzarbeitern, ein langes schmahles Holz, welches in die Queere über zwey Bretter befestiget wird, sie zusammen zu halten, oder auch nur über ein Brett, um das Werfen zu verhindern, über die Bretter der Stall- und Scheunthüren, u. d. gl. mehr, welche man im Niedersächsischen auch Klaspe, im Engl. Clasp nennet.

Die breiten Säume, imgleichen die Borten an den Kleidern wurden ehedem häufig Leisten genannt, und an einigen Orten führen sie diesen

Nah-

Nahmen noch; z. B. goldne Leisten, goldne Borten. Ein Kleid mit Leisten verbrämen, so viel als mit Borten besetzen.

Der grobe Rand oder angeschrotene Saum an den Tüchern führet bey den Tuchmachern noch den Nahmen der Leiste oder Sahlleiste, dagegen er von andern die Anschrote, das Schrot, das Setzende, und in Nieder-Sachsen die Egge, Schulfegge genannt wird; im mittlern Latein Lista. Ehedem wurde sogar jeder Rand, Nahmen oder Saum eine Leiste, im Niedersächsischen Liste, genannt, in welcher Bedeutung dieses Wort mit dem Dänischen Liste, Schwed. Angelf. und Englisch. List, Franz. Le, Lez und Lisiere, Russisch Leste, Finnländ. Liewe übereinkommt.

Bey den Buchdruckern werden lange, und nach Verhältniß schmahle Stöcke, oder in Holz geschnittene Figuren Leisten, und so fern sie für das Ende eines Buches oder eines Abschnittes bestimmt sind, Schlußleisten, oder Finalleisten genannt.

In engerer Bedeutung versteht man unter Leiste mit dem Nebenbegriffe der Erhabenheit, lange schmahle, erhabene Theile eines Körpers. Dergleichen zur Zierde dienende Einfassungen, sowohl in der Mitte, als am Rande des Körpers, führen im gemeinen Leben sehr häufig den Nahmen Leisten; Engl. Ledge, Polnisch Listwa.

In den Säulenordnungen, und daher entlehnten Bauzierrathen bekommen diese Leisten nach Maßgabe ihrer runden oder flachen Erhabenheit, Größe u. s. w. allerley besondere Nahmen, die man im Art. Säule und in den übrigen dahin gehörigen Artikeln finden wird.

Mit dem Nebenbegriffe der Vertiefung, bedeutet Leiste, lange, schmahle Vertiefungen. Dahin gehören die Hohlleisten, Rehlleisten oder Hohlkehlen, eingebogene Rinnen zur Zierde an oder um einen Körper, und man nennt sie Glockenleisten, Rinnleisten. Ja sogar das Geleise, oder die dem Wege von dem Rade eingedrückte tiefe Spur, heißt in vielen Gegenden Oberdeutschlands die Leiste. Torläst ist im Angelsächs. die Spur, der Eindruck des Fußes in die Erde. Die tiefen Rinnen an dem menschlichen Unterleibe, nach den Schamtheilen zu, sind im gemeinen Leben unter dem Nahmen der Leisten bekannt, daher die dünne Seite des Unterleibes, die Weiche, auch wohl in weiterer Bedeutung die Leiste genannt wird.

Bey dem Hüttenwerke ist die Leiste die vom Löschherde und Gestübe gemachte Form vor dem Vorherde des hohen Ofens, worin beym Abstechen die Gans oder Ganz formiret wird. Daher kommt in dieser Hinsicht das Wort Leistenmachen, welches so viel bedeutet, als dergleichen Formen machen, worin die geschmolzene Eisenschicht gestochen wird.

Bey den Pferden nennet man auch die Gegend des hintern Schenkels, welche sich, wenn das Pferd gehet, dem Bauche nähert, die Leiste, oder die große Maus. Dieser Muskel muß aber nicht mit der Pferdekrankheit, die sich unten an den Füßen der Pferde und zwar an den Fesseln anfindet, und wovon ich unter Leist gehandelt habe, verwechselt werden.

Leistel, sind die Stämmleisten, wovon im vorigen Artikel gehandelt worden.

Leisten, ein adliches Gut, im Mecklenburg-Schwerinischen, im Amte Plau.

Leiſten, churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Lüneburg, im Amte Lüchow.

Leiſten, ſ. Leiſte, wo dieſes Wort zuletzt als ein bergmänniſcher Ausdruck angeführt iſt.

Leiſten, (der) iſt ein Wort, welches ehedem die Geſtalt eines Dinges, und beſonders die verhältnißmäßige Proportion bedeutete, woher man noch bey den Pferden, die Redensart gebraucht, daß es von gutem Leiſten oder Leiſt ſey, wenn es proportionirt gewachſen iſt. Friſch führt hierüber einige Beyſpiele an; als: Matthesius ſagt von einem geformten Glaße, daß es ſeinen geformten Leiſt und Proportion habe. — Kraus im Geſtütgarten: Ein ſpaniſches Roß, ob es gleich klein von Leiſt, iſt doch adelich von Geſtalt.

In engerer Bedeutung verſteht man unter Leiſten eine Form, ein Muſter, ein Vorbild, und zwar ſowohl figürlich, als eigentlich. z. B. Ein Pfarrer ſoll ein Bildner und ein Leiſt ſein, zu Leben ſeinen Unterthanen, Leo Jud bey dem Friſch. Aber in dieſer alten Bedeutung iſt es bis auf einige wenige Fälle veraltet. Am bekannteſten iſt dieſes Wort von der hölzernen Form des untern Fußes, über und nach welcher die Schuhmacher die Schuhe verfertigen; der Leiſten, Schuhleiſten, oder Schuſterleiſten: den Schuh über den Leiſten ſchlagen. — Daher kommt die figürliche Redensart, wenn man von Leuten die alle einerley Denkungsart haben, ſagt: Sie ſind alle über einen Leiſten geſchlagen. Dieſe Redensart verbindet Herr Adelung mit derjenigen, wo man ſagt: man ſcheret alle Leute über einen Kamm. — Ich glaube aber, worin mir vielleicht auch mehrere beypflichten werden, daß dieſe Redensarten durchaus nicht einerley

Bedeutung haben, indem, wenn ich von Menschen sage: sie sind alle über einen Leisten geschlagen, ich dadurch zu verstehen geben will, daß sie in Hinsicht der Lebens- und Denkungsart überein sind, wobey aber von dem Stande der Personen und ihren übrigen Qualitäten nicht die Rede ist; und gewöhnlich sagt man solches von Bewohnern einer Provinz, eines Orts, oder von Gliedern einer Familie. Wird hingegen gesagt: dieser oder jener scheret alle Leute über einen Kamm; so wird darunter verstanden, daß der figürliche Kammscherer allen Leuten, ohne Rücksicht auf den Stand und Charakter zu nehmen, gleich höflich oder unhöflich begegnet — daß er nach einer einzigen Maxime sie alle behandelt. Noch deutlicher aber läßt sich dieses machen, wenn ich z. B. annehme, daß in einer Provinz eine Kopfsteuer in der Art ausgeschrieben würde, so daß der Graf und der Bauer, der Alte und das Kind gleich viel geben müßten. — Hier könnte man sagen: sie werden alle über einen Kamm geschoren, aber sehr schwerlich: daß sie alle über einen Leisten geschlagen werden. — Dies letztere würde haben gelten können, wenn in Frankreich das Phantom von Freyheit und Gleichheit, welches sich der Pöbel von diesen Wörtern eingebildete, zu Stande gekommen wäre, wenn es nur einen Stand gegeben, und man alle Güter und alles Vermögen gleich ausgetheilt hätte — alsdann, wenn die Reichen und vornehmen Einwohner schon zu den Sitten der Handwerker hinabgesunken, und die Tagelöhner sich wieder emporgeschwungen hätten, so, daß man die Einwohner nach ihrem Betragen schon nicht mehr unterscheiden könnte — alsdann könnte man von ihnen auch wohl sagen: sie wären alle über einen Leisten geschlagen. —

Leiſten, ein verb. regulär. act. und [illegible] etwas thun, thun, eine Veränderung hervorbringen, u. ſ. w. bedeutet ja haben. Schon bey dem Otfried und Notker findet man leiſten, im Angelſ. laeſtan, im Niederſächſ. beſtät man das Wort leſt, oder man ſagt auch Leiſten und leiſten; in der plattdeutſchen Sprache ſowohl als in der holländiſchen findet man das Wort leiſten nicht in obiger Bedeutung, außer nur unter denen, die hin und wieder aus der hochdeutſchen Sprache einige Wörter angenommen haben. Daher werden die Wörter, leiſten, erweiſen, erzeigen, thun, im Plattdeutſchen, doen oder auch dann, und im Holländiſchen doen, betoonen, bewyzen, gegeben. Der mecklenburgiſche Bewohner der Oſtſeeküſte ſagt ſtatt Geſellſchaft leiſten: Sellſchop dann, und der Holländer Gezelſchap houden oder doen.

In den mehreſten Redensarten, wo jetzt das Wort leiſten vorkommt, braucht man es nur noch für bewerkſtelligen, durch die That wirklich machen. Leiſten, was man verſprochen hat, welche Redensart doch im Hochdeutſchen wenig mehr gehöret wird; ſo wie die: ich habe es verſprochen, aber ich kann es nicht leiſten, das iſt, nicht halten, nicht erfüllen, u. ſ. w.

Beſonders mit einigen Hauptwörtern, doch nur mit ſolchen, welche die Verbindung mit dieſem Zeitworte bereits hergebracht haben, findet man es verbunden, denn willkührlich läſſet ſich daſſelbe nicht gebrauchen. Z. B. dem Landesherrn die Huldigung — ſeinen Obern den ſchuldigen Gehorſam — ſeinem Weibe die eheliche Pflicht — einem Befehle gehörige Folge leiſten. Einem [illegible] liche Dienſte leiſten, ihm Schutz, Hülfe, hülfr

Hand leisten. Die Gewähr für etwas leisten, Bürgschaft, Sicherheit, schuldige Pflicht, Widerstand, Gesellschaft u. s. w. leisten.

In engerer Bedeutung brauchte man dieses Zeitwort ehedem sehr häufig für sich als Bürge oder Geissel persönlich stellen, wo denn auch die Leistung, diese persönliche Stellung, das Einlager, der Eintritt war. Z. B. Der Bürge soll leisten mit einem Pferde, das ist, sich stellen, die Bürgschaft vollziehen. Man sehe hierüber den Xten Th. der Encyklopädie, S. 432 fgg. den Art. Einlager.

Leistenbruch, (der) oder innere Weichenbruch. — In den Weichen geben zu den Brüchen Anlaß, der Ausgang der Samengefäße bey Mannspersonen, und die runden Mutterbänder bey dem weiblichen Geschlechte, welche Oeffnung gemeiniglich der Ring der Bauchmuskeln, (Annulus musculorum Abdominis) genannt wird. Wenn dergleichen Bruch oder Geschwulst nur noch in den Weichen und nach der Scham zu befindlich ist, so wird er Bubonocele, der Leisten- oder innere Weichenbruch genennet, weil er mehrentheils einer andern Geschwulst ähnlich siehet. Man nennet diese ferner auch nach den darin enthaltenen Theilen, Darm- oder Netzbruch. Wenn dieser Bruch bis in das Gemächte herunter tritt; so wird er ein Gemächtbruch, imgleichen auch ein vollkommener Bruch genannt. Bey Frauenzimmern gehet er auch zuweilen bis in die Schamlippen herunter. Ueberhaupt von den Brüchen findet man schon etwas sogleich im Anfange des VIIten Theils der Encyklopädie; man kann aber auch Dr. Lorenz Heisters etc. kleine Chirurgie

gie oder Handbuch der Wundarzney, Wien 1780. S. 308 fgg. nachleſen.

Was ein Weichenbruch, oder Bubonocele ſey, deſſelben Urſprung, Urſachen und Unterſchied, iſt aus den §§. 4. 5. 6. und 10 des 45ten Capitels in Heiſters eben genanntem Werke zu erſehen; derſelben Unterſchied aber von den Beulen in den Weichen, (Bubo, oder Bubones,) in dem 1ten Th. 4ten Buch, 8ten Cap. zu finden iſt, und ſie beſtehen in einer Geſchwulſt daſelbſt von Därmen oder Netzen, oder beyden zuſammen, welche ſich durch den Ring der Bauchmuſkeln ſamt einem Theile des Peritonäums herausdrängen; dies geſchieht bald auf einer Seite, bald auf beyden Seiten zugleich, welches letztere alsdann ein doppelter Weichenbruch, ein Bruch auf beyden Seiten, oder doppelter Bubonocele, genannt zu werden pfleget.

Es laſſen ſich dieſe Brüche 1) entweder gern und leicht in den Leib bringen; oder, es gehet 2) etwas mühſam und ſchwer damit zu; oder, ſie wollen 3) ſich gar nicht wieder einbringen laſſen, ſondern werden durch heftige Bewegung, üble Diät, viele Blähungen, harten Stuhlgang, ſtarke Aergerniß, Erkältung oder Entzündung u. ſ. w. daſelbſt eingeſperrt, und verurſachen darauf große Schmerzen im Leibe, als Kolik, Uebelkeit, Erbrechen und dergleichen, wie es beym Nabelbruche geſchieht. Bricht man bey dieſer Gelegenheit gar den Stuhlgang aus, ſo wird dieſes Uebel das Miſerere genannt, und die Patienten gerathen dadurch in die größeſte Lebensgefahr und Elend.

Der Grund der Cur beſteht darin, daß man erſtlich die ausgefallenen Därme, wie bey

dem Nabelbruche, wieder in den leib bringt, und zweytens verhütet, daß sie nicht wieder ausfallen; welches entweder durch gute Bruchbänder, oder eine Operation geschiehet, welche man das **Bruchschneiden** nennet.

Ist ein solcher Bruch noch leicht einzubringen, auch noch neu und klein, sonderlich bey Kindern, Knaben, oder sonst noch jungen Leuten; so hat man keines Schneidens, wie man vor diesem gleich gethan, nöthig, sondern man kann selbige, nachdem sie völlig und wohl eingebracht, mit Ueberlegung eines guten Bruchpflasters und langem Tragen eines dienlichen Bruchbandes, dergleichen man sehr vielerley hat, von welchen die Figuren 4516 und 4517 zwey von den besten Arten vorstellen, an welchen besonders ein guter Bausch oder Schild A von Eisen oder Holz, mit Pferdehaaren ausgestopft und mit Barchent oder Leder überzogen seyn muß, ohngefähr in der durch A angezeigten Gestalt, beynahe dreyeckig, mit Häckchen versehen, (auch manchmahl mit kleinen Knöpfen,) heilen, welcher auf den Ort des Ausfalles, indem der Patient auf den Rücken, und mit dem Kopfe niedrig, mit dem Gesäße aber hoch lieget, über das Pflaster eine leinene Compresse gelegt, und mit einem Riemen B B B. um den Leib, der durch die Löcher am Ende bey C so feste als es der Patient ohne besondere Beschwerlichkeit erdulden kann, in das oberste Häckchen eingehäckelt und befestiget wird. Der andere Riem aber bey Fig. 4516. DE. wird von hinten vorwärts durch die Beine gezogen, und mit einem der Löcherchen bey E in das unterste Häckchen des Schildes, so fest wie oben gesagt, eingehäkelt und also befestiget, daß dadurch der Ausfall des Darmes und Netzes verhindert wird.

Wenn

Wenn ein Pflaſter losgehet, oder nicht mehr wohl hält, legt man ein friſches über, nach dem der Ort des Ausfalles erſt mit Eſſ. terrae Japonicae, oder andern gut zuſammenziehenden Sachen wohl beſtrichen und gerieben worden, man legt über das Pflaſter eine friſche Compreſſe, und häkelt das Band wieder ſo, wie vorher gezeigt worden, wohl ein, mit der Vorſicht daß, weil die Riemen anfangs nachgeben und ſich verlängern, man dieſelben um ein Loch, oder ſo viel nöthig, weiter zuziehe, ſo daß es wieder feſt anſitze.

Wenn dieſe Patienten, beſonders zu Anfange etliche Wochen beſtändig ruhig im Bette liegen bleiben, gute mäßige Diät halten, auch windtreibende und ſtärkende Arzneyen dabey gebrauchen, hernach das Band etliche Monathe, ja, nach Befinden, Jahr und Tag tragen; ſo iſt deſto beſſere und gewiſſere Heilung zu hoffen. Es müſſen aber die Bruchbänder nach jedes Leidenden Größe und Alter gehörig eingerichtet werden, damit ſie wohl anpaſſen, und alſo den Bruch deſto bequemer und beſſer einhalten können.

Hätte jemand auf beyden Seiten einen ſolchen — alſo einen doppelten Bruch; ſo iſt auch ein doppelter Schild, wie Figur 4518. zeiget, zu verfertigen, mit eben einem ſolchen Riemen und Gürtel, wie die vorher gezeigte Fig. 4516 es hat, welche an die Häkchen a a und b b zu befeſtigen ſind. Statt der Häkchen an dem Schilde A A. a. a. kann man ſich auch daſelbſt angenäheter Schnallen bedienen, und ſowohl den Riemen, der um den Leib, als der zwiſchen den Beinen durchgehet, daſelbſt feſt und wohl zuſchnallen. Man kann auch für Kinder oder zarte Leute die

Schilde statt des Eisens oder Holzes, von etwas weicheren Sachen machen, z. B. von Barchent, Leder und andern Dingen, und, wenn sie mit Pferdehaaren gut ausgestopft sind, nur mit Schnüren oder Schnallen versehen *).

Auf diese Weise können Kinder und junge Leute, wenn bey Zeiten Hülfe gesucht wird, von den Brüchen vollkommen befreyet werden. Sind aber die Leidenden schon über 25 und 30 Jahre alt, besonders, wenn sie sich damit schon lange geplaget haben, so sind sie auf diese Weise mit Bruchbändern nicht mehr zu curiren, dennoch thun gute Bruchbänder ihnen große Dienste, wenn sie solche beständig und lebenslang tragen, daß der Bruch dadurch zurückgehalten wird, nicht herausgehe, noch größer werde, wodurch sie von Schmerzen, Koliken, Erbrechen, dem Miserere und anderen sonst daraus entstehenden schweren Zufällen befreyet bleiben, und, wenn sie durch gute Diät sich sonst wider andere Krankheiten schützen, als andere Leute alt werden können. Dennoch aber müssen sie sich immer vor starken Bewegungen, als Springen, Reiten, Niesen, Erbrechen und dergleichen hüten, weil sonst die Därme unter dem Schilde durchgetrieben werden, welches häufig mit Lebensgefahr verbunden ist.

Wäre aber ein solcher Bruch, besonders nach starker Bewegung, Verstopfung des Leibes, gehabter starker Aergerniß, und dergleichen Ursachen nicht wohl einzubringen, und machte wohl gar schon Schmerzen, so muß man den Leidenden auf den Rücken, mit dem Gesäße hoch legen, die Geschwulst mit erweichenden Oehlen oder Salben, warm, wohl bestreichen, oder oft Breyumschlä-

*) Man sehe Heisters große Chirurgie, Kupfertaf. XXV. Fig. 6. p. 13. 14.

ſchläge darüber legen, auch mit Klyſtieren den verſtopften Leib ſuchen zu erweichen, und Oeffnung zu verſchaffen; und alsdann durch gelindes Drücken mit den Fingern, die Därme gegen den Ring der Bauchmuſkeln (deſſen lage aus der Anatomie dem Wundarzte wohl bekannt ſeyn muß,) allmählig eindrücken, und, wenn ſolches glücklich von Statten gegangen, ein gutes Bruchband, ſo wie oben gezeigt worden, anlegen, damit die Därme zurückbleiben.

Wenn aber ein ſolcher Weichenbruch mit oben angezeigten ſchweren Zufällen begleitet und eingeſperrt wäre, wobey immer lebensgefahr vorhanden iſt, muß man (nach den Vorſchriften einiger Aerzte vorher die Ader laſſen,) die geſchwollenen und entzündeten Theile erſtlich erweichen, indem man Breyumſchläge aus erweichenden Kräutern und Wurzeln, mit Milch oder Eſſig zu einem dicken Brey gekocht, mit etwas Kamillenöhl oft warm überleget, und allemahl, wenn man es wieder abnimmt, verſuchen, ob man die Gedärme wieder einbringen könne, womit man beſtändig fortfahren muß, bis man ſeinen Zweck erreichet. In dieſer Zwiſchenzeit läßt man vollblütigen Perſonen zur Ader. Dieſe müſſen Erkältungen und blähende Speiſen meiden, die Chinarinde nebſt erweichenden und ſchlüpfrigen Sachen, als Mandelöhl u. ſ. w. auch öfters Klyſtiere oder etwas engliſches Salz, beſonders aber auch die Tobacksklyſtiere gebrauchen.

Wären die Därme aber auf dieſe Weiſe nicht einzubringen, und die Zufälle würden ſchlimmer, ſo daß ein Brand an den Gedärmen und der Tod ſelbſt zu befürchten wäre; ſo muß man bey Zeiten, ehe der leidende zu ſchwach wird, oder der Brand die dünnen Gedärme angreift, durch

den

den Schnitt, welcher doch hier immer sehr gefährlich ist, zu helfen trachten, und dadurch, nachdem der Leidende auf den Rücken, und mit dem Gesäße hoch gelegt, auch der Schenkel etwas gebogen ist, den Ring der Bauchmuskeln, nach geöffneter Haut und Sacke des Bruchs, durch den Schnitt genugsam erweitern, die ausgefallenen Theile alsdann wieder gehörig hineinbringen, und die Wunde mit einem runden Bausche von lappen Karpey und dreyeckigen Compresse, nebst der Binde, welche das Weichenband genennet wird, verbinden. Bald nach dieser Operation ist sehr dienlich, dem Kranken noch ein linderndes und erweichendes Klystier zu geben, und ihn gute Diät halten zu lassen.

Wenn erwachsene Leute solche Brüche, die man noch einbringen kann, durch den Schnitt gern völlig los seyn wollten, theils der Beschwerlichkeit des Bruchbandes, theils der Furcht des neuen Anfalles überhoben zu seyn; so haben sonst die gemeinen Bruchschneider, nachdem der Leidende in gehörige Lage gelegt worden, und die Därme und das Netz in den Leib eingeschoben sind, von dem Ringe der Bauchmuskeln nach der Quere in die Höhe gehobnen Haut, daselbst einen langen Schnitt, bis in das Gemächte herunter gemacht, die Haut und das Fett von dem Processu peritonaei abgesondert, und hernach diesen Processum peritonaei, wodurch die Samenadern nach den Hoden laufen, sammt dem Bruchsacke (worin aber nichts mehr von dem Darme seyn muß,) mit einem starken, vierfachen, gewächsten Seiden oder Leinenfaden, oder gar mit einem Bindfaden fest zugebunden, den Hoden aus dem Gemächte herausgerissen, und ihn unter dem umgebundenen Faden oder

Schnur

Schnur abgeschnitten, und hernach mit Digestiv oder Eyeröhl verbunden, bis die Schnur ohngefähr nach 8 Tagen ausgefallen, da sie die Wunde herngch mit Wundbalsam oder Eyeröhl zugeheilet.

Weil aber dadurch der Hoden, ein so nöthiger Theil zur Zeugung, den Leuten benommen wird, und solches oft nicht ohne Lebensgefahr geschiehet, indem viele bald hernach an Krampfzufällen und Fiebern gestorben sind, so haben neuere Chirurgi eine bessere Curart ersonnen, diese Brüche durch den Schnitt zu heilen, wobey der Hoden erhalten wird.

Man legt den Patienten auf einen schmahlen Tisch ebenfalls niedrig mit der Brust, und hoch mit dem Gefäße, scheret bey Erwachsenen die Haare in der Weiche weg, und macht sehr vorsichtig einen langen Schnitt durch die Haut, vom Bauchringe an, schief hinunter bis unter die Geschwulst, gegen das Gemächte, ohne die Därme vorher einzubringen, hernach allmählig durch das Fett, bis auf den Sack des Bruchs, der ein etwas durchsichtiges dichtes Wesen oder Haut hat, löset diesen Sack ohne die Därme noch einzuschieben, allenthalben vorsichtig ab, wo er anhängt, und besonders von dem Processu peritonaei, (welche Theile man alle aus der Zergliederungskunst wohl kennen muß,) und wenn solcher von diesen sämmtlich bis an den Ring abgelöset, drückt man die noch darin enthaltenen Därme durch diesen Ring gelinde in den Leib hinein, und bindet alsdann den überall gelöseten Sack, (welchen ein Beystehender am untersten Theile mit den Fingern in die Höhe halten, und gelinde anziehen muß,) ohne die Samenadern mit einzubinden, mit eben

solchem, vorher genannten Faden oder Schnürchen, nachdem man ihn drey bis viermahl dichte, bey dem Ringe wohl umwickelt, fest zu, wobey man wohl Acht giebt, daß man nichts von dem Darme mit einbinde, und schneidet alsdann diesen gebundenen Sack einen Daumen breit unter dem umgebundenen Faden ab, oder läßt ihn auch sammt dem Faden von selbst abfaulen, verbindet die Wunde zugleich mit diesem Sacke, das erste Mahl nur mit trockner Karpey, und der Schambinde; bey den folgenden Verbänden aber mit einem Digestiv oder Eyeröhle täglich einmahl, bis die Schnur oder der Bindfaden sammt dem Sacke abgefallen, nnd heilet die übrige Wunde hernach mit eben dem Oehle und Wundpflaster, oder auch mit einem andern Wundbalsam, bis sie heil ist; worauf jedoch, um eine festere Narbe zu erhalten, sehr rathsam und nützlich ist, noch eine geraume Zeit ein gutes Bruchband zu tragen, und stärkende Spiritus von Lavendel, Rosmarin u. d. gl. in den verletzt gewesenen Ort wohl und oft einzureiben, um dadurch der Wiederkunft eines neuen Bruches desto besser vorzubeugen. Es sind noch verschiedene andere Dinge bey diesen Curen in Acht zu nehmen, welche aber hier der Kürze wegen nicht beschrieben werden können, indessen sind sie in allen vollkommenen Abhandlungen von der Chirurgie, und besonders in Heisters großer Chirurgie, nachzulesen.

Leistenhobel, (im Genit. des Hobels, und im Plural. auch die Hobel,) ist bey den Holzarbeitern ein Hobel allerley Leisten damit zu verfertigen. Die Schneide des Eisens ist so ausgeschnitten, wie die Leisten seyn sollen, und darnach richtet sich auch die untere Bahn des Holzes. Hierüber

fin-

findet man im XXIVten Theil der Encykl. im Art. Hobel S. 36 nähere Auskunft.

Leiſtenholz, iſt entweder ein ſolches Holz, woraus gute Schuſterleiſten gemacht werden können, oder auch ſolches, welches als Leiſten bey Brettern, Thüren u. ſ. w. gebraucht wird, worüber man den Art. Leiſte nachſehen kann.

Leiſtenmachen, (das) bedeutet in der bergmänniſchen Sprache, eine Form verfertigen, worin die geſchmolzene rohe Eiſenſchicht geſtochen (gegoſſen und geformt) wird. Man ſehe hierüber den Art. Leiſte am Ende.

Leiſtenſchneider, (der) iſt, als bloßer Leiſtenſchneider ein unzünftiger Handwerksmann, welcher die Leiſten für die Schuhmacher verfertiget. Die mehreſten Schuhmacher machen ſich ihre Leiſten ſelbſt, beſonders in den kleinen Städten; viele aber kaufen von den Leiſtenſchneidern auf dem Lande, die gewöhnlich auch hölzerne Löffel und Küchenkellen zur Stadt bringen, ihre Leiſten, die aber alsdann nur bloß ganz aus dem Groben bearbeitet ſind, und die Schuhmacher ſchneiden und raſpeln ſie alsdann völlig ſo, wie ſie ſie haben wollen. Am liebſten haben ſie die Leiſten von Büchenholz; ſie nehmen aber auch mit Birken- Kaſtanien- und Elſenholz vorlieb.

Leiſtenow auch **Leiſtenau** iſt ein churbrandenburgiſches adliches Gut und Vorwerk in Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, eine Meile von Demmin.

Leiſter, ein churtrierſches Dorf auf dem Weſterwalde, eine Stunde von Montabaur.

Leiſter, (der) war in vormahligen rohen Ritterzeiten auf den Gaſtmahlen und Trinkgelagen eine Perſon, welche, wie die übrigen ein gewiſſes beſtimm-

stimmtes Maß Wein, oder Bier austrinken mußte, welches man damahls als einen vorzüglichen Theil der deutschen Tapferkeit rechnete.

Für die alten Deutschen hatte der Trunk von jeher ganz besondere Reitze. Bey dem vielen Schwimmen, dem immerwährenden Jagen und Kriegen, in einem feuchten, rauhen, waldigt wilden Himmelsstriche mußte ihnen ein reitzendes, erwärmendes Mittel die erquickendste Stärkung — auf der andern Seite um des Müßigganges und der stolzen Arbeitsscheue willen, eine unwiderstehlich lockende Unterhaltung seyn. Und da überdieß jede Art von Rausch und Trunkenheit ein Zustand des Gefühls ist, welchen die Wilden für höchst angenehm, ja für himmlisch halten (*) so konnte er auch dem rasenden Freyheitshage der Deutschen nicht anders, als wallhallisch dünken.

Wie aber diese Trunkliebe zu einer eigentlichen Nationalneigung ward, kann man sich auf folgende Art erklären. Das Trinken überhaupt zieht stärker an, als das Essen, weil es die Seele munterer und muthiger macht, Gefühl seiner Kraft in dem Menschen erweckt, und länger genossen werden kann. Wenn sich aber noch angenehme Nebengefühle damit verbinden, dann wird sein Reiz für rohe Völker unwiderstehlich, indem die Einbildungskraft dieselben immer wieder zurückführet, dadurch die sinnliche Begierde rege erhält, und auf diese Weise in dem Menschen einwurzeln läßt. Eben diese vereinigten Lockungen bewirkten die eigentliche Trunkliebe der Deutschen. Die Art ihrer Verfassung, ihre öffentlichen Gerichte, und

*) Krafts Sitten der Wilden 2te Abthl. §. 52. 53.

und Berathſchlagungen, ihre gemeinſchaftlichen Opfer und Feſte, die lehenähnliche Verbindung, da junge Krieger bey Fürſten und Heerführern im Dienſt und Unterhalt ſtanden; alles dieſes veranlaßte große und häufige Zuſammenkünfte. Trinkgelage, von Geſang, Saitenſpiel und andern Beluſtigungen begleitet, geſellten ſich alsdann immer dazu.

Venantius Fortunatus giebt uns eine merkwürdige Beſchreibung von einer ſolchen Trinkgeſellſchaft, bey welcher er auf einer Reiſe an der Moſel und dem Rheine, ſelbſt zugegen war. (*) „Sänger (ſagt er) ſangen Lieder und ſpielten die Harfe dazu. Umher ſaßen Zuhörer bey „ahornen Bechern, und tranken wie Raſende Geſundheiten in die Wette. (**) Wer nicht mit mach-

(*) *Venant. Fort.* in epiſt. ad Gregorium Papam l. 1. poemat. praefixa. Nachdem er ſeine weiten Wanderungen aus Italien durch Bayern, Allemannien und die Länder am Rhein und der Weſel erzählet, entſchuldigt er ſich wegen ſeiner Gedichte, die er hier verfertiget, und ſetzt in einem dunkeln barbariſchen Latein hinzu: Apud quos nihil dispar erat, aut ſtridor oloris: ſola laepo bombicans barbaros leudos (Lieder) harpa relidebat: aſt inter illos egomet non Muſicus poeta, ſed muricus, deroſo flote, carminis poema non canerem ſed garrirem, quo reſidentes auditores inter acernea pocula *ſalute bibentes inſana*, Baccho *judice debacchantur*. Quid tibi affabre dictum ſit, ubi quis *ſanus vix creditur*; niſi ſecum vix pariter inſanitur? quo gratulari magis eſt ſi vivare licet poſt bibere etc. So ſteht die Stelle in Biblioth. Patrum max. T. X. p. 528.

(**) Diejenigen, welche hier auf die Geſundheit dieſer oder jener Perſon einen Becher ausleeren mußten, waren die Leiſter. In Niederſachſen herrſcht in den Zuſammenkünften der Bürger an den Gilde- oder andern feyerlichen Tagen noch häufig die Sitte, daß einem Fremden zugetrunken wird, worauf man demjenigen wieder zutrinken muß, der das Getränk bringt, und dieſes wird in der platten Sprache Beſcheed doon genannt, welches hier ſo viel als Leiſtung, Erwiederung, heißt. Eine

„machte, ward für einen Thoren gehalten. Man „muß sich glücklich preisen, nach dem Trunke noch „zu leben.“

Wer sich der Freundschaft eines deutschen Stammes empfehlen wollte, durfte nur Mitzecher werden. Italus, der Cherusker Herzog, war römisch erzogen und gesinnet, seinen Leuten also verhaßt; aber, er trank und schwelgte nach Landesart mit ihnen, und ward dadurch eine Zeitlang wieder beliebt bey ihnen. (*) Was noch weit wichtiger ist, Bündnisse, Geschlechterverbindungen, Verträge und dergleichen Verhandlungen, wurden bey Trinkgelagen vorgenommen; als wäre, wie Tacitus sagt, zu keiner Zeit die Seele zu vernünftigen Entschließungen offener, und zu großen feuriger. Sogar gottesdienstlichen Handlungen wurden sie angehänget, und endlich selbst eine Art Verehrung, wodurch allmählig festgesezte Gebräuche und Gewohnheiten entstanden, und das Trinken also eigentliche Volkssitte wurde.

Das erste und früheste Zeichen der Gastfreundschaft scheint das Darreichen eines Bechers ge-

Eine sehr treuherzige Art vom Zutrinken habe ich in einigen Gegenden des Fürstenthums Lüneburg, der Altmark und Prignitz gefunden. Wenn die ehrbare Gesellschaft nur ein Glas hat, so nimmt einer davon zuerst das Glas, trinkt daraus, giebt alsdann treuherzig seinem Nachbar die Hand, und sezt das Glas vor ihm hin. Hierauf braucht der Nachbar nicht gleich zu trinken, sondern nur erst, wenn ihm der Durst ankommt. Dauert dies aber lange, oder er vergißt sich im Gespräche, so muntert ihn wieder sein Nachbar, welcher allenfalls Apetit zum Trinken hat, zum Trunke auf, (denn würde er ihm vorgreifen, so würde das für unschicklich gehalten werden,) worauf denn jener das Glas oder den Bierkrug nimmt, trinkt, dasselbe vor diesen hinsezt, und ihm die Hand giebt. So geht es fort, so lange die Gesellschaft zusammen ißt, und trinkt. F.

(*) *Tacit.* Annal. XI. cap. 16.

geweſen zu ſeyn. Am fränkiſchen Hofe war es wenigſtens Brauch, den ankommenden Gäſten einen Kelch, ſpäterhin Willkomm, wie er auch noch bey unſern Gewerksgilden genannt wird, (poculum hilaritatis,) hinzureichen, (*) und am Bayriſchen finden wir ein Gleiches. Dieſe Gewohnheit ſcheinet eine Urſitte der Menſchheit geweſen zu ſeyn. Wollte Fingal, oder ein anderer kaledoniſcher Fürſt einen Fremdling, oder Hülfe begehrenden ſeiner freundlichen Geſinnung verſichern, ſo bot er ihm nach Oſſians Ausdruck, die feſtliche Muſchel. Hieraus entſtand, auf die natürlichſte Weiſe das geſellige Zu- und Vortrinken, alſo auch das Beſcheiden, oder Leiſten, (propinare); wozu ſich frühzeitig das Wett- und Geſundheitstrinken geſellte. Denn, was konnte der Deutſche im Zuſtande der Fröhlichkeit, ſein Gefühl mitzutheilen ſtrebend, ſeinen Freunden und Geliebten beſſeres wünſchen, als Geſundheit, das beſte Gut, beſonders in der Heldenzeit, da Rüſtigkeit und Leibesſtärke, die vorzüglichſten Eigenſchaften waren? — Oder, was konnte ſeine Seele freyer öffnen, um das Gedächtniß eines achtbaren Kriegers, oder eines trauten Geſellen zu feyern, als ſein ſüßes Naß! — Trank er doch zur Ehre der Götter, der abgeſchiedenen Helden und Freunde ſelbſt. —

Ein noch früheres Beyſpiel als das vorherige von Venantius Fortunatus, in Betreff des Geſundheittrinkens, giebt uns Priſcus in der Beſchreibung des Attilaiſchen Gaſtgebots, wobey auch Deutſche waren. (**) Sobald die römiſchen

(*) *J. G. ab Eckart* Comment. de rebus Franciae Orient. T. 1. p. 516 ſeqq.

(**) *Tritter memoriae populorum e ſcriptor.* Hiſtor. Byzant. *T. 1. p. 516 ſeqq.*

Gesandten zum Gemache hereingetreten, brachte ihnen ein Schenke einen Becher zum Trinken dar. Hierauf eröffnete der Länderbezwinger das Gelag mit einer Gesundheit, welche er den vornehmsten seiner Tischgesellschaft zubrachte, die diese (als Leister) alsdann stehend erwiederten. Und, nachdem es also die Reihe herum gegangen war, forderte Attila die Gäste noch zu einem allgemeinen Trinkgefechte auf. Noch ein merkwürdigeres Beyspiel erzählt Paulus Diaconus: (*) Grimmwald ein Longobarden König hatte im siebenten Jahrhundert den Bertharit von seiner Herrschaft verjagt. Dieser allenthalben unstät und flüchtig, suchte sich mit seinem Vertreiber wieder auszusöhnen. Grimmwald nahm ihn auch scheinbar wieder auf, und die geheuchelten Freundschaftszeichen waren allerley Getränke, die er ihm mit der Bitte zusandte, einen ganzen Kelch auf seine Gesundheit zu leeren. Unter Karl dem Großen fanden sich schon Gesellschaften, die denen ehemahligen Studentengesellschaften, in welchen Landesväter, nach akademischer Terminologie, gemacht wurden, nicht unähnlich waren, wobey man dem heiligen Stephan, dem Kaiser, oder seinem Prinzen zu Ehren trank und zechte, und wahrscheinlich hat man auch damahls schon pro poena trinken müssen.

Die Uebungen im Trinken in den Zechgesellschaften und auf den Trinkgelagen, unterhielten nicht nur die alte Wildheit in den Sitten, sondern erzeugten viele neue verderbliche Ausbrüche, und verursachten das eigentlich Schändliche und Schädliche des Trinkens. Man verführte nähmlich nicht bloß, sondern man zwang einander dazu.

(*) Pauli Diaconi hist. de gestis Longobard. l. 5. c. 2.

zu. Karl der Große, der sein Volk von allen Seiten aufzuklären sich bemühete, und besonders der Trunkenheit gram war, erließ daher viele Verordnungen, um dem Uebel zu steuern. Er verbot nicht allein jenes Zwingen, und jene Brüderschaften scharf, sondern war auch selbst ein Muster der Mäßigkeit. Allein, alle Verbote und Gesetze konnten eine Neigung nicht unterdrücken, welche der ganzen Lebensart so gemäß, und in die herkommlichen Gebräuche der Nation bereits so tief eingeflochten war. Dazu hatte der Himmelsstrich noch vieles von seiner alten Feuchtigkeit und Rauhigkeit; die Waldungen hegten noch Bären, Wölfe, selbst Elendthiere; (*) Jagen, Kämpfen, Reiten, Kriegen waren und blieben die einzige Hauptbeschäftigung. Der Deutsche trank also fort Bier, Meth und Wein, und sein Gast mußte mit ihm aushalten, — im Trinken Folge leisten, und sich dadurch männlich zeigen.

Stärke und leibliche Ausdaurungskraft wurden in diesen Zeiten des Faustrechts als die schätzbarsten Vorzüge angesehen. Vieles vertragen zu können mußte eine Ehre — ein großer Trinker ein angesehener Nahme seyn. Woher sonst der Brauch; daß Ritter und Lehensmänner jene ungeheuren Lehensbecher austrinken mußten, als zum Beweise ihrer Kraft und Deutschheit? — Diese eigne Belehnungsart durch einen Becher ward zwar nicht erst in der Ritterzeit eingeführt, denn, vorher schon belehnte man mit einem Horne. (**).

Wie bey andern Belehnungen und Uebergaben, so hatte auch bey dieser Gattung der

(*) Schmidts Geschichte der Deutschen, 2ter Th. S. 2.

(**) *Du Fresne* v. Cornu. *Püttmann.* de investitur. poculum in Adversar. T. 2. p. 113. 114.

Becher eine sinnbildliche Beziehung auf die Eigenschaften des Mannes; denn wer ihn tapfer leeren konnte, erprobte seine deutsche Ritterlichkeit dadurch. Dieses bezeugt eine Urkunde beym Lünig, (*) wo es von dem Hohenlohischen Vasallen heißt: „Hierauf (nach abgelegtem Eide) wird „von des Herrn Senioris und Lehenadministratoris hochgräflichen Gnaden und auch den anwesenden Ministris zur neuen Lehensempfängniß „gratuliret, und ihnen so fort zur hochgräflichen „Tafel angesagt, da er denn nach dem alten deutschen Herkommen den großen Lehenbecher, ein „Gehringer Maaß haltend, bescheid und damit vel „quasi eine Probe thun muß, ob er auch ein gut „Deutsch gebohrner von Adel, und dem Vaterland „hiernächst gute Dienste leisten könne.“ —

Eine andere Urkunde bestärkt dieses noch weiter. In den Friedbergischen Statuten steht nähmlich als eine ausdrückliche Erforderniß, daß ein aufzunehmender Burgmann einen Becher, Patriarch, vormahls Krauß genannt, austrinken soll. Das Wort Krauß ist in der wendischdeutschen Sprache noch sehr im Gebrauche, und bedeutet ein Trinkgeschirr mit einem Deckel. Man kann hierüber aber auch nachsehen: Statuten und observanzmäßige Requisita, wodurch eine adeliche Person zur Burg Friedberg Burgmannschaft gelangen kann, welche Böhmer anführt, in Dissert. de jurib. ex statu milit. Germanorum pendentibus 1750. S. 100.

Alle diese Herren, welche trinken mußten, waren die Leister, und wurden in dem Augenblick da sie nach damahliger Ritterpflicht, im Trinken Folge leisten mußten, so genannt. Dieser-

(*) *Lünig* Corp. jur. Feud. Germ. T. 3. p. 70.

serhalb übten schon Aeltern ihre Kinder im Trinken; denn, so erzählen *Aeneas Sylvius* in histor. de Europa cap. 20. und Fugger im Oesterreichischen Ehrenspiegel, nach Birkens Ausgabe, S. 1129. von dem letzten der alten Grafen Görz, daß er oft des Nachts aufgestanden sey, um seine Kinder zum Trunke anzutreiben. Wenn sie alsdann geschlafen, hätte er seine Gemahlinn eine Ehebrecherinn gescholten, und ausgerufen: „das „seyen nicht seine Kinder, denn sie könnten eine „ganze Nacht ohne zu trinken, hinbringen.“ ---

Die Gewohnheit zuzutrinken herrschte zwar in allen deutschen Provinzen, aber doch hauptsächlich in den sogenannten Bierländern. Daher kam ihnen zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, der Beynahme, die großen Trinklande, worunter man Sachsen, die Mark, Pommern, Mecklenburg und andere niederdeutsche Gegenden verstand. Hier war es eine nothwendige Höflichkeit nach deutscher Sitte, den Gästen sogleich Gelegenheit zu verschaffen, ihre Trinkkraft zu zeigen, oder einen freundlichen Wettstreit anzustellen: und fand dieses nicht Statt --- sie wenigstens recht zu laben. Die Becher mit denen man sie empfing, hießen Willkomm, wie noch jetzt die Gewerks- und andere Gilden dergleichen Willkomme haben, aus welchen Fremden und angehenden Zunftgenossen freundschaftlich zugetrunken wird. Sie sind von besonderer Größe, und nach Verhältniß kostbar. Ein männlicher Leister, oder, wer redlich Bescheid daraus that, schrieb seinen Nahmen sammt seinem Wahlspruch in ein besonderes dazu gewidmetes Buch. Keißler fand auf seinen Reisen viele solche Trinkgeschirre und Bücher, und in einem Buche fand er: praestitit, quantum potuit. ---

Durch solches Zu- und Gesundheittrinken ward eben die Neigung so lange und heftig erhalten, daher es auch viele Reichsabschiede abzustellen suchten, um das Uebel in der Hauptquelle zu verstopfen. Alle Schriftsteller und einsichtsvolle Männer jener Zeit stimmten darin überein. Selbst der drollige Taubmann eiferte mit seinem ganzen Witz darwider: „Balneum est, sagt „er, vom Gesundheittrinken, non potio, ita *in-* „*fundimur* et *perfundimur* hodie, atque „adeo *confundimur;* dumque alienae saluti „libamus, nostram laedimus.“ (*) Erasmus Schmidt berichtet von ihm, daß er folgende Fabel häufig erzählt habe:

„Belzebub stellte unlängst unter den bösen „Geistern eine Prüfung an, die Verrichtungen „ihres Amts zu untersuchen. Hier bestand nun „der Saufteufel nicht zum besten, sonder ward „wegen seiner Saumseligkeit ausgescholten. Doch „entschuldigte er sich: die Prediger Aerzte und „Naturkundiger arbeiteten ihm sehr zuwieder; seine „Nachläßigkeit sey gewiß nicht Schuld. — — „Nun, es sey, erwiederte Belzebub, aber sag: „trinken die Deutschen noch auf Gesundheit? — „— Ja! war die Antwort. — O! wenns dem „so ist, so laßt uns nicht verzweifeln.“

Der Wahn, einem seine liebe und Ehrfurcht durch Gesundheittrinken zu bezeugen, war so weit gekommen, daß manche Fürsten es ihren Hofleuten übertragen mußten, auf andrer großer Herrn und guter Gesellen Gesundheit Bescheid zu thun; und diese hatten alsdann, sagt Luther, nim-

(*) Taubmann in notis ad Plauti Persam, Act. 5. Sc. 1. p. 1002. Die Fabel von dem Beelzebub. erzählt Schmidt in animadvers. ad novum Testamentum.

nimmer gethan Werk, ſondern muſten Tag und Nacht anhalten (*).

Für den jungen Deutſchen war es alſo eine Erforderniß, im Trunke nicht unerfahren zu ſeyn, um jedem Ehrenmanne darin Beſcheid leiſten oder thun zu können; ſonſt würde er bey den damahls ſo tauſendfältigen Gelegenheiten ſich den Nachruf eines Weibiſchen oder Unmännlichen zugezogen haben. — Aber, dafür ſorgte auch der Taufzeuge ſchon, welche gewöhnlich Knaben ſchon Becher zum Pathengeſchenke machten. So bekam K. Karl unter andern Koſtbarkeiten auch einen goldenen Pokal von ſeiner Baſe; (**) und Herzog Friedrich von Würtemberg machte noch zu Ende der 16ten Jahrhunderts ein gleiches Pathengeſchenk.

Auch über den unterſten Stand, die Bauern, erſtreckte ſich dieſe beſondere Trunkliebe. Sie behielten die uralte germaniſche Sitte, Verträge, Stiftungen und Verbindungen bey dem Trunke zu ſchließen, ſtandhaft bey. Noch jetzt wird in vielen kleinen Städten, und auf den Dörfern, wo die Bauern nur etwas Brod und Auskommen haben, faſt bey jeder Gelegenheit Bier aufgelegt, und auch dieſe ſcheinen nichts entſchließen zu können, wo nicht das Gemüth erheitert wird. Bey jedem Handel oder Kaufe ward ſchon im 13ten Jahrhundert ein beſonderes Maß Getränke ausbedungen, der Weinkauf genannt, welches die Verträger und Zeugen zur Beſtätigung der Handlung

(*) Deutſcher Nation Apophthegmata (von Zinkgräf und Leonhard Weidmann), 3 Th. S. 175.

(**) Fuggers öſtreichiſcher Ehrenſpiegel, S. 1128. Mehrere Beyſpiele finden ſich überall in den Geſchichtbüchern jener Zeit.

mit einander tranken. In den ächten Trinkländern herrschte der Brauch dabey, daß die Kanne voll Bier oder Wein offen auf dem Tische stand, aus welcher man denn der Reihe nach schöpfte. Wer es aber versah, und die Kanne mit dem Deckel bedeckte, mußte zur Strafe eine halbe Kanne (vermuthlich, ohne abzusetzen, und in einem Athem) austrinken, dabey denn alle Stimmen erklangen: Weinkauf, Weinkauf!

In diesen Ritterzeiten war aber der Wein fast wohlfeiler, als das leere Faß, und doch fing man schon an, einzusehen, daß die großen Gelage theuer zu stehn kamen, weil nicht allein eine fürchterliche Quantität getrunken, sondern auch häufig eine fast unübersehbare Menge Gäste vorhanden waren. Es ist daher kein Wunder, wenn wir lesen, (*) daß bey der sechstägigen Hochzeit des Prinzen von Oranien mit der sächsischen Prinzessinn Anna, im Jahr 1561 zu Leipzig, 3600 Eimer Wein und 1600 Fässer aufgingen. Wenn es zur damahligen Zeit nun auch der Brauch war daß ein Ritter mehrere Pferde mit sich führte, und auch darein seine Pracht setzte, so müssen dennoch eine große Anzahl Gäste vorhanden gewesen seyn, weil die Zahl der von den Fremden mitgebrachten Pferde sich auf 5647 belief.

Daß die alten Deutschen gastfrey waren, ist bekannt, und es wurde einem Gaste auch häufig frey gelassen, einige gute Freunde mitzubringen. Da diese aber wahrscheinlich den Gast oder Leister im Trinken unterstützten, und solcher Leister nicht allein durch solche Hülfe siegte, sondern dadurch auch viel mehr Wein aufging; so wurden in

(*) Wekens Beschreibung von Dresden, 1680. S. 351.

in Hinsicht des Leistungsrechts den Leistern und ihren Gesellen gewisse Gesetze vorgeschrieben, wovon ein altes Formularbuch vom Leistungsrecht in Franken, zeuget. (Es ist hier aber eigentlich die Rede von den Leistern bey dem Einlager). Hier heißt es: „Zum Sechsten, Item er (der Leister) soll zum „unverdingten Mahle sitzen, und kein gast laden. „Doch soll der Wein uff dem Tisch stehen. In einem „bedeckten Geschirr, und darauff ein weiß federlein. „Wer trinken will, mag solche uffheben, und durch „solch federlein trinken.“

Dieses muß nähmlich nach der Erklärung eines nürnbergischen Gelehrten so verstanden werden: dem Leister soll für seine Person der Werth des Mahles nicht vorgeschrieben seyn; aber einen Gast soll er nicht mitbringen. Geschah dieses dennoch, so wurde dem Gaste das trockne Mahl wohl vergönnet. Hingegen war ihnen, wegen der Kostbarkeit nicht erlaubt, Wein aus freyer Hand, und nach Herzenslust zu trinken, sondern, sie durften solchen nur durch das Röhrchen eines Federkieles einschlürfen. Dadurch ward ein Trunk so beschweret, daß er den Durst mehr reizte, als stillte; ein Umstand, der dem Leister die Einladung, und dem Gaste das Kommen sehr verleiden mußte. (*)

Aus allem, was bisher von dem Leister gesagt worden, erhellet, daß er eine Person war, welche eine gewisse Höflichkeit, Pflicht, Schuldigkeit, ein Versprechen, eine Bezahlung und dergl. mehr zu leisten, und zu erfüllen übernommen hatte. In dieser Hinsicht waren auch diejenigen Männer, Ritter und Herrn, welche auf Verlangen des Mah-

(*) Historisch diplomatisches Magazin für das Vaterland und angrenzenden Gegenden. Nürnberg 1780. 2tes St. S. 177.

Mahners in einen gewissen Ort nach dem Leistungsrecht das Einlager oder den Eintritt halten mußten, die Leister. Zuweilen wurde ihnen nur eine Herberge dazu angewiesen, und sie durften den angewiesenen Platz nicht eher verlassen, als bis sie geleistet oder ihr Versprechen erfüllet hatten. Das Versprechen, oder die dem Mahner (in alten deutschen Urkunden Maninghe) schuldige Pflicht, sie bestehe, worin sie wolle, zu erfüllen, nennte man die Leistung, und es wurde mit der äußersten Strenge darauf gehalten, wovon ich ein Beyspiel geben will. In dem Leistungsrechte von Franken heißt es: (*) „Zum Zehenden: Wer in der leistung „stirbt, sol unter der Thurschwell herausgethan, und „nicht darüber getragen werden." Weil der Leister nähmlich versprochen hatte, nicht aus der leistung oder über die Hausschwelle zu gehen, bis der Mahner zufrieden gestellet worden. So dehnte sich diese Verbindlichkeit selbst bis zum Todesfalle aus.

Wenn man in Betreff des Leistens beym Trunke etwas Ausführliches lesen will, so schlage ich eine vortreffliche Abhandlung; Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke Lpz. 1782 vor, welche nicht allein Belehrung sondern auch Vergnügen gewähret. Von der Leistung in Hinsicht einer Schuld sehe man im Xten Th. der Encyklopädie, S. 432 fgg. den Art. Einlager.

Leisterförde, ist ein Mecklenb. Schwerinsches adliches Gut im Amte Boizenburg.

Leistern, Leitgestern, ein fürstlich Hessendarmstädtisches Dorf in Ober-Hessen, im Oberamte und bey Gießen.

Lei-

(*) Hist. diplomat. Magaz. I. c. S. 178

Leiſtetten, ein ſchwäbiſches Dorf in der Fürſtenbergſchen Grafſchaft Heiligenberg.

Leiſtikow, ein churbrandenburgiſches adliches Dorf in Hinterpommern, im Daberſchen Kreiſe, zum Theil unter das Amt Neugarten gehörig.

Leiſtlingen und Meyenfeld, iſt ein churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Sicklingen.

Leiſtung, ſ. den Art. **Leiſter (der)**.

Leiſtungsrecht, ſ. **Leiſter (der)**.

Leit, ein altes deutſches Wort, und bedeutet ſoviel als der Weg. S. **Leiten**.

Leitarm, (der) iſt beym Bergbaue diejenige Kunſtſtange, welche in den Schacht nicht ſenkrecht nieder, ſondern quer hineingehet. — Vielleicht, weil ſie die übrigen Kunſtſtangen, nach den andern Ort hinleitet oder weiſet. Man ſehe hierüber Th. LV der Encyklopädie Art. **Kunſtgezeug**, S. 252. wie auch den Art. **Leitſtämpel**.

Leitband, iſt ein breites Band, Kinder die noch nicht gehen können, daran zu leiten: man nennt es auch das **Führband**, **Gängelband**; im Niederſächſiſchen mit Ausſtoßung des t, **Leeband** und in der recht breiten mecklenburgiſchen Sprache **Leejband**. — Ein **Leitband** überhaupt iſt für das Kind ſowohl, als die Wärterinnen nothwendig; das Kind hat darin mehr Willen, als wenn es an beyden Armen gehalten wird, und der Wärterinn wird das Führen des Kindes nicht ſo ſauer. Man ſehe hierüber im XVten Th. der Encyklopädie, S. 626 den Art. **Gängeln**.

Leite, (die) iſt ein in einigen Gegenden beſonders Oberdeutſchlands im gemeinen Leben, bey den Jägern aber durchaus gangbares weidmänniſches Wort, die ſanft abhängige Seite eines Berges oder Hügels zu bezeichnen, wo es auch die Leiten lau-

lautet, woher ehemahls Theuerdank (Kap. 36.) sagt: Unden für an des pergs leyten. — Man verbindet mit dem Worte mehrere andere, und daraus entstehen verschiedene Bedeutungen; z. B. Bergleite, Weinleite, wenn die Seite mit Wein bewachsen ist; Buschleite, eine mit Buschholz bewachsene Bergseite; Hochleite, Hagenleite, Holzleite, Waldleite, wenn sie mit hochstämmigem Holze oder Waldung bewachsen ist. So auch haben die Jäger die Sommerleite, welches die mittägige Seite eines Berges bedeutet, und die Winterleite, die mitternächtige Seite des Berges. Dieses findet Statt, wenn der Gebirgerücken, oder die Hügel oder Anhöhen sich von Morgen nach Abend erstrecken. In weiterer Bedeutung wird auch wohl ein sanfter abhängiger Berg oder Hügel selbst eine Leite genannt.

In Hinsicht der Sommer- und Winterleite ist noch zu merken, besonders, wenn keine von beyden Holz und Busch trägt, sondern nur Heidekraut, und dergleichen niedriges Gewächse, daß man in heißen Sommertagen nicht zu allen Stunden die sich dort sonst aufhaltenden Hasen in der Sommerleite suchen könne. Sobald die Sonne anfängt stark zu scheinen, verläßt der Hase sein Lager in der Sommerleite, und begiebt sich nach der andern Seite des Bergs in die Winterleite, wo er Kühlung findet. Im Winter hingegen sucht er wieder die warmen Sonnenstrahlen auf, und läßt sich wenig in der Winterleite sehen.

Dies gilt vorzüglich von den Heide- und Brachhasen, nehmlich solchen, die auf dem freyen Felde, entfernt von Busch und Wald geboren und groß geworden sind. Die Bruch- und Waldhasen aber beobachten ein Aehnliches in Hinsicht

sicht ihrer Gegend. In der starken Hitze retiriren sie sich auch nach den kühlern Gegenden, und im Winter findet man sie wieder dort, wo die Sonne wärmet. Es würde also ein Freund der Jagd sich viele vergebliche Mühe machen, wenn er im Winter durchaus dort die Hasen suchen wollte, wo er sie vorzüglich im Sommer fand, und so umgekehrt.

Leite (die) ist ein nur im gemeinen Leben in einigen Gegenden übliches Wort, ein langes, nicht gar weites Faß zu bezeichnen, welches statt des Spundes eine große Oeffnung hat, lebendige Fische damit auf einem Wagen zu verführen, oder die Weinbeeren aus dem Weinberge darin nach Hause zu fahren, u. s. w. Im Oberdeutschen die Laire, in Franken die Legte. Auch eine gewisse Art von Hud- oder Hüdefässern nennt man in einigen Gegenden eine Leite. Diese haben äußerlich beynahe die Form eines Kahnes; sie sind aber auf den Seiten und oben mit löchern versehen damit luft und Wasser hineinkommen kann. Oben ist eine Klappe mit einem Schlosse versehen. Man hat dieser Art Fischbehälter große und kleine. Die Fische werden lebendig hineingesetzt, das schwimmende Hüdefaß hinten an dem Kahn befestigt, und so zieht der Fischer zuweilen viele Meilen weit mit seinen lebenden Fischen, und verkauft sie alsdann.

Leitelshayn, Leutelshayn, ein churſächsisches Dorf im Erzgebürgschen Kreise im Amte Zwickau, theils schriftsässig nach Gablenz und Schweinsburg, theils amtssässig nach Kitschergut gehörig.

Leiten, Leuthen, ist ein churbrandenburgisches adliches Dorf in der *Neumark*, im Kotbuser Kreise.

Leiten, (ein verb. regul.) kommt in verschiedener Bedeutung vor; die älteste ist aber wohl diejenige, da man es für gehen gebrauchte, welche aber jetzt ganz veraltet ist, woher beym Isidor arliudan hinausgehen, und bey dem Kero Kalidan weggehen, vorkommt.

Sid er' nan thar uberuuant
Ioh leitta in ander art land,

Nachdem er ihn überwunden hatte, und in ein anderes Land gezogen war, Otfried, B. 5. Kap. 4. V. 103. wo es in Schilters Ausgabe, wie auch Ihre bemerket, irrig durch ducebat übersetzt ist. (*) Das alte Gothische leithan, Angelsächs. lithan, Schwed. lida, Isländ. leita, Holländ. lyden, bedeuten gleichfalls gehen, wohin auch das Griech. λιζομαι ich gehe, komme und ἐλεύσω ich komme gehören. Im Niedersächsischen ist verleden, noch für verwichen, vergangen, von der Zeit üblich. Verleden Jahr heißt vergangenes Jahr; in der recht platten, langsamen mecklenburgischen Sprache vöäler'n Ioa, wo das ö und ä kurz, das e lang und beynahe wie ein ä ausgesprochen wird.

Vorzüglich aber braucht man das Wort Leiten jetzt als ein Activum, oder vielmehr Factitivum gehen machen, das ist, die Richtung der Bewegung eines Gehenden, und in weiterer Bedeutung die Richtung einer Bewegung, und zwar die ganze Bewegung hindurch bestimmen. In dieser thätigen Bedeutung heißt es beym Kero schon leitan, im Niedersächsischen leiden (im recht platten aber leej'n,) im Angelsächs. lädden läden, (so wie in einigen andern plattdeutschen Mundarten

(*) Adelung grammatisch-kritisches Wörterbuch. Art. Leiten.

ten noch jetzt lärr'n, auch ledden und leihn üblich ist,) im Daniſchen lede, im Isländ. leida, im Schwed. leda, im Engl. lead, im Holländ. leiden, geleiden, bey den krainerischen Wenden leidam ich leite. Zu den ältern Verwandten dieſes alten Wortes, gehört vornähmlich das im Hochdeutſchen gleichfalls veraltete Leit, Leige der Weg, die Reiſe, woher das Wort Geleite wieder abſtammt. Man ſehe den XVII Th. der Encyklopädie S. 102 fgg.

In mehr eigentlichem Verſtande iſt dieſes Wort mit dem Worte Führen ſehr nahe verwandt, und es ſcheint nur bloß der heutige Sprachgebrauch einige Unterſchiede zu machen. Ein Rind am Führ- oder Leitbande leiten. Einen Blinden bey der Hand leiten. Einen Hund, einen Ochſen oder ander Thier am Strick leiten. Das Waſſer in das Thal, in einen Garten — einen Fluß um die Stadt leiten, u. ſ. w.

Alles dieſes giebt auch faſt ganz die Bedeutung des Wortes führen. Stoſch iſt aber dieſer Meinung nicht, und ſagt in ſeinem Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutender Wörter ꝛc. Th. 1. S. 350: „Man leitet diejeni„gen, welche nicht im Stande ſind, ohne Hülfe „zu gehen, oder, welche ohne ſolche Hülfe den „Weg nicht finden können. Man leitet einen „Hund, ein Pferd oder andere Thiere mit einem „Strick, damit ſie auf dem rechten Wege bleiben, „und davon nicht abweichen.“

„Man führet diejenigen, welche ſelber gehen, „nur, damit man ihnen den Weg zeigen, oder „ihnen im Gehen eine Bequemlichkeit verſchaffen „möge. So ſagt *man:* *Ich will* Sie den kürze-

„sten, oder den bequemsten Weg führen. — — —
„Man führet ein Frauenzimmer unter dem Arm,
„damit sie (es) sich stützen könne, und im Gehen
„eine Bequemlichkeit habe.“

„Wer geleitet wird, wird allezeit fest gehal-
„ten: Wer geführet wird, kann auch frey gehen.
„Leiten kann man nur diejenigen, welche gehen:
„Führen auch diejenigen, welche reiten und fahren.
„Man kann sagen: Als ich durch den Wald fah-
„ren wollte, nahm ich mir einen Wegweiser, wel-
„cher mich dadurch führen mußte.“

Mit dieser Auseinandersetzung der beyden Wörter leiten und führen ist Adelung nicht ganz zufrieden, und vielleicht sind es mit ihm auch mehrere andere mit Recht, denn es scheint Herr Stosch die beyden Wörter meiner Meinung nach zu einseitig, und ihre Bedeutung zu eingeschränkt zu nehmen. Herr Adelung setzt freylich eben wie Herr Stosch bey dem Worte Leiten, voraus, daß derjenige, welcher geleitet wird, dieser Leitung bedürfe, weil er ohne dieselbe nicht im Stande ist, zu gehen, oder den Weg zu finden. Allein, es läßt sich doch nicht in allen den Fällen brauchen, wo dieser Begriff statt findet, und es ist wahrscheinlich, daß die Fälle, wo man führen brauchen müsse, bloß durch die Uebung zu erlernen sind. So sagt man: Eine Armee führen; eine Heerde führen; einen Dieb zum Galgen führen; den Ochsen zur Schlachtbank führen; einem Kinde die Hand führen, u. s. f. in welchen, und hundert andern Fällen das Zeitwort leiten nicht hergebracht ist, obgleich in einigen sogar der Begriff des Festhaltens zugegen ist, der doch dem Worte leiten nicht wesentlich anklebet.

In mehr figürlichem Verſtande verſteht man unter leiten, die Richtung der Veränderung eines Dinges beſtimmen, als: eines Menſchen Gewiſſen leiten oder führen; ſich von jemand in allen Stücken leiten laſſen; ein dunkles Gefühl von Glückſeeligkeit leitete ihn u. ſ. f. In dieſem figürlichen Verſtande wird das Wort leiten in einigen Redensarten auch mit der Bedeutung des Wortes lenken verwandt werden können. In der Jägerſprache heißt leiten ebenfalls ſo viel als führen; allein der Jäger ſagt nicht: ich leite den Leithund, ſondern ich führe; hingegen wenn der Habicht ein Feldhuhn ergriffen, und ſolches mit ſich fortführet, ſo heißt es: Der Habicht leitet das Feldhuhn, ob er es gleich mit ſeinen Fängen hält und trägt.

Leitenberg; ſ. Leutenberg.

Leiter, (der) iſt eine Perſon, welche eine andere leitet, ſowohl eigentlich, als im figürlichen Verſtande genommen, und es kömmt dieſes Wort von dem Zeitworte leiten. Im Iſidor Lididh, bey dem Ottfried Leitir, beym Stricker Laiter.

Leiter, (die) iſt im eigentlichen Sinne genommen, ein bewegliches Werkzeug, deſſen man ſich zum Steigen bedienet. Es beſteht ſolches aus zwo Stangen, oder langen und leichten Stücken Holz welche Leiterbäume genannt werden, und von Fuß zu Fuß mit kurzen Stecken, welche man Sproſſen (im Plattdeutſchen Tramen oder Spraten) nennet, auf welche man beym Auf und Niederſteigen tritt, zuſammengehängt ſind. Oben ſowohl als unten, und wenn die Leiter lang iſt, auch in der Mitte befinden ſich breite Sproſſen, die ganz durch die Leiterbäume gehen, und mit hölzernen

Nägeln befestiget sind. Es ist wahrscheinlich, daß es schon so lange Leitern gegeben hat, als Haushaltungen existiren; denn ohne Leitern kann keine Haushaltung auf dem Lande bestehen, man möchte denn lauter Treppen haben, welches aber nicht angeht. Daher ist auch der Hauswirth auf dem Lande, mit Leitern aller Art versehen, die, jenachdem sie gebraucht werden, auch ihre besondere Nahmen erhalten, wovon ich weiter hin einige anführen werde.

In dieser ersten, eigentlichen Bedeutung heißt die Leiter beym Notker Leitero, im Schwabenspiegel der Laiter, im Niedersächsischen de Ledder aber im Mecklenburgischen an der Ostsee, dei Lerrä, im Holländischen Ladder, im Engl. Ladder, im Polnischen Letra. Es ist allem Ansehen nach von leiten, sofern es im Neutro ehedem gehen bedeutete, gebildet, ein Werkzeug zu bezeichnen, mittelst dessen man auf und abgehet oder steiget — oder welches einen irgendwo hinauf oder hinunter leitet. Da es bey dem Kero mit vorgesetztem Hauchlaute auch Hleitar und im Angelsächs. Heäddr lautet, so soll daraus nach dem Adelung die Verwandtschaft mit dem Worte klettern erhellen, — welches ich hier aber nicht untersuchen will, indem ich glaube, daß das Zeitwort klettern viel richtiger von dem hochdeutschen Worte Klette (welches figürlich auch eine jede Sache bedeutet, die sich an eine jede andere sehr leicht festhält,) abgeleitet werden kann. Dieses heißt im Platten Kliew oder auch Klad, und kann also mit Kleben verwandt seyn. Stosch scheint der Meinung des Frisch (dessen Wörterbuch Art. Leiter,) zugethan zu seyn. Dieser glaubt, das Wort Leiter komme von lehnen her und mit dem Griechischen

κλίνω

... überein, weil die Leiter gewöhnlich nur angelehnet wird; aber auch dieses ist mir unwahrscheinlich, und scheint mir zu weit hergehohlt zu seyn, da wir doch das Wort leiten so nahe haben.

In dieser eigentlichen Bedeutung, da die Leiter statt einer Treppe zum Auf- und Absteigen gebraucht wird, giebt es unter andern verschiedene Arten, oder vielmehr Leitern die zu manchem besondern Gebrauche bestimmt sind, und daher auch in ihrer Länge und Stärke sich von einander unterscheiden. Es versteht sich, daß eine lange Leiter stärkere Leiterbäume haben muß, als eine kurze. Indeßen braucht der Stadtbewohner, der Hauswirth, der Landmann, der Bürger, der Gelehrte, und viele andere Stände Leitern, die im eigentlichen Verstande, so genannt werden, von verschiedener Art; und fast an jedem andern Orte, wo eine Leiter nur bloß zu einem besondern Gebrauche bestimmt ist, hat sie daher auch ihren besondern Vornahmen, z. B. Feuerleiter, Gartenleiter, Baumleiter, Sturmleiter, Stallleiter, Bücherleiter, Strickleiter, Scheunleiter, Schornsteinleiter, und dergleichen mehr.

In Hinsicht der Feuerleitern sehe man Th. XIII der Encyklopädie im Art. Feueranstalten S. 74 nach.

Hier wird von Feuerleitern geredet, die im Jahr 1777 zu Petersburg von einem Schlossermeister Nahmens Delgreen erfunden worden sind, und sehr vortreffliche Dienste in Feuersbrünsten thun sollen. Ob gerade diese Art von Feuerleitern allgemeiner geworden sind, kann ich nicht behaupten; allein ähnliche Leitern haben wir

auch in Berlin. Sie liegen auf einem besonders dazu verfertigten Wagen, und können auf demselben nach Belieben gerade auf oder auch schräge gestellet werden, ohne daß man sie an das Gebäude lehnen darf, welches mittelst gewisser Winden geschieht.

Die Garten- oder Baumleitern werden vorzüglich in den Gärten, bey den Obst- und andern Bäumen gebraucht. Der Gärtner oder Hauswirth hat deren verschiedene, große und kleine; besonders aber eine lange einfache Leiter, welche aber ein Paar unter sich und mit der Leiter verbundene Stützen hat, die weiter von der Leiter entfernt, und näher heran gerückt werden, mittelst welcher die Leiter nach Belieben hoch oder niedrig gestellet wird, und auf welchen sie ruhet, um nicht an die Bäume angelehnet werden zu dürfen, wodurch die jungen Zweige und Aeste sonst leicht beschädiget werden. Man gebraucht diese großen Leitern besonders dazu, um die hohen Bäume zu beschneiden, und das Obst abzunehmen. Die doppelte Gartenleiter ist nicht völlig so lang. Es besteht solche eigentlich aus zwey Leitern, davon jede unten beträchtlich breiter ist als oben, woselbst beyde mit einander durch Gelenke verbunden sind, damit sie weiter auseinander und näher zusammengestellet werden können. Die besten von solchen doppelten Gartenleitern sind diejenigen, welche oben ein Gefäß für den Gärtner haben, oder auch ein so breites Brett, daß er darauf stehen und arbeiten kann. Gewöhnlich zieht der Gärtner bey der doppelten Leiter einen Strick von einer Leiter zu andern, bindet ihn an beyden Leitern fest, und verhindert dadurch, daß beyde Leitern unten nicht weiter auseinander gleiten,

ten, als sie gestellet sind. Hauptsächlich dienet diese Art leitern dazu, wenn man unter den Bäumen Verrichtungen hat, und daselbst an den dünnen Zweigen keine gemeine Leiter anbringen kann, um alsdann daran in die Höhe zu steigen, sich oben niederzusetzen, und so mit beyden Händen die Geschäfte zu verrichten. Uebrigens aber nennt der Gärtner auch eine jede andere einfache Leiter, die er nur besonders zu seinem Gebrauche im Garten hat, eine Gartenleiter.

Eine Sturmleiter ist im eigentlichen Verstande eine solche einfache Leiter, welche oben an jedem Leiterbaume einen starken eisernen Haken hat, um die Leiter bey Stürmen oder bey Belagerung einer Stadt oder Festung damit desto sicherer an die Mauern anzuhängen. Man sehe den Art. Sturmleiter. Uebrigens aber werden die Feuerleitern auch Sturmleitern genannt.

Eine Stallleiter nennt man auf dem lande gewöhnlich eine solche, die nur dazu bestimmt ist, nach den Ställen hinauf zu steigen; so wie in den Bauerhäusern diejenige Leiter, auf welcher man zum Boden hinaufsteigt, ausschließungsweise die Bodenleiter genannt wird, weil sie immer auf ihrer Stelle steht, und fast zu nichts anders gebraucht wird. Im recht Platten de Böähnlarräh. Hat nun der Landmann recht sehr lange Leitern, die er besonders beym Decken der Gebäude mit Strohdächern gebraucht, und sonst wieder in Verwahrung gebracht werden, so nennt er eine solche eine Dachleiter.

Bey den Bücherleitern scheint die Beweglichkeit oder Tragbarkeit derselben nur das Unterscheidungszeichen von einer Treppe zu seyn, denn sie

hat ebenfalls Stufen, wie eine Treppe. Man sehe hierüber den VIIten Th. der Encyclopädie, S. 327, Art. Bücherſaal.

Eine Strickleiter iſt ganz von Stricken verfertiget; gewöhnlich hat ſie oben ein Paar Haken, womit ſie an eine Mauer oder ſonſt an irgend etwas Anderes befeſtiget werden kann. Man gebraucht ſie dazu, ſich aus einem Fenſter oder ſonſt von einer Höhe damit hinab zu laſſen. Auf den Schiffen aber ſind die Strickleitern (zwar auch von Stricken verfertiget) diejenigen Leitern, auf welchen die Matroſen oben nach dem Maſtkorbe hinaufſteigen. Es wird dies Wort als ein eigener Artikel vorkommen.

Unter einer Scheunleiter verſteht unſer Landmann vorzüglich diejenige große Leiter, welche in der Mitte der Scheundiele perpendikulär in die Höhe, faſt bis zum Hahnenbalken gehet. Sie iſt an der Wand mit Riegeln und eiſernen Klammern befeſtiget, und die Leute ſteigen auf ſolcher in der Scheune ſo hoch als ſie wollen, um zu jeder lage Getreide oder Futter kommen zu können. Auch die Dreſcher klettern (eigentlich muß man hier wohl klettern ſagen, weil ſie ganz gerade in die Höhe ſteht,) an derſelben in die Höhe, und werfen von oben die Garben durch den offenen Raum, der um der Leiter und des Steigens willen gelaſſen iſt. Unter Scheune oder Scheune wird hiervon mehr geſagt werden.

Die Schorſteinleiter iſt eigentlich diejenige, welche die Schorſteinfeger in großen Städten ſtets bey ſich tragen müſſen, um in die Schorſteine hinein zu kommen, weil nicht jedes Haus eine ſolche Leiter hat. Sie iſt klein und leicht,

und

und daher auch für junge Lehrlinge tragbar. Wo ich nicht irre, so nennen die Schornsteinfeger sie in ihrer Sprache die Stiege.

Beym Bergbaue werden viele Leitern gebraucht, allein der Bergmann, welcher so wie der Jäger viele Eigenheiten in seiner Kunstsprache hat, sagt nicht Leiter, sondern Fahrt. Man sehe Th. XII. der Encyklopädie, S. 123. im Art. Fahrt.

Im figürlichen Verstande nennt man viele andere Dinge auch Leitern, die nur Aehnlichkeit mit den einfachen und gemeinen Leitern haben; und es werden alsdann häufige Vorwörter dazu gesetzt, die bloß nach der specifischen Differenz hinzeigen. Z. B. Wenn nun zwar eine Wagenleiter in gewisser Hinsicht auch eine Leiter genannt wird, weil sie zwey Leiterbäume und Sprossen hat, so bleibt dieses doch immer eine figürliche Benennung, indem sie nicht zum Steigen gebraucht wird. Es wird im Art. Wagen hiervon weiter gehandelt werden.

Die Leiter bey der Tortur ist ein einer Leiter ähnliches Werkzeug bey der Folter, auf welchem der Inquisit mit rückwarts gebundenen Händen ausgedehnet wird. Eigentlich hätte hiervon schon unter Folter gehandelt seyn müssen; allein da dieser Artikel in der Encyklopädie sich nicht befindet, so wird man ihn weiter hin unter Tortur finden.

Die Schrotleiter, ein Instrument mittelst dessen man volle und schwere Fässer in den Keller gleiten läßt oder Frachtwagen beladet und abladet, wird zuweilen auch schlechthin nur Leiter genannt. Sie besteht aus zwey starken Bäumen, welche an den Enden, und zuweilen auch in der Mitte durch Querhölzer, befestiget sind, so daß

sie parallel gegen einander liegen. Hierüber findet man im Art. Schrotleiter ein Mehreres.

Die Gradleiter ist bey den Thermometern, Barometern u. s. f. die sogenannte Scala oder die mit kurzen Querstrichen angedeuteten und mit Zahlen versehenen Grade, wornach man sich in Hinsicht des Steigens und Fallens des Queckſilbers oder des Weingeistes richtet.

Die Tonleiter ist die ununterbrochene Folge der Töne in der Musik, entweder von unten hinauf, oder von oben herab, und auch diese nennt man eine Scala. Hierüber wird unter Musik mehr gesagt werden.

Bey den Jägern werden einfache, spiegelicht oder viereckig gestrickte Garne Leitern genannt, und Laufleitern oder Steckleitern sind nach weidmännischer Sprache solche niedrige Garne, welche zum Abwehren der Feldhühner vor die Tücher gesteckt werden. Man unterscheidet sie von den Steckgarnen, welche besonders zum Hühner- Wachtel- und Lerchenfange gebraucht, und auf die Erde gesteckt werden.

In der Schifferſprache heißt Leiter (der) (Holländ. Leyer,) überhaupt ein Tau, an welchem etwas geführet wird. Bey Stagſegeln oder den dreyeckigen Segeln, die längst den Stagen fahren, ist, wenn sie nicht unmittelbar am Stage selbst fahren, allemahl ein in der Richtung des Stages gespanntes Tau, Der loſe Stag oder der Leiter. (*) An dem obern Lyk, (dem Tau, wel-

(*) Stag, Französ. Etai, ist auf den Schiffen ein dickes Tau, welches die Masten von vorn zu in ihrem Stande hält, so wie sie hinterwärts durch die Wände gehalten werden. Er ist mit dem einen Ende oben über den Sah-

welches dem Segel statt des Saums dient,) sind Lanwers, das heißt: es ist an einigen Stellen doppelt, so daß kleine Augen darin sind; in diesen Augen sitzen hölzerne oder eiserne Ringe, so daß sie auf dem Leiter laufen, wie Gardinenringe auf einer Gardinenstange, welche: letztern Stelle der Leiter vertritt.

Leiterbaum, (der) oder **Leiterbäume** nennt man die starken Seitenstangen oder Bäume an einer Leiter — sie sey eine Steig- oder Wagenleiter, zwischen welchen sich die Sprossen befinden. Von den **Wagenleiterbäumen** sehe man den Artikel **Wagen** wo auch **Wagenleiter** vorkommt.

Leiteritz mit **Steinbach**, ist ein churfächsisches Dorf im Meißnischen Kreise, im Oberamte Dresden, jetzt nach Maxen im Amte Pirna gehörig.

Leitersprosse, die **Leitersprossen**, s. Art. **Leiter**, (die).

Leiterstange, ist ein nicht gar starkes, in die Höhe gerichtetes Zimmerstück, wodurch Querhölzer, oder solche Stecken als die Leitersprossen, eilf bis zwölf Zoll weit von einander, gehen, damit man bequem hinauf klettern könne. Man brauchet sie bey Rammen, Krahnen u. d. gl.

Leitertänzer, ist eine Person welche die Kunst versteht, mittelst der Regeln der Balancirkunst, eine einfache Leiter ganz frey, ohne sie irgendwo anzulehnen, hinzustellen, alsdann daran in die Höhe zu steigen, und so wie mit Stelzen damit zu gehen, oder nach dem Tacte der Musik zu tre-

Gahlingen an demselben befestiget, und mit dem andern Ende unten fest angezogen. Ein jeder Mast und jede Stange haben ihren besondern Stag, welcher denn davon seinen Benahmen bekommt, als der Laufsteg an dem Besanmaste u. s. w.

treten. Es ist dieses ein halsbrechendes Kunststück, und es können dies nicht alle Aequilibristen, wenn sie sonst auch sehr gut auf dem Seile tanzen.

Leitertonne, ist bey den Kürschnern eine zwischen zwey Bäumen oder Bolen, welche die Gestalt einer Leiter haben, horizontal aufgehängte Tonne welche überall mit langen hölzernen Nägeln ausgeschlagen ist, die Felle darin mit heißem Sande zu trocknen.

Leiterwagen, ist überhaupt ein jeder gemeiner Wagen mit Leitern, welcher auf dem Lande gewöhnlich unbeschlagene Räder hat. Der Landmann muß deren verschiedene haben, und er giebt ihnen entweder nach ihrer Größe, oder nach der Gattung Leitern welche darauf gelegt sind, auch verschiedene Nahmen. Z. B. der große Wagen, er habe beschlagene oder unbeschlagene Räder (die auch Blockräder genannt werden,) wird, sobald die Aernteleitern darauf gelegt sind, der **Aernewagen** genannt. Die Aernteleitern unterscheiden sich dadurch von andern, daß sie größer als andere sind, und die Sprossen mehrentheils durch den obersten Leiterbaum hindurch gehen, und oben, eine Spanne hoch über den Leiterbaum gesetzt sind, um Garben darauf zu stecken, aber so weit von einander stehen, daß ein Mensch bequem hindurch kriechen kann. Liegen aber Frucht- oder Rüstleitern auf dem Wagen, so heißt er ein **Frucht- oder Rüstwagen**. Liegen Mistleitern auf den Wagen, deren Sprossen nicht viel über eine Hand breit von einander stehen, um den Mist nicht durchfallen zu lassen, so nennt man ihn den **Mistwagen**, er sey groß oder klein. Ist die Mühle von dem Dorfe entfernt, und der

land-

Landmann auf sein Feld zur Mühle fahren, so hat er gewöhnlich einen kleinen Wagen mit leichteren, zuweilen beschlagenen Rädern, dazu, auf welchen er etwas zierlichere Leitern legt, und nennt ihn alsdann den Mühlenwagen. Eben dieser kleine Wagen erhält auch den Ehrennahmen Stadtwagen, wenn er zu den Fuhren zur Stadt gebraucht wird, wo alsdann der Landmann zuweilen Leitern mit breiten Sprossen oder Schienen aufsetzt, von welchen die obern Leiterbäume gebogen sind, und hinten etwas höher als vorn von dem untern Leiterbaume abstehen. Ein Brautwagen ist er, wenn eine Braut darauf über Feld zur Kirche fährt, um sich trauen zu lassen; und ein Reiſewagen wird derjenige Leiterwagen auf dem Lande genannt, welcher dazu bestimmt ist, Korn zu laden, um solches zur Stadt zu fahren, besonders, wenn auf der Fuhr wegen Entfernung der Stadt, einige Tage hingehen. Dieser Ausdruck ist vorzüglich in der Uckermark und Mecklenburg bekannt, wo auch die bey solchen Wagen angestellten Knechte Reiſeknechte genannt werden.

Es giebt außer diesen angeführten Benennungen von Wagen, welche bloß auf ganz kleine Veränderungen derselben in Hinsicht der Leitern, oder des Gebrauchs sich beziehen, noch viele andere, die hieher gezogen werden können, als Holländerwagen, Todtenwagen, u. s. w. Man sehe übrigens den Art. Wagen.

Leitfaden, (der) ist eine figürliche Benennung eines Dinges, mittelst dessen man sich in seinem Verhalten bestimmen oder leiten läßt. Nach Hr. Adelung stammet diese Figur aus der griechischen Mythologie, und zwar von dem Theseus her,

her, welcher sich mittelst eines Knäuels Garn aus dem Labyrinthe half. Uebrigens bedienen wir Deutschen uns dieses Wortes sehr häufig, und es wird die Figur oft weit ausgedehnt. Z. B Der Lehrer auf Universitäten nennt dasjenige Compendium worüber er lieset, seinen Leitfaden — ein Zimmermann oder Mauermeister hat seinen Leitfaden an seinem Risse, und so giebt es viele tausend andere Handlungen, die nach einer gewissen Norm vollführet werden, wovon man nicht abgehet, und welche man seinen Leitfaden nennet.

Leitfeuer, auch in einiger Rücksicht **Lauffeuer** genannt, ist bey der Feuerwerkskunst, oder bey dem Steinsprengen eine lange Linie hingestreueten Schießpulvers, das Feuer damit an einen entfernten Ort hinzuleiten; oft sind es auch andere angebrachte Materialien, die nur sicher und schnell weiter brennen. Hierher gehören auch die sogenannten Würste, welche von Leinwand gemacht, und voll Pulver gemacht werden, um die Minen sicher anzünden zu können, damit keiner dabey Schaden leidet. Alle diese Dinge nennt man zuweilen auch Lauffeuer, weil es von einem Orte zum andern läuft. — Sonst aber versteht man in der Tactik unter letzterem Worte das Feuer der Soldaten in der Art, wenn ein Mann nach dem andern sein Gewehr abfeuert, so, daß immer so schnell als möglich Schuß auf Schuß folget.

Leith ist eine ansehnliche Handelsstadt nebst einem Hafen in der südschottischen Landschaft Lothian, an dem Meerbusen bey Edinburg, wo der Fluß Leith hineinfällt. Die Edinburger bedienen sich sehr dieses Hafens. Es kamen im Jahr 1781 hieselbst 1864 Schiffe an. Zum auswärtigen Han-

del

del beschäftigte diese Stadt, nach Arnot, 52 Schiffe von 6800 Tonnen und 428 Seeleuten, und zum einheimischen oder Küstenhandel 44 Schiffe von 3346 Tonnen und 281 Seeleuten. Das vornehmste Gewerbe geben die Glashütten und das Lichtziehen, welches 1770 in Gang gekommen ist, so daß 1777 hier 15883 Centner Glas, meistens Bouteillen, und 138111 Pfund Lichte verfertiget wurden. Die dortigen Lichte sollen sehr gut seyn, und vortheilhaft brennen, weil die Weide in der Gegend nicht zu fett, also der Talg daselbst nicht schmalzartig ist, wie in den fetten hollsteinschen Gegenden.

Leitha, ist ein Fluß, welcher in Niederösterreich entspringt und bey der Stadt Altenburg in Ungarn, in einen Arm der Donau fällt; sie macht die Gränze von Ungarn.

Leithaberg, ist eine Anhöhe, an welcher im österreichischen Kreise, im Lande unter der Ens, ein Markt oder Marktflecken, Nahmens Au lieget, welcher unter die königl. kaiserl. Herrschaft Scharfeneck gehöret.

Leithammel, im Niedersächsischen **Bellhammel**, im recht Platten **Leyhamel**, im Holländ. Bellhamel, Belleman, von der Belle, d. i. Glocke oder Schelle, Französisch Clocheman, ist in der Landwirthschaft und besonders in den Schafheerden ein abgerichteter gemeiniglich mit einer Glocke versehener Hammel, das Treiben der Schafe zu erleichtern. Weil die Schafe geselig sind, so, daß wo eins hingehet, die andern alle ihm nachfolgen, sich auch bald zu dem Menschen gewöhnen lassen, daß sie ihm wie ein Hund nachlaufen, so haben die Schäferknechte in Gebrauch, sich einen Hammel abzurichten, der ihnen auf den Wink folgt, mittelst dessen sie zunächst einem

einem guten Schäferhunde hernach die ganze Heerde leiten können, wohin sie wollen. Hieraus erhellet, wie der Schäferknecht vor seiner Heerde gehen kann, indem der Leithammel ihm folgt, dem folgen wieder die Schafe, und wenn er einen guten Hund hat, so beschließt dieser den Zug, und treibt die langsamen zum Gehen an. Wegen der außerordentlichen Furchtsamkeit der Schafe, hält es allemahl schwer, eine Heerde vor einem ihnen schreckhaften Gegenstande vorbey — oder über eine schmahle Brücke zu treiben. Ist ein Leithammel vorhanden, so geschieht solches ohne Mühe; hat der Schäfer aber dergleichen nicht, so ergreift er einen andern Hammel, oder ein Schaf, und schleppt solches über den gefürchteten Ort, worauf ohne alle Umstände alle andere nachfolgen. Eben dieses Mittels bedienen sich auch häufig die Schlächter, wenn sie Hammel oder Schafe treiben.

Leithar, auch **Schoßgras** genannt; s. **Lulch**.

Leithhill, auch **Leith**, ist ein Hügel in der landschaft Surry in England, welcher einen der schönsten Prospecte darbietet. Wenn man zum Hügel hinauf ist, so hat man zu seinen Füßen einen großen Theil von Surry, Sussex und Kent, wo allenthalben Wälder, Aecker, Viehheerden vortrefflich abwechseln, und Reihen von Bäumen gepflanzt sind. Dies schöne Thal ist ohngefähr 30 englische Meilen breit, und 60 lang. Gegen Süden wird es durch eine majestätische Reihe der südlichen Hügel und der See begränzt, und es läßt sich schwer bestimmen, ob diese Hügel, welche in einer Weite von 30, 40, bis 50 Meilen ihr Haupt gegen die Wolken emporheben, einen ehrwürdigern oder das dazwischen liegende Thal, einen reizendern Anblick geben. Gegen Mittag erblickt man bey heiterm

Him-

Himmel die See zwischen einer Oeffnung der Ber
ge. Was diesen Anblick aber vornähmlich merkwür
dig und groß macht, ist, daß man zu gleicher Zei
in der Entfernung von 30 Meilen die See, un
gegen Süden die reizendste Landschaft, und inden
man sich nur ein wenig gegen Norden wendet, de
ganzen Strich bis nach dem 25 Meilen entfernte
London, und über die Stadt hinaus Hampstea
und Highgate sieht. Im Jahr 1766 ließ, wi
die Inschrift sagt, ein gewisser Hill hier eine
Thurm aufbauen, damit jedermann dieses herrliche
Prospectes mit mehrerer Muße und Bequemlichkei
genießen kann. (*)

Leithund, ist bey dem Weideweſen der vornehmst
und edelste Jagdhund. Er wird vorzüglich daz
gebraucht, um das verborgene Wild auszuforschen
wo, und in welchem Dickicht es sich aufhalte, we
chen Weg es dahin genommen, und wie ihm nu
beyzukommen sey; daher ist er auch die ganze Stü
tze der Kunst eines Jägers. Im Mittlern latein
Canis ductor; im Schwabenspiegel Laithund
in den alten bayerischen Gesetzen Leitihunt. G
meiniglich giebt der Jäger seinem Leithunde de
Nahmen Waldmann, und wenn es eine Hündin
ist, Waldin oder Hela; indessen leidet diese Reg
viele sehr willkührliche Ausnahmen.

Man nimmt einen gemeinen Jagdhund daz
doch, muß er von guter Art seyn, wohl proporti
nirt, nicht hochbeinig, die vordern Läufe etw
kürzer, als die hintern, und dabey einen etw
la

(*) Volkmanns neueste Reisen durch England ꝛc. Leipzig 17
Dieser hat obige Beschreibung aus dem Dennis entleh
welcher solche schon im Jahr 1717 herausgab, und d
Aussicht den berühmtesten in Italien vorzog. Man s
dessen Letters familiar, moral and Critical B. 1. S. 3

langen Hals, damit er gut und bequem stets mit der Nase an der Erde seyn kann; Brust und Kreuz müssen stark seyn, so wie auch die Ruthe stark und herabhängend; der Kopf dick, ein dickes Maul und weit offen stehende Nasenlöcher, lange, breite, herabhängende Ohren, welches überhaupt einen Jagdhund zieret, und alsdann sieht man gerne darauf, wenn er gut gezeichnet ist.

Die Leithunde werden von Jugend auf dazu gewöhnet, daß sie nicht bellen oder anschlagen, wodurch sie bey der Arbeit das Wild verstören würden; daher bindet man sie dort an, wo die meisten Menschen sind, um sie daran zu gewöhnen. Wenn sie noch klein sind, sind sie sehr blöde, und erschrecken, oder fürchten sich vor allem, verkriechen sich zum öftern ins Stroh, schreyen, sind scheu, und müssen daher wohl in Acht genommen werden, daß man sie nicht schlage, oder von andern Hunden beißen lasse, sondern man liebkoset und streichelt sie, welches sie gerne haben, und machet sie also von Jugend auf mit Freundlichkeit und Sanftheit zum Führen bändig.

Mit ihrem Fraße muß man sehr sorgfältig verfahren, damit sie nicht zu fette und zu nasse Kost erhalten, so wie auch nicht viel Fleisch, weil sie nur zu gewisser Zeit des Jahres zu arbeiten haben, und übrigens ruhen, sonst triefende Augen erhalten, auch zu fett und träge werden. Da sie indessen jederzeit satt werden, und bey Kräften bleiben müssen, so giebt man ihnen völlich Brod und Wasser, zwischendurch auch Milch, und manches Mahl etwas Fleischbrühe über die Brodbrocken. Meiner Meinung nach ist ihnen aber auch etwas Salz zuweilen sehr gesund, welches

den

den Schleim in ihrem Magen auflöset, und dieses bringet man ihnen sehr leicht bey. Man brockt Brod in eine Schüssel, streuet Salz darauf, und gießet kochendes Wasser darüber; dies wird zu einer Art von Suppe, die aber dennoch dick und steif, voller Brocken bleibt, welche sie sehr gerne fressen, darauf saufen, gute Eröffnung haben, und munter werden.

Einige Jäger kochen den Leithunden Fuchszungen, wenn sie wegen Mangel der Bewegung nicht fressen wollen, oder bringen ihnen auch Coriander in Käse oder Butter bey. — Ersteres Mittel ist ganz unnütz, indem nach neuern Untersuchungen die Fuchszunge weiter nichts leistet, als jede andere Zunge, sie möchte dann stark eingesalzen seyn — und da wäre alsdann doch das Salz, wie ich vorher anführte, mit dem Brod vermischt, viel besser angebracht. Andere nehmen auch Pfeffer, welches seiner Schärfe und Hitze wegen besonders den Hündinnen nicht gut ist. Es greift der Pfeffer ihre Nerven zu sehr an, und benimmt ihnen die Wollust; sie werden auch schwach darnach, wie ein Mensch nach hitzigen Würzen und Getränken, und wenn sie in der ersten Viertelstunde der Arbeit auch rasch sind, so verliert sich diese Raschheit hernach sehr bald. Setzt man aber überhaupt die Pfeffer-Cur mit ihnen bey jeder Gelegenheit fort, wenn sie nicht fressen wollen, so verdirbt man sie ganz; sie werden schwach und unbrauchbar.

Oft giebt man den Leithunden Genuß von einem Wilde, wenigstens so oft als mans haben kann, und wäre es auch nichts weiter, als Schweiß, wodurch sie in der Eigenthümlichkeit des Hirschgeschlechtes, und der wilden Schweine gerecht wer-

den, wovon weiterhin noch mehr gesagt werden wird, da dieses ein nothwendiges Stück bey einigen Leithunden ist.

Man gewöhnet die Leithunde von Jugend auf dazu, daß man sie vor sich her führet, und zwar an einem Seil, oder Riem, der manchmal 24 Fuß lang ist, und dieses geschieht zuerst auf anmuthigen Feldern und grünen Rasen, wobey man aber aufs sorgfältigste zu verhüten sucht, daß sie keinen Hasen, Füchsen u. d. gl. nachspühren. Einige Jäger blenden ihnen sogar in der Jugend schon die Augen mittelst eines braunen Staubpilzes, oder Bofistes, damit sie mehr mit der Nase suchen, als mit den Augen herumsehen, und die Fährte nicht so leicht verlieren. Zu diesem Ende reiben sie ihnen auch die Nase mit altem Käse ein, damit sie solchen ablecken, die Nasenlöcher reinigen, und also ihre Geruchsnerven stärken.

Der Leithund muß stets anliegen, allein, wenn es im Winter zu kalt ist, nimmt man ihn von seiner Hütte weg und bringt ihn in ein wärmeres Behältniß; zu Anfang des Aprils legt man ihn wieder an die Kette, damit er mit desto besserm Nutzen im May und Junius bey schönen stillen Morgen gearbeitet werden könne. Um diese Zeit hat das Wildbret gemeiniglich schon abgehäret, und giebt nicht so außerordentlich starke Witterung, als vor und bey der Häruug, wobey man den Hund nicht wohl mit der Nase an dem Erdboden halten kann, weil er bey der starken Witterung gerne und lieber mit dem Winde suchet. Kalte rauhe Luft aber dämpfet und vermindert die Witterung. Im Julius und August finden sich schon häufig Winde ein, die die Witterung vertreiben,

so

so wie im September die Hirschbrunst angehet, und das Gras zu hoch gewachsen ist.

Die Frühlingszeit, in welcher der Leithund gearbeitet wird, nennt man die **Behängenszeit**, und das Arbeiten des Hundes geschieht auf folgende Weise: Der Jäger zieht früh Morgens, wenn das Wildbret oder die Hirsche zwey bis drey Stunden von den Feldern schon zu Holz sind, mit dem Leithunde, seiner Halsung und dem Hängeseil, vor dem Holze an den Feldern und Wiesen hin, löset den zusammen gewickelten Riemen oder die Tocke von einander, nimmt den Leithund an dem Hängeseil mit der rechten Hand, einem Bruch von frischem eichenen Laube in der linken, zieht damit ferner fort, und läßt das Hängeseil schleppen. Anfänglich muß der Jäger den Leithund auf dürren Leeden, und trocknen harten Plätzen, wo er den Thauschlag nicht sehen kann, arbeiten: denn wenn ein solcher Hund zuerst und zwar zum öftern auf eine frische Fährte, die er sehen kann, gearbeitet wird, und man kommt hernach mit ihm auf harte Leeden oder Kieß und trockne Felder, wo die Witterung subtiler ist, und man wenig oder gar nichts sehen kann, so fällt er solche entweder gar nicht, oder doch wenigstens kaltsinnig an, und sucht nicht weiter fort. Wenn nun der Leithund so weit gebracht ist, daß er richtig sucht, und nichts übergeht, so spricht man ihm immer freundlich zu. Die alten, an den Gesetzen der Alefanzereyen noch gewöhnten Jäger sagen gewöhnlich: He! He! Hin! und wiederholen solches zum öftern.

Hitzige junge Hunde, die ohnehin schon starke Begierde zum Suchen haben, werden durch vieles Zusprechen bald laut, welches ihnen her-

nach schwerlich abzugewöhnen ist. Faule Hunde hingegen muntert man durch öftern Zuspruch desto besser auf, daß sie die Fährte mit mehr Lust und größerem Fleiße suchen. Wenn der Hund eine Fährte findet, steht der Jäger stille, und giebt dem Hunde das Hängeseil mit leiser Hand willig nach, zu sehen, was er thut. Beharret er hierauf, und man hat die Fährte als richtig erkannt, so liebet man den Hund ab, das heißt, man schmeichelt und streichelt ihn mit der Hand und dem eichnen Bruche. Altmodische Jäger sagen alsdenn: Was da? mein Mann, was schleichet daher Gesellmann? —

Wenn der Hund ferner an der Fährte fest beharret, läßt man ihn am Hängeseil hinausfahren, und solche Fährte wiedersuchen. Hat man dies etliche Mahl gethan, und gesehen, daß er die Fährte stets wieder aufnimmt, so hilft der Jäger ihm mit der linken Hand unter dem Halse etwas empor, daß er gestreckt stehet, liebt ihn wieder ab, und bestreicht ihn mit dem eichenen Bruche die Augen, und überhaupt das Gesicht, und legt alsdann den Bruch auf die Fährte, wodurch dem Hunde die Witterung davon benommen wird. Hierauf trägt man ihn ab, das heißt, der Jäger nimmt den Hund auf, und trägt ihn eine Strecke von der Fährte seitwärts weg, wo keine Fährte ist. (Man sehe den Art. Abtragen.) Kann man Schatten haben, so ists desto besser, um daselbst den Hund angebunden etwas ausruhen zu lassen.

Während des Arbeitens des leithundes hütet man sich aber, daß man mit demselben auf keine gebrannten Stätte, Heideplätze, Kohlbrennerstecke, noch an einen andern Ort, wo viel Blumen stehen, oder ein Gestank von Theer- und

Pech-

Pechöfen, Aas und Luderplätzen, Flachsröſten, viel friſcher Miſt und dergleichen iſt, hinkomme, weil ſolches dem Hunde an der Witterung ſchädlich iſt, und ſeine Naſe dergeſtalt einnimmt, daß er die reinen Dunſttheilchen der Fährte nicht ganz empfinden kann. Eben ſo läßt man auch den Hund nicht gerne wider den Wind ſuchen, weil dieſer ihm den Geruch von dem Wilde entgegen bringet, woher er mit der Naſe in die Höhe gehet, und die Spur fahren läßt. Eben dies iſt auch der Fall, wenn man den Hund mit zu langem Hängeſeil an Sträuchen, Schilf, Getreide oder langem Graſe führet, wobey er auch immer den Kopf in die Höhe richtet, um ſich umher ſehen zu können, worüber ſie endlich die Fährte gar vergeſſen. Hier muß man ihn auch kurz halten, und wenn er gar Wild ſiehet, mit dem eichenen Bruch verblenden oder ablieben; iſt er aber hartnäckig, ſo ſchnellet man ihn mit dem Hängſeil. (Dieſes wird die Figur 4519 vorſtellig machen.) Wenn aber gegen Mittag, etwa um 10 Uhr oder auch weiter hin die Hitze zunimmt und die Fährte austrocknet, der Leithund auch matt geworden, ſo wird mit demſelben wieder nach Hauſe gezogen, und die fernere Arbeit auf den andern Tag verſparet.

Der Leithund muß auch auf der Wieder- oder Rückfährte gearbeitet werden, und zwar deßhalb: Man hat oft bey hartem Wetter nicht ſo viel Platz, daß auf des Thieres Eingang zu Holze Erkenntniß der Tritte zu finden iſt, und man es folglich nicht genau anſprechen könne, beſonders da ein laubiger und graſiger Boden ſolches ſelten zuläßt; in dieſer Hinſicht läßt der Jäger gleich den Hund auf der Rückfährte ar-

beiten, und solcher so lange nachhängen, bis e genugsame Kenntniß und Zeichen findet; weß halb denn auch der Hund gleich Anfangs beym Ausführen, zu solcher Wieder- oder Rückfährte weil er sie ohnedies nicht gerne sucht, da si schon kälter und von schwächerer Witterung wird zu gewöhnen und zu arbeiten ist. Bey Jagd und Hühnerhunden ists aber ein großer Fehler wenn sie Rückfährte jagen, da man ihnen alsdann mit der Peitsche entgegen kommen, und sie zurück jagen muß.

Gemeiniglich sind die alten ausgeführte Hunde, nach der Jägersprache, die schon verschie dene Behänge auf sich haben, das heißt, die scho verschiedene Jahre gearbeitet sind, woher ihnen di Hitze bereits vergangen, und die wegen blöde Augen nicht sehen, sondern sich allein auf ihr Nase verlassen müssen, die besten zum Gebrauch

Ist ein Hund von guter Art aber etwa träge, und man will ihn begierig machen, kann es nicht schaden, wenn man ihn einigemal hinter dem Hirsch zu jagen erlaubet.

Wenn ein Hirsch oder ein Thier mit viele Wiedergängen den Jäger irre machen wollte, muß er solches weitläuftiger beziehen, bis er al Ein- und Ausgänge um den Dickicht eingeschlosse hat, und keine Fährte wieder herausfindet. W dieses geschehen, so sagt der Jäger: er hat ein jagdbaren Hirsch bestätiget, und steckt sich (si selbst krönend — —) an diesem Tage einen E chenbruch auf den Hut. — Diese Gewohnhe rührt wahrscheinlich noch von den ältesten Zeit her.

Bey diesem Bestätigen mit dem Leithunde ist aber noch folgendes zu merken: Es muß vornähmlich der Jäger sobald er den Hirsch oder das Thier zu Holze gerichtet (gesuchet) hat, und ehe er demselben im Holze oder sonst vorgegriffen, und wo es stecken bleibet, erfahren will, dieses wohl in Acht nehmen, daß er fürs erste ausmache, woher dasselbe komme, und ob dieses der erste oder letzte Gang sey. Hat er nun Gewißheit von dem Gange, daß er der einzige zum Dickicht sey, so muß er ihn alsdann im Dickicht um diese Gegend, wo er glaubet, daß solches am liebsten bleibe, vorgreifen; findet er die Spur wieder über den Weg, so schlägt er abermahl vor, findet sich die Fährte nun nicht, so bleibet der Hirsch oder das Thier daselbst; gehet es aber wieder über den Weg, und wechselt zurück, fünf, zehn und mehrere Mahle, so hat er sich daran nicht zu kehren, sondern beobachtet die Gänge ganz genau, wieviel deren gethan worden. Sind es 4, 6, oder 8 an der Zahl, so nennt sie der Jäger gerade Gänge, und er hat den Glauben, daß der Hirsch oder das Thier alsdann zurückbleibet, wo es anfangs hergekommen; sind aber die Gänge ungerade, als 3, 5 oder 7 und so fort, so hält der Jäger es für gewiß, daß der Hirsch dort stecke, wo er hin gewollt hat.

Ist aber die Gelegenheit des Reviers so beschaffen, daß der Hirsch von einem Feldholze zum andern, etwa auf einen Schlag im Geäse, oder vom Holze zum Getreide, und wieder zurückginge, und also der Weidmann gerade Gänge hätte, so muß er, wenn er zumahl nicht weiß, ob er am vorigen Tage in diesem oder jenem Holze,

oder im Getreide gestecket hat, wohl aufmerken, welchen Gang der Hund am liebsten suchet, und vornähmlich, wie der Thau gefallen ist; denn ist der Hirsch vor dem Thau zu Holze gekommen, so dämpfet der Thau die Witterung in der Fährte dergestalt, daß oft der Hund den ersten Gang eben so gern als den andern suchet.

Es geschieht aber auch, wenn der Hirsch, da er erfüllet, (man sehe den Art. Erfüllen, Erfüllung,) nur aus Wollust auf einen Schlag (*) oder ins Feld gehet, und daselbst schläget, (**) alsdann aber gleich wieder zu Holz eilet, daß die Suche der Gänge einander fast gleich ist, da hat alsdann der Jäger wohl vorzugreifen, und nachzuhängen, wo etwa der Hirsch geäßet oder geschlagen, und diese Gänge genau zu untersuchen — dann erst wird er finden, welches sein erster und letzter Gang sey; ja er kann, nachdem die Sonne wieder etwas in die Fährte geschienen, auch wieder darauf ziehen, und er wird finden, wenn der Thau etwas abgetrocknet, und die Witterung aus dem Tritte wieder in die Höhe steigen kann, daß der Hund solche nun lieber, als des Morgens suchen wird. Alles dieses muß der Jäger, welcher nur irgend etwas leisten will, mit Beurtheilungskraft und unermüdeten Fleiße lernen, und hernach ausüben.

Eine

(*) Schlag, Hauung, Gehäu, ist entweder der Ort, wo man Holz schlagen lassen will, oder wo der Holzschlag schon geschehen.

(**) Wenn vom Hirsche gesagt wird, daß er in einem Holze oder auf dem Felde schlage, so heißt solches, daß er, mit dem Geweihe in die Erde, in Ameisenhaufen und in den Sulzen tobe, mit den Läufen scharre und dergleichen mehr. Der Hirsch thut solches aber entweder aus Lust oder aus Grimm, da er alsdann sein Gehörne reiniget und abschleifet. Sonst heißt auch schlagen beym Hirsche, wenn er mit seinem Gehörne Menschen und Hunde beschädiget.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es im Winter mit den Kreisen, es sey rothes oder schwarzes Wildbret, Wölfe, Luchse, oder Füchse u. s. w. Auch hier nimmt der Jäger die geraden oder ungeraden Gänge genau in Obacht, auch, wo ein Thier den vorigen Tag geblieben, oder wo es in derselben Nacht herkommt.

Wenn nun zwar noch bis jetzt von den mehresten Jägern und Jagdliebhabern behauptet wird, daß man von der geraden oder ungeraden Zahl der Gänge ganz sicher auf den Aufenthaltsort des Wildes schließen könne, so habe ich auch dieses deßhalb hier als eine Regel der Jäger, die noch immer befolgt wird, niedergeschrieben. — Ich versichere aber, daß ich ganz andrer Meinung bin, und überhaupt nicht glaube, daß ein wildes Thier, dessen Gänge von so mannigfaltigen innern und äußern Ursachen abhängen, sich an einer geraden oder ungeraden Zahl der Gänge binden könne. So oft habe ich, da von Jugend auf das Jagdwesen mein größestes Vergnügen war, abergläubigen — und mit ihrem Verstande in Jagdformalitäten gehülleten Jägern ein anderes gezeigt. Sie hatten alsdann aber immer Ausreden, sie mochten gehauen oder gestochen seyn. — — Es geht in der Jägerey eben so, wie in manchen Stücken der Theologie. Die Lehrer welche an finstere skeptische Systeme oder gar an Sprüchlein aus den Kirchenvätern und Gesangbüchern gewöhnt sind, und mit diesen Schwertern fechten, sind freylich auch Lehrer, und lehren — — viel abgeschmacktes Zeug, welches noch immer von vielen Lehrlingen, die nicht denken sondern bloß lernen und nachbeten, gierig verschlungen wird, allein Verstand der Sache und Wahrheit

fehlen hier ganz. So geht es auch dem Weidmanne, der einen in Vorurtheilen und Aberglauben gehüllten Lehrprinzen gehabt. Viele Jäger glauben aber an alles das nicht, allein, sie bedienen sich solcher Lehren und Grundsätze häufig, um Unkundige im Jagdwesen von der Fährte und überhaupt einem Revier abzuziehen, damit diese theils nicht sehen, was für Wild, und wieviel im Dickicht sich verborgen hat, theils auch, um das Wild nicht unnützerweise aufjagen und anschießen zu lassen.

Es geht sogar so weit, wenn Jäger wissen, daß ein Fremder, ein Liebhaber oder auch die Herrschaft selbst einen Tag jagen wird, daß sie alsdann groß und klein Wildbret von dem Reviere, wo es sich sonst aufhält, vorscheuchen, und in ein benachbartes Revier zu treiben suchen, wo sie mit dem Jäger des Reviers schon überein wissen. Die Herrschaft, oder wer sonst jetzt jagt, muß sich nun durch den Augenschein überzeugen, daß auf dem Revier wenig Wild vorhanden sey, daß der Jäger also kein Wild heimlich verkaufen, auch der Herrschaft nur wenig liefern, folglich auch wenig Schießgeld verdienen könne, woher die Herrschaft sich oft genöthiget sieht, entweder das Schießgeld oder den Lohn zu erhöhen. Solche und andere ähnliche Streiche fallen bey der Jägerey nicht selten vor.

Wenn es eine Nacht hindurch geregnet hat, so sucht der Leithund den Morgen darauf nicht so gut als sonst, und hiervon ist die Ursache, weil die häufige Nässe nicht allein von dem Wilde selbst, sondern auch zwischen den Schalen die Witterung wegspühlet. Es ist bey diesen Fällen am besten, mit dem Hunde gar nicht auszuziehen,

eben

eben wie beym Winde und kalter Luft, weil alles dieses die Witterung des Wildes vermindert. Der Wind verschlägt dem Hunde die Witterung so sehr, daß er immer unbeständig mit der Nase ist. Ists wider den Wind, so greift er nicht zur Erde, ist mit der Nase bald hoch, bald niedrig, so wie ihm die Witterung entgegen kommt, wodurch selbst ein guter Hund, wenn solches oft geschieht, sehr leicht verdorben wird.

Ein junger Leithund darf nicht im tiefen Acker, oder Getreide, oder hohen Grase gearbeitet werden; denn, es ist des Wildes Witterung welche es in die Fährte eindrückt, so beschaffen, daß, je tiefer es in die Erde eindringt, oder, je mehr es an Getreide oder Gras anstreichet, der Hund desto stärkere Witterung von demselben findet, weil die zwischen den Schalen befindliche Feuchtigkeit, welche fast immerwährend nässet, wenn das Thier tief eintritt, und also mit gespaltenem Fuße gehet, von der Erde so stark angenommen wird, daß ein Hund die Witterung davon allzustark empfindet, auch die Tritte meistens sehen kann. Wenn nun der Hund erst, und zum öftern auf solchen Fährten gearbeitet wird, und man kommt mit ihm hernach auf harte Leeden, wo es schon schwächere Witterung giebt, so fällt er solche manches Mahl gar nicht, zuweilen aber nur sehr kaltsinnig an, sucht nicht fort, und es ist unmöglich mit ihm etwas zu Holze richten zu können.

Eben so zieht der Jäger auch nicht an allen Orten mit dem Hunde dem Holze zu nahe, denn es ist ihm nicht unbekannt, wenn ein Thier zu Holz will, daß solches allezeit vor dem Holze einen Wiedergang thut, oder vor Holze scherzet,

wie die Jäger sagen, zumahl beym Regen oder starken Thau; eben so wird auch mehrmahls solcher Platz vor dem Holze von Hasen, Füchsen, Dachsen und dergleichen beschmeißet und die Losung zurückgelassen, woher der Hund gerne zu Holz eilet, und solches Geschmeiß schmecken will. Hiervon muß der Hund so viel möglich abgezogen werden, damit er wieder zur Erde greife, und die Fährte des Wildes nicht übergehe. Ist dieses nicht, so bleibt der Hund in einem Schwarme, und es wird nichts ausgerichtet. Daher bleibt man in solchen Gegenden 20 bis 30 und noch mehrere Schritte vom Holze entfernt.

Im Herbst wird der Leithund häufig von des Rothwildes Fährten abgewöhnet, und zum Sauspüren umgearbeitet. Es ist schon oben erwähnet, je wärmer und angenehmer der Morgen ist, daß die Suche der Hunde auch desto besser sey; dieserhalb kann im Herbst bey kalten und reifenden Morgen, da des Wildes Witterung in der Fährte wieder schwächer wird, desto leichter ab- hingegen auch eher auf die Schwarzwildes Fährten geführet werden, weil die Sau eine ungleich stärkere Witterung in ihrer Spur giebt, indem sie jedes Mahl mit Schalen und Geäfter den Erdboden bedrückt. Wenn nun gleich ein Hund so weit nicht zu bringen ist, daß er in solcher Zeit die Rothwildes Fährten ganz verlassen und nicht anfallen sollte, so muß um desto eher der Jäger wahrnehmen, was der Hund anfällt, und ihn alsdann nach Befinden strafen oder lieben.

Ich habe oben gesagt, daß der Leithund stets angelegt seyn müsse; außer den schon angeführten Gründen wird der Jäger auch deshalb

dazu

dazu gezwungen, damit der Hund nicht in die Küchen komme, und alle Töpfe und Schüsseln, worin Heißes oder Kaltes, Saures, Süßes, Fettes, oder andere ihm schädliche Sachen befindlich sind, durchschnüffeln, welches der Feinheit seines Geruchs schadet. Man führet ihn auch außer der Behängenszeit öfters spatzieren, wo Menschen und Vieh sich befinden, damit er auch daran sich gewöhnet, und sich, wenn es zum Vorsuchen gehet, sich nicht nach allem, was ihm vorkommt, umsiehet, aber auch gehörige Bewegung habe, und nicht den Appetit verlieret. Herr von Göchhausen schlägt in seinen Jagd und Weidwerks Anmerkungen vor daß man unter andern Appetit machenden Mitteln (unter welchen er auch Käse, und frische Fuchszunge gekocht und Coriander mit Butter rechnet,) dem Hunde Krebsschalen, so wie auch Hasenbälge in Milch gekocht, geben soll, und hält dieses für einen gesunden Fraß der Leithunde.

Wenn man mit einem jungen Hunde ein, zwey, oder höchstens drey Mahl in einem Tage auf die Fährte gekommen, so ist es für den Tag schon genug; und ist man etliche Mahl alle Tage hinter einander mit dem Hunde ausgezogen, so muß man ihn hernach einen Tag um den andern arbeiten, wenn es die Witterung leidet. Fällt er nun aber, wie es fast alle junge Hunde thun, andere Fährten an, die er nicht suchen soll, so muß man ihn deßhalb nicht gleich schlagen, sondern man zieht ihn nur mit glimpflichen Worten davon ab. Ein harter Hund, wenn er nicht recht thut, kann wohl zuweilen mäßig mit dem Hängeseil geschnellet werden, welches man bey einem weichen Hunde aber ganz unterlassen muß.

Hat ein Hund schon zwey Behänge auf sich, das heißt, ist er schon zwey Jahre gearbeitet worden, so muß er schon so viel thun, daß man sich einigermaßen auf ihn verlassen kann. Im dritten Behänge aber muß er vollkommen gut und gerecht werden, daß er, wenn er zeichnet, genau die Fährte mit der Nase habe, darein zeige und stehen bleibe, und den Kopf in die Höhe werfe, bis man zu ihm gehet, auch nicht eher wieder fortschießet, bis man ihm zuspricht.

Es wird unter den Weidemännern sehr oft noch die Frage aufgeworfen und bestritten: **Ob ein Jäger an seinem Leithunde merken könne, was er suchet — und ob er einen Unterschied an ihm bemerket, wenn er die Fährte eines Hirsches, oder eines Wildbrets habe?** Im Ganzen betrachtet gehöret die Frage mit unter die sonderbaren, wohin auch diejenige zu rechnen ist: **ob der Jäger an der Fährte des Thieres erkennen könne, was es trage, ein Hirsch- oder ein Wildkalb?** — Wenn nun gleich der Jäger so hirschgerecht als möglich ist, so kann er im letzteren Falle doch nichts weiter bestimmen, als daß die Fährte von einem tragenden Thiere sey. Was aber die erste Frage betrifft, so müssen zur Erkenntniß der Sache mehrere Sinne zusammenfließen, und, man schließet aus Erfahrungssätzen; denn von einem Hunde kann es nicht verlangt werden, einen bestimmten Unterschied (wie Hühnerhunde bey Hasen und Hühnern angeben) zu zeigen. Bringt man den Leithund nur dahin, daß er keine Fährte übergehet, auch dieselbe nicht verdrossen, sondern munter fortsuchet, und den Tritt des Thieres zeiget, so hat der Weidemann genug, und es kommt ihm als einem vernünftigen Menschen zu, nach seiner

erlernten Wissenschaft zu erkennen, ob es Hirsch, Thier, oder Sau sey; denn bey Rehen, Hasen, Füchsen und dergleichen mehr, ist ohnehin an einem geführten Hunde gar bald zu merken, was er suchet, weil ihn die Unstätigkeit seiner Nase gar bald verräth.

Wenn aber ein Jäger seinen wohlgearbeiteten Hund genau kennet, und dieser kommt im August, wenn der Hirsch sich der Brunst nähert, auf die Fährte eines guten Hirsches, so kann er sehr wohl merken, was der Hund anfällt, ob es Hirsch, oder Wildbret sey; denn, ein alter, geführter Hund giebt jetzt solches sehr merklich zu erkennen, ohne daß ihm dergleichen von dem Jäger beygebracht worden. Er greift stets von einem Tritt zum andern, ist viel herzhafter und munterer, als beym Suchen des Wildes, und zeigt auf die Tritte mit der Nase, ohne langes Herumfahren viel eher, giebt sich alsdann auch eher in die Höhe, als beym Thiere, weil der feiste Hirsch in solcher Zeit immer eine weit stärkere, kräftigere und dazu bockendere Witterung hat, als das Thier. Der Hund, wenn er auch gleich schon vernünftig ist, ist beym Arbeiten viel hitziger, als sonst, und man hat zu thun, wenn man ihn abliebt, da er dabey außerordentlich freudig ist, ihn abzuhalten, daß er nicht ausgiebt (oder bellet). Es kommt also in diesem Stücke alles darauf an, daß der Jäger seinen Hund — und der Hund seinen Jäger verstehe und kenne, und es bleibt also diese Frage immer unter den überflüssigen zurück, und gehört eigentlich nicht zu denen, welche man einem sonst hirschgerechten Jäger vorleget; indem ein Jäger ohne diese (sonst recht gute) Beobachtung, wenn er sonst seinen Hund gebührend arbeiten, seinen Hirsch oder sein

Thier ansprechen und bestätigen kann, als ein hirschgerechter Jäger immer angesehen wird, und werden muß.

Leitkirch; s. **Leutkirch**.

Leitlitz, ist ein gräflich Reussisches Dorf und Rittergut im Voigtlande, in der Herrschaft Schleitz, bey Zeulenroda.

Leitmar, ein churcöllnisches Dorf im Herzogthum Westphalen, in der Herrschaft Canstem, ohnweit Stadtberg.

Leitmeritz oder **Leutmeritz**, auch **Litomierzitz**, ist in Böhmen im Leitmeritzer, oder Leutmeritzer Kreise eine königliche Kreisstadt von 215 Bürgern, und 177 Häuslern, liegt an der Elbe, über welche eine 1632 und 1778 in Brand gesteckte Brücke führt; die Stadt ist wohl gebauet, und der Sitz eines Bischofs, der unter dem Erzbischof zu Prag steht. Der Stadt selbst gehöret Keblitz, dem Domdechanten Teynitz, den hiesigen Dominikanern Groß-Angezd, und den Franciskanern Tscherniscbt. Sonst hat die Stadt guten Weinwachs, und in der Elbe ist ein starker Lachsfang. Im Jahr 1626 wanderten an 600 Personen ihrer Religion wegen, von hier aus. Man will behaupten, daß die Stadt im Jahr Christi 771 zuerst erbauet sey.

Leitnagel, ist beym Bergbaue ein Nagel, welcher unten in den sogenannten Hund zwischen den zwey vordern Nägeln geschlagen wird, um den Hund zu leiten, daß er nicht von der Spur oder dem Gestänge abweichen kann. Es wird ein kleiner Ring daran gestoßen, und der Nagel darüber gekrümmet. Was aber ein Hund beym Bergbaue ist, findet man im XXVIten Th. der Encyklopädie, S. 17.

Leitomischl, **Leutomissel**, **Litomysl**, ist eine Stadt in Böhmen, im Chrudim. Kr. an der Mähriſchen

rischen Gränze, 2 Meilen von Landskron. Die Herren davon sind die Grafen von Waldstein.

Leitphe, s. **Lütphen**.

Leitring, ist an den Schnürleibern der Kinder ein messingener, eiserner oder anderer Ring, wodurch das Leitband gezogen wird. Gewöhnlich befinden sich an jeder Schnürbrust zwey solche Ringe nähmlich an jedem Schulterstücke einer. Da man aber Gottlob die Kinder nicht mehr mit Schnürbrüsten quälet, so sind auch die Leitringe nicht mehr im Gebrauch. Man sehe übrigens den Art. **Leitband**.

Leitrim, ist eine Grafschaft in Irland; sie enthält 226830 Morgen landes, vier Baronien, nähmlich: **Rosclogher**, **Drumahare**, **Carigallen** und **Leitrim**, zwey Flecken, 21 Pfarren und über 5000 Häuser.

Leitsch, s. **Loitsch** und **Leutsch**.

Leitschach, ist ein Markt von 60 Häusern an der Sulm im Mahrburger Kreise, in Steyermark. Neben demselben liegt das Schloß Trautenburg, zu welchem eine Herrschaft gehöret. In dieser Gegend wächst sehr guter rother Wein.

Leitschnur; s. **Richtschnur**.

Leitseil; s. **Lenkseil**.

Leitsmann; s. **Geleitsmann**.

Leitstämpel, werden auf Bergwerken auch Wehrstämpel genannt, und sind besonders bey Künsten und Streckengestängen gebräuchlich, sie werden so eingerichtet, wie die Strecken Krümmen haben, daß sie durch zwey besondere, nach der Krümme eingerichtete Arme das Gestänge von einem Ort empfangen, und nach dem andern Orte weisen oder leiten.

Leitstern; ist ein Stern, insofern er Reisende oder Schiffer leitet, ihnen zur Erkenntniß und Einrichtung ihres Weges dienet; in welchem Ver-

stande der Nordstern oder nördliche Polarstern schon seit langer Zeit unter diesem Nahmen bekannt ist. Oft braucht man aber auch dieses Wort figürlich.

Leituch; wird in einigen Gegenden für Leilaken gesagt, und heißt so viel als Betttuch.

Leitung; s. **Wasserleitung**.

Leitzen, ist ein mecklenburg-schwerinsches adliches Gut im Amte Wredenhagen.

Leitzenhof, ist ein Landsassengut in der Oberpfalz, im Pflegger. Eschenbach.

Leitzeug; hierunter versteht man in der Naturlehre und Chymie, einen Körper, mittelst dessen man einer Sache einen andern Körper zuführet, oder gewisse Theile von derselben abführet; Menstruum, Vehiculum. Z. B. Das Wasser ist das allgemeine Leitzeug, der zur Nahrung und zum Wachsthum nöthigen Bestandtheile.

Leitzkau, ist ein churbrandenburgisches Dorf, drey Meilen von Magdeburg und zwey Meilen von Zerbst. Hier wurde im Jahr 1737 ein Gesundbrunnen auf dem Felde entdeckt, welchen Dr. Heinrich Meuder in einem besondern Tractate beschrieben hat. Sieben Pfund Wasser gaben nach der Evaporation ohngefähr 15 Gran salzigt erdigte Masse, worunter 5 Gran alkalisches Salz waren. Man schickte das Wasser dem berühmten Hoffmann zur Untersuchung zu, und er erklärte es für ein subtiles, leichtes, und von allen fremdartigen Theilen freyes Wasser. Es ist aber diesem Gesundbrunnen eben so ergangen, wie vielen andern, nähmlich, daß man, obgleich Meuder viele Krankengeschichten und Curen anführet, nachher nichts weiter von diesem Wasser gehöret hat.

Leh oder **Lehe**, eine Insel mit einem Schlosse an Wesern, in der churbraunschweigischen Provinz Wildeshausen.

Lehbeck, ein churbraunschweigisches adliches Dorf in der Herrschaft Gifhorn, im Schwienebergischen Kreise, davon wenigstens 1756 die von Lehne Besitzer waren.

Lehringhausen, eine kleine französische Colonie in Niederhessen im Amte und bey Wolfhagen dieser Stadt gehörig.

Lehstädt oder **Lechstädt**, ist ein adliches Haus und Rittergut im Hochstift Hildesheim im Amte Winzenburg.

Lehwitz, ein churſächsisches Dorf im Meißner Kreise, im Kreisamte Meißen an der Elbe bey Merschwitz, schriftsäßig nach Hirschstein gehörig.

Lehwitz, dergleichen Dorf im Meißner Kreise im Amte Oschatz bey Strehla, schriftsäßig nach Kmitz gehörig.

Leibach, ein fürstlich waldeckisches Dorf in der Grafschaft Waldeck, im Amte Eisenberg bey Corbach.

Leitz siehe **Löbitz**.

Lelkendorf, ein adliches Gut im Mecklenburg-Schwerinischen, im Amte Neukalden.

Lellendorf, ein marggräflich anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Feuchtwangen.

Lellenfeld (Groß) ein bischöflich-eichstädtisches Dorf in Franken, im Oberamte Ahrberg-Ohrenbau, bey Ahrberg.

Lellenfeld (Klein) marggräflich anspach-bayreuthsches Dorf im Oberamte Hohentrüdingen.

Lellwangen, ein Dorf in der Fürstenbergschen Grafschaft Heiligenberg.

Lelow, eine Stadt und District am Fluß Plicza in der Woywodschaft Krakau in Klein Pohlen.

Lembach, ein schwäbisches Pfarrdorf von 226 Seelen in der Fürstenbergschen Landgrafschaft Stühlingen.

Lembach, ein dergleichen Dörfchen im Würtenbergschen Amte Bottwar.

Lembach, auch **Limbach**, ein erzherzoglich österreichischer Marktflecken im Lande ob der Ens, im Mühlviertel, zwey Meilen von Neufelden.

Lembach, verschiedene Höfe in Niederhessen im Amte Homberg.

Lembach, ein bischöflich bambergisches Dorf in Franken im Amte Brunach.

Lembeck, oder **Lambeck** eine Münsterische Unterherrlichkeit in Westphalen im Amte Aahaus.

Lemberg; siehe **Löwenberg**.

Lemberg, ist ein hoher Berg bey Affalterbach im Würtenbergischen Amte Marbach.

Lemberg, ein Amt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, hat den Nahmen von einem weitläuftigen Dorfe, das um einen Berg gebauet ist, auf dem man noch Ruinen eines alten Schlosses siehet. Dieses war vormahls der Hauptort des Amts und eine gräfliche Residenz.

Lemberg, Reusch-lemberg, pohln. Lwow, die Hauptstadt in Gallizien in dem davon benannten Kreise, am Flusse Peltew. Sie ist mit Bergen umgeben, groß, und der Sitz des kaiserlichen Statthalters, der Landesregierung und eines Salz-Comtoirs. Sie hat einen Erzbischof, einen griechischen Bischof und armenischen Erzbischof, die mit der römischen Kirche vereinigt sind. Die Stadt hat über 25000 Einwohner, ist ziemlich befestigt und von zwey Schlössern beschützt. Seit 1772 hat sie das Haus Oesterreich, welches 1774 eine neue Akademie anlegte. Diese erhielt die vortreffliche Garellische Bibliothek, die ehemahls bey

der Thereſianiſchen Ritterakademie in Wien war. Im Jahr 1788 wurde die daſige mediciniſche Fakultät aufgehoben.

Lembro iſt eine Inſel auf dem Archipelagus bey dem Eingange des Propontis, hat vier Dörfer, davon das eine Imbro mit einem Caſtell verſehen iſt.

Lembruch, ein churhannoveriſches Dorf in der Grafſchaft Diepholz, im Amte Lemförde.

Leme, ein Fluß in Iſtrien in Italien, der ſich zwey Meilen von Orſero ins Meer ergießt.

Lemfonde, ein Flecken, altes Schloß und Amt im weſtphäliſchen Kreiſe in der Grafſchaft Diepholz.

Lemgo, Lemgow, iſt eine wohlgebaute und nahrhafte Stadt am Fluſſe Bega in der Grafſchaft Lippe, hat gegen 3000 meiſtens lutheriſche Einwohner, denen zwey Kirchen und ein blühendes Gymnaſium gehören. Außerdem ſind auch eine reformirte Kirche, ein Kaufhaus, der Lippehof, auch einige Tuch- und Zeugmanufacturen daſelbſt. Durch den dreißigjährigen Krieg iſt dieſe vorher blühende Stadt merklich heruntergekommen. Das hieſige Fräuleinſtift hat Graf Simon der erſte 1306 angelegt. Die Aebtiſſinn ſetzt der regierende Herr allemahl aus ſeinem Hauſe, die Dechantinn und die übrigen Glieder aber wählen die Conventualinnen.

Lemgraben, iſt ein churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Lüneburg, im Amte Blekede.

Lemington, auch **Lymington**, eine Stadt mit einem Hafen in der engliſchen Grafſchaft Hand, der Inſel Wight gegenüber. Sie ſchickt zwey Deputirte zum Parlement. Nicht weit davon, auf einer Erdzunge liegt das Caſtell Hurſt.

Lemke, iſt ein Dorf in der Grafſchaft Hoya im Amte Nienburg.

Lemos, eine kleine Landschaft in Gallicien in Spanien, darin Montforte de Lemos die Hauptstadt ist, in welcher die Grafen von Lemos, die sich de Castro und de Portugal nennen, in einem auf einem Berge gelegenen Schlosse ihren Sitz haben, an welchem Berge unten der Fluß Cabe vorbey fließt, der sich darauf in den Minho ergießt.

Lemmersdorf, ist ein churbrandenburgisches adliches Dorf in der Ukermark.

Lemmersdorf ein dergleichen Dorf in der Neumark, im Arendswaldischen Kreise im Amte Marienwalde.

Lemmershausen, ein herzoglich sachsen meinungisches Dorf in der Grafschaft Henneberg bey Meinungen.

Lemmerspiel, ein churmainzisches Dorf im Amte Steinheim bey Bieber.

Lemmie, ein churhannoverisches Dorf und Gut im Fürstenthum und Amte Calenberg.

Lemming, (Mus Lemmus *Linn.*) ist eine norwegische bunte Maus, die sich auf den Wiesen aufhält, und das Gras sehr abfrißt. Sie bellen wie ganz junge Hunde, und wohnen, wie die Maulwürfe in aufgeworfenen Höhlen. Sie ziehen schaarweise, und allemahl in gerader Linie, stoßen sie auf einen Fluß, so schwimmen sie durch, und laufen über die Schiffe. Wo sie Wiesen und besäete Felder antreffen, richten sie alles zu Grunde. Es heißt dieses Thier bey einigen die norwegische Ratze, und auch Bergmaus.

Im Jahr 1781 habe ich eine sonderbare Art Mäuse oder Ratzen, wie man sie nennen will, im Sachsen-Lauenburgischen an der Schaalsee entdeckt welche vielleicht mit der norwegischen Ratze verwandt seyn kann. Nicht allein in der Nähe der Schaalsee auf den Brachfeldern, sondern auch am hohen lehmigten und sandigen Ufer der See selbst,

zwi-

zwiſchen Groozecher und Stedorf fand ich lö
wo man hätte mit der Fauſt hineinfahren kön
Auf der Ebene war eben ſo viel Erde herau
bracht, und wenn dieſer Erdhaufen den Ein
bedeckt hatte, ſo hätte man immer glauben kön
daß er von einem Maulwurfe herrührte; a
die Erde lag rund um den Eingang herum, un
waren viele Spuren auf der Erde. Am ſteilen
ſahen dieſe Löcher aber aus, wie die Löcher
Bergſchwalben. Ich habe verſchiedene ſolche Lö
von Dachshunden aufgraben laſſen, und
daß die Bewohner derſelben, eine ganz beſon
Art Ratzen oder Mäuſe waren. Sie waren
völlig ſo groß, als eine ausgewachſene Ratze,
ganz braungelb aus wie ein Wieſel, außer da
eine weiße Bruſt und einen weißen Bauch ha
Die Ohren ſahen aus, als wären ſie abgeſchni
und der Schwanz auch von gelber Farbe, aber
einer weißen Blume, war ſo kurz als beym M
wurfe. Die Hunde, wenn ſie ſonſt auch ni
gerne Mäuſelöcher aufgruben, wollten hier
gerne daran. Wenn man ihnen ein ſolches
wies, ſo thaten ſie ſo gleichgültig, als zeigte
ihnen einen Stein. Mußten ſie aber graben,
ſie fingen das Thier, ſo wehrte es ſich tapfer,
gab dabey ebenfalls den Ton von ſich, als
ein junger Hund, der erſt Augen erhalten,
Eben dieſes thut aber auch der Maulwurf,
er von ſeinem Loche entfernt iſt, und geän
wird.

Lemniſche Erde, (Terra Lemnia) iſt ei
von Röthel, welche an Farbe dem Menni
gleichſten kommt, und weil dieſe Erde von
ſel Lemnos gebracht wird, ſo hat ſie auch de
men davon, da man ſie aber auch ſ

Deutschland hin und wieder im Gebirge antrift, so darf man sie jetzt so weit nicht mehr herholen lassen. Hagen hat sie in seiner Lehre von der Apothekerkunst S. 447 unter den Bolarten als eine officinelle Erdart mit angeführt; unter den Arzneymitteln von Mönch findet man sie aber nicht.

Lemnisci, waren purpurfarbene, und auch wohl noch mit Gold ausgeputzte Bänder, welche auf beyden Seiten der Sieges- und anderer Ehrenkränze, die bey den Römern damit bewunden wurden, zum Zierrath herunter hingen. So wurden auch die Palmzweige damit ausstaffiret, (*) und solche auch nur allein den Siegern, und andern die man besonders ehren wollte, zugeworfen. Ein Aehnliches findet man in einigen deutschen Provinzen auf dem Lande an den Todtenkränzen, und es ist wahrscheinlich, daß die mit Band bewundenen Todtenkränze ihrer ersten christlichen Bedeutung nach, den Sieg über den leidigen Teufel anzeigen sollten.

Lemnitz, ein churfächsisches Dorf und amtsässiges Rittergut im Neustädtschen Kreise, im Amte Arnshaug, eine Stunde von Augma.

Lemnitz, (Ober) ist ein gräflich Reussisches Dorf im Voigtlande in der Herrschaft und bey Lobenstein.

Lemnitz, ein dergleichen Hammerwerk in eben der Herrschaft.

Lemnitz, (Burg) ein fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtisches Dorf und Rittergut in Thüringen, im Amte Leutenberg.

Lemnos, eine berühmte Insel des Aegeenmeeres zwischen der thracischen Halbinsel, Thasus, Tenedos und Chryse. Die Städte Myrina und Hä-

(*) *Cicer.* pro Rosc. c. 56. Aulon, epist. XX. v. 5.

zwischen Groszecher und Seedorf fand ich löcher, wo man hätte mit der Faust hineinfahren können. Auf der Ebene war eben so viel Erde herausgebracht, und wenn dieser Erdhaufen den Eingang bedeckt hatte, so hätte man immer glauben können, daß er von einem Maulwurfe herrührte; allein die Erde lag rund um den Eingang herum, und es waren viele Spuren auf der Erde. Am steilen Ufer sahen diese löcher aber aus, wie die löcher der Bergschwalben. Ich habe verschiedene solche löcher von Dachshunden aufgraben lassen, und fand, daß die Bewohner derselben, eine ganz besondere Art Ratzen oder Mäuse waren. Sie waren nicht völlig so groß, als eine ausgewachsene Ratze, sahen ganz braungelb aus wie ein Wiesel, außer daß sie eine weiße Brust und einen weißen Bauch hatten. Die Ohren sahen aus, als wären sie abgeschnitten, und der Schwanz auch von gelber Farbe, aber mit einer weißen Blume, war so kurz als beym Maulwurfe. Die Hunde, wenn sie sonst auch noch so gerne Mäuselöcher aufgruben, wollten hier nicht gerne daran. Wenn man ihnen ein solches loch wies, so thaten sie so gleichgültig, als zeigte man ihnen einen Stein. Mußten sie aber graben, und sie fingen das Thier, so wehrte es sich tapfer, und gab dabey ebenfalls den Ton von sich, als wenn ein junger Hund, der erst Augen erhalten, beller. Eben dieses thut aber auch der Maulwurf, wenn er von seinem loche entfernt ist, und geängstiget wird.

Lemnische Erde, (Terra Lemnia) ist eine Art von Röthel, welche an Farbe dem Mennich am gleichsten kommt, und weil diese Erde von der Insel Lemnos gebracht wird, so hat sie auch den Nahmen davon, da man sie aber auch schon in

Lemſter, Leominſter, ein großer Burgflecken in Herfordſhire in England, am Fluſſe Log, welcher Sitz und Stimme im Parlement hat. Es wird hier guter Weizen, und außerordentlich feine Wolle gefunden.

Lemur, ein beſonderes Thiergeſchlecht, das Linnē unter die Primates, oder in die erſte Ordnung der ſäugenden Thiere ſetzt. Die Holländer nennen es Spook Dier, Geſpenſtthier, wegen ſeines ſchleichenden, langſamen Ganges. Sie haben im obern Kiefer vier Vorderzähne, wovon die mittelſten von einander abgeſondert ſind, unten aber ſechs, welche länger, platter und dicht an einander geſtellet ſind. Die Hundszähne ſtehen einzeln. Die hierher gehörigen Arten ſind: Der Tardigradus, (Langſchleicher), welcher ſonſt unter die Affen gezählt wurde, und in Ceylon zu Hauſe iſt. Er ſieht wie ein Eichhörnchen aus, mit einem braunen Striche über den Rücken; das Geſicht iſt mit Haaren bedeckt. Er hat faſt keinen Schwanz, zwey Brüſte am Oberleibe, und zwey etwas tiefer am Unterleibe. 2) Der *Mongoz* kommt aus Madagascar, iſt grau, unten weiß, und um die Augen geht ein brauner Ring; der Schwanz iſt einfärbig. 3) Der *Macaco* kommt eben daher, iſt ſchwärzlich, hat um den Hals einen Bartkragen, und einen ſehr zotigen Schwanz. Er hält ſein Neſt reinlich, ſchläft an einem dunkeln Orte, und frißt weder Fleiſch, Fiſch, noch Eyer. 4) Der *Maki*, (Lemur Catta) hat einen weißgeringelten Schwanz, der noch einmahl ſo lang als der Körper iſt. Er hat die Geſtalt wie ein Eichhörnchen, die Größe einer Katze, den Kopf eines Fuchſes. Die Hände ſind wie Menſchenhände. Dies Thier iſt ſehr

fromm,

[redacted] mit [redacted] und einer Katze. c) Die fliegende Laus. (Lemur volans) hat gleich den Fledermäusen zur Seite eine ausgespannte Haut, worin die Arme und Füße bis an die Enden der Finger sind. Sie hat einen Schnabel, und einen Kopf, wie eine wilde Katze. Sie fliegt schnell, doch niedriger, wie die Fledermäuse, und über Land, wie Baumeichhörner zu thun: wenn sie läuft, legt sich die fliegende Haut in Falten.

Lemures; so nannten die Alten die Rachegeister, die aus den Seelen böser Menschen entstehen, so wie die *Lares* aus den Seelen frommer Menschen ihren Ursprung haben sollten. Jene zu besänftigen feierten die Römer die Lemuralia um Mitternacht; man ging barfuß, hatte Brunnenwasser, sich zu waschen; nahm mit drey Fingern etliche schwarze Bohnen, die man vorher im Munde herum gewerfen, und warf sie über den Kopf, um sich und die Seinigen damit zu lösen; man schlug alsdann auf ein Becken, und bat die Lemures, aus dem Hause zu weichen. Zu diesem Aberglauben hat Romulus den Grund gelegt, als er den Remus erschlagen hatte. Aber, zu Augusts Zeiten glaubte kein Verständiger mehr daran. Horaz sagt daher:

Nocturnos Lemures, portentaque Thessala rides.

Von den Lemuralien (welche auch Lemuria hießen), sagt Hederich in seinem Antiquitätenlexion etwas mehr, als ich oben angeführet, welches nachzulesen ist. Man feyerte sie den 9ten, 11ten und 13ten May, also drey Tage, aber nicht hinter einander, zur Versöhnung und

lung der umhergehenden Seelen der Verstorbenen. Sie sollen so viel als Remuria heißen, und von dem Nahmen Remus abstammen. Wenn die Römer nun um Mitternacht aufgestanden, und barfuß Brunnenwasser zum Waschen hohlen wollten, so setzten sie den Mittelfinger auf den Daum, welches verursachen sollte, daß einem kein Gespenst begegne; alsdann wusch man die Hände drey Mahl, und wenn man die schwarzen Bohnen über sich zurück warf, sagte man neun Mahl: Haec ego mitto; his redimo meque meosque fabis! Man sah sich nun nicht um, und glaubte, daß die Geister die Bohnen hinter einem auffammelten. Hierauf wurde wieder gewaschen und mit dem oben erwähnten Becken Lerm gemacht; indem man wieder neun Mahl sagte: Manes exite paterni! Nun sah man sich um und glaubte, daß besagte Seelen oder Geister, verscheucht, oder versöhnet wären.

Ueberhaupt aber stellten die Römer jährlich eine allgemeine Gespensterjagd an, weil sie wünschten, ruhig und ungestöhrt ihre Lebenszeit zuzubringen, und ihr Haus, ihre Familie und sich selbst wider alle Schreckbilder zu sichern. Denn man hatte den festen Glauben, daß, wenn man die Seelen der Verstorbenen nicht versöhnte und befriedigte, die Todten gewiß in der Nachtzeit die lebendigen quälen, durch abscheuliche Träume ängstigen, und durch fürchterliche Erscheinungen ins äußerste Entsetzen bringen würden. Besonders glaubte man, daß die Geister die Wege und Landstraßen beunruhigten; und dies ist der Ursprung der jährlichen Februation oder Reinigung der Häuser von Gespenstern und Poltergeistern.

Es versäumte daher kein Römer jährlich sein Haus gegen die Gespenster in Sicherheit zu setzen. Denn, so gewiß man glaubte, daß die guten Geister Beschützer der Häuser der Ihrigen würden, eben so gewiß überredete man sich auch, daß die bösen Geister Gespenster wären. Hatte man gar in seinem Hause einige Unruhe verspüret, es mochte dieselbe nun herrühren, wovon sie wollte — von Dieben, liebesstreichen, Ratzen, Mäusen und andern Umständen; so fand man es um so viel nöthiger, die bösen Geister mit aller Sorgfalt auszutreiben.

Es geschah daher nach dem Cilano (Adlersche Herausgabe von 1776. Th. 3. S. 112.) diese öffentliche Reinigung vom 18ten bis zum 28ten Februar, also eilf Tage lang. Die höchsten obrigkeitlichen Personen setzten sich gleich am ersten Tage vor dem Tempel des Jupiters, auf dem Capitolio, nieder; und bey ihnen befanden sich die Decemviri sacris faciundi. Diese zehn Männer hatten viele Bedienten bey sich, und eine ganze Menge solcher Sachen, die für gut gehalten wurden, die Gespenster zu vertreiben. Das Volk fand sich alsdann häufig bey ihnen ein, und sie theilten durch ihre Bedienten, jedem etwas von dem Gespensterpulver aus. Das hieß, sie theilten Februa, oder die Sächelchen aus, womit die Gespenster verjaget werden sollten. (*).

Die ausgetheilten Sachen und Pulver bestanden bloß in Pechfackeln, Schwefel und Harz. Mit

(*) Der erste Urheber der Februation soll der König Numa gewesen seyn, denn den zweyten Monath des Jahres, den Februar, weihete er dem Gott Februus, der gegen alle Gespenster guten Rath wußte, und ließ darüber verschiedene Verordnungen ergehen. Man sehe *Livium* l. 1. 20.

lung der umhergehenden Seelen der Verstorbenen. Sie sollen so viel als Remuria heißen, und von dem Nahmen Remus abstammen. Wenn die Römer nun um Mitternacht aufgestanden, und barfuß Brunnenwasser zum Waschen hohlen wollten, so setzten sie den Mittelfinger auf den Daum, welches verursachen sollte, daß einem kein Gespenst begegne; alsdann wusch man die Hände drey Mahl, und wenn man die schwarzen Bohnen über sich zurück warf, sagte man neun Mahl: Haec ego mitto; his redimo meque meosque fabis! Man sah sich nun nicht um, und glaubte, daß die Geister die Bohnen hinter einem auffammelten. Hierauf wurde wieder gewaschen und mit dem oben erwähnten Becken Lerm gemacht; indem man wieder neun Mahl sagte: Manes exite paterni! Nun sah man sich um und glaubte, daß besagte Seelen oder Geister, verscheucht, oder versöhnet wären.

Ueberhaupt aber stellten die Römer jährlich eine allgemeine Gespensterjagd an, weil sie wünschten, ruhig und ungestöhrt ihre Lebenszeit zuzubringen, und ihr Haus, ihre Familie und sich selbst wider alle Schreckbilder zu sichern. Denn man hatte den festen Glauben, daß, wenn man die Seelen der Verstorbenen nicht versöhnte und befriedigte, die Todten gewiß in der Nachtzeit die Lebendigen quälen, durch abscheuliche Träume ängstigen, und durch fürchterliche Erscheinungen ins äußerste Entsetzen bringen würden. Besonders glaubte man, daß die Geister die Wege und Landstraßen beunruhigten; und dies ist der Ursprung der jährlichen Februation oder Reinigung der Häuser von Gespenstern und Poltergeistern.

Es versäumte daher kein Römer jährlich sein Haus gegen die Gespenster in Sicherheit zu setzen. Denn, so gewiß man glaubte, daß die guten Geister Beschützer der Häuser der Ihrigen würden, eben so gewiß überredete man sich auch, daß die bösen Geister Gespenster wären. Hatte man gar in seinem Hause einige Unruhe verspüret, es mochte dieselbe nun herrühren, wovon sie wollte — von Dieben, liebesstreichen, Ratzen, Mäusen und andern Umständen; so fand man es um so viel nöthiger, die bösen Geister mit aller Sorgfalt auszutreiben.

Es geschah daher nach dem Cilano (Adlersche Herausgabe von 1776. Th. 3. S. 112.) diese öffentliche Reinigung vom 18ten bis zum 28ten Februar, also eilf Tage lang. Die höchsten obrigkeitlichen Personen setzten sich gleich am ersten Tage vor dem Tempel des Jupiters, auf dem Capitolio, nieder; und bey ihnen befanden sich die Decemviri sacris faciundi. Diese zehn Männer hatten viele Bedienten bey sich, und eine ganze Menge solcher Sachen, die für gut gehalten wurden, die Gespenster zu vertreiben. Das Volk fand sich alsdann häufig bey ihnen ein, und sie theilten durch ihre Bedienten, jedem etwas von dem Gespensterpulver aus. Das hieß, sie theilten Februa, oder die Sächelchen aus, womit die Gespenster verjaget werden sollten. (*).

Die ausgetheilten Sachen und Pulver bestanden bloß in Pechfackeln, Schwefel und Harz. Mit

(*) Der erste Urheber der Februation soll der König Numa gewesen seyn, denn den zweyten Monath des Jahres, den Februar, weihete er dem Gott Februus, der gegen alle Gespenster guten Rath wußte, und ließ darüber verschiedene Verordnungen ergehen. Man sehe Livius l. 1. 20.

Mit diesen Raritäten ging ein jeder nach Hause, zündete seine Pechfackel an, warf, wenn sie brannte, den fein gestoßenen Schwefel und Harz darauf, und mit diesem Dampfe ging er durch das ganze Haus, in alle Schlafgemächer, Speisezimmer, und in alle Winkel, und durchräucherte es so, daß er selbst vom Dampfe hätte ersticken mögen.

(Man sehe hierüber *Ovid.* Fast. lib. 2. v. 35. seq. *Juvenal.* Sat. 2. v. 156. Daß der Schwefel aber eine Kraft, böse Geister zu vertreiben, besitze, ist eine sehr alte Meinung der Babylonier, Aegypter und Römer. Man kann dieses sehen aus *Lucian.* in Philopseude c. 12. pag. 39. Tom. 3. da er meldet, daß man giftige Schlangen habe vertrieben, indem man mit Schwefel und Pechfackeln drey Mahl — um den Ort herum gegangen; — und in Necyomantia c. 7. p. 466. Tom. 1. sagt er, daß durch Schwefel und Pech man gegen alle Gespenster gesichert sey. Man kann hierbey auch nachschlagen *Hom.* Odyss. l. 22. v. 481. *Ovid.* de arte amandi lib. 2. v. 329. *Tibull.* lib. 1. Eleg. 5. v. 11.)

Wenn die Gespensterjagd zu Ende, und die bösen Geister vertrieben oder besänftiget waren, so verbrannte man alles, was man noch von Schwefel, Harz und der Fackel übrig hatte. Die Asche davon und die Schlacken, welche übrig blieben, sammlete man sorgfältig zusammen, und warf solches stillschweigend über den Kopf weg, in die Tiber oder in ein anderes fließendes Wasser. Man bediente sich auch wohl zuweilen, zu mehrerer Gewißheit, (so wie der Bohnen,) auch einiger Kräuter, die für dienlich gehalten wurden, die bösen Geister zu verscheu-

ſcheuchen (*). Man gebrauchte ſogar auch Eyer bey ſolcher Entſündigung oder luſtration, weil man glaubte, alles was ſchädlich und verderblich ſey, zöge ſich in die Eyer, daher ſie ſo leicht faul und ſtinkend würden. Hierbey hätte man noch allerley andern widerſinnigen Glauben, und man dünkte ſich glücklich, bey der Geſpenſterjagd in der einen Hand ein Ey, und in der andern die Fackel zu haben. Endlich, am letzten Februar, (Pridie Kalend. Martias,) wurde dieſe ganze Feyerlichkeit, da man ſich ſchon 10 Tage lang mit Vertreibung der böſen Geiſter beſchäftiget, mit dem Todtenopfer beſchloßen. Hierüber ſehe man den Art. Leichenopfer.

Lemwerder, ein herzoglich Oldenburg-Delmenhorſtiſches Dorf in der Voigtey Alteneſche.

Lemwig, ein Städtchen mit einem Hafen am Fluſſe Limfiord, in Nordjütland, unter das Stift Ripen gehörig.

Lena, ein großer Fluß in Sibirien, welcher nahe bey dem großen See Baikal, in der Provinz Irkutzk entſpringt, und ſich endlich in das Eismeer ſtürzt, nachdem er durch ganz Sibirien geflossen.

Lenaea, waren ein Feſt welches man zu Athen, im Monath Lenaeon beging, und zwar dem Bacchus zu Ehren, welcher von ληνος, torcular, auch Lenaeus pflegt genannt zu werden. Was aber Lenaeon für ein Monath ſey, iſt man ſo einig noch nicht, weil ſolches auch mehr eine poetiſche, als gemeine Benennung des Monaths iſt. Es

(*) Es beweiſen dieſes folgende Stellen: *Virg. Eclog.* 8 v. 101. *Val. Flacc.* argonaut. lib. 3. v. 442. *Claud.* de tertio Conſul. Honor. v. 325.

Es wollen also einige, daß er der December andere, daß er der Januar gewesen sey. Indessen durfte sich kein Fremder bey solchem Feste finden lassen, wohl aber ließen sich die Poeten und besonders die Tragödienspieler dabey hören, die vier Spiele dabey aufführen, und sehen lassen mußten, wer es am besten machen konnte.

Lenach, ein schwäbisches Dorf im würtenbergischen Amte Weinsdorf.

Lenc, sagt man von einem Schiffe, wenn es durch Plumpen von seinem Wasser entlediget wird.

Lenckersheim, ist ein Marktflecken im Culmbachischen Amte Hoheneck.

Lenckowitz, ein Schloß und Herrschaft in Steyermark, zwischen Grätz und Judenburg.

Lenczicz, Lentschitz, Woiwodschaft in Großpolen, zwischen den Woiwodschaften Kalisch, Siradien, Sendomir und Rava, welche vier Districte betrift, nähmlich **Leneziez, Przeciny, Inowlodz** und **Orlow**, die Hauptstadt.

Lentczicza, liegt in Morästen, am Fluß Besura, und hat ein Schloß auf einem Felsen.

Lenczna, eine Stadt in der Woiwodschaft Lublin, in Kleinpolen.

Lende, (die) bedeutet 1) die obere Fläche der hintersten Theile des Schmerbauches über der Hüfte und dem Gesäße, welchen Theil man bey heftigen Arbeiten oder starken Bewegungen, mit einem breiten Gurte zu umgeben pflegt, um sich die Arbeit zu erleichtern; 2) in weiterer Bedeutung aber, wird die Hüfte, ja das ganze Dickbein im gemeinen Leben sehr häufig die **Lende** genannt. Daher sagt man: **ein Thier schleppt die Lenden nach**, wenn es an den obern Theilen der hintern Füße lahm ist. Kero sagt Lenti, braucht dieses Wort aber auch für Niere; im

Isi-

Isidor heißt es Laendi, im Niedersächsischen Lende, im recht Platten Läjnn, im Dänischen Länd, im Schwedischen Lënd, im Isländ. und Angels. Lend, im Finnländischen Landet, und im Wallisischen Llwyn. Was überhaupt von der lende zu merken ist, findet man in anatomischen Schriften.

Lendenader, ist in der Anatomie ein Nahme verschiedener Adern, welche Aeste der Hohlader sind, und über die lenden hingehen. Sie heißen Venae lumbares. Man sehe hierüber Schaarschmidts angiologische Tabellen S. 76.

Lendenbraten, in einigen Gegenden Niedersachsens Mürbebraten, in der Mark Mehrbraten, sind diejenigen langen und schmahlen Stücken Fleisch, welche inwendig an dem Rückgrade des geschlachteten Viehes in den Gegenden der lenden, über den Hüften und Nieren herausgeschnitten, und mehrentheils gebraten werden. Vorzüglich gut sind die lendenbraten von Schweinen und vom Rindvieh. Das Fleisch dieser Braten ist viel zärter und wohlschmeckender als das übrige des Thieres. Von den geschlachteten Schweinen nimmt man als das beste Fleisch diese lendenbraten zur Met- oder Knakwurst, wer dieses aber nicht thut, der bringt sie als Braten auf den Tisch. Die lenden oder Mürbebraten von feistem Rindviehe aber sind schön beträchtlich größer; in einigen Haushaltungen nimmt man sie mit zur Kopfwurst, oder auch zum Preßkopfe, andere spicken und braten sie am Spieße.

Will man aber die lendenbraten von einem Haupt Rindvieh ganz außerordentlich wohlschmeckend, und dem Geschmacke eines feinen Wildbratens völlig gleich haben, so hänge man im

Winter diese Lendenbraten etwa 14 Tage so, daß Zugluft dazu kommen kann, im Sommer, aber dürfen sie ohngefähr nur 4 Tage hängen, darauf legt man sie etwa 24 Stunden in Essig, alsdann klopft und spickt man sie, und bratet sie am Spieße, wobey sie zu Anfang nur gelindes Feuer haben müssen. Der Geschmack von diesen Braten ist außerordentlich, und wenn die Gestalt es nicht verriethe, so würde jeder dem Geschmacke nach glauben, er äße das Blumenzimmer eines Rehes.

Lendengries; s. Nierengries

Lendenknochen, ist bey einigen der Hüftknochen. sonst aber der große Knochen in der Lende.

Lendenkrankheit, Rhachitis, Cyrtonosus, s. Th. XI. der Encyklopädie, S. 19. Art. Englische Krankheit.

Lendenkraut. S. Th. XX der Encyklopädie, S. 62. Art. Grindwurzel, N. 1.

Lendenlahm, bedeutet so viel als lahm in der Gegend der Lenden.

Lendenschmerz, Lendenweh, auch **Lendengicht, Hüftweh**, ist ein Schmerz in den Lendenmuskeln, welcher von einer scorbutischen Schärfe herrühret, die sich daselbst gesetzt hat. Man sehe Th. XXV der Encyklopädie S. 613 fgg. den Art. Hüftweh.

Lendenstein; s. Nierenstein.

Lendenstein, ist die härteste Art des Seifsteines, von grüner Farbe, bald mehr, bald weniger gefärbet. Sein Gewebe ist durchsichtig, dicht, ohne merklichen Unterschied der Theile, außer daß er zuweilen anfängt zu blättern, auch, wie der Amiant, zu fasern. Er nimmt eine schöne Politur an, und wird im Brennen so hart, daß er Funken schlägt. Bey den Alten wurde er für einen Jaspis angesehen, und wegen seines vorgegebne

gebenen medicinischen Werths sehr hoch gehalten. (*) Anfänglich brachte man ihn aus Westindien zu uns, allein jetzt hat man ihn eben so gut in Böhmen, Sachsen, Schweden, Schlesien, und dem Meißnischen Obergebirge. Er bricht selten in großen Stücken. Gemeiniglich wird er nur fleckweise und in dünnen Strahlen beym Asbest, Serpentin, Topfstein und andern verwandten Steinarten, angetroffen.

Lendenweh; s. **Lendenschmerz**.

Lendenwirbel, sind die fünf Wirbelbeine des Rückgrathes, in der Gegend der lenden.

Lenderscheid, ist ein adliches Gut in Nieder-Hessen, in der Grafschaft Ziegenhayn, im adlichen Baumbachischen Gericht Roppershausen, 3 Stunden von Ziegenhayn.

Lendersdorf, ein markgräflich Bayreuthisches Dorf in Franken, im Oberamte Neuhof, bey Dietenhofen.

Lendershausen, ein ritterschaftliches Dorf im fränkischen Ritterort Baunach. Im Jahr 1782 waren die Besitzer desselben die Familien von Altenstein, von Hutten und das Hochstift Würzburg.

Lendersheim, auch **Lentersheim**, ein markgräflich Anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Wassertrüdingen; eine Stunde davon.

Lendorf, ein fürstlich Hessen-Casselsches Dorf in Nieder-Hessen, im Amte Homberg, eine Stunde von Homberg am Schwalm.

(*) Man schrieb diesem Steine, der auch Griesstein, Lapis Nephriticus genannt wird, die besondere Kraft zu, daß derjenige, welcher ihn am Leibe trüge, nicht allein von den Steinschmerzen befreyet würde, sondern künftig auch davon verschonet bliebe. Es wird auch oft der grüne italiänische Marmor fälschlich statt dieses Steines verkauft. Der gelehrte Bartholin hat einen ganzen Tractat von diesem Steine geschrieben.

Lendschütz, ein königlich preußisches adliches Dorf in Nieder-Schlesien, im Fürstenthum Wohlau, im Wohlauer Kreise.

Lendsiedl, auch **Lensig**, ein fürstlich Hohenlohe-Kirchbergischer ansehnlicher Flecken in Franken, in der Grafschaft Hohenlohe, bey Kirchberg.

Lendzin, auch **Lendschien**, ist ein Amt und Dorf mit einem Schloß in der oberschlesischen Standesherrschaft Plesse, nahe bey den St. Clemensberg.

Lenersreut, ein fürstlich Lobkowitzisches Dorf in der Oberpfalz, in der gefürsteten Grafschaft Sternstein.

Lengarts, ist ein schwäbisches Dorf, im Gebiet der Stadt Wangen.

Lengbach, ist ein Schloß und eine Herrschaft in Nieder-Oestreich, im Viertel ober dem Wiener, Wald, zu welcher zwey Märkte, Alten- und Neuen-Lengbach gehören.

Lengden, (**Gros**) ein churhannöversches Pfarrdorf im Fürstenthum Calenberg, im Amte Niedeck.

Lengden, (**Klein**) dergleichen Dorf eben daselbst.

Lengedau, ist ein Dorf in Thüringen, im Gebieth der Reichsstadt Mühlhausen, eine Stunde davon.

Lengede, auch **Lengde**, ein Pfarrdorf im Hochstift Hildesheim, im Domcapitelsamt Wiedelach.

Lengede, ein großes Pfarrdorf ebendaselbst, im Amte Peina.

Lengefeld, ein Churmainzisches Dorf im Eichsfelde, im Amte Bischofsstein, ohnweit Manfried.

Lengefeld, ein Churſächsisches Amtsdorf im Thüringschen Kreise, im Amte Sangershausen.

Lengefeld, **Lengenfeld**, ein Städtchen im Vogtlande, zwischen Reichenbach und Queerbach, vier Stunden von Plauen, mit vielen Tuchmachern und

und Tuchhändlern, den Oden u. d. Planitz, unter Churſächſiſcher Hoheit gehörig.

Lengefeld, ein dergleichen ſchriftſäſſiges Gütchen im Erzgebirgiſchen Kreiſe an der Höhe im Amte Wolkenſtein, zum Rittergute Rauenſtein gehörig.

Lengefeld, (Dorf) iſt ein Dorf ebendaſelbſt, und gehört auch zum Rittergute Rauenſtein.

Lengefeld, ein Churſächſiſches Dorf im leipziger Kreiſe im Amte Borna, ſchriftſäſſig nach Leipzig gehörig.

Lengefeld, dergleichen Dorf im Thüringiſchen Kreiſe im Amte Eckartsberga an der Saale.

Lengefeld, ein Fürſtlich Hatzfeldiſches Dorf in Thüringen, in der Herrſchaft und bey Blankenhayn.

Lengefeld, ein churpfälziſches Dorf in der Unterpfalz, im Odenwald, im Amte Heidelberg.

Lengefeld, ein churpfalz-bayeriſches Dorf in der Oberpfalz, an der Bayeriſchen Grenze.

Lengefeld, ein Markgräfl. Anſpachiſches Dorf in Franken, im Hofkaſtenamt und bey Anſpach.

Lengefeld, Lengfurt, ein Flecken in Franken, in der Grafſchaft Wertheim im Amte Remlingen.

Lengefeld, ein Biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken, bey Würzburg.

Lengefeld, ein Herzogl. Sachſengoth. und Coburg-ſaalfeldiſches Dorf in Thüringen in der Grafſchaft Henneberg, im Amte und bey Themar.

Lengefeld, ein Fürſtlich Waldeckiſches Dorf in der Grafſchaft Waldeck, im Amte Eiſenberg, eine Stunde von Corbach.

Lengefeld, iſt ein Fürſtlich Naſſauiſches Dorf auf dem Weſterwalde.

Lengefeld, (Ober) ein Fürſtlich Heſſen-Caſſeliſches Dorf im Fürſtenthum Hersfeld.

Lengehart; ſ. Lindenhart.

Lengelern, iſt ein Churhannoverſches Pfarrdorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Harſte, bey Göttingen

Lengenau, ein markgräfl. Bayreuthisches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannschaft Wunsiedel, im Amte und bey Selb.

Lengenberg, ein kleines Schwäbisches Dorf im Bühler Thale, in der Markgrafschaft Baden.

Lengenfeld, (Burg) ist eine Churpfälzische kleine Stadt und landrichteramt in der Ober-Pfalz, im Fürstenthum Neuburg, im Nordgau, an der Nab, zwey Meilen von Amberg.

Lengenloch, ist ein kleines Schwäbisches Dorf bey Altensteig.

Lengenweiler, ein Schwäbisches Dorf im Gebieth des Klosters Weingarten in der landvogtey Altdorf; die niedere Jurisdiction gehört Weingarten, die hohe aber der landvogtey.

Lengerich, (Margarethen) ein Churbrandenburgisches Städtchen in Westphalen, in der Grafschaft Tecklenburg.

Lengerich auf der Wallage, ist ein Kirchdorf in Westphalen, in der Grafschaft Lingen.

Lengers, ein fürstlich Hessen-Casselsches Dorf in Nieder-Hessen, im Unteramte Friedewalt, an der Werra, bey Vach.

Lengfeld, ein Marktflecken von ohngefähr 600 Seelen, mit einer den Katholiken und Reformirten gemeinschaftlichen Kirche, im Pfälzischen Oberamte Ozberg.

Lengfeld, eine kleine Stadt und Schloß im Hennebergischen, denen von Boyneburg und von Müller gehörig, zur linken Hand der Werra, an den Gränzen der Aemter Fischberg und Salzungen.

Lengfurt, ein bischöflich Würzburgisches Dorf in Franken, im Amte Homburg am Mayn.

Lengmoß, ist eine Commende des deutschen Ordens,

dorf, im Dorf im Viertel Elsaß im Gerichte Kirn.

Langreden, ein herzoglich Sachsen-Weimarisches Dorf im Fürstenthum Eisenach, im Amte und der Superint.

Langsfeld, (Kalten) ein herzoglich Sachsen-meiningisches Dorf, in der Grafschaft Hennberg, im Amte Sand, der Kirchspiel.

Langsfeld, (Ober) ein fürstlich Hessen-Casselisches Dorf, im Amte Landeck, der Schmalkaldischen.

Lanham, ist ein Kirchspiel in Kent in England.

Lannigen, ist ein Sannoverisches Dorf in der Grafschaft Lauterschen Landgerichts Salzhemmen.

Lanke, ein königl. Preuß. adeliches Dorf in Oberschlesien, im Fürstenthum Oppeln, im Rosenbergischen Kreise.

Lanken, ist ein verb. regul. act. und bedeutet: 1) eigentlich, einen langen, oder auch einen mit Gliedern oder Gelenken versehenen Körper biegen, oder auch ihm eine Richtung nach dieser oder jener Seite geben, und obgleich diese Bedeutung die erste zu seyn scheint, so ist sie jetzt doch schon ungewöhnlich geworden. Insonderheit sagt man noch: seinen Körper lenken und biegen können, wie man will. Im Diminutivo bedeutet das Wort Lenkchen — ist es im Schwedischen Länka, das Gelenk, der Ring einer Kette. Bey den ältern deutschen Schriftstellern kommt dieses Wort nicht selten vor, wird aber oft verwundert, und in manchen Fällen gleichbedeutend mit

Verkehren von Statt scheint auch das Wort lenken nicht in den ältern deutschen Schriften gefunden zu haben, er erklärt sich indessen durch ein Beyspiel darüber ganz kurz folgender Gestalt. „Matth. II. 22. daß sie mich sollten lenken zu Herodes lenken. Zürch. (d. i. in

„alten zürichschen Biebel,) daß sy sich nit söl„tind wider zu Herodes keren. N. S. (die nie„derſächſiſche alte Bibel) dat se syck nicht scholden „wedder tho Herodes geuen. Su. (ſchwediſche „Bibel) ath the ſkulle icke komma igen til Hero„dem. Dan. (däniſche Bibel,) at the ſkulle ick „draga til Herodes igien. **Lencken** iſt herzuholen „von langen, d. i. reichen, lang aber, das ausge„recket iſt, damit man wohin langen kann. Dann „weiter iſt von langen ein Frequentat. lenken, „es im Hinlangen führen und regieren, wie man „will. Daher iſt **Gelenk** articulus, weil ein „Glied kann gelenket werden, und Jacobus ſagt „III. 4: Siehe die Schiffe, ob ſie wohl ſo groß „ſind, und von ſtarken Winden getrieben werden, „werden ſie doch gelenket mit einem kleinen „Ruder."

2. In weiterer Bedeutung verſteht man unter **lenken**, die Richtung der Bewegung eines Körpers, nach dieſer oder jenen Seite beſtimmen, wo es beſonders von langen, ſchlanken Körpern üblich iſt, oder auch, ſofern dieſe Beſtimmung vermittelſt eines langen, ſchlanken Werkzeuges geſchiehet. **Die Pferde lenken mittelſt des Zügels oder Lenkſeiles. Das Pferd rechter Hand lenken. Den Wagen lenken. Die Deichſel des Wagens lenken**, indem man ſie nach dieſer oder jener Seite biegt. Die Schiffer, ob ſie gleich ſtatt lenken ſteuern ſagen, bedienen ſich doch auch des figürlichen Ausdrucks: **das Schiff lenket gut**, ſtatt er läßt ſich gut ſteuern.

3) Im figürlichen Verſtande **bedeutet es**, die Richtung einer Veränderung nach dieſer oder jener Abſicht beſtimmen. Z. B. **Jemanden mit Vernunft lenken. ſeine Handlungen, ſeine Neigungen,**

ſeine

seine Entschließungen durch vernünftige Vorstellungen bestimmen. Jemanden nach seinem Gefallen lenken. Das Gespräch auf etwas anderes lenken. u. s. w.

Herr Stosch vergleichet die Bedeutung der beyden Wörter lenken und wenden und nach seiner Meinung kommen sie in so weit mit einander überein, wie sie zu erkennen geben, daß man eine Sache in eine andere Richtung bringe, als sie bisher gehabt hat. Wenden aber scheint nach ihm bloß den Begriff des Kehrens, oder Richtens nach einer andern Seite; lenken hingegen, zugleich den Begriff des Regierens oder Führens, zu einem gewissen Ziel, oder Absicht zu haben.

Der Fuhrmann wendet den Wagen auf die Seite, wenn er ihn bloß nach einer andern Seite hin kehret: Er lenket den Wagen auf die Seite, wenn er es in der Absicht thut, einen andern Weg zu nehmen. Der Schiffer wendet das Schiff, wenn er es nach der Seite kehret, oder herumdrehet: Er lenket das Schiff aber, wenn er es zugleich nach einem gewissen Ziel richtet, und so regieret, daß es dahin kommen muß. Wenn man von einer Grenze sagt: hier wendet sie sich, so heißt es nur, sie gehet seitwärts, oder kehrt sich nach der Seite. Sagt man aber: hier lenket sich die Grenze herum, so heißt das, sie läuft seitwärts fort, nach dem Ende oder nach dem Ziel.

Man wird daher, von einem Menschen, welcher sehr geschlagen, oder verwundet ist, wohl sagen: Er hatte solche Schmerzen, daß er sich nicht von einer Seite zur andern wenden konnte, weil man bloß zu erkennen giebt, daß er

nicht umkehren, oder seinen Leib in eine andere Richtung bringen können; aber, man wird nicht sagen: Er konnte sich vor Schmerzen nicht auf die Seite lenken. Aus eben der Ursache, sagt man: der Schneider wendet ein Kleid: das Kleid ist schon gewandt, weil das Tuch auf eine andere Seite gebracht worden; aber man kann nicht sagen: der Schneider lenket das Kleid, u. s. w.

Eben dieser Unterschied findet sich auch in dem uneigentlichen Verstande. Wenn man z. B. sagt: Er hat diese Sache gut gewandt, so zeiget man nur an, daß er sie in eine andere Richtung und lage gebracht habe, welche ihm vortheilhaft ist. Sagt man aber: Er hat die Sache gut gelenket, so giebt man zugleich zu erkennen, daß er sie nach seinen Absichten geführet, und zu seinem vorgesetzten Zwecke gebracht habe.

Lenkersdorf, ist ein Churſächsisches Dorf im Erzgebirgischen Kreise, theils im Amte Grünhayn mit Amtstheil, theils im Amte Zwickau mit Antheil der gräflich Schönburgischen Niederherrschaft Hartenstein.

Lenkersheim, (Mark) ein Bayreuthischer Marktflecken im Oberamte Hoheneck.

Lenkerstetten, ein markgräflich Anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim, bey Gerabron.

Lenkriemen, ist der Riem, die Pferde vor dem Wagen damit zu lenken. Wenn es ein Seil ist, nennt man es **Lenkseil**, und wird hiervon unter Pferdegeschirr weiter gehandelt werden.

Lenksam, (ein Adject. und Adverb.) und bedeutet eine Neigung oder Fertigkeit besitzend, sich lenken zu lassen, sowohl in der weitern, als auch zweiten figürlichen Bedeutung, doch nur von lebendi-

gen

gen Geſchöpfen. Ein lenkſames Pferd. Ein lenkſames Herz haben u. d. gl. mehr. Hierher gehört auch das Wort Lenkſamkeit.

Lenkſchämel, iſt an dem vordern Theile eines gemeinen Wagens ein auf der vordern Achſe beſwegliches horizontales Holz, in welchem ſich die Rungen befinden, und welches die Lenkung oder Wendung des Wagens erleichtert. Man ſehe die Art. Schämel, Wagen und Wendeſchämel.

Lenkſeil, iſt ein Seil, die Bewegung eines Körpers damit zu lenken. Dies iſt die Hauptbedeutung; im beſondern Sinne verſteht man aber darunter ein Seil, womit man das Zugvieh lenket. Es giebt nach der allgemeinen Bedeutung aber ſehr viele Gattungen von lenkſeilen, die hier zu weitläuftig ſind, anzuführen, und wovon ich nur eine berühren will: In den Gärten hat man unter den Gartenſpielen auch eine beſondere Art des Kegelſpieles, bey welchem die Kugel nicht geworfen wird, ſondern an einem Seile herabhängt, mittelſt deſſen man die Kugel lenket, wie ſie fliegen ſoll, und dieſes Seil kann man ſehr füglich das Lenkſeil nennen. Man ſehe die Figur 4520. In einer ländlichen Scene ſteht ein kleiner durch ein gothiſches Gebäude umzäunter Platz. Am Eingange hängt von dem hohen Thürgewände eine Kugel an einem Seil herab, mit welcher man ſeine Geſchicklichkeit im Kegelſpiel übt. Im Hintergrunde des umzäunten Platzes iſt eine Bank für die Geſellſchaft angebracht.

In den Artikeln Kegel und Kegelſpiel iſt dieſe Gattung von Kegelſpielen nicht angeführet worden. Sie gehört mit zu den ſanfteſten Veränderungen. Der Spieler ſtellt ſich auf einen gewiſſen Fleck, hält die Kugel in der Hand ſo, daß ſie imme

selbst auch im Fliegen das Seil gerade hält, alsdann läßt er sie fallen, und sie fliegt durch die Kegel, und stößt um, was sie trifft. Am besten ist hiebey, daß das viereckigte Brett, worauf die Kegel stehen, auf einer Höhlung liegt, auf der Stelle, wo jeder Kegel stehen muß, ein Loch dadurch gehet, und an jedem Kegelfuße unten in der Mitte eine kleine Schnur befestiget ist, die durch das Loch in dem Brette gehet, und woran unten in der Höhlung ein kleines Gewicht hängt. Dieses verursacht, daß die Kegel nicht allein regelmäßiger fallen, je nachdem sie von der Kugel (nach Billards Ausdruck) geschnitten werden, sondern, es bleibet auch jeder Kegel auf seiner Stelle, und steht daher gerader und besser. Uebrigens aber wird die Zeichnung hievon mehrere Auskunft geben.

Lenky, ist ein königl. Preuss. Dorf in Ober-Schlesien, im Fürstenthum Oppeln, im Cosselschen Kreise.

Lennach, ein schwäbisches Dorf in der Grafschaft Vaduz und Schellenberg.

Lenne; s. **Leinahre**.

Lenne, auch **Leene** und **Lehne**; s. Th. 3. der Encyklopädie, S. 326. Art. Bache.

Lenne, ist ein churcöllnisches Dorf im Herzogth. Westphalen, im Amte Bilstein.

Lenne, ist ein Fluß in der Grafschaft Mark, in Westphalen, welcher endlich in die Roer fällt.

Lennep, ist eine alte Stadt in einem angenehmen Thale im Herzogthum Berg. Der Magistrat ist ganz lutherisch, indessen sind unter den Einwohnern auch Katholiken. Auf den Landtagen hat diese Stadt die erste Stimme nach der Ritterschaft, treibt auch gute Handlnng, besonders mit hessischer Wolle; auch werden Tücher

aus

und sumpfiger Boden sehr verbreitet. Wenn durch die Stadt geht der Fluß Lemmer, welcher der Wirkung mehrer zu zuschreiben macht, daß der Einwohner der Jahren nur Wasser Hen machen können.

Lemmerwitz, ein churfürstliches Amtsdorf im Leipziger Kreise, im Churkreise Meißen.

Lemmerwitz, ein churfürstlich Sächsisches Dorf im Amte Radegast.

Lemmerwitz, ein churfürstlich-sächsisches Dorf in der Grafschaft, im Hallischen Kreise.

Lemmerwitz, (Alt) ein churfürstlich-sächsisches Rittergut im Churkreise, im Amte Schweinitz, bei Wahrenbrück.

Lemmerwitz, (Neu) mit Neumühle, ist ein dergleichen Dorf beim vorigen.

Lemmhausen, ein churfürstlich-sächsisches Gut im Herzogthum Wirtemberg im Amte Waldenburg.

Lemmingen, (Ober- und Unter-) sind herzoglich Würtembergische Dörfer in Schwaben, im Amte Knittlingen.

Lemmingerthal, ist ein fruchtbares Thal in Schwaben, im Amte Knittlingen, im Würtembergischen. Es ist von dem hohen Lemmberge umgeben, und deswegen vor den rauhen Winden geschützt, und sehr fruchtbar an Obst. Der Boden ist meist mit Wiesen angebauet, die bewässert werden können. Durch das Thal fließt die Lauter. Die an diesem Fluß liegenden zwey Dörfer Lemmingen, (wovon jetzo vorigen Art.) haben dem Thal den Namen gegeben.

Lemnes, wurden bey den Römern die Hafenmeister genannt. Schon bey den Griechen vorhin als Römern hatten diese Leute ein feines Gewerbe, und gaben so wenig Ordnung als Nachsicht, indessen wurden sie doch für unsern gehalten. Sie hatten nämlich die Freyheit nicht

Gerichte gehört zu werden; endlich wurden sie auf Justinians Befehl aus der Stadt gejaget, und derjenige hart gestraft, welcher solche Wirthschaft wieder anfing. Der Kaiser Heliogabalus aber begünstigte sie wieder sehr, und es würde schlimm für die römische Republik ausgesehen haben, wenn er nicht bald gestorben wäre. Man sehe übrigens die Artikel Hurenwirth und Kuppeln.

Lenortowitz, ist ein königl. Preuß. adliches Dorf in Ober-Schlesien, im Fürstenthum Oppeln, im Tosterr Kreise.

Lenox, ist eine Landschaft in Süd-Schottland, welche gegen Westen an Argyle, gegen Norden an Broadalbain und Mentrith, gegen Osten an Sterling und Clydesdale, und gegen Süden an Renfrew gränzt. Sie wird von dem großen See und Fluß Lomoud befeuchtet, und zuweilen auch Dumbriton- oder Dumbartonshire genannt.

Lenpes, ist eine Art Perlen, die von den Portugiesen aus einigen brasilischen Inseln gebracht werden. Die Wilden daselbst fischen solche, und brauchen ihre Muscheln zur Speise.

Lens, ist eine kleine Stadt in der niederländischen Grafschaft Artois, am Flusse Souchet.

Lens palustris: s. Meerlinsen, Wasserlinsen.

Lensaen, ist ein königl. Dänisches Dorf im Herzogthum Holstein, in Wagrien, mit einem adlichen Hofe, dem Bischof zu Lübeck gehörig.

Lenschow, ein adliches Gut im Mecklenberg-Schwerinischen, im Amte Lübz.

Lensetz, ein königlich Preuß. adliches Dorf in Ober-Schlesien, im Fürstenthum Oppeln, im Koselschen Kreise.

Lensin, ist ein Churbrandenburgisches Dorf in Hinterpommern, dem Capitel in Cammin gehörig.

Len-

Lenſte ein kona. [illegible] Holſtein, in [illegible]

Lente Niaient. [illegible]

Lenterode, [illegible]

Lentere [illegible]

Lenteresdem. Lenteresdem.

Lenteresdorf [illegible]

Lenteresmerke [illegible]

Lentbe [illegible]

Lentring [illegible]

Lentin: Lentin.

Lentisco. Lentiscus. Mastixbaum.

Lentſca ein kona. [illegible] Schiefen. in [illegible]

Lentſchen. [illegible]

Lentſchow. [illegible]

Lenz [illegible]

Lenz auch Lenz [illegible]

Lenz, dergleichen Dorf in eben dem Amte, eine Meile von Großenhayn, schriftsässig nach Döbritzgen gehörig.

Lenz, Lenzen, ein Churbrandenburgisches Rittergut in Vorpommern, im Randowschen Kreise.

Lenz, dergleichen adliches Dorf in Hinterpommern im Satziger Kreise.

Lenzburg, eine Stadt im Canton Bern, am Flusse Aar, nebst einem festen Schlosse und einer Grafschaft, die von einem Landvogte regieret wird.

Lenze, ist ein kleiner Fluß in der Neumark, entspringt aus dem Kastensee ohnweit Drossen, geht bey Sonneburg vorbey, und ergießt sich in die Warthe.

Lenzelsdorf, ein ritterschaftliches Dorf im Fränkischen Ritterort Altmühl.

Lenzen, ist eine Churbrandenburgische Stadt in der Priegnitz, nahe an der Elbe in einer sehr schönen Gegend, an zwey Seen auf der Mecklenburgischen Gränze. Es ist hier eine geistliche Inspection und ein Elbzollamt, wo ein starker Zoll erhoben wird. Die Stadt hat auch vortreffliche Waldung. Ueber die Elbe geht in hiesiger Gegend eine Fähre. Das ehemahlige königliche Amt in Lenzen hatte seinen Sitz in einem 1727 vollendeten Gebäude, welches auf dem Platze und von den Steinen der vormahligen alten Burg bey der Stadt erbauet worden. Jetzt ist dieses Gebäude nebst einigen Ländereyen und Gerechtsamen in Händen von Privatpersonen, die es als ein angenehmes Gütchen besitzen.

Lenzen, ein Dorf in Hinterpommern, im Belgardschen Kreise, im Amte Belgard.

Lenzen, ein Mecklenburg-Schwerinsches Gut im Klosteramte Dobbertin.

Lenzen, ein Churhannoverisches Dorf im Fürstenthum Lüneburg, im Amte Danneberg.

Lenzenbruch, ein Churbrandenburgisches adliches Colonie-Dorf in der Neumark, im Arendswalder Kreise.

Lenzenhan, Lenshan, ein fürstl. Nassau-Saarbrück-Usingisches Dorf in der Wetterau, in der Herrschaft und bey Idstein.

Lenzersdorf; s. **Leutzdorf**.

Lenzerstetten; s. **Lenkerstetten**.

Lenzerwische, oder **Lenzwische** ist in der Priegnitz, bey Lenzen ein Strich Landes, wo es besonders vortreffliche gute Viehweide giebt. Es wird hier nicht allein viel schönes Vieh erzogen, sondern auch für Geld fett gemacht. Wenn nun zwar diese Gegend öftere Ueberschwemmungen von der Elbe und Elde erfahren muß, wodurch manches Mahl die Bewohner derselben in Verlegenheit gesetzt werden; so ist solche Ueberschwemmung dem Boden doch überaus zuträglich, indem das Elbwasser ein vortrefflicher Dung ist, und stets einen fetten Schleim nachläßt, worauf Getreide und Gras außerordentlich wächst.

Lenzfried, ist ein Schwäbisches Pfarrdorf von etwa 1450 Seelen, auf einer Anhöhe im Stifte Kempten. Es ist der Sitz des Pflegamts Sulz-Wolkenberg, und hat ein Franziskaner Mönchs- und Nonnenkloster, welche Gebäude durch nichts als die Kirche getrennt, aber durch einen Gang wieder vereiniget werden. — —

Lenzig; s. **Lendstdel**.

Lenzke, ein Churbrandenburgisches Dorf und Vorwerk in der Mittelmark, im Havelländ. Kreise, im Amte Fehrbellin.

Lenzkirch, ist ein fürstlich Fürstenbergsches Dorf in Schwaben, in der Landgrafschaft Stühlingen.

Lenzmonath, (der) ist eine schon von Karl dem Großen herstammende Benennung des dritten Monaths im Jahr, welcher unter dem Römischen Nahmen des Märzes am bekanntesten ist, weil der Lenz oder Frühling in demselben seinen Anfang nimmt. Bey dem Raban Maurus Lengizin manoth.

Lenzo, ein Fluß in Italien, welcher im Apenninischen Gebirge entspringt, und sich bey Berfello in den Po ergießt.

Leoben, auch **Leuben**, ist eine Obersteyermärkische Stadt an der Mur, im Brucker Kreise, enthält 140 Häuser, und hat eine Vorstadt von 130 Häusern. Sie ist der Sitz eines von Joseph II errichteten Bisthums, und treibt starken Eisenhandel.

Leobendorf, **Loimdorf**, ein erzherzoglich Oestreichischer Markt und Herrschaft im Viertel unter dem Manhartsberge, hinter Kornneuburg.

Leobersdorf, ist ein dergleichen Markt im Viertel unter dem Wiener Wald, an der Triesting, bey Enzesfeld, zu dieser Herrschaft gehörig.

Leobschütz, auch **Lübschütz**, ist eine befestigte Stadt im Preußischen Antheil des Fürstenthums Jägerndorf, in Oberschlesien. Es wird dort starker Handel mit Getreide und Garn getrieben. Außer der katholischen Pfarrkirche, ist noch ein Franciskaner Kloster daselbst. Diese Stadt war ehemahls wegen des ansehnlichen Schöppenstuhles bekannt.

Leogane, ist eine Stadt auf der nordwestlichen Seite der antillischen Insel St. Domingo, an einem Meerbusen, welcher durch ein Fort vertheidiget wird.

Leon, ein Königreich in Spanien. Seine Gränzen sind gegen Norden Asturien, gegen Osten Altcastilien, gegen Süden das spanische Estremadura, und ge-

gegen Weſten Portugall und Gallicien. Es wird eingetheilt, in Leon jenſeits des Duero und in Leon diſſeits des Duero, iſt bergig, dürre und unfruchtbar, hat aber doch viel Wein, und etliche 20 Städte. Die Hauptſtadt iſt

Leon, ſie liegt an dem Aſturiſchen Gebirge am Urſprung des Fluſſes Ezla. Sie iſt groß, aber nicht ſtark bewohnt, und hat einen Biſchof, welcher unter keinem Erzbiſchofe, ſondern bey vormahliger päbſtlicher Verfaſſung, unmittelbar unter dem Pabſte ſtand. Die Cathedral-Kirche iſt eine der ſchönſten in Spanien, und hat ſehr viele Reliquien.

Leon de Nicaragua, iſt die Hauptſtadt der Provinz Nicaragua, in Neuſpanien, in Nordamerika, deren Biſchof unter das Erzbiſthum zu Mexiko gehört. Es iſt ein großer See dabey, welcher von dem Mexikaniſchen Meerbuſen faſt bis an das ſtille Meer gehet. Auf einer Inſel dieſes Sees iſt ein feuerſpeyender Berg. Es giebt in daſiger Gegend viel gutes Holz zum Schiffbau, und in der Stadt werden gute Taue und Segeltücher verfertiget.

Leonberg, iſt eine kleine Stadt im Würtembergiſchen, drey Stunden von Stuttgart, im ehemahligen Glemsgau. Sie hat ohngefähr 1412 Einwohner, ein Schloß, ein Oberforſtamt, Oberamt und Specialſuperintendenz.

Leonberg, ein Churpfälziſches adliches Gut, im Fürſtenthum Neuburg, im Nordgau, im Gerichte Burglengenfeld.

Leonbronn, auch **Leonbrunn**, iſt ein Pfarrdorf im Würtembergiſchen Stabsamte Ochſenburg.

Leoneſſa, eine kleine Stadt im jenſeitigen Abruzzo, im Königreiche Neapel, und iſt der Sitz eines königlichen Governatore.

Leonfelden, ein erzherzoglich Oestreichischer Marktflecken, im Lande ob der Ens, im Mühlviertel.

Leonfels, ein fürstl. Hohenlohe-Kirchbergisches Dorf und Schloß in Franken, bey Kirchberg.

St. Leonhard, ein erzherzogl. Oestreichischer Marktflecken und Schloß, im Viertel ob dem Wienerwald, mit der Amtskanzley der Grafschaft Beilstein.

St. Leonhard, eine kleine östreichische Stadt in Unter-Kärnthen, am Flusse Lavant.

St. Leonhard, ein östreichischer Marktflecken im Lande ob der Ens, im Machlandviertel.

Leonhardwitz, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Nieder-Schlesien, im Fürstenthum Breslau.

Leonidea, Gr. Λεωνίδεια, waren ein Fest, welches die Spartaner jährlich dem Leonidas mit Lobreden auf ihn, und allerley Kampfspielen feyerten, weil derselbe eine vorzügliche Tapferkeit wider die Perser in den Thermophylis erwies, und endlich auch mit allen den Seinigen, wegen allzu überlegener Macht der Feinde, auf dem Platze blieb.

Leonis dens; s. **Löwenzahn.**

Leonische Verse; sind solche gereimte lateinische Verse, die entweder in der Mitte, und am End in einer Zeile, oder am Ende zwoer Zeilen, oder bey des zugleich reimen. Z. B.

Quod coelum *stellas*, tot habet tua Rom puellas.

Oder:

Caseus et *panis* sunt optima fercula *sanis*.

Oder:

Ut mens se videat posita caligine *fumi*.
Quid vetat apposito lumen de lumine *fumi*

u. s. w.

Leonrod, ist ein ritterschaftliches Dorf im Fränkischen Ritterort Altmühl, bey Dietenhofen.

Leons

Leonberg, ein Schloß und Pfleggericht in Nieder-Bayern, im Rentamt Straubingen, ehemahls der Ort, welcher wegen der schönen Aussicht und vortreflichen Wildbahnen, vom Herzog gern besucht wurde.

Leonfelds, ein Oesterreichisches Dorf in Kärnthen, zwischen Greifenburg und Spital.

Leontari, ein Flecken in Morea, in der Provinz Tzacone di Maina.

Leontica, Gr. Λεοντικὰ, war eine von den geheimen Ceremonien der Griechen, wenn sie sich dem Mithras oder Mithres (*) weihen ließen, und, wie die Priester dabey Ραφοὶ, oder Corvi hießen, die übrigen Männer hingegen Leones und die Weiber Hyaenae; so haben einige geglaubt, daß sie dabey in dergleichen Thiere verwandelt wurden; oder, da die Eintretenden in eine finstere Höhle geführet wurden, wo sie nichts als dergleichen Thiere erblickten, welche ihnen vielleicht auch zum Theil durch Künste vorgestellet wurden, so glaubten sie, daß die Menschen in dergleichen verwandelt werden wären. Auch kann man durch Künste gemacht haben, daß die Eintretenden einige Zeit ihrer Sinnen nicht mächtig gewesen, und sich einbildeten haben, daß sie selbst zu Löwen u. d. gl. geworden — und dieses hieß alsdann Τὰ Λεοντικὰ τελεσθῆναι Leontica accipere. (**) Zu diesem Affenspiel, der

 ren

(*) Mithras oder Mithres war der alten Perser vornehmster Gott, den man sich als einen Mann mit einem Löwenkopfe vorstellte, und in einer Höhle verehrte. Eben hat dadurch die Farbe anderten wollen. Da man noch zween andere Götter, nähmlich den guten, Oromasdes, und den bösen, Arimanius verehrte; so hielt Mithras das Mittel zwischen beyden. Man mahlte ihn, als ob er einen den niederstürzenden Ochsen bey den Hörnern hielte. Die Priester des Mithras mußten erst zuletzt viele Schimpf und Plagen, als Kälte, Hitze, Schläge, Hunger u. dergl. ausstehen, ehe sie tüchtig geachtet wurden.

(**) *Casaub. ex Salmas. ad Lamprid. Commod. c. 9.*

ren ähnliche es allenfalls auch noch in unsern Zeiten geben mag, gehört vermuthlich auch noch, daß diejenigen, welche eingeweihet werden sollten, die Hände mit Honig, statt des Wassers waschen mußten, um dadurch anzuzeigen, daß sie von allen traurigen und verdrießlichen Dingen frey wären. (*).

Leontini, auch **Lentini**, ist eine Stadt in Sicilien, im Val di Noto, nebst einem Hafen. Das Erdbeben 1693 hat aber hier eine große Verwüstung angerichtet, die noch hin und wieder zu merken seyn soll.

Leontodon Taraxacum; s. **Löwenzahn.**

Leonurus Cardiaca; s. Th. XXIII. der Encyklopädie, S. 123. im Art. **Herzgespann.** N. 2.

Leonurus, africanischer **Federbusch**, **Löwenschwanz**. Leonurus Capitis bonae spei, Phlonis Leonurus *Linn.* ist ein fremdes Schirmgewächs, mit schönen rothen Blumen, welches um derentwillen in den Gärten gehalten wird. Die Vermehrung dieses schönen Gewächses geschieht sowohl durch seine aufgespaltenen und eingesenkten, als auch durch seine abgeschnittenen und gesteckten Zweige, welches letztere im Junius am füglichsten geschehen kann. Es liebt eine gute, lockere, etwas sandige Erde, einen warmen Ort, da es den Tag über der Sonne genießen kann, will bey trockenem Wetter des Sommers angefeuchtet, den Winter über wenig begossen, bey guter Zeit ins Gewächshaus gebracht, und nicht ehe, als wenn die Fröste gänzlich vorbey sind, wieder herausgenommen seyn. Es giebt, nachdem es erwachsen, bey warmer Sommerzeit seine Blumen,

*) *Mehrs. et Fasold.* ap. *Schötgen* in Leontica

men, und kann, wenn es wohl gewartet wird, etliche Jahre dauern.

Leopard, (der) gehört mit dem Tieger und Panterthier zu einem Geschlecht, allein, es ist um ein beträchtliches kleiner, denn seine Länge beträgt nur vier Fuß, da dennoch der Schwanz beynah drey Fuß und zuweilen länger ist. Die Haut ist gefleckt, nicht wie die Haut des Panterthieres, sondern theils ringförmig, theils wie Rosen oder sie sind aus fünf andern Flecken zusammengesetzt, aber kleiner als die des Panterthieres; jedoch sind sie bey allen ausgewachsenen Leoparden fast von gleicher Größe.

Dieses Thier ist, gleich dem Panterthiere, wild und unbezähmbar, es bewohnt die heißesten Gegenden von Afrika und Asien, und streifet von dort aus an den Strömen, oder einzelnen Wohnungen der Menschen herum. Selten streifen sie in gemäßigte Himmelsstriche, sondern halten sich dort gewöhnlich in dichten Waldungen auf, von wo sie auf die zum Wasser gehenden zahmen und wilden Thiere Jagd machen. Selten fallen sie die Menschen an, auch selbst dann nicht, wenn sie gereizt werden, oder sie müßten dann dazu durch heftigen Hunger angetrieben seyn.

Sie können auch auf die Bäume klettern und dies thun sie, um die wilden Katzen, die Affen oder dergleichen zu erhaschen, die dahin ihre Zuflucht nehmen, und ihnen selten entwischen.

Ob sie nun gleich bloß vom Raube leben, und fast immer mager sind, so behaupten doch verschiedene Reisende, daß ihr Fleisch nicht unangenehm zu essen sey, sondern einen guten Braten abgebe. Die

Indianer und Neger essen es gern, allein es ist auch wahr, daß sie das Fleisch eines Hundes noch schmackhafter finden. Der Pelz von diesem Thiere ist vortrefflich, und wird sehr theuer bezahlt, sobald die Flecken schön schwarz und gut ausgedrückt sind. Man sehe übrigens den Artikel Panterthier, wo mehr hiervon gesagt werden wird.

Leopoldowitz, ist ein konigl. Preuß. Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Breslau, dem Bischof zu Breslau gehörig.

Leopoldsberg, heißt die erste Spitze des Calenbergs, in Nieder-Oestreich, von einem Schlosse daselbst, welches der heilige Leopold bewohnt haben soll. Kaiser Leopold und Carl der Sechste haben ihm zu Ehren dort eine Kirche bauen lassen, die mit vielen von den Türken eroberten Siegeszeichen geschmückt ist. Von diesem Leopoldsberg kann man Wien mit seiner Gegend, bis nach Presburg hin übersehen. (Jägers geographisch-historisch-statistisches Zeitungslexicon, Th. 1. S. 682.)

Von dem heiligen Leopold ist zu merken daß er ein Sohn des Markgrafen von Oestreich, Philipp des Schönen, und der Itha, Tochter Kaiser Heinrichs des Dritten war. Er succedirte i. J. 1069 nach seines Vaters Tode in der Regierung, welche er mit großem Ruhm verwaltete, und gegen die Unterthanen sich jederzeit sehr gütig erwies, wobey er ein Bekenner des christlichen Glaubens war. Nachdem er Anfangs dem Kaiser Heinrich IV gegen seinen Sohn Heinrich V beygestanden, ließ er sich doch hernach bewegen, des Sohnes Parthey anzunehmen, und heyrathete seine Schwester Agnes, des Schwäbischen

den, beträgt aber jetzt am Werth zwey gute Groschen, acht Pfennige.

Leoprechting, ein Schloß und Herrschaft in Bayern, im Hochstift Passau.

Lepahn, ein Hollsteinsches Dorf in Wagrien, zum Gute Lehmkuhl gehörig.

Lepanto, ist eine befestigte Stadt in Griechenland in der Provinz Livadien am Golfo di Lepanto, nebst einer Citadelle. Der Golfo di Lepanto ist ein großer Meerbusen zwischen Livadia und Morea, welcher durch eine Meerenge, die durch die kleinen Dardanellen beschützt wird, an dem Jonischen Meere hängt, und nebst dem Golfo d'Engia die Landenge bey Corinth macht.

Lepas, Lepos, Patella, Holländ. *Lampje, Schotelje*, Lämpchen, Schüsselchen, im Portugiesischen *Lambroa*, im Malesischen *Bia ſabla*, gewöhnlich im Deutschen Schüsselmuschel, ist eine Muschel welche zur zweyten Ordnung der Schalthiere, nähmlich zu den einschalichten Muscheln, ohne Windung gehöret. Hier rechnet man sie zur ersten Hauptgattung, welche alle diejenigen in sich fasset, die nur an der einen Seite eine Schale haben, und mit der andern Seite an der Klippe fest sitzen. Ihre Schale ist sehr bauchig, und sitzt wie ein Höcker, oder wie eine platte Pyramide an den Klippen. Auswendig ist sie rauh, grau und ohne Glanz, inwendig aber wie beschmutzte oder unreine Perlenmutter. Die größeste Art hiervon ist auswendig mehrentheils eben, oder doch nur mit dunklen Spuren der Rippen besetzt. Die Mündung ist länglich, und so groß wie ein Reichsthaler.

(Jablonski sagt in seinem allgemeinen Lexikon der Künste und Wissenschaften, daß sie so groß sey, und aussehe, wie eine Tasse, von außen grau, inwendig aber weiß, glatt und glänzend sey. Die

Mu-

Muschel selbst, aber das Thier sehr eidechsenfarbig aus; die Schale führt durch den Urin aus, und verdünnt den Leib.)

Von diesen Schüsselmuscheln giebt es noch einige Unterabtheilungen, da denn die eine zuweilen ungeraumt, und nicht gröser, als ein Groschen ist; sie hat zuweilen auch hervorragende Ecken, und ist platt, so daß sie eine kleine Schildkröte vorstellen kann. Eine noch andere Gattung hiervon ist fast platt und rund, auswendig schwarz gesprenkelt, und inwendig silberfarbig.

Es saugen sich diese Muschelsorten so fest an die Körper, daß man sie kaum ohne Gefahr die Schale zu zerbrechen, mit scharfen Brecheisen herunterschlagen kann. Man merkt nicht, daß sie ihre Stelle verändern, denn, wo sie sich ansetzen, da machen sie einen kahlen Fleck, oder leere, glatte Stellen an dem Felsen. Sie sind alle gut zu essen, besonders diejenigen, welche man in Perugall an den Seeklippen findet, und durchgängig größer sind, als die Amboinerischen. Wenn man sie zur Speise zurichtet, so setzet man die Schale auf Kohlen, (versteht sich, daß die Oeffnung oben sey, damit der Saft nicht ins Feuer laufe,) brauet das Thier in seinem eigenen Safte, (ich würde aber doch noch ein wenig Butter oder Oehl, Zitronensaft und Wein hinzuthun lassen, oder lassen sie ausziehen, und viele zusammen so braten,) und nimmt es mit einem spitzigen Hölzgen heraus. Man kann sie auch allein in Wasser abkochen lassen, und ist sie alsdann wie Muscheln.

Noch rechnet man hieher die Flußlampe, (Rivier-Lopas auch Ahaän, welche gut ist

wie der Nagel an einer menſchlichen Hand iſt. In dem Fleiſche dieſes Thieres befindet ſich ein dünnes weißes Beinchen, welches als ein kleines Federmeſſer ausſiehet. Wieder eine andere Abart iſt dünner und platter, und wird Beſſi mattal genannt. Dieſe hat eine dünne Schale, ein eßbares Fleiſch, und kein dergleichen Beinchen.

Lepe, iſt ein Flecken am Fluß Saltes, mit einem Caſtell, im Diſtrict von Sevilla, nahe am Meer.

Lepelſchnut, iſt in einigen Gegenden an der Oſt- und Nordſee die Benennung der Löffelente; man ſehe dieſen Artikel.

Lepidium iberis; ſ. Th. XLVIII. der Encyclopädie. S. 631. im Art. Kreſſe n. 14.

Lepidium latifolium. S. Art. Kreſſe, n. 11.

Lepidium ſativum; ſ. den Art. Kreſſe n. 8.

Lepidoptera, Schuppenflügel. nennt man ſolche Inſecten, die einen haarigen Körper, und vier Flügel haben. Die Flügel ſind durch einen feinen Staub, der aus lauter kleinen Schuppen beſteht, bedeckt, welche man aber mit bloßen Augen nicht ſehen kann. Die Larven dieſer Inſecten, welche Raupen im engern Verſtande heißen, haben 12 Augen am Kopfe, Kinnbacken am Maule, und ganz kurze Fühlhörner. Der Rumpf beſteht aus zwölf Gelenken, mit neun Luftlöchern an jeder Seite. Sie haben meiſtens acht Paar kurze Füße. Die meiſten Raupen leben von Blättern, häuten ſich vier Mahl, und verwandeln ſich in eine Puppe. Das vollkommene Inſect hat mehrentheils eine lange, ſpiralförmig gewundene Zunge zwiſchen zwey Freßſpitzen. Die Fühlhörner beſtehen aus einer großen Menge Gelenken.

Außer

Außer zwey Augen haben sie noch zwey Nebenaugen. Auf jeder Seite des Vorleibes stehen zwey Luftlöcher, am Hinterleibe sieben. Sie brauchen entweder gar keine Speise, oder nehmen nur den Saft aus den Blumen zu sich, leben kurze Zeit, begatten sich, pflanzen ihr Geschlecht durch Eyer fort, und sterben. Hierüber wird man in den Artikeln Raupe und Schmetterling mehr finden.

Da es aber noch einige Zeit dauern möchte, bis diese zuletzt angezeigten Artikel in der Encyclopädie erscheinen möchten, so kann ich eine mir nothwendig und sehr nützlich scheinende Anmerkung die ich schon längst gerne bekannt gemacht hätte, hier nicht zurück halten, weil sie wahrscheinlich Nutzen stiften kann und wird, sobald man sie beherziget. Es kommt von neuem Klage, daß die schädliche Kiemraupe sich wieder sehen läßt, (Königl. privilegirter Preußischer Volksfreund 1799. 4tes S. 431.) und man ist dem Scheine nach, noch auf kein Mittel gekommen, welches uns von diesem großen Uebel völlig befreyen könnte.

Mich dünkt aber, wir könnten diesen Feind doch einst gänzlich vertilgen, wenn wir es uns nur gefallen lassen wollten, einen Artikel, der nur bloß zur städtischen Wollust und zum unnützen Luxus gehöret, fahren zu lassen. Es ist in der Naturgeschichte allgemein bekannt, und auch von den Naturkundigen allgemein anerkannt, daß ein jedes lebendiges Thier seine gewissen Haupfeinde hat, von denen es bey Gelegenheit immerwährend verfolgt — getödtet — oder auch gefressen wird. So haben z. B. die Ackerwürmer die Krähen — viele Arten von Raupen welche die Obstbäume beschädigen, die Sperlinge zu Feinden, i

kann also diese Vögel nicht ausrotten, weil man sonst durch kein anderes Mittel diese Insecten mit Nachdruck vertilgen, oder wenigstens bezähmen kann.

Die Raupe überhaupt scheint mir aber keinen größeren Feind zu haben, als die Ameise. Ich habe vor einiger Zeit darüber auch einen kurzen Aufsatz irgendwo gelesen, weiß aber jetzt nicht, wo? indessen, ich freute mich herzlich, in dem kleinen Aufsatze das bestätiget zu finden, welches ich, ehe ich je die schädliche Kienraupe kannte und kennen konnte, schon längst oft mit Vergnügen bemerkt hatte. Ich glaube, daß die Kienraupe, welche unsere Kienwälder jetzt verheeret, ein hier wirklich einheimisches Insect, und zwar von je her sey, nur, daß sie wegen Uebermacht ihrer Feinde bisher nicht völlig empor kommen können. Die Dohlen und Stähre fressen freylich ihre Puppen, allein dieses ist nicht hinlänglich, da solches nur bloß in ganz kleinen Revieren geschieht — diese Vögel sich aber auch nicht in große Waldungen begeben; **man muß also auf die Erhaltung der Ameisen in den Kienwäldern bedacht seyn.** — Die Ameisen, sie sind groß oder klein, so sind sie doch Erbfeinde aller Arten von Raupen, und, wenn sie einzeln keine Raupen überwältigen können, so verbinden sich immer mehrere, und sie greifen die Raupe mit solchem Grimme an, daß sie bald ihr Leben aufgiebt. Ich habe bey Obstbäumen bemerkt, und oft mit Verwunderung zugesehen, wie zwey große Ameisen in kurzer Zeit, einer großen Raupe tödtliche Wunden beybrachten. Sie fressen sie nicht, selbst auch alsdann nicht, wenn man eine Raupe auf den Ameisenhaufen wirft, sondern, ich glaube, sie beißen nur aus Bosheit und Feindschaft alles Bezwingbare herunter, wie sie es bey mehreren Sachen thun, und schaffen es hernach fort.

Die

Die groſſen Waldameiſen ſowohl als die ſogenannten Eichameiſen, welche letztere Gattung ich beſonders meine, kommen nun zwar ſelten in unſere Gärten, und können alſo auch unſere Obſtbäume nicht wider die Raupen ſchützen. Sie halten ſich aber, wie es jeder Forſt- und Waldkundige weiß, oder wenigſtens wiſſen muß, faſt nur in den Kienwäldern auf, wo ſie von ihrer Colonie, oder ihrem Haufen viele Gänge als kleine Landſtraſſen nach allen umſtehenden Bäumen hin machen, um bequem dahin, und hinauf gelangen zu können. Sie ſchaden den Kienen, ſo viel ich es nachgeſpürt habe, nicht; wo ſie nicht hin und wieder ein junges Bäumchen untergraben, daß es abſteht; im Gegentheil, ſie verjagen ſo viele andere, ihnen ſchädliche Inſecten, ob ſie ſolche gleich nicht freſſen — ſondern ſie ſuchen aus dem feinſten Harze nur dasjenige, was wir Weihrauch nennen, und begnügen ſich allenfalls und wahrſcheinlich in Hinſicht des Fraſſes mit den Puppen und Eyern der Raupen, und anderer Inſecten, ſo wie auch zuweilen mit dünnſchäligem Getreide.

Da ſie aber Feinde von Raupen ſind, welches jeder, der ſie beobachtet, befinden wird, ſo müſſen ſie auch beſonders der Kienraupe feind ſeyn, welche ihre beſten Bäume zerſtört. Aber, ſie ſind jetzt zu ſchwach, das emporgekommene Geſchlecht zu bezwingen, da leider in den Kienwäldern die Ameiſeneyer bey Millionen aufgeſucht werden, um ſie in den Städten zu verkaufen — Vögel damit zu füttern, die theils gänzlich entbehret, theils auch anderweitig gefüttert werden könnten.

Würden sich die Einwohner Berlins und anderer großen Städte es gefallen lassen, die ungeheure Menge Vögel abzuschaffen, von welchen man glaubt, daß sie in Ermangelung ihres wilden Fraßes, mit Ameiseneyern gefüttert werden müßten, oder, würden sie die Fütterung ändern, so wie man z. B. eine Nachtigall sehr gut ohne Ameiseneyer erhält, wenn man sie statt dieser mit zerriebenen rohen Mohrrüben und eben so klein zerriebenem Rindfleisch, welches ohne Salz gekocht worden, füttert; — so würden unsere Wälder auch nicht von den sie beschützenden Ameisen entvölkert werden, man würde die Eyer nicht bey Scheffeln und Metzen verkaufen können — die Sammler, derselben hätten nun keinen Absatz, gäben sich also auch keine Mühe mehr, sie zu sammeln und zur Stadt zu bringen, und wir würden so glücklich seyn, bey diesem ohnehin schon obwaltenden Holzmangel unsere Kienenwälder wieder mit gesunden Bäumen prangen zu sehen.

Es ist aber wahrscheinlich daß dieser Wunsch stets ein frommer Wunsch bleiben wird, indem eine solche willkührliche Vereinbarung der Einwohner einer großen Stadt, sey sie auch noch so nützlich, sich nicht denken läßt. Auch kommt hier mehr, als das Vergnügen des Gesanges zu haben, mit ins Spiel. Der Gemeindenkende setzt eine gewisse Ehre darein, einen Vogelbauer mit einem Vogel außerhalb seines Fensters hängen zu haben, um dem Nachbar nichts nach zu geben, und wenn er manches Mahl auch nicht von einem Tage zum andern zu kommen weiß, so läßt er allenfalls Kinder darben, und sättigt nur seinen Stolz. So geht es hier mit mehreren Dingen worein eine gewisse Classe von Einwohnern eine gewisse

Ehre

Ehre ſitzt; — ſo wie z. B. ein Menſch dieſelbſt, welcher ſich den Titul als Magiſter beygelegt, und kaum ein Hemd und ſo viel trocknes Brod hat, als er bedarf, weil er ein ſchlechter Patron iſt, mir kürzlich einen Hund ſtahl, den ich zur Sicherheit meines Hauſes hielt, um nur bloß die hundiſche Ehre zu haben, von einem Hunde auf der Straße begleitet zu werden. — Solche niedrige Leidenſchaften aber laſſen ſich ſo wenig durch vernünftige Vorſtellungen als durch Beyſpiele ausrotten, und es würde alſo in dem Fall, wenn man die Ausrottung der Ameiſen in den Kienwäldern verhüten wollte, die Gewalt der Polizey angewandt werden müſſen.

Hierzu würde vorzüglich nothwendig ſeyn, daß den untern Forſtbedienten auf das ſtrengſte anbefohlen würde, keinen Menſchen Ameiſeneyer in den Waldungen ſammeln zu laſſen, aber auch ſelbſt keine zu ſammeln und zu verkaufen, in welchem Falle die Uebertreter als Holzdiebe angeſehen werden müſſen; — an die Oerter, wo die Ameiſen ſchon ausgerottet ſind, wieder welche hin zu bringen, und ſolche an die Stämme der Tannen hinzuſchütten, damit ſie hinauf kriechen; — und durchaus in die Städte keine Ameiſeneyer herein zu laſſen, ſondern ſie ſo anzuſehen, als wenn es eine Waare wäre, die platterdings nicht eingebracht werden darf. Würden aber in gewiſſen Krankheiten Ameiſenbäder nöthig ſeyn, und dazu Ameiſen herbeygeſchaft werden müſſen; ſo dürfte ſolches nur auf den Schein des Arztes geſchehen, der dem Forſtbedienten überliefert wird, und dieſer begleitete alsdann die unter Aufſicht gehohlten Ameiſen wieder mit einem Scheine, der im Thore abgegeben werden müßte. Was aber

die kleinen Ameisen in den Gärten betrifft, die dort oft vielen Schaden anrichten, so könnte man die Zerstörung derselben den Gärtnern immer überlassen, da ohnehin diese Gattung sich nicht in den Kienwäldern aufhält. Der Gärtner giebt sich aber die Mühe nicht, die Eyer zu sammeln, sondern er zernichtet die ganzen Haufen mit kochendem Wasser.

Diejenige Ameisengattung, welche ich vorzüglich meine, ist im ersten Theil der Encyklopädie, im Artikel Ameise, S. 631. N. 2. beschrieben. Wer es aber nicht glaubt, daß besonders diese Ameisen Erbfeinde der Raupen aller Art sind, der mache nur den Versuch und setze eine Raupe, sie sey so groß wie sie wolle, so, daß mehrere Ameisen hinzukommen können, so wird man bald finden daß der Kampf anhebt, und die Raupe getödtet wird. Aber, könnten wir durch dieses vorgeschlagene Mittel unsere Waldungen wider ihren größten Feind, und vom Untergange retten, so glaube ich sicher, wird jeder vernünftige Patriot dazu die Hände bieten, und gern des Gesangs der Vögel in der Stadt entbehren, um nur nicht immer theurer das Holz zu bezahlen. Es ist gewiß besser, im Winter nicht zu frieren, als sich am Gesange der Vögel zu ergötzen, der einem alsdann auch weit angenehmer ist, wenn man ihn im Walde selbst höret.

Lepisma saccharina, ist ein ungeflügeltes Insect mit sechs Füßen, und mit Schuppen bedeckt, das fast die Gestalt der Motten oder deren Larven hat. Es hält sich im Zucker und allerley Geschirre auf, frißt aber auch Bücher und wollene Kleider an. Sie sind ursprünglich aus den amerikanischen Zuckerpflanzungen gekommen, jetzt aber durch

durch ganz Europa verbreitet, wo man ſie ſchon in den Gärten und Häuſern antrifft. Man ſehe übrigens den Art. Zuckergaſt.

Leporarium, war ein Behältniß, wo die Römer Haſen unterhielten, um ſie ſofort haben zu können, wenn es ihnen beliebte. Hernach hieß man aber alle Orte ſo, wo ſie nur Thiere aufbewahrten, welche wir Zwinger nennen würden.

Leppe, iſt ein adliches Gut in Weſtphalen, in der fürſtlich Schwarzenbergiſchen Herrſchaft Gimborn im Kirchſpiel Runderod.

Leppendorf, ein Dorf im Herzogthum Magdeburg, im Saalkreiſe, im Amte Benſen, nicht weit von Könnern.

Leppersdorf, ein Churſächſiſches Amtsdorf im Meißniſchen Kreiſe, im Amte und bey Radeberg.

Leppersdorf, ein Dorf in Böhmen an der Eger, bey Schlakenwerth.

Leppersdorf, (Ober- und Nieder-) königl. Preuß. adliche Dörfer in Nieder-Schleſien, im Fürſtenthum Schweidnitz, ohnweit Landshut.

Leppin, ein Churbrandenburgiſches adliches Dorf in Hinterpommern, im Cöslinſchen Kreiſe.

Leppin, dergleichen adliches Dorf in Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, zu dem Ritterſitz Vanſelow gehörig, eine Meile von Demmin.

Leppin, dergleichen Dorf in der Altmark, im Arendſeeſchen Kreiſe.

Leppin, (Großen) ein adliches Dorf in der Prignitz, im Plattenburgiſchen Diſtrict.

Leppin, ein herzogl. Mecklenb. Strelitziſches adliches Dorf und Rittergut im Stargardiſchen Kreiſe im Amte Stargard.

Leppin, ein herzogl. Mecklenb. Schwerinſches Dorf, im Amte Marnitz.

Leppin, (Alt- und Neu-) ein adliches Mecklenburgiſches Gut im Amte Wredenhagen.

Le Preſe, eine kleine Stadt im Valtelin, am Fluſſe Addua, eine (italiäniſche) Meile von Bormio.

Lepſine, vor dieſem Eleuſis, iſt ein geringer Ort in Iwadien, am Golfo d' Engia.

Lepte, auch **Leptow**, (Hohen-) ein fürſtlich Anhalt-Zerbſtiſches Dorf, im Amte Zerbſt.

Lepte, (Nieder) ein dergleichen Dorf bey vorigem.

Lepten, ein Churbrandenburgiſches Dorf, in der Mittelmark, im Teltower Kreiſe.

Lequeytio, iſt ein Flecken in Biscaya, an dem Meerbuſen, nicht weit von Bilbao.

Lequio Liquejo- oder **Rjukuinſeln**, ſ. **Japan.**

Lerbach, iſt ein Flecken in einem tiefen Thal, am Bache dieſes Nahmens, zwiſchen Oſterode und Clausthal, auf dem Harz, beſtehet aus zwey Reihen Häuſern, welche eine Straße ausmachen, die eine gute Stunde lang iſt. Die Einwohner ſind meiſt Holzhauer und Kohlenbrenner, und ſtehen unter dem Clausthaler Bergamt.

Lerbke, ein Weſtphäliſches Kirchdorf, im Fürſtenthum Minden, im Amte Hausberge.

Lerche, ein Churſächſiſches Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, im Kreisamte Meißen.

Lerche, (die) Alauda arvenſis, rectricibus extimis duabus extrorſum longitudinaliter albis; intermediis interiori latere ferrugineis. Linn. Faun. Suecica n. 190. et Syſt. Nat. ed. XIII. tom. 1. p. 88. Oder Alauda non criſtata, ſeu gregalis; fr. alouette ordinaire; engl. the common field lark, or ſky-lark; ital. ladola allodola; ſächſ. und flandr. leewerk; däniſch ſanglaerka; holländiſch Leeuwerk, und Leeuwerik, im recht Platten Lewark. Zum Unterſchiede von vielen Arten und Abarten des Lerchengeſchlechts

ſchlechts benennt man dieſen Vogel auch: Himmelslerche, Kornlerche, Sanglerche, Saatlerche, Feldlerche, Ackerlerche. Unſer deutſche Nahme Lerch, der zuweilen Lerich ausgeſprochen wird, ſoll ſeyn eine Nachahmung ihres Geſanges.

Dies iſt die Meinung vieler gelehrten Männer — da es aber bloß eine Meinung iſt, ſo glaube auch ich eine äußern zu können, die vielleicht eben ſo wahrſcheinlich iſt. Wenn wir eine Ableitung des Wortes Lerche machen wollen, ſo müſſen wir ſie nicht nach der hochdeutſchen — ſondern nach der platten Ausſprache ſuchen. Hier heißt die Lerche Lewerk, und ſcheint aus den zwey Silben lew und erk zuſammengeſetzt zu ſeyn. Ark (im Hochdeutſchen Arche) iſt ein ſehr altes Wort: es heißt im Niederſächſiſchen auch Arke, im Däniſchen und Schwediſchen Arke. im Gothiſchen Arka im Angelſächſiſchen Earc, Erc; Engl. Ark und ſcheint nach dem Lateiniſchen Arca gebildet worden zu ſeyn — oder ſtammt vielmehr mit demſelben aus einer und eben derſelben weit ältern, aber nunmehr unbekannten Quelle her. Die eigentliche Bedeutung dieſes Wortes iſt ein gewiſſes feſtes Behältniß — vielleicht aber auch ein gefülltes, und es ſchränkte ſich alsdann die Bedeutung nur darauf ein, daß in einer Arke etwas beſonders aufbehalten werden könnte, wie z. B. bey der Arche Noä u. ſ. w.

Die alten Deutſchen brauchten aber den Ausdruck Ark. Arke oder Arch zuweilen ſehr ſinnlich, wie in dem 1453 zu Augsburg gedruckten Buche der Aemt der Jungfrau Maria geſagt wird: die heilig menſchheit was ein Arch und ein enthelter ſal des obersten Gotts; — ein Arche für ein Behältniß überhaupt zu ſetzen ſcheint.

Da nun die alten Deutschen einen jeden vorzüglichen Vogel, es sey der Größe, Stärke oder sonstiger ihnen hervorleuchtenden Tugend wegen, Aar nannten, wovon ich in der Encyklopädie auch schon gehandelt habe, so könnte ich beynahe mit meiner Ableitung hierher gehen — allein, ich will einen andern Weg einschlagen. Es ist bekannt, daß der gemeine Mann (selbst auch in Grundsätzen zurückgesetzt und gemein) in vielen Gegenden Niedersachsens noch manche Vögel für Gottesvögel hält, z. B. den Storch, die Schwalbe, und auch die Lerche, und er hält es für Sünde diese Vögel zu verfolgen, oder zu tödten. Dies stammt noch aus dem Heidenthume her, und es ist zu weitläuftig, alles dieses auseinander zu setzen.

Indessen, wer die Nationen in Niedersachsen kennt, mit ihren Sitten und ihrer Sprache bekannt ist, der wird auch wissen, daß der gemeine Mann daselbst nicht allein mit der Sprache, sondern auch mit der Denkungsart der ganz alten deutschen Völker noch sehr übereinstimmt. Es ist daher sehr wahrscheinlich — vielleicht gar gewiß, daß die Lerche bey dem gänzlichen Mangel an Naturkunde der Alten, und weil sie in der Luft schwebend singet, auch dem Landmanne keinen sichtbaren Schaden am Korne thut, für einen Himmelsvogel, Vogel Gottes, oder einen Vogel gehalten worden ist, welchen der himmlische Beherrscher besonders liebet — in welchem sein besonderes Wohlgefallen ruhet. — Daher giebt der gemeine Mann, einigen Thieren, und besonders Vögeln das Prädikat lieber liebe, oder liebes, wie man Gott den lieben Gott nennet, welches im Platten bloß durch lew ausgedrückt wird.

Da

Da nun die alten Deutſchen auch figürlich, wie eben angezeiget iſt, die Mutter Maria eine Arch nannten — und ſich unter Arch oder Ark nur ein allenfalſiges Behältniß irgend einer Sache dachten, ſo können ſie auch eben ſo leicht den Himmelsvogel, die Lerche eine Ark genennt haben — und — da es ein Himmels- oder Gottesvogel war: lew-Ark d. i. liebe Arche geſagt haben; welches zuletzt in ein Wort zuſammengeſchmolzen iſt — wobey doch immer die Idee, welche jetzt in Niederſachſen noch herrſcht, daß man keine Lerche tödten oder Schaden zufügen muß, immer im Gange geblieben iſt. Die Oberſachſen ſind jetzt ſchon klüger, und wiſſen aus dem Lerchenfange Geld zu machen, das thut aber der niederſächſiſche Bauer von gemeinem Schlage nicht. Er zerſtört ſogar keine Schwalbennester, wenn die Schwalben auch ſein ganzes Haus beſetzen, und beſchmutzen, weil er glaubt, daß ſie Glück und Segen bringen, und ſo geht es mit mehreren andern Vögeln, als dem Storche und ſo weiter.

Das Wort Lerch oder Lerche kann durch Abkürzung und Verwechſelung der Buchſtaben daher ſehr wohl von Lewark abſtammen; und nimmt man die Bedeutung des lateiniſchen Nahmens der Lerche Alauda, und des celtiſchen Wortes Alaud noch hinzu, worüber ſich Schwenkfeld und Klein ſehr abergläubig erklären, welche Erklärung auch da hinaus läuft, daß die Lerche einen beſondern Preisgeſang Gottes ſinge — ſo möchte ſolches meine vorher geäußerte Meinung noch unterſtützen können.

Ob es nun zwar viele Abarten von den Lerchen giebt, ſo zählen wir in unſerer Ge-

doch besonders nur drey Gattungen, welche wir hauptsächlich für Lerchen ansehen, und so nennen, und diese sind. 1) Die gemeine Feld- Korn- oder Wiesenlerche, 2) die Heide oder Waldlerche, und 3) die Koth- Wege- Hauben- oder Topflerche. Diese letztere wird im Plattdeutschen auch Töppellerch oder Töppellewark genannt, von welcher einige Gelehrte behaupten wollen, daß sie das Männchen der Feld- Korn- oder Wiesenlerche sey, welches aber falsch ist, wenn auch gleich das Männchen, indem es läuft die Federn auf dem Kopfe etwas in die Höhe sträubt, welches sogar auch oft die Weibchen in der Heckzeit thun.

Die Lerche ist allgemein beliebt wegen ihres vortrefflichen Gesanges. Schon ohne andere Vögel nachzuahmen singet sie angenehm und mannigfaltig. Die Biegsamkeit ihrer Sangorgane zeigt sich noch mehr, wenn man sie den Gesang anderer Vögel lernen läßt, von denen sie alle ohne Unterschied in kurzer Zeit und mit vieler Reinigkeit nachahmt. Sie bequemt sich nicht nur nach allen Tönen, sie verschönert sie noch. Man hat junge Männchen gesehen, die, wenn sie mit einer Turteltaube gepfiffen, in kurzer Zeit ganze Melodien behalten hatten, die sie angenehmer wiederhohlten, als es ein Hänfling oder ein Zeisig nur im Stande seyn würde. Will man aber, daß ihr Gesang keine widerliche und schlechtgeordnete Mischung von allen Gesängen seyn soll, so muß man sie nur eine Art des Gesangs, besonders in der Jugend hören lassen.

Der Gesang der Heidelerche, ist schöner, und hat mehr Abwechselung als der Gesang der Feldlerche. Will man daher eine gute Singelerche im Zimmer haben, so bringe man einen Feld-

lerchen-

[redacted]

In dieser Stunde der Freyheit [redacted] Ecke [redacted] Ecke [redacted] Ecke

schwärzlichen Streifen vermischt ist; an der Kehle und Brust dunkelweiß mit schwarzbraunen Streifen. Ehe das Weiße am Bauche angehet, ziehen sich diese Streifen ins gelbe. Der ziemlich lange Schwanz macht eine Gabel. Die zwey äußersten Federn haben weiße Spiegel, die übrigen sind dunkelbraun, die Füße stark, voll, hoch, von brauner Farbe, und an den hintenausstehenden Zehen haben sie eine sehr lange, spitzige aber gerade Klaue, welche man den Sporn nennet, den sie gleich mit aus dem Eye bringen und immer behalten. Die Flügel kommen wegen der langen Schwingfedern lang heraus; die übrigen Flugfedern haben breitere Fahnen als andere Vögel, sind wie die Schwingfedern bräunlich und an den Enden weißlich. Die hintersten Federn an den Flügeln nach dem Leibe zu, haben etwas besonders vor andern Vögeln, denn sie sind lang, die dritte vom Leibe an die längste, und bilden gleichsam einen besondern Flügel, welches dem Vogel beym Aufsteigen, Halten und Fallen in der Luft gute Dienste thun mag. Die Schnabelspitze ist sehr schwach, obgleich pfriemenförmig; die Zunge ziemlich breit, hart und gespalten; die Nasenlöcher rund und halb bedeckt, der Magen fleischicht und nach Verhältniß des Körpers ziemlich weit; die Leber ist in zween sehr ungleiche Lappen zertheilt, der linke scheint durch die Größe des Magens in seinem Wachsthum gehindert und aufgehalten zu seyn. Die Darmröhre ist ohngefähr neun Zoll; zween sehr feine Blinddärme hängen mit dem Eingeweide zusammen, und sie sind mit einer Gallenblase versehen; die Grundfarbe der Federn i schwärzlich; sie haben 12 Ruder und 18 Schwun federn, wovon die mittlere am Ende viereckig gestutzt, und in der Mitte durch einen hinei

henden Winkel gerichtet sind. Er kommt der Lerche, die allen Lerchen gemein ist. Das Männchen ist etwas brauner als das Weibchen, und hat einen schwarzen Halsbund und noch mehr an Schwanze; sie haben eine stärkere Stimme und sind größer, obgleich der schwerste nur selten mehr als zwey Unzen wiegt; endlich zeichnen sie sich, wie beynahe alle andre Arten, durch ausschweifenden Vorzug zum Gesange, wenn man diese Lerche gereizet worden.

Der Gang der Lerche ist sonderbar. Sie wechselt ordentlich mit ihren Füßen ab, und läuft daher so schnell, daß man, sagt man, einer angeschossenen Lerche nicht ehemahl entgehen kann. Eben darin ähnelt sie den Lerchen auch: es ist dem, der zum Lerchenstreichen ausgeht, viele Mühe. Es will z. B. die Lerche fallen, und bemerkt sie der Ort ganz genau, allein, wenn er dahin kommt, so ist sie über alle Berge, und er sieht sie weiter Entfernung eine Lerche über der Acker wegstreifen, weben er ungewiß ist, ob es die von ihm bemerkte oder angeschossene sey, oder nicht.

Wenn das Männchen in der ersten angenehmen Tagen des Frühlings einen Trieb, sich mit dem Weibchen zu paaren fühlt, so hebt es sich in die Luft, indem es unaufhörlich sein verliebtes Geträtsch wiederhohlt, und auf seinem Fluge einen größern oder kleinern Raum umstreift, nachdem die Menge der Weibchen größer oder kleiner ist. Wenn es die entdeckt hat, die es sucht, so stürzt es sich herab, und begattet sich mit dem Weibchen. Dies befruchtete Weibchen macht nun sogleich ihr Nest, sie legt es zwischen zween Erdhaufen, legt es inwendig mit Kräutern und kleinen trockenen Wurzeln aus. Jedes Weibchen legt

oder fünf kleine Eyer, die blaue Flecken auf einem graulichen Grund haben, sie bebrütet sie nur aufs höchste vierzehn Tage, und braucht noch weniger Zeit, die Jungen aufzuziehn, und zu gewöhnen. Das öftere Brüten der Lerchen im Sommer, beruhet lediglich auf der Witterung. Ist es ein warmer Frühling, so fangen sie früher an, und ist der Herbst ebenfalls angenehm, so hören sie spät auf, und, nach diesen Umständen, und da ihre Jungen bald allein fressen, trifft es sich, daß sie zuweilen drey Mahl im Sommer Junge bringen. Ihrem wollüstigen Temperamente nach, da sie beynahe so geil, wie die Wachteln sind, würden sie noch öfter brüten, wenn nur nicht die rauhe Witterung endlich hinderlich wäre. Sonst bemerkt man auch noch hierbey: Wenn das Wetter im Frühlinge zu kalt ist, oder die Paare getrennet werden, und sich nun paaren, daß es alsdann bey diesen und andern Vögeln nichts seltenes sey, daß sie das andere oder dritte Mahl mehr Junge bringen, als das erste Mahl.

Sobald die Lerche bey uns erscheint, es sey zu Anfange des Aprils, oder auch schon um Lichtmeß, so gehen die verliebten Kriege auch schon an, wenn sie sich auch nicht immer paaren — indessen geschieht dies doch auch zuweilen, und das verliebte Weibchen ist daher genöthiger, in großer Kälte ihre Jungen auszubrüten, so daß man sie auf den Aeckern, in Misthaufen, wo sie die Brut warm erhalten können, bey härtester Kälte und Schnee gefunden hat; doch geschieht dieses nicht immer.

Wenn die Jungen nur einige Federn haben aber noch lange nicht zum Fliegen geschickt sind laufen sie schon aus dem Neste, und halten sich

oft ganze Ackerlängen lang von einander auf; welches sie die Natur vielleicht um deßwillen lehret, damit, weil sie auf der Erde sitzend viel mehrerer Gefahr, als andere Vögel unterworfen sind, nicht alle auf einmahl von ihren Feinden erwischt werden; zu welchen vorzüglich auch die Trappen zu zählen sind, welche die jungen Lerchen so wegschnappen, wie die Störche die Frösche. Zu solcher Zeit sieht man die Alten über dem Getreide schweben, und durch Rufen von den Jungen erforschen, wo sie sich befinden, da alsdann, sobald eine junge Lerche antwortet, die Alte an derselben Stelle in das Getreide hinein fällt, aufs neue Speise hohlt, und auch die andern wechselsweise eben so auffucht.

Die gewöhnliche Nahrung der jungen Lerchen sind Würmer, Raupen, Ameiseneyer und sogar Heuschrecken, dies hat ihnen, und das mit Recht, in denen Ländern, die den Verwüstungen dieser zerstörenden Insecten ausgesetzt sind, einen großen Werth gegeben. Wenn sie erwachsen sind, leben sie vorzüglich von Körnern, Kraut und andern Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche.

Man muß, sagt man, die, welche man zum Gesange aufziehen will, im October oder November Monat fangen, die Männchen soviel als möglich vorziehen, und ihnen wenn sie zu wild sind, die Flügel binden, indem man Gefahr leidet, wenn sie zu heftig herzufliegen, daß sie sich an dem Boden des Bauers den Kopf zerstoßen. Man macht sie sehr leicht zahm, und sie werden sogar zutraulich, daß sie auf dem Tische essen, und sich auf die Hand setzen; aber auf dem Finger können sie sich wegen der Gestalt der hintern Zehen nicht halten, welcher zu lang und um ihn

zu umfassen, zu grade ist; ohne Zweifel setzen sie sich aus eben der Ursache nicht auf Bäume und man macht daher auch die Bauer ohne Querhölzer. Man sehe den Art. Lerchenbauer.

Man füttert die Jungen mit eingeweichtem Mohnsamen, und wenn sie allein essen mit Brodkrumen, die ebenfalls naß gemacht werden; sobald sie aber anfangen, ihren Gesang hören zu lassen, muß man ihnen Hammelherz oder gekochtes Kalbfleisch, das nebst harten Eyern kurz gehackt wird, geben, auch nimmt man Getreide, abgehülseten Spelz und Hafer dazu; alles dies wird in Milch eingeweicht. Nach Hanfsamen sollen nach einiger Leute Meinung ihre Federn schwarz werden, es ist aber ungegründet. Ein Vogel verändert überhaupt seine schöne Farbe, sobald ihm die Freyheit genommen, und er im Zimmer in einem Bauer eingesperrt ist, welches die Erfahrung beweiset. Außer dem Hanfe kann man sie mit allen Arten von Samenkörnern füttern, sogar mit Grützarten, wobey sie nicht viele Mühe haben, sie zu enthülsen, und man kann Hausvögel daraus machen. Ich habe eine Lerche gehabt, die so zahm war, daß sie mir nicht allein den Fraß aus der Hand nahm, sondern auch auf mein Rufen herbey kam, und, wenn ich sie auf dem Rücken krauete, sich fast gestreckt niederlegte. Sie schmeichelte sogar auf die Art wie ein recht zahmes Huhn.

Die, welche in der Wildheit leben, bewohnen den Sommer über gern die höchsten und trockensten Gegenden ihres Reviers; im Herbste kommen sie auf die Ebene, vereinigen sich in zahlreichen Haufen, und werden dann sehr fett, weil sie in dieser Jahreszeit, wo sie sich fast immer

im Gegentheil in einem Zuge herab, um sich auf die Erde zu setzen, ausgenommen, wenn sie von einem Raubvogel bedrohet, oder durch eine geliebte Gefährtinn angezogen werden; denn dann stürzen sie sich wie ein herabfallender Stein herunter. Haben sie das hohe Getreide erreicht, so sind sie auch wider den Raubvogel gesichert.

Oft werden sie wegen ihres hohen Fluges vom Winde weit ins Meer und selbst über das Meer fortgeführt. Man sieht sie oft 30 bis 50 Seemeilen vom festen lande im atlantischen und mittelländischen Meere, ja selbst noch Malta kommen oft einige hin, die aber auch zu den Zuglerchen gehören mögen. Sie ziehen nicht alle; man sieht sie häufig im Winter in den verschiedensten Gegenden von Europa.

Man findet diesen Vogel fast in allen bewohnten ländern. Er könnte sogar in unbebauten Gegenden, die einen Ueberfluß an Heidekraut, und Wachholder hätten, leben, denn in diesen Gebüschen, die ihm und seiner Brut Schutz gegen die Anfälle des Raubvogels geben, gefällt es ihm sehr. Von diesem werden die lerchen sehr verfolgt, und es ist noch zu bewundern, daß sie dennoch allenthalben so zahlreich sind.

Die Alten haben behauptet, daß das gekochte, gebratene und sogar verbrannte und zu Asche gemachte lerchenfleisch ein besondres Mittel gegen das Bauchgrimmen sey; es erhellt im Gegentheil aus einigen neuern Beobachtungen aber, daß es oft davon herkomme und Linnee glaubt, daß es leuten, die an Steinschmerzen krank sind, schädlich sey. Uebrigens ist das lerchenfleisch, wenn die lerchen fett sind, eine sehr angenehme Nahrung.

Sie

Sie werden auf verſchiedene Art gefangen. Man ſchießet ſie einzeln und zwar am leichteſten, wenn das Männchen langſam im Geſange ſteigt. Die bekannteſten Arten ſie zu fangen ſind: durch Halsſchlingen, Streichwetze, und Leimruthen.

Im Märzmonat ſind ſie am beſten mit einem Nachtwetze zu bekommen, oder man kehret, wenn Schnee fällt, auf dem Felde einen Platz, und ſtreuet Haber dahin, dabey ſie, vermittelſt einer Schlagwand ſehr häufig können gefangen werden. Man berückt ſie auch mit Schlingen, die man an einen Bindfaden an den Furchen, wo man vorher mit einem Beſen wegkehret und Haber hinſtreuet, aufzuſpannen pflegt. Wenn kein Schnee iſt, fängt man ſie zu eben der Zeit und auch bisweilen ſchon im Februar, mit einer ſehr langen Vogelwand, dazu man ſich des Ruhrvogels oder einer angebundenen Lerche bedient. Dieſe bewegt man durch Hülfe eines ſubtilen Fadens, daß ſie ein wenig in die Höhe flattert, da denn die vorüberſtreichenden Lerchen, welche man durch einen andern im Felde auftreiben läßt, wenn ſie dieſes ſehen, darauf zu fliegen, und mit der Vogelwand im Fliegen niedergeſchlagen werden.

Die ganze Brutzeit, welche ſich vom April bis in den Auguſtmonat erſtreckt, ſollen ſie billig mit allen Nachſtellungen verſchont bleiben, zumahl diejenigen, die man dieſen Monat fänget, ſelbiges Jahr doch nicht ſingen; will man aber ja welche haben, die ſehe man ſich nach Jungen um, welche man im Neſte, oder wenn ſie erſt abgelaufen ſind, leicht erhaſchen kann. Im September geht der Fang mit dem Nachtgarne wieder an, imgleichen auch mit dem Feldfalken und mit Tiraſſe; den Falken (welcher vorher wohl

richtet seyn muß, daß er willig auf der Hand sitzen bleibt) trägt man zu solcher Zeit, auch wohl schon im August, wenn sie sich mausern, hinaus aufs Feld, wo Stoppeln sind, oder auf die Wiesen und andre Oerter, wo Lerchen sich aufhalten. Wenn nun eine aufstehet, so merket man den Ort wo sie hinfällt, und geht hin, die Lerche zu suchen, läßt aber den Falken während des Hingehens auf der Hand immerhin mit den Flügeln wechseln oder sich bewegen, ohne ihn von der Hand hinweg zu lassen; so liegt die Lerche aus Furcht vor demselben wie todt, daß man sie, wenn ihrer zwey sind, tirassiren, oder wenn nur eine da ist, entweder gar mit der Hand oder mit einem Gärnlein, welches wie ein kleiner Fischhamen aussiehet, zudecken kann.

Eine andere Weise, die Lerche zu Anfange des Augusts und im September oder auch zu Anfange des Oktobers zu fangen, ist diese: Wo viele Lerchen in den Stoppeln liegen, dahin man sie auch wohl zusammentreibet, oder wo noch Hafer auf dem Felde stehet, da richtet man gewisse Steckgarne, welche eigentlich auf die Lerchen gemacht sind, und gehet auf der andern Seite des Haferackers oder eines Ackers, wo hohe Stoppeln stehen, mit dem Lerchenfalken hin, lässet ihn auf der Hand mit den Flügeln sich bewegen, und schreitet ganz langsam fort, bleibt auch zuweilen wieder ein wenig stehen, damit man die in den Furchen laufenden Lerchen nicht übereile und auftreibe; denn diese, wenn sie ihren Feind den Falken so von ferne sehen, wollen sich in der Stille fortschleichen und gerathen darüber alle zusammen in die vorgesteckten Garne, darin ihrer auf solche Art öfters zwey bis drey Schock gefangen werden. Der beste

Fang

Fang geht im Oktober an, nicht nur mit dem Handgarne, wenn man sie dann häufig beisammen findet, auch mit den Kirchgarne, mit welchen man schon im September den Anfang macht, und manchen Abend, wenn gute Gelegenheit dazu ist, wohl einige Hundert bis Tausend fangen kann.

Ausser diesen Arten die Lerchen zu fangen bedient man sich noch einer andern, nähmlich mit dem eigentlich sogenannten Lerchennetze. Um auf dieser Jagd glücklich zu seyn, braucht man einen frischen Morgen, einen schönen Sonnenschein, einen Spiegel, der sich auf einem Zapfen drehet, und einige oder zwo lebendige Lerchen, die die andern rufen; denn man kann ihren Gesang noch nicht genug nachahmen, um sie zu hintergehen, daher folgen sie nicht gern wie die Vogelsteller sagen, der todten, weil sie merklicher schwanken sie aber durch das Spiel mit dem Spiegel angelockt zu werden, obgleich nicht immer, weil sie sich zu spiegeln suchen wie man sie wegen des Irthums, der ihnen beynahe mit allen andern Vögeln im Vogelherde gemein ist, beschuldigt hat, daß sie vor einem Spiegelglase mit gesträubten Federn und Raderung hingen, sondern weil der Sonnenschein, den dieser Spiegel bey der Bewegung von allen Seiten zurückwirft, ihre Neubegierde erregt, oder weil sie glauben, daß dies nicht von der beweglichen Oberfläche flackender Gewässer, die sie um diese Jahreszeit suchen, herkommt. Auch fängt man ihrer alle Jahre im Winter eine beträchtliche Menge in den Gegenden, wo warme Quellen sind, und wo sie sich alsdann häufig versammeln.

Aber keine Jagd nimmt ihrer so viel auf ein mahl fort, als die Lerchenheerjagd, welche bekannt ist. Man macht zuerst sanftgehal-

bis zweytausend Leimruthen zurecht. Dies sind sehr grade oder wenigstens wohl gebogene Weidenzweige, ohngefähr drey Fuß, sechs Zoll lang, spitzig und sogar an einem Ende etwas gebrannt: auf dem andern bestreicht man sie einen Fuß lang mit Leim; man stellt sie in parallelen Reihen in einer dazu schicklichen Gegend, welche gewöhnlich ein Brachfeld ist, und wo man sich versichert hält, daß Lerchen hinreichend da sind, um sich wegen der Kosten, die nicht unbeträchtlich sind, schadlos zu halten. Der Raum zwischen den Reihen muß so seyn, daß man ohne die Leimruthen berühren zu dürfen, durchgehen kann; der Raum zwischen den Leimruthen an jeder Seite muß einen Fuß weit seyn, und jede Leimruthe muß auf die Zwischenräume der Leimruthen in den anstoßenden Reihen passen.

Die Kunst besteht darin, daß man diese Leimruthen ganz regelmäßig pflanzt, ganz senkrecht und so, daß sie in der Lage, so lange man sie gar nicht berührt, bleiben können, daß sie aber niederfallen können, sobald eine Lerche im Vorbeyfliegen sie berührt.

Wenn alle diese Leimruthen hingestellt sind, so machen sie ein langes Viereck, dessen eine Seite nach der Gegend hinsteht, wo die Lerchen sind. Dies ist die Fronte der Jagd: an jedem Ende stellt man einen Lumpen hin, damit er den Jägern zum Augenpunct dient.

Die Zahl der Jäger muß nach dem Umfange der Gegend, die man einschließen will, verhältnißmäßig seyn. Um vier oder fünf Uhr des Abends, nachdem es mehr oder minder spät in den Herbst hinein ist, theilt sich der Haufe in zwo gleiche Abtheilungen,

lungen, die jede von einem einſichtsvollen Anführer angeführet werden, der wiederum ſelbſt einem Hauptanführer, der ſich in den Mittelpunkt hinſtellt, untergeordnet iſt.

Der eine Haufe verſammelt ſich bey dem Rückzuge zur Rechten, der andre bey dem zur linken, und beyde beobachten ein tiefes Stillſchweigen, und jeder breitet ſich nach ſeiner Seite in einer zirkelförmigen Linie aus, und vereiniget ſich mit dem andern ohngefähr eine halbe Meile von der Vorderſeite des Netzes, und dann machen ſie eine Reihe aus, die ſich immer mehr zuſammenzieht, und indem ſie ſich den Leimruthen nähert, die Lerchen immer vorwärts treibt. Gegen Untergang der Sonne muß die Mitte des Kreiſes ſich zween bis dreyhundert Schritte von der Fronte befinden. Dann berücket man, das heißt man geht mit Behutſamkeit, man ſteht ſtille, man legt ſich auf den Bauch nieder, man hebt ſich wieder und bewegt ſich auf den Zuruf des Anführers; wenn alle dieſe Künſte gehörig beerdert und ausgeführt werden, ſo fällt der gröſte Theil der in dem Kreiſe eingeſchloſſenen Lerchen, und der ſich dann nur drey bis vier Fuß über die Erde hebt, auf die Leimruthen, werfen ſie nieder, werden durch ihren Fall feſtgezogen und laſſen ſich mit der Hand greifen.

Wenn noch Zeit übrig iſt, ſo macht man an der entgegengeſetzten Seite einen zweyten Kreis von 50 Schritt Entfernung, und bringt die Lerchen, die zum erſten Mahl entkommen waren, zurück; dies nennt man herumhohlen. Die unnöthigen Neugierigen bleiben hinter dem Zeuge aber etwas zurücke, damit ſie alle Verwirrung vermeiden. Man fängt auf einer ſolchen Jagd bis

100 Dutzend Lerchen, und hält die für schlecht, wo man nicht fünf und zwanzig Dutzend fängt. Man fängt auch bisweilen Völker von Rebhühnern darin und sogar Nachteulen, aber man sieht es nicht gern, weil solche Vorfälle die Lerchen verscheuchen so wie der Hase, der durch den Strich geht und jede andre Bewegung oder ein außerordentliches Geräusch.

Was hier bisher von der Lerche gesagt ist, bezieht sich auf die gemeine Lerche, und, da es noch verschiedene andere Methoden giebt, die Lerchen zu fangen, so wird solches, wie auch die nähere Beschreibung der Werkzeuge dazu, in den folgenden hieher gehörigen Artikeln vorkommen. Die beyden übrigen, bey uns vorzüglich Lerche genannten Gattungen, welche auch bey uns wohnen, und nur zum Theil im Streichen der Vögel mit weggehen, und wieder kommen (denn fast von allen Zugvögeln bleiben einige bey uns in Gegenden, und an Orten, wo es ihnen gefällt,) finden sich unter nachfolgenden Nummern der Abarten von der Lerche. Die Gestalt der gemeinen Lerche aber findet man unter Figur 4521.

Abarten, der oben beschriebenen gemeinen Lerche sind:

1) Die weiße Lerche alauda candida; frz. alouette blanche. Nach einigen Naturforschern soll sie vorzüglich im Norden zu Hause seyn, und von da zu uns kommen, so wie die weißen Sperlinge, Stahre, Schwalben, Grasmücken, die alle auf ihren Federn das Gepräge ihres Geburtsortes tragen. Allein neuere Beobachtungen und Erfahrungen der Naturforscher haben gezeigt, daß oft ein bloßes ohngefähres Naturspiel an diesen Erschei-

scheinungen Schuld sey, und daß z. E. eine schwarze Krähe oder ein grauberauter Sperling neben andern Jungen von ihrer gewöhnlichen Farbe weiße Jungen ausgebrütet haben. Ueberdies sieht man die meisten Lerchen zuweilen in Gesellen, die zu weit von nördlichen Schweden oder Norwegen entfernt sind.

Wenn dieses nun auch alles gegründet seyn kann, so ist doch nicht zu läugnen, daß man bey uns, und zwar in der Nähe der Ostsee öfter weiße Lerchen sieht, und weiter in Deutschland hinein wieder seltner. Ich kann mir solches nicht anders erklären, als daß es eine Krankheit, oder eine Schwäche der Federn sey, die von einer ausgestandenen übermäßigen Kälte herrühret — oder es ist dieser Art Lerchen Befiederung immer so. Als, ich den Winter 1784, wo wir den Sommer vorher den rechten immerwährenden Nebel hatten, in Wismar zubrachte, und die schreckliche Kälte eintrat, ließen sich viele Vögel sehen, welche wider ihre sonstige Gewohnheit weiße Federn hatten. Lerchen habe ich zwar nicht bemerkt, allein die Krähen, besonders die grauen, erhielten weiße Federn in den Flügeln, und die grauen Federn um den Hals waren auch weiß. So gings auch mit den Sperlingen und Goldammern, so daß man ganz neue Geschlechter zu sehen glaubte. Ich habe verschiedene von diesen neubekleideten Vögeln gefangen und geschossen, aber durchaus keinen andern Unterschied finden können, als daß nur die Federn an genannten Orten weiß geworden waren.

Da nun die Vögel erst gegen den Herbst mausern, so ists natürlich, daß sie auch den ganzen Sommer hindurch, wenn sie leben — solche Federn behalten, und im Frühlinge durch Umsi

de tiefer ins Land getrieben werden können, wo sie als Sonderlinge betrachtet werden.

Weil aber die eigentlich so genannte weiße Lerche keine weißen Schwungfedern hat, welche doch mit den Halsfedern bey starker Kälte zuerst weiß zu werden pflegen, so ist es sicher zu vermuthen, daß es eine besondere Abart von den gemeinen Lerchen sey; und diejenigen Vögel, welche bey uns in großer Kälte ihre Federn nur auf eben die Art verändern, als solche angesehen werden müssen, welche im Vogelbauer ihre schönen Federn verlieren, und schon bey der ersten Mause schlechtere erhalten. Kommen diese wieder heraus, so erhalten sie auch wieder ihre Schönheit, so wie die in der Wildheit, nach der Mausezeit ihre vorige Farbe, wenn die Kälte des Winters sie verbleicht hat. Daß diese mit weißen Federn gezierten Vögel den Winter durch Stürme über die Ostsee nach Mecklenburg hingetrieben worden seyn sollten, glaube ich nicht, weil so wenig der Goldammer, als der Sperling sich beym Winde in die Höhe giebt, die Krähe aber beym starken Winde allemahl gegen den Wind flieget, und sich, wenn sie beym Sturme selbst mit dem Winde aufgejagt wird, niedrig an der Erde hält, und hernach, sobald sie glaubt, nicht mehr erreicht werden zu können, sich herum, und gegen den Wind schwingt. Dies werden die schwedischen und norwegischen Krähen eben so wohl thun, als unsere, und also nicht über das Meer geworfen werden. Mit den Lerchen kann es hingegen eher der Fall seyn, da sie hoch in der Luft gehen, und öfters vom Winde weit weg geworfen werden.

2) Die schwarze Lerche. Die Veränderung der Farbe an dieser Lerche soll nach einiger Meinung eine Wirkung des Hanfes seyn, wenn man ihn diesen Vögeln anstatt eines jeden andern Futters giebt, welches aber unwahrscheinlich ist. — Einigermaßen kann man auch die schwarze Lerche mit dem falben Rücken als eine Abart der gemeinen Lerche ansehen, da sie eine auffallende Aehnlichkeit mit der vorgenannten schwarzen Lerche hat. Sie ist in Südamerika, in der Gegend von Buenosayres zu Hause. Ihr Kopf, Schnabel, Füße, Kehle, der vordere Hals, der ganze untere Theil des Körpers und die obern Deckfettern des Schwanzes sind schwärzlich braun; die Schwung- und Ruderfedern haben eine nicht so dunkle Schattierung; die äußerste von diesen letztern hat einen rothen Rand; der hintere Theil des Halses, der Rücken und die Schultern haben eine falbe Orangefarbe, die kleinen und mittlern Deckfedern an den Flügeln sind schwärzlich und von der nämlichen falben Farbe, haben sie einen Rand. Indeß ist sie auch als eine eigene Art anzusehen.

Das Lerchengeschlecht ist sehr zahlreich an verschiedenen Arten. Folgende sind die merkwürdigsten:

Die Baumlerche, oder Waldlerche. Alauda rectricibus fuscis, prima oblique dimidiato-alba, secunda (alias secunda, tertia, quartaque) macula cuneiformi alba. Linn. Faun. Suec. n. 192. — Alauda arborea, sylvestris; franz. alouette de bois, le cujelier. ital. Tottorilla; engl. the wood-lark; Dän. u. norw. heede-larke, lyng-larke. Bey einigen deutschen Naturforschern heißt sie auch Heidelerche.

Sie

Sie unterscheidet sich durch ihre Größe und ganze Gestalt von der gemeinen Lerche. Sie hat einen kürzern und stärkern Körper, ist lange nicht so groß, wiegt höchstens nur eine Unze; die Farbe ihrer Federn ist schwärzer, auch zeigt sich daran mehr weißes. Ferner hat sie eine Art von weißlicher Krone, die sich mehr als bey der gewöhnlichen Lerche auszeichnet. Ihre Schwungfedern sind in der ersten und äußersten um einen halben Zoll kürzer als die übrigen. Auch unterscheidet sie sich durch ihre natürliche Gewohnheit, sich auf die Bäume zu setzen, da die gemeine nie anders als auf der Erde sitzt. Wirklich setzt sie sich auf die größten Zweige, worauf sie sich festhalten kann, ohne daß sie genöthigt ist, sie mit den Zehen zu umfassen, welches nicht möglich seyn wurde, wegen der Gestalt ihrer zu langen Zehe oder vielmehr wegen ihres hintern Nagels, der nicht genug gebogen ist, um den Zweig zu umfassen. Auch darin ist sie verschieden, daß sie sich gern in unbebaueten Gegenden die nahe an niedrigen Holzungen liegen, aufhält und nistet, oder auch vorn an in dem jungen Schlagholze, woher sie ohne Zweifel den Nahmen Baumlerche bekommen, ob sie sich gleich niemahls weit ins Holz begiebt; wogegen man die gewöhnliche Lerche, die stets das freye Feld bewohnet, nie in Holzungen siehet. Sie ist auch durch den Gesang von der Feldlerche verschieden, der dem Gesange einer Nachtigall weit ähnlicher als dem einer Lerche ist, und den sie nicht nur des Tages, sondern auch wie die Nachtigall des Nachts hören läßt, nicht nur wenn sie fliegt, sondern auch, wenn sie auf einem Zweige sitzt. Sie hat darin vor der Feldlerche etwas besonderes, daß sie nach der Mause und öfters nach Michaelis wieder singet

get und damit ihren Abzug ankündiget. Im Fliegen und Steigen bey ihrem Geſange macht ſie weitere Kreiſe als die Feldlerche, denn es giebt der Heidelerchen nicht ſo viele, als dieſer. Dieſe können einen Gatten in einem engern Kreiſe finden; jene nicht alſo. Die Feldlerchen können deswegen auch nicht ſo weit ausſchweifen, weil ſie von anderen gehindert werden, daher ſie immer grade aufſteigen und wieder herabſinken, und wenn ſie außer ihrem Platz auffallen, von andern ihrer Nachbarn gleich angefallen und in ihre Gränzen zurückgewieſen werden.

In Anſehung der Fruchtbarkeit iſt zwiſchen ihr und der Lerche ein Unterſchied, denn obgleich die Menſchen der Baumlerche weniger nachſtellen, ohne Zweifel, weil ſie eine zu kleine Beute iſt, und ob ſie gleich wie die gemeine Lerche vier bis fünf Eyer legt, ſo iſt die Art doch nicht ſehr zahlreich. Ihr Aufenthalt iſt bey Schwarzhölzern, ſonderlich auf Bergen, wo Föhren und Wachholderbüſche ſtehen. Sie machen ihre Neſter auf dem Erdboden unter kleinen Büſchlein oder dürrem Geſträuche von Föhren und Fichten, ſo wie die Feldlerchen in einer ausgeſcharrten kleinen Grube, mit dürrem Graſe und legen drey bis fünf Eyer. Die Jungen bleiben auch nicht auf dem Neſte, bis ſie fliegen können, ſondern laufen aus, ſobald ſie Kräfte dazu haben. Dieſe werden mit allerley Gewürme und Inſecten, auch Ameiſeneyern auferzogen. Die Alten fallen gegen den Herbſt mit den Jungen auf die Felder, und nähren ſich von Getreidekörnern und anderem Geſäme.

In allen übrigen Stücken hat die Baumlerche mit der gewöhnlichen Lerche viel Aehnlichkeit. [illegible] hebt ſich wie dieſe im Singen ſehr hoch, u

sich in der Luft; sie fliegt haufenweise bey der Kälte; bauet ihr Nest auf der Erde, und verbirgt es unter einem Rasenhaufen, und lebt auch wie die gewöhnliche Lerche acht bis zehn Jahre.

Man fängt sie in drey Jahreszeiten nähmlich zuerst im Sommer, zu der Zeit, wo die Jungen auf den Aesten herumhüpfen, die sogleich aber nur auf eine kurze Zeit zwitschern, weil sie bald nachher mausern. Die andre Jahreszeit ist im Septembermonat, und sie ist die, wo sie scharenweise fliegen, von einem Lande in ein andres streifen, die Viehweiden durchziehen, und sich gern auf Bäume in der Nähe von warmen Kalköfen setzen. Dies ist auch die Zeit, wo die jungen Vögel ihre Federn verändern, und von den Alten nicht mehr unterscheiden werden können. Die dritte und beste Jahreszeit fängt mit dem Januarmonat an, und dauret bis zum Ende des Februars, in welcher diese Vögel sich paarweise von einander trennen, um sich in Gesellschaften zu begeben, worin sie genauer zusammenhalten. Die Baumlerchen, welche man alsdann fängt, sind gewöhnlich zum Gesange die besten; sie zwitschern wenige Tage, nachdem sie gefangen sind, und zwar weit vorzüglicher als die, welche in jeder andern Jahreszeit gefangen sind. Man muß sie alsdann mit Hammelherzen, oder anderm feinem Fleische, Gelben vom Ey, Brod, Hanfsamen, Ameiseneyern und Mehlwürmern füttern, und zwey oder drey Stückchen Süßholz, in ihr Wasser legen, und etwas gebrannten Zucker mit einer oder zwo Fingerspitzen voll Saffran einmahl auf die Woche; sie an einem trocknen Ort, wo die Sonne scheint, halten, und Sand in ihren Bauer streuen.

Die Wiesenlerche. Alauda lineola superciliorum alba, rectricibus duabus extimis introrsum

ſum albis. Linn. Faun. ſuec. n. 91. (ed. 2. n. 210.) et Syſt Nat. ed. XIII. n. 105. Sp. 2. p. 287. — Alauda pratenſis; franz. farlouſe, farlope, alouette de pres; engl. the tit-lark; ital. lodola di prato; däniſch englerke. In Oeſterreich Brainvogel; in Nürnberg Krauvogel; in Steyermark Schmelzvogel.

Die herrſchende Farbe dieſes Vogels iſt auf dem obern Körper die Olivenfarbe, die auf der vordern Seite mit ſchwarz wechſelt, und auf der hintern Seite eine reine und unvermiſchte Olivenfarbe; der untere Körper iſt gelblich weiß, mit ſchwarzen länglichen Flecken auf der Bruſt und den Seiten; die Grundfarbe der Federn iſt ſchwarz; die Schwungfedern ſind beynahe ſchwarz mit einem olivenfarbigen Rande, ſo wie die Ruderfedern, die äußerſte ausgenommen, die einen weißen Rand, und die folgende die an ihrer Spitze die nähmliche Farbe hat. Dieſer Vogel hat eine Art von weißen Augenbraunen, welche Linnee gewählt hat, um die Art zu bezeichnen; im Ganzen hat das Männchen mehr Gelbes als das Weibchen an der Kehle, der Bruſt, den Beinen und ſelbſt unter den Füßen.

Die Wieſenlerche fliegt bey dem geringſten Geräuſche, geſchwinde fort, und ſetzt ſich, obgleich ungern, auf Bäume. Sie niſtet beynahe wie die Waldlerche, und legt die nähmliche Anzahl Eyer; aber darin iſt ſie verſchieden, daß die erſte Schwungfeder mit den folgenden beynahe gleich, und der Geſang ein wenig verändert, obgleich ſehr angenehm iſt. Er nähert ſich dem Geſange einer Nachtigall und eines Kanarienvogels. Sie bauet gewöhnlich ihre Neſter auf Wieſen, und ſogar in niedrigen ſumpfigen Wieſen, und zwar auf

der

der Erde, wo sie solche verbirgt; während daß das Weibchen brütet, sitzt das Männchen auf einem Baume in der Nachbarschaft, schwingt sich von Zeit zu Zeit in die Höhe, indem es dabey singt und mit den Flügeln schlägt. Sie findet sich in Italien, Frankreich, Deutschland, England und Schweden. Sie gehört zu den Zuglerchen. Im Herbst um die Zeit der Weinlese hält sie sich um die Landwege herum auf. Sie sucht sehr die Gesellschaft ihres Gleichen, in Ermangelung derselben aber vereinigt sie sich mit den Zügen der Finken und Hänflinge, die sie auf ihrer Reise antrifft. Von den Naturforschern wird sie sehr oft verwechselt mit den angränzenden Arten z. B. der Baum- und Piplerche. Die völlige Länge beträgt fünf und einen halben Zoll, der Schnabel sechs Linien. Die ausgebreiteten Flügel haben ohngefähr neun Zoll von einer Spitze zur andern; der Schwanz zween Zoll; er ist etwas gespalten, besteht aus fünf Ruderfedern und ist acht Linien länger als die Flügel, der hintere Nagel ist nicht so lang und mehr als bey der vorhergehenden Art gebogen. — Eine Abart der Wiesenlerche ist die weiße Wiesenlerche, (alauda pratensis candida, la farlouse blanche, welche sich von jener nur durch ihre Federn, die fast durchgängig gelblich weiß, aber auf den Flügeln gelber sind, unterscheidet. Sie hat einen braunen Schnabel und braune Füße.

Die Grillenlerche, locustela avicula; franz. la locustelle; engl. the willow-lark. Dies ist die allerkleinste Art Lerchen in Europa. Sie heißt auch die Weidenlerche, weil sie sich gerne in Gegenden, wo viele Weiden stehen, aufhält. Der Kopf, Rücken, und Flügeldecken sind gelbbraun

mit

mit ſchwärzlichen Flecken, die Schwingfedern ſind ſchwärzlich mit ſchmutzig gelblichen äußeren Rändern. Ein weißlicher Strich umgiebt die Stirn über den Augen. Die Kinnlade und Kehle ſind weiß. Unten iſt der Leib hellgelblich weiß; die Ruderfedern ſind braun, die Füße gelblichbraun, und der Nagel an der Hinterzehe, wie an der Buſchlerche oder Piplerche.

Die Louiſianiſche Lerche oder Farlouſande. Dieſer fremde Vogel hat mit der Wieſenlerche viele Aehnlichkeit. Sie hat eine graugelbliche Kehle, und der Hals nebſt der Bruſt ſind grau geſprenkelt auf dem nähmlichen Grunde; das übrige an dem untern Körper iſt falb; der Kopf und der Körper ſind oben grünlich und ſchwärzlich gemiſcht, da es aber zwo dunkle Farben ſind, ſo ſtechen ſie wenig gegen einander ab, und es entſteht aus ihrer Vermiſchung eine beynahe gleichförmige Schattirung von dunkelbraun; die obern Deckfedern haben ein unvermiſchtes grünliches Braun; die Ruderfedern ſind braun, die äußerſte iſt halb ſchwärzlich braun und halb weiß, und die folgende mit einer weißen Spitze. Die Schwungfedern und Deckfedern der Flügel ſind ſchwärzlichbraun, und haben einen hellbraunen Rand. Die völlige Länge beträgt beynahe ſieben Zoll, der Schnabel ſieben Linien, die Fußwurzel neun Linien, die hintere Zehe mit dem Nagel etwas weniger als acht Linien; dieſer Nagel hat etwas mehr als vier Linien und iſt ein wenig gekrümmt; der Schwanz iſt zween und einen halben Zoll lang.

Die Piplerche. Alauda (trivialis) rectricibus fuſcis; extima dimidiato alba, ſecunda apice cuneiformi alba; linea alarum duplici alba.

Linn. syst. Nat. ed. XIII. p. 288. franz. l' alouette Pipi (Büffon) la petite alouette; engl. the pippit oder small-lark; dän. Hauge hilde, pibe lerke. Ihren Nahmen hat sie offenbar von ihrem Geschrey, welches mit dem Geschrey einer Heuschrecke verglichen wird, aber stärker und durchdringender ist: sie läßt es hören, sie mag fliegen oder sich auf die höchsten Zweige der Gesträuche setzen, denn sie setzt sich selbst auf die kleinsten Zweige, obgleich ihr hinterster Nagel sehr lang ist; (doch nicht so lang und mehr gekrümmt, als bey der gewöhnlichen Lerche). Sie weiß sich sehr gut ihrer Vordernägel zu bedienen, um die kleinen Zweige zu umfassen, und sich sitzend daran zu halten.

Der Schnabel der Piplerche ist dünn und sehr schwärzlich; der Kopf und oben der Leib schwärzlich und olivenfarbig bunt, unten gelblich weiß mit länglichen schwärzlichen Flecken an der Brust und an dem Bauche bezeichnet. Die äußerste Ruderfeder ist auswärts und an der äußersten Hälfte weiß, die folgende an der Spitze weiß gefleckt. Die Füße sind schmutzig weißlich; die Nägel schwärzlich. Der Nagel der hintern Zehe kürzer und mehr gekrümmt, als an den übrigen Lerchen. Im Frühlinge, wenn die männliche Piplerche auf ihrem Zweige singt, so geschieht es mit vielem Ausdruck; er richtet sich dann gerade auf, öffnet den Schnabel, breitet seine Flügel von einander, und alles kündigt es an, daß es ein Liebesgesang ist. Von Zeit zu Zeit hebt er sich sehr hoch; er schwebt einige Augenblicke und fällt fast auf der nähmlichen Stelle wieder nieder, indem er immer fortfährt zu singen. Sein Gesang ist simpel und angenehm, sanft, harmonisch und laut. Die Piplerche bauet ihr Nest an einsamen Orten

und

und verbirgt es unter einem Raſenhügel; wobey aber auch ihre Jungen ein Raub der Schlangen ſind.

Die Piplerchen halten ſich häufig in Heiden und Ebenen auf, und flattern mehr, als daß ſie fliegen, denn ſie heben ſich niemahls ſehr. Den Winter über verbergen ſich einige, die nicht in wärmere Gegenden ziehen, in Sümpfen, die aber doch gangbar ſind. Man kann aus der Geſtalt und Feinheit des Schnabels der Piplerche ſchließen, daß ſie ſich vorzüglich von Inſecten und kleinen Körnern ernährt, und aus ihrer Kleinheit, daß ſie nicht ſehr lange lebt. Man findet ſie, nach dem, was Linné in ſeinem Naturſyſtem ſagt, in Deutſchland, England und ſelbſt in Schweden. Der Schnabel hat ſechs bis ſieben, die hintere Zehe vier Linien, und der Nagel fünf. Bey ausgebreiteten Flügeln, iſt die Entfernung von einer Spitze zur andern acht und ein Drittel, und der Schwanz, der einen Zoll hinter den Flügeln hervorragt, zween Zoll. Die Darmröhre iſt ſechs und einen halben Zoll; der Schlund zween und einen halben, und vor ſeinem Eingange in den muſculöſen Magen weit.

Die Gremlerche, Brachlerche oder Spipolette, findet man Th. XVII. der Encyklopädie S. 397. fgg. ſchon beſchrieben.

Die Kalanderlerche, Ringlerche oder große Lerche. Alauda Calandra, rectrice extima exterius tota alba, ſecunda tertiaque apice albis, faſcia pectorali fuſca. *Linn.* Syſt. Nat. ed. XIII p. 268. — Corydalus galerita, alauda maxima, fr. la Calandre; engl. the calandra, ital. und ſpan. chalandra, chalandria. Dieſer Vogel iſt größer als die Lerche; er hat auch einen kürzern und ſtärkern Schnabel, ſo daß er die Körner auf ei-

ßen kann, seine Art ist nicht so zahlreich und ausgebreitet. Diese Verschiedenheiten ausgenommen gleicht die Kalanderlerche völlig unserer Lerche, und hat die nähmlichen Federn, beynahe dieselbe Stellung, dieselbe Bildung im Ganzen und in einzelnen Theilen, dieselben Sitten und dieselbe Stimme, ausgenommen daß sie stärker, aber dabey auch angenehmer ist; und dies ist so bekannt, daß man in Italien gewöhnlich sagt: er singt wie eine Kalanderlerche, wenn man sagen will, er singt gut. So wie die gewöhnliche Lerche vereinigt sie mit diesem natürlichen Talente das, daß sie den Gesang verschiedener Vögel vollkommen nachahmt z. B. des Stieglitzes, des Hänflings, des Zeisigs, und sogar das Piepen der kleinen Hühner, das rufende Geschrey der Katze, mit einem Worte, ihrem Organe sind alle Töne angemessen, und machen auf sie einen Eindruck, wenn sie noch jung ist.

Cetti in seiner Naturgeschichte v. Sardinien Th. II. p. 139. sagt von diesem merkwürdigen Vogel folgendes:

„An ihrem Körper finden sich drey merkwürdige Kennzeichen, nähmlich ihre Größe, die Dicke des Schnabels, und die schwarze Binde am Halse. An Größe kömmt sie der Droßel bey, und wiegt insgemein über zwo Unzen. Ihr Schnabel ist sehr stark und von einem ganz andern Verhältnisse als bey den andern Lerchen. Denn die Haubenlerche, die Heidelerche und andre haben einen Schnabel, welcher drittehalbmal so lang als dick ist. Bey der Calandra hingegen ist die Länge nur ein und ein Drittelmal in der Breite enthalten. Hierdurch bekömmt der Schnabel im Verhältniß mit dem Kopf, ein Ansehen von Stärke und Festigkeit, wie bey den Raben. Die schwarze Binde ist von halbmondförmiger Gestalt, liegt am Halse und findet sich bey dem männlichen und weiblichen Geschlecht. Zwischen Männchen und Weibchen ist weiter kein gro-

ßer

ßer Unterschied, außer der Kralle an der vordersten Zehe, die wie bey den andern Lerchen bey dem Männchen größer ist als bey dem Weibchen, wo ich sie fast von eben der Länge gefunden habe, als die Zehe ist. Die Kralle des Männchens aber war beynahe noch einmal so lang als die Zehe."

„Die Farbe der Kalander- oder Ringlerche ist auf dem obern Theile ihres Körpers die gewöhnliche Erdenfarbe, wie bey den übrigen Lerchenarten; unten ist sie ganz weiß, die Halsbinde und einige Punkte auf der Brust ausgenommen. Der Schwanzfedern sind zwölf, von denen die erste meist ganz weiß ist. Die übrigen sind schwärzlich, und die zwote und dritte haben an der Spitze einen kleinen weißen Fleck. Die Flügel sind größer als bey den andern Lerchen; sie bedecken den Schwanz bis auf einen kleinen hervorragenden Theil von einem Zoll."

„So wie die Calandra die andern Lerchen an Größe übertrifft, so übertrifft sie auch dieselben im Gesange, ja sie kann mit jedem andern Vogel hierin um den Vorzug streiten. Ihre natürliche Stimme ist ein Geschwätz von nicht großer Annehmlichkeit. Ihre Fantasie faßt aber alles, was sie zu hören bekommt, und ihre harmonische Kehle wiederhohlt alles. Auf dem Lande ist die Lerche ein Echo aller Vögel, und man darf so zu sagen nur sie allein hören, statt der andern insgesammt. Sie benutzt das Geschrey der Raubvögel wie die Melodien der Singvögel; und verschwendet in der Luft schwebend tausend in einandergeflossene Arpeggios, Triller, Sprünge und Tiraden. Sie lernt, soviel man ihr vorspielt, und das Flagiolet hat keine Schülerin, welche den vollkommenen, schnellen und umfassenden Gesang der Calandra erreichte. Ihre erlangte Geschicklichkeit macht sie nicht eitel, und die Virtuosin singt vom Morgen bis an den Abend. Eine ans Fenster gehängte Ringlerche ist genug, die ganze Gegend heiter zu machen; sie ist die Freude der Handwerksleute, bey denen man sie häufig antrifft; und der vorübergehende bleibt öfters stehen, um ihr zuzuhören."

Um Calanderlerchen zu bekommen, welche gut singen, muß man sie jung im Neste fangen, und wenigstens vor ihrem ersten Mausen, und soviel es

möglich ist, die von der Hecke im Augustmonat vorziehen. Man kann sie anfänglich mit einem Teige füttern, der zum Theil aus Hammelherzen besteht, in der Folge kann man ihnen Korn mit Brodkrumen geben, und dafür sorgen, daß sie in ihrem Bauer ein Stück Gyps bekommen, um sich den Schnabel zu schärfen, und einen kleinen Haufen Sand, um sich damit zu belustigen, wenn sie vom Ungeziefer gequält werden. Ohngeachtet aller dieser Vorsicht wird man im ersten Jahre nicht viel Vortheil davon haben, denn die Kalanderlerche ist ein wilder Vogel, das heißt, ein Freund der Freyheit, und der sich nicht sogleich in die Gefangenschaft schickt. Im Anfange muß man ihm sogar die Flügel binden, oder dafür an der Decke des Bauers eine Leinwand ausspannen; aber auch wenn sie zahm geworden ist, und sich an ihren Stand gewöhnt hat, so singt sie unaufhörlich, und wiederhohlt immer ihren eigenen oder den Gesang anderer Vögel, und sie findet ein solches Vergnügen an dieser Uebung, daß sie bisweilen das Essen darüber vergißt.

Man unterscheidet das Männchen daran, daß es größer ist, und mehr schwarzes um den Hals hat; das Weibchen hat nur ein sehr schmahles Halsband. Die Kalanderlerche nistet, wie die gewöhnliche Lerche, auf der Erde unter einem mit Kraut wohl versehenen Rasenhaufen, und legt vier bis fünf Eyer. Sie lebt nur vier bis fünf Jahre, folglich bey weiten nicht so lange als die gewöhnliche Lerche. In Deutschland, Polen, Schweden und andern nördlichen Ländern findet man sie nicht häufig. Sie hält sich in Italien und Sardinien auf. Die völlige Länge beträgt sieben und ein Viertel Zoll, der Schnabel neun Linien; der Flü-

gel

gl beyſche mit einen halben Zoll, der Schwanz
preen und en Drittel Zoll. Ich hätte gern
dieſer Beſchreibung en Kupfer beygefügt, allein,
die Zeichnung welche ich von dieſem merkwürdigen
Vogel beſitze, halte ich nicht für richtig, und muß
es daher unterlaſſen.

Mr der Kalmückiſche haben folgende ausführliche Nahmen von Schlichtlern:

A. Die Capſche Lerche oder die Lerche von Cap. Alauda capite barbato fusco; fr. l'alouette de Cap de bonne esperance oder la Corvine jaune. — Alauda (capensis) rectricibus tribus lateralibus apice albis, gula inter nigro marginata, superciliis flavis. Linn. Syſtem. Nat. ed. XIII. p. 788. Der obere Theil der Mannchens iſt braun mit abwechſelnden Streif; die Kehle und der obere Hals haben eine ſchöne Orangefarbe, und dieſe Far mit Schwarz hat in dem ganzen Umfange ei nen breiten Rand. Dieſe ſchöne Orangefarbe findet ſich auch über den Augen an Stirn der Augenbraunen, auf den Seiten Deckfedern des Flügels u Seiten Rücken, und auf dem andern Theile eben dieſes Flügels, deſſen Unterſ ſie bedeckt ac: ſie haben eine braungrau mit gelblich braune Farb: der Bauch und die Seiten ſind ſchwarzgrau. Der Schwanz oben gemiſcht: die Ruderfedern mehr oder weniger braun, aber die vier äußerſten Paare mit einem weißen Rande und Spitze. Die braunen Ruderfedern haben auch einen Rand, der größer einen gelben, und die mittlern einen grauen. Der obere Theil des Schnabels ſchwarz, und an dem halben Zoll, der Schnabel ſelbſt kürzer, der Flügel elf mit einem halben Zoll: der hintere Zehe iſt, wenn man den Nagel mit rechnet, länger als die mittlere; der Schwanz iſt zwey mit

nen halben Zoll, etwas gespalten, besteht aus zwölf Ruderfedern, und ist um 15 Linien länger als die Flügel.

B. Die Schneelerche oder Berglerche. Alauda (alpestris) rectricibus dimidio interiore albis; gula flava; fascio suboculari pectoralique nigra. *Linn.* Syst. Nat. ed. XIII. p. 289. Bey Büffon Oiseaux Tom. IX. p. 79. heißt sie le Haussé col-noir ou l'Alouette de Virginie. Bey einigen deutschen Schriftstellern, die virginische Lerche, die gelbbärtige Lerche, die gelbköpfige Lerche. Sie hält sich in Amerika auf. Mit der vorigen hat sie die meiste Aehnlichkeit; indessen ist sie von ihr durch das Klima, die Dicke und einige geringere Merkmahle an den Federn verschieden; sie hält sich bisweilen in Deutschland zur Schneezeit auf, und deswegen wird sie auch wohl vom Frisch die Winterlerche genannt; man muß sie aber nicht mit der kleinen Zopflerche oder Lulu verwechseln, der man nach Gesner (De Avibus p. 795.) eben den Nahmen geben könnte, weil sie sich zu der Zeit zeigt, da die Erde mit Schnee bedeckt ist. Frisch sagt uns, daß sie in Deutschland wenig bekannt ist, und daß man nicht weiß, woher sie kommt, noch, wohin sie zieht; — Indessen, man hat sie doch zuweilen an den Gränzen, zum Beyspiel um Danzig herum mit andern Vögeln im April und December gefangen, und eine von ihnen hat verschiedene Monathe im Bauer gelebt. Klein muthmaßet, daß sie durch einen Windstoß von Nordamerika nach Norwegen, oder nach den Ländern, die dem Pol noch näher sind, getrieben ist, von da sie leicht in mildere Himmelsgegenden hat ziehen können.

[redacted]

monath, nimmt dann ihren Zug nach Norden, und am Ende des Mayes sieht man sie nicht mehr. Dieser Vogel hat die Größe der Brachlerche; einen dünnen spitzigen und dunkelfarbigen Schnabel; seine Augen sind braun; haben einen etwas helleren Rand, und liegen in einem braunen und eyrunden Flecken, der an den Wangen heruntergeht, und um den sich ein Gürtel herumzieht, der zum Theil weiß, zum Theil lebhaft falb ist. Der ganze obere Körper ist dunkelbraun, die beyden äußersten Ruderfedern ausgenommen, welche weiß sind; der Hals, die Brust und der ganze untere Körper sind röthlich, falb und braun gefleckt; die Füße und Nägel sind, wie der Schnabel dunkelbraun, der hintere Nagel ist sehr lang, aber doch etwas weniger, als bey der gemeinen Lerche. Etwas sonderbares an dieser Art ist, daß wenn der Flügel liegt und in der Ruhe ist, die dritte Schwungfeder vom Körper angerechnet mit den längsten Federn einerley länge hat, wodurch sie den Bachstelzen ähnlich wird.

Die Morastlerche, la Rousseline, (*Büffon.* Oiseaux IX p. 85.) Sie heißt auch die Sumpflerche. Man findet sie im Elsas, und sie steht der Größe nach zwischen der gemeinen und Wiesenlerche in der Mitte. Die herrschende Farbe ihrer Federn ist ein mehreres oder minderes Hellroth; der Kopf und der Körper wechseln oben mit dieser und der braunen Farbe ab. Die Seiten des Kopfs sind rothbräunlich und deren braune beynahe parallelgehende Streifen gestreift, wovon die längste bis unter das Auge fortgeht; die Kehle hat ein sehr helles Roth; die Brust ist etwas dunkelrother, und mit kleinen braunen sehr schmahlen Flecken gesäet; der Bauch und die untern

Deck-

Deckfedern des Schwanzes sind hellroth; die Ruder- und Schwungfedern schwärzlich mit einem Rande von demselbigen Roth; der Schnabel und die Füße sind gelblich. Diese Lerche läßt ihren Gesang vom Morgen an hören, wie verschiedene andre Arten dieses Geschlechts und ihr Gesang soll sehr angenehm seyn. Ihr Nahme Morastlerche giebt zu erkennen, daß sie sich nahe bey dem Wasser aufhält; man sieht sie oft an dem ebenen Ufer, bisweilen nistet sie an dem Ufer der Mosel in den Gegenden um Metz herum, wo sie alle Jahre im Oktober erscheint und wo man alsdann einige fänget. Die völlige Länge beträgt sechs und ein Viertel Zoll, der Schnabel acht Linien; die Fußwurzel einen Zoll, die hintere Zehe vier Linien; der Nagel derselben, welcher etwas gekrümmt ist, drey und eine halbe Linie; der Schwanz zween und ein Viertel Zoll, und ist um achtzehn Linien länger als die Flügel.

Die sibirische Lerche. La Ceinture de prêtre ou Alouette de Syberie (*Büffon*) Oiseaux Tom. IX. ed in 12. p. 87. Unter allen Vögeln, denen man den Nahmen der Lerchen gegeben, hat diese die schönsten und ausgezeichnetesten Federn; seine Kehle, Stirn und Seiten am Kopfe haben ein schönes Gelb, das durch einen kleinen schwarzen Flecken zwischen dem Auge und dem Schnabel erhoben wird, welcher sich mit einem andern größeren unmittelbar unter dem Auge liegenden Flecken vereinigt; die Brust ist mit einem breiten schwarzen Gürtel geziert. Der übrige untere Körper ist weißlich; die Seiten ein wenig gelblich mit abwechselnden dunklern Flecken. Der obere Theil des Kopfs und des Körpers hat eine mit rothbraun und graubraun abwechselnde Far-

be,

be. Die obern Deckfedern des Schwanzes sind gelblich, die Ruderfedern schwärzlich mit einem grauen Rande, die äußersten ausgenommen, welche weiß sind; die Schwungfedern sind grau und haben einen feinen Rand von einer schwärzlichen Farbe; das nähmliche Grau haben die obern Deckfedern, die einen rothbräunlichen Rand haben; der Schnabel und die Füße sind bleygrau. Die völlige Länge beträgt fünf und drey Viertel Zoll; der Schnabel sechs bis sieben Linien; die hintere Zehe vier und eine halbe Linie; der Nagel ist fünf und eine halbe Linie, und sein zween Zoll langer Schwanz, der aus zwölf Federn besteht, ist um einen Zoll länger als die Flügel.

Ausländische Vögel, welche Aehnlichkeit mit den Lerchen haben, sind folgende:

A. Die Lerche von de la Plata. Vaniole. (*Büffon* IX. p. 89.) Der Schmuck ihrer Federn ist sehr mannigfaltig und angenehm. Der obere Theil des Kopfs und Körpers ist schwärzlich und wechselt mit verschiedenen Schattirungen von Roth angenehm ab; der vordere Körper ist auf eben die Art glänzend schön; die Kehle und der ganze untere Körper sind weißlich; die Ruderfedern sind braun gerändet, die acht mittleren halb roth, und die beyden äußern Paare weiß; die großen Schwungfedern sind grau, die mittleren braun, und alle haben einen rothbräunlichen Rand; der Schnabel ist braun, und nahe bey der Spitze ausgekantet, die Füße sind gelblich. Die völlige Länge beträgt fünf und ein Viertel Zoll; der Schnabel acht, und der Fuß sieben bis acht Linien; die hintere Zehe drey und der Nagel daran vier Linien. Der aus acht Linien bestehende Schwanz ist etwas gespalten, besteht aus zwölf Ruderfedern, und ist um einen Zoll länger als die Flügel.

B. Die

B. Die eſchgraue Lerche. La Cendrille. Sie lebt auf dem Cap. Ihre Kehle und ganzer untere Körper iſt weiß, der obere Körper roth. An jeder Seite des Halſes ſieht man einen rothgelben Flecken, der von oben zu einen ſchwarzen Rand hat; der obere Theil des Halſes und des Körpers iſt aſchgrau; die oberen Deckfedern der Flügel und ihre mittleren Schwungfedern ſind grau, die großen, ſo wie die Ruderfedern ſchwarz. Die völlige Länge beträgt fünf Zoll; der Schnabel acht Linien; der Nagel der hinteren Zehen iſt grade und ſpitzig, und ſo lang wie die Zehe; der Schwanz iſt achtzehn bis zwanzig Linien, und um neun Linien länger als die Flügel.

C. Der Sirli vom Cap. Le Sirli du Cap de bonne eſperance. (*Büffon* Oiſeaux Tom. IX. p. 92.) Wenn dieſer Vogel ſich durch ſeinen gekrümmten Schnabel von dem Lerchengeſchlecht zu entfernen ſcheint, ſo nähert er ſich demſelben durch ſeinen Sporn, das heißt durch ſeinen hintern Nagel. Der ganze obere Theil dieſes Vogels iſt eine aus mehr oder minder dunkelbraunen, mit mehr oder minder hellroth und weiß abwechſelnden Farbe; die Deckfedern an den Flügeln, die Schwung- und Ruderfedern ſind braun mit einem weißlichen Rande, wovon der eine weißlich und der andre rothbräunlich iſt; der ganze untere Theil des Körpers iſt weißlich mit ſchwärzlichen Flecken beſäet. Der Schnabel iſt ſchwarz und die Füße braun. Die völlige Länge beträgt acht Zoll, des Schnabels einen Zoll, des Fußes dreyzehn Linien; die hintere Zehe hat vier Linien, und der grade und ſpitzige Nagel derſelben, ſieben Linien; der Schwanz welcher ohngefähr drittehalb Zoll lang iſt, und aus zwölf Ruderfedern beſteht, iſt achtzehn Linien länger als die Flügel.

Die Zopflerche. Alauda (cristata) rectricibus nigris, extimis duabus margine exteriori albis, capite cristato. *Linn.* Syst. Nat. ed XIII. p. 288. — Corydalus galerita. Fr. le Cochevis. ital. ladolo capelluta. engl. the crested lark; dän. top-laerke. Sie wird von den deutschen Naturforschern auch genannt: die Rothellerche, Rothlerche, Wegelerche, Heubellerche, Haubenlerche, im Plattdeutschen, Töppellerche, Töppellewark, Pollerche oder Polllewark. Dieser Vogel hat darin mit der gemeinen Lerche etwas ähnliches, daß er wie das Männchen der letztern Art sich auch einen Busch machen kann, indem er seine Federn auf dem Kopfe in die Höhe hebt. Man vergleicht diesen Federbusch mit einem Hahnenkamm, daher der französische Nahme Cochevis. Dieser Kamm oder vielmehr dieser Zopf besteht aus vier bis sechs Federn und aus einer noch größern Anzahl nach andern, die bis auf zwölf rechnen. So wie man sich in der Zahl dieser Federn nicht einig ist, so ist man es auch nicht in Ansehung der Lage und des Spiels. Nach einigen sind sie immer erhaben, und nach andern kann sie der Vogel heben oder nieder legen, sie von einander breiten oder nach Gefallen zusammenziehen; diese Verschiedenheit hängt nach einigen vom Klima ab, nach andern von andern Umständen. Was ich in unsern Gegenden an den nördlich deutschen Zopflerchen bemerkt habe, ist dieses, daß sie wirklich längere Federn auf dem Kopfe hat, als die gemeine Lerche, wovon die vordersten nach dem Schnabel hin kleiner, die mittelsten größer, und die hintersten nach dem Genicke hin wieder kleiner werden. Aus dieser Ursache sieht man die Haube beständig, wenn die Federn auch in Ruhe liegen, fast in der Art, wie zuweilen die Gänse dergleichen Hauben haben, wodurch man die Zopflerche

alſo ſehr leicht von der gemeinen Lerche unterſcheiden kann, welcher letztern Kopffedern, wenn ſie nicht in die Höhe geſträubt werden, eben ſo rund und glatt auf dem Kopf liegen, als bey andern glattköpfigen Vögeln.

Die Zopflerche iſt ein nicht ſehr wilder Vogel, der ſich bey dem Anblicke des Menſchen freuet, und an zu ſingen fängt, wenn er ihn näher kommen ſieht. Er hält ſich auf den Feldern und Wieſen an der Rückſeite der Gräben und an den aufgeworfenen Furchen auf; man ſieht ihn oft am Ufer des Waſſers und an großen Wegen, wo er in dem trockenen Pferdemiſte beſonders den Winter über ſeine Nahrung ſucht. Obgleich dieſe Lerche nicht ſo gemein als die gewöhnliche iſt, ſo iſt ſie doch in Europa, den kalten nördlichen Theil ausgenommen, ziemlich allgemein verbreitet. Man findet ſie in Italien, in Frankreich, in Deutſchland, in Polen, in Schottland. Sie verändert den Winter ihren Aufenthalt nicht, außer daß ſie, ſo viel ihrer auf der Feldmark ſind, ſich in die Dörfer begeben, wenn zuletzt auch die Wege voller Schnee liegen. Der Geſang der Männchen iſt ſehr fein, und doch ſo angenehm und ſanft, daß ihn ein Kranker in ſeinem Zimmer vertragen kann; um zu allen Zeiten deſſelben zu genießen, hält man ſie im Vogelbauer; ſie begleiten ihn gewöhnlich mit ihrem Flügelſchlagen: ſie ſind die erſten, die in jedem Jahre die Wiederkehr des Frühlings und an jedem Tage den Anfang der Morgenröthe anzeigen, beſonders, wenn der Himmel heiter iſt, und ſelbſt alsdann zwitſchern ſie bisweilen die Nacht über, denn dieſe ſchöne Zeit iſt die Seele ihres Geſanges und ihrer Fröhlichkeit, dahingegen Regen und dunkles Wetter ſie traurig und ſtumm macht: gewöhnlich ſingen ſie bis an das

Ende

Ende des Septembers. Da übrigens sich diese Vögel schwer an die Gefangenschaft gewöhnen, und nur sehr kurze Zeit im Bauer leben, so ist es rathsam, sie alle Jahr am Ende des Junius fliegen zu lassen, welches die Zeit ist, wo sie zu singen aufhören, wenn man nähmlich im Frühlinge andre erhalten kann; oder man kann sich auch den Gesang verschaffen und den Vogel verlieren, man braucht alsdann nur einige Zeit eine gewöhnliche lerche oder einen jungen Zeisig bey ihnen zu halten, die durch öfteres Anhören sich ihren Gesang zu eigen machen.

Außer dem Vorzuge eines bessern Gesanges, welcher das Männchen von dem Weibchen unterscheidet, zeichnet sich das erstere auch noch durch einen stärkeren Schnabel, einen dickeren Kopf und durch mehr Schwärze auf der Brust aus. Die Art, wie es sein Weibchen sucht und es begattet, ist eben so, wie bey dem Männchen der gewöhnlichen Art, ausgenommen, daß es in seinem Fluge einen größern Zirkel macht, weil nähmlich die Art nicht so zahlreich ist. Das Weibchen bauet ihr Nest, wie die gemeine lerche, aber am öftesten in der Nähe großer Wege; sie legt vier oder fünf Eyer, die sie ziemlich sorglos bebrütet; sobald die Jungen aber ihre Schalen durchgebrochen haben und durch ihr wiederhohltes Geschrey zum ersten Mahl ihre Hülfe anflehen, so beweiset sie sich in der That als ihre Mutter, und übernimmt die Mühe für ihre Bedürfnisse zu sorgen, bis sie im Stande sind zu fliegen. Die erste Aufziehung der Jungen glückt anfangs sehr leicht; in der Folge wird sie aber immer schwerer, und es ist selten, daß man sie ein ganzes Jahr im Bauer erhalten kann, selbst, wenn man ihnen die Nahrung giebt, die ihnen am meisten zuträglich ist, nähmlich Ameiseneyer, Fleisch von

Och-

Ochſen oder Hammelherzen, das kurz gehackt iſt, klein geſtoßenen Hanf und Hirſe: man muß ſich aber vorſehen, wenn man ſie füttert und ihnen die kleinen Kügelchen in die Kehle bringt, daß man ihnen die Zunge nicht umkehret, wodurch man ſie tödten könnte.

Der Herbſt iſt eine gute Jahreszeit, um dieſen Vögeln nachzuſtellen; man fängt ſie alsdann vorn in den Hölzern in großer Anzahl, und ſo daß ſie gut bey Leibe ſind. Sie folgt der Lockpfeife, welches die gewöhnlichen Lerchen nicht thun. Die Zopflerche fliegt nicht ſcharenweiſe; ihre Federn ſind nicht ſo bunt und haben mehr weißes; ihr Schnabel iſt länger, der Schwanz und die Flügel kürzer, ſie ſchwingt ſich nicht ſo hoch in die Luft, iſt mehr das Spiel der Winde, und kann nicht ſo lange aushalten, ohne ſich zu ſetzen. In allen übrigen Stücken ſind die beyden Arten ähnlich, ſelbſt in der Dauer ihres Lebens, nähmlich, wenn ſie in der Wildheit und Freyheit leben.

Nachdem, was von den Sitten der Zopflerche angeführt iſt, könnte es ſcheinen, daß ſie ein freyeres und mehr von der eingeſchloſſenen Lebensart entferneteres Naturell, als die übrigen Lerchen hätte, weil ungeachtet ihrer angegebenen Zuneigung zu dem Menſchen für ſie, nichts einen ſo hohen Werth hat, als die Freyheit, und daß ſie auch ſelbſt in der vornehmſten und bequemſten Gefangenſchaft nicht lange leben könnte, ja man ſogar ſagen möchte, daß ſie nur in der Einſamkeit lebt, um ſich nicht den von dem geſelligen Leben unzertrennlichen Unterwerfungen zu unterziehen; und doch iſt es gewiß, daß ſie eine beſondre Geſchicklichkeit hat, in kurzer Zeit, eine Melodie, die man ihr nur angegeben hätte, zu ſingen, daß ſie ſogar verſchiedene

lernen und sie wiederhohlen kann, ohne sie untereinander zu bringen und mit ihrem Gesange zu vermischen, den sie vollkommen zu vergessen scheint. Sie wiederhohlt den Gesang, den man ihr angegeben hat, selbst im Schlaf und mit dem Kopf unter den Flügeln, ihre Stimme ist aber sehr schwach und zwar so, wie die der gemeinen lerchen Weibchen. Uebrigens hat diese Art weit mehr andre Feinde als den Menschen; die kleinsten fleischfressenden Thiere machen auf sie Jagd, und man hat Raben und Krähen welche verzehren gesehen; auch setzt sie die Gegenwart eines Raubvogels so in Schrecken, daß sie sich dem Vogelsteller übergiebt, den sie weniger zu fürchten scheint, oder in einer Furche unbeweglich bleibt, daß man sie beynahe mit der Hand fangen kann. Die völlige Länge beträgt sechs und drey Viertel Zoll; der Schnabel acht bis neun Linien; der Flügel zehn bis eilf Zoll; der Schwanz zween und einen Viertel Zoll, er besteht aus zwölf Ruderfedern und ist ohngefähr dreyzehn Linien länger als die Flügel.

Wenn es stürmisches Wetter werden will, so sind sie sehr unruhig, schreyen unaufhörlich, und lassen sich den Menschen auch nicht so nahe kommen, als sonst. Man fängt sie in Pommern und Mecklenburg auf den Misthöfen und vor den Ställen, im Winter häufig mit andern Vögeln unter Decknetzen. Auch steckt man durch die Luftlöcher in den Pferde- und Rindviehställen eine Hafergarbe, so daß die Aehren heraushängen. Wenn nun der Boden mit Schnee bedeckt ist, so fallen die Vögel, welche sonst auf dem Hofe ihre Nahrung suchen auf diese Garben. Oben über den Garben in dem Loche läßt man so viel Raum, daß man vom Stalle zu, nicht allein hin-

hindurch, und die Garbe ſehen, ſondern auch einen Vogel hindurch ziehen kann. Da es nun bey angezogenen Thüren im Stalle finſter iſt, ſo können die Vögel, welche ſich auf die Garben geſetzt haben, den Menſchen nicht ſehen, welcher ſie fängt. Er hat zu dieſem Zweck einen Drath von Meſſing, an welchem ein Hacken ſich befindet, der zuerſt etwas weit iſt, hernach aber immer enger zuſammengehet, ſo daß er gerade um den Fuß des Vogels paſſet, und die Klaue nicht durchläßt. Dieſen Drath ſteckt er in das Stroh, giebt Acht, wenn ein Vogel ihm ſo kommt, daß er ihn mit dem Hacken um den Fuß faſſen kann, und zieht ihn alsdann durch die Oeffnung zu ſich in den Stall hinein. Wenn die Vögel auch das kleine Geräuſch des Hakens in dem Stroh merken, ſo ſcheuen ſie ſich doch nicht davor, weil das Stroh überhaupt Geräuſch macht, wenn ſie ſich darauf ſetzen; eben ſo nehmen ſie auch nicht viele Notiz davon, wenn ein Vogel hinein gezogen wird, ſie fliegen zwar auf, aber fallen doch gleich wieder auf die Garbe. Oefters zerbricht man, wenn man nicht vorſichtig iſt, auch dem Vogel das Bein. Man kann in einem Tage, beym Schneegeſtöber auf dieſe Weiſe viele Dutzend Vögel fangen, und ſind ſie für den Tiſch beſtimmt, ſo hindert es nicht viel, wenn gleich ein Bein zerbrochen iſt. Ich habe in Pommern ſogar auf dieſe Weiſe Ortolane erhalten.

Die kleine Feldlerche oder Lulu Alauda arvensis minor: [illegible] Lerche: engl. the leſſer [illegible] Lerche unterſcheidet ſich von der Feldlerche nicht nur durch ihre Größe, ſondern auch, daß die Federn an der Kehle nicht ſo dunkel ſind, und durch ihren Geſang, welcher [illegible]

ihr unangenehmes Geschrey, welches sie nie anders als im Fliegen hören läßt; endlich durch ihre Gewohnheit, die andern Vögel lächerlich nachzuahmen; sondern auch durch den innern Trieb, denn man sieht sie scharenweise in den Feldern laufen, anstatt daß die Zopflerche allein geht; selbst in dem Hauptzuge der Aehnlichkeit mit derselben ist sie von ihr verschieden, denn die Federn woraus der Zopf besteht, sind nach Verhältniß länger. Man findet den lulu in Italien, Oestreich, Polen, Schlesien und selbst in den nördlichen Gegenden Englands z. B. in der Provinz York. Er hält sich gewöhnlich an buschreichen Orten, in Heiden und selbst in den Gehölzen auf, woher sie auch den deutschen Nahmen Waldlerche erhalten hat, aber alsdann nicht für die oben beschriebene Heidelerche gehalten werden muß. Daselbst und fast niemahls im Korn bauet sie ihr Nest. Wenn die Kälte streng ist, und besonders, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, so nimmt sie ihre Zuflucht zu den Misthaufen und nähert sich den Scheunen, um daselbst Nahrung zu finden: auch hält sie sich häufig auf den Landstraßen, und ohne Zweifel aus eben der Ursache auf. Sie gehört zu den Zugvögeln, da sie z. B. den Winter über in Deutschland bleibt, und gegen das Aequinoctium fortzieht.

Die Coquillade oder provenzalische Lerche. Sie gehört mit zur Zopflerche, weil sie auf dem Kopfe einen kleinen Zopf hat, welcher nach hinten liegt, und den sie bey jeder Gelegenheit ohne Zweifel in die Höhe heben kann; sie ist recht eigentlich der Morgenvogel, denn sie fängt bey dem Anbruche des Tages an zu singen, und scheint den übrigen Vögeln den Ton anzugeben. Das Männchen verläßt sein Weibchen nicht, und während

einer

einer von beyden seine Nahrung sucht, die aus Insecten, Raupen, Heuschrecken und selbst aus Schnecken besteht, hält der andre Wache und benachrichtigt seinen Kameraden von der drohenden Gefahr. Die Kehle und der ganze untere Theil des Körpers ist bey der Coquillade weißlich mit kleinen schwärzlichen Flecken auf dem Halse und der Brust; die Zopffedern sind schwarz mit einem weißen Rande; der obere Kopf und Körper hat eine schwärzliche mit hellroth abwechselnde Farbe, einige Schwungfedern ausgenommen, die einen weißen Rand oder Spitze haben; der Schnabel ist oben braun, unten weißlich, die Füße gelblich. Die völlige Länge beträgt sechs und drey Viertel Zoll; der ziemlich starke Schnabel eilf Linien; der Fuß zehn Linien; die hintere Zehe neun bis zehn Linien mit Inbegriff des Nagels, der sechs Linien lang ist, der Schwanz hat zween Zoll und ist sieben bis acht Linien länger als die Flügel.

Die senegalische Lerche, ein fremder der Zopflerche ähnlicher Vogel. Alauda Senegalensis cristata; fr. la grisette oder Cochevis de Senegal (*Büffon* Oiseaux IX. 112). Sie hat das auszeichnende Kennzeichen der Zopflerchen, nähmlich eine Art von Zopf, dessen Federn länger sind, als die, welche den übrigen Theil des Kopfes bedecken; sie ist beynahe so groß, wie die gewöhnliche Lerche. Sie lebt in Afrika und setzt sich auf die Bäume, welche sich am Ufer des Nigers befinden; auch sieht man sie auf der Insel am Senegal: ihr oberer Körper ist eine grüne mit braun abwechselnde Farbe; die obern Deckfedern des Schwanzes sind rothbräunlich; der untere Körper weißlich mit kleinen braunen Flecken am

Halse; die Schwungfedern graubraun mit einem grauen Rande; die beyden mittleren Schwanzfedern sind grau; die Seitenfedern sind braun, die äußerste ausgenommen, die rothbräunlich weiß ist und die folgende, welche einen Rand von der nähmlichen Farbe hat; der Schnabel hat eine Hornfarbe, die Füße und Nägel sind grau. Die völlige Länge beträgt sechs und einen halben Zoll, der Schnabel neun und eine halbe Linie; der Flügel eilf Zoll; die hintere Zehe ist mit dem Nagel der mittleren gleich; der zween Zoll und zwölf Linien lange Schwanz besteht aus zwölf Ruderfedern, und ist um sechs bis sieben Linien länger als die Flügel.

Die schwarze Steppenlerche, oder die tatarische Lerche. Alauda tatarica. Pallas beschreibt sie in seiner Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs Th. II. p. 707. ed. in 4to. folgendermaßen:

„Sie hat die Größe des Stahrs. Der Schnabel ist dicker und gewölbter, als bey allen übrigen Lerchen, von horngelblicher Farbe, und an der Spitze graubraun. Die Nasenlöcher und Mundwinkel sind mit schmalen borstigen Federchen dicht besetzt. Die Farbe ist an den Alten über dem ganzen Leibe äußerst schwarz und dunkel; am Kopf und Nacken fallen die Ränder der Federchen kaum sichtbar weißlich. Auf dem Rücken sind die spitzigen Federchen breiter weiß, aber kaum über der Flügelwurzel. Unter den Flügeln liegen hinterwärts weiße Federchen mit einem schwarzen Rande. Die Schwungfedern sind schwarz, die zehnte bis neunzehnte sind herzförmig ausgekantet, und alle an der äußersten Spitze abgenutzt. Der Schwanz ist von mittlerer Länge, etwas zwiespaltig, die mittleren Ruderfedern sind am Saume sehr fein weiß; die nächsten davon am Saume der Spitze weißlich, und die andern Seiten höchst schwarz, der hintere Nagel ist lang, ziemlich grad und spitzig.

Die einjährigen und Weibchen haben beynahe keine Lerchenfarbe; sie sind graubraun und die Ränder der

Fe-

Federchen graumeiß; aber unterhalb weißlich mit ſchwarzen Flecken in der Mitte der Federchen. Die Federchen um den Schnabel ſind blaß. Die Schwungfedern ſind weiß geſäumet; die beyden äußerſten Ruderfedern haben einen breiten weißen Rand; die übrigen ſind graumeiß geſäumet. Die Flügel ſind unten ſchwarz; die Füße graubraun. Dieſer Vogel hält ſich in den trockenſten ſalzen Steppen zwiſchen der Wolga und dem Jaik auf, wie auch in der ganzen ſüdlichen tatariſchen Wüſte. Im Winter nähert ſie ſich bewohnten Gegenden, und verſammelt ſich einigermaßen in Scharen; im Sommer iſt ſie einſam, indem ſie die ödeſten Felder bewohnt und kaum ſingt. Dieſe ſchwarzen Steppenlerchen ziehn ab, wenn die Winterſtürme mit Schneegeſtöber drohen, auch bey Zarizyn aus der Steppe, nur in die Nachbarſchaft der Dörfer und Wohnungen, verlaſſen aber die Gegend nie."

Forſter beſchreibt in den Philoſophical Transact. Vol. LVII Year 1767. p. 350. n. 56. (unter der Rubrike: Alauda Yekonienſis. Specimen Hiſtoriae naturalis volgenſis) eine Lerche, die eine bloße Abänderung der tatariſchen ſchwarzen Lerche zu ſeyn ſcheint. Er ſagt: Der Schnabel iſt grad, pfriemenförmig; die Zunge zweyſpaltig; der hintere Nagel grader und viel länger als die Zehe; der Schnabel iſt an der Wurzel ſchwarz, ziemlich dick und an der Spitze weißlich. Der Leib und die Flügel ſind ſchwarz, mit wenigen röthlichen Flecken am Kopfe, Rücken und oberen Theile der Flügel; der äußere Rand der ſechſten Schwungfeder iſt weiß und die beyden mittelſten Ruderfedern ſind rothgelblich. Sie leben ſcharenweiſe jenſeits der Wolga in der Nachbarſchaft des Yekonieniſchen Sees, und werden Yekonieniſche Lerchen genannt. Sie ſind vom vortreflichen Geſchmacke und im Auguſt ſehr fett. Sie ſind von der Größe des Staars. —

Die veränderliche Lerche des Gmelin (Alauda mutabilis cf. Sam. Gottl. Gmelin vario-

avium expositio, in *Novis Commentar. Ac. Scient. Imper. Petropolit. A.* 1770. *Tom.* XV. *p.* 479. *n.* 20.) ist ebenfalls von einerley Art mit der tatarischen schwarzen lerche, und er gab ihr wahrscheinlich diesen Nahmen, weil sie im verschiedenen Geschlecht und Alter sehr verschiedene Farben annimmt. Er sagt:

Diese veränderliche Lerche ist von der Spitze des Schnabels bis an das Ende des Schwanzes sieben Zoll und zwey Linien lang. Der Umfang des Leibes beträgt beynahe fünf Zoll. Der acht Linien lange Schnabel ist an der Wurzel schwärzlich, pfriemenförmig, dickgrad abhängig, mit gleich langen Kinnladen. Der ganze Vogel ist schwarz, mit weißen und weißgrauen Federsäumen oben am Halse, Rücken und Schwanze. Die Stirn die am Männchen schwarz ist, ist bey dem Weibchen weißgrau. Bey beyden ist aber der vordere Theil des Leibes äußerst schwarz, und nur die Gegend unter den Flügeln mit sparsamen grauweißen Federn dünn besetzt. Die achtzehn Schwungfedern sind äußerst schwarz, und an der Spitze verloschen graubräunlich. Die Deckfedern haben eine gleiche Farbe. Der etwas scheerenförmige Schwanz besteht aus zwölf Ruderfedern, von welchen die äußerste an jeder Seite ungefleckt, die übrigen aber an der Spitze weißgrau sind. Die Füße und Zehen sind schwarz. Der gerade Nagel am hintern Zehe ist länger als alle übrige Nägel. Die Augen sind klein und haben eine schwarzgelbe Regenbogenhaut und Sehe.

So siehet der Vogel in seinem völligen Alter aus. Jünger hat er das Ansehen der lerchen, ist am ganzen Leibe aschgrau, oder aschgrauröthlich. — — Des Winters findet man den Vogel sehr oft in Astrachan, wo er in Wüsten fliegt; bey Annäherung des Frühlings zieht er scharenweise in die obere Gegend des Wolgaflusses. —

Man sehe die Figur 452.

Die

Die Lerche vom Irtisstrom. Wir haben die Kenntniß von dieser Lerche dem Herrn Pallas zu verdanken, der erst zwar zweifelhaft war, ob er sie zu der Kalanderlerche rechnen sollte; nachher aber ausdrücklich sagt, daß sie eine besondere, von der Kalanderlerche noch mehr als die mongolische Lerche, verschiedene Art sey. Sie ist größer als die übrigen Europäischen Lerchen. Der Schnabel ist graugelb, an der Spitze braunroth. Der Scheitel, die Ohren, die Schultern und Deckfedern des Schwanzes sind gelbrostig oder rostfarbigbraun. Die übrige Farbe ist wie bey den Lerchen unten schmutzig weiß. Die Schwungfedern der zweyten Ordnung sind mehrentheils weiß, welches an den ausgebreiteten Flügeln am meisten zu sehen ist. Von den Schwungfedern der ersten Ordnung ist die äußerste am Rande weiß. Von den Steuerfedern ist die äußerste gänzlich und die nächste am Rande weiß. Diese Lerche ist häufig in den freyen Feldern am Irtisstrome, sie nistet an der Erde, fliegt nicht hoch und singt schlechter und ungeschickter als die Ackerlerche.

Die mongolische Lerche. Alauda mongolica.

Pallas Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. Th. III. ed. in 4to. Anhang S. 697. n. 19.

K. Schwed. Akad. Abh. 1778. 4o B. p. 193.

Herr Pallas sagt von dieser Lerche:

„Die mongolische Lerche, die in den tatarischen Feldern von dem Wolgastrome bis an den öden Ohrenem ziemlich gemein ist, zeiget sich häufig auf dem Felde innerhalb der zwischen den Strömen Ural und Irtisch liegenden Bergstrecken; am meisten um den ausgetrockneten See Tarei und den kleinen Fluß Ohren Ber

wo sie auch von Messerschmidt ist beobachtet worden, der auch in seiner Reisebeschreibung, die bey der kaiserlichen Akademie zu Petersburg in Handschrift verwahret wird, sie kürzlich erwähnt, aber unrecht für Olinà Calandra angesehen hat. Sie hält sich unter andern daselbst häufigen Lerchen auf, findet sich meist an der Erde, wo sie ihr Futter von der Salsolà Samen und kleinen Schalinsecten sucht, und während daß sie auf dem Felde sitzt, läßt sie ein eigenes zuweilen gleichsam abgebrochenes Zwitschern hören. Ich habe diesen Vogel auch bey Selenga angetroffen, und zweifle nicht, daß er sich überall in den mongolischen weißen Feldern findet. Seine Jungen brütet er im Junius aus, man sieht sie, ehe sie fliegen können, um das Nest herum laufen und könnte sie da für kleine Wachteln halten, denn ihre Farbe ist oben dunkel mit ausgestreuten lichten Platten auf die äußersten Federspitzen, unterwärts weißlich, außer am Halse, der bunt ist, die Flügelfedern und Deckfedern mit lichtfarbigen Rändern, die Schwanzfedern ganz kurz und blaßgrau an den Rändern, die Füße dicke und weiß mit etwas großen Hinterzehen. Alles dieses macht diese Jungen den ausgewachsenen sehr unähnlich, die ich nur beschreibe."

„Dieser Vogel ist ohngefähr so groß als der Gesangdroßel. Der Schnabel ist in der Lerchengattung der dickste, den Feldhüner Schnäbeln ähnlich, wo nicht länger, weißlich, oben und an der Spitze etwas graubräunlich. Die Zunge ist schmal und am Ende mit zwey Spitzen versehen. Der Kopf ist rostfarbig, der Scheitel von stärkerer Farbe, und vom Schnabel bis zum Genicke mit einem weißen Schleyer umgürtet, und in der Mitte mit einem weißen Streifen bezeichnet. Der Nacken ist etwas rostfarbig. Die Farbe des Rückens ist wie bey der Kalanderlerche blaßgrau mit braungrauen Streifen. Die Kehle und der Untertheil des Leibes sind weiß, und am Weibchen schmutziger. Die Seiten rostfarbig gestreift. Ein großer schwarzer zweylappiger Flecken umfaßt die Gurgel, fast wie bey der Kalanderlerche. Die Flügel sind oben an der Wurzel nebst den Deckfedern des Schwanzes rostbraun.

Von den achtzehn Schwungfedern sind die vordern schwärzlich, die erste bis dritte am äußern Rande weiß; die siebente bis funfzehnte herzförmig aus-

ge-

gekannet, wie der der Lerchengattung gewöhnlich ist; weiß, an der Wurzel braungrau und zwar desto weiter, je mehr sie nach außen liegen; die inneren sind mit allen Deckfedern der zweyten Ordnung braungrau, mit grauen Säumen. Der Schwanz ist fast gleich und schwarz: die beyden mittelsten Ruderfedern sind braungrau mit grauen Rändern, die äußerste ist weiß und bloß an der Wurzel schwärzlich. Die Füße sind blaß braunroth und stark; die Zehen kurz, dicker und knotiger als bey den übrigen Lerchen; der hintere Nagel ist oft kaum so lang als der Zehe, gerade, dick, und dreyeckig pfriemenförmig; die vorderen Nägel sind etwas krumm. Das Gewicht wiegt fast bey allen eine Unze und sieben Drachmen oder zwey Unzen zu betragen. Die Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Bürzel vier Zoll, acht Linien, der Schwanz zwey Zoll, vier Linien; des Schnabels bis zur Stirne sechs Linien, bis zu den Mundwinkeln achtehalb Linien. Die Breite mit ausgebreiteten Flügeln betrug einen Fuß, einen Zoll und drey Linien; die zusammengelegten Flügel über vier Zoll und drey Linien; die Länge des Schnabels einen Zoll; die mittelste Vorderzehe mit dem Nagel von drey Linien, neun Linien; der äußeren, mit dem Nagel von 2½ L., 5½ Linien; der inneren, mit dem Nagel von 2½ L., sieben Linien; die hintere Zehe, mit dem Nagel von 3½ L. acht Linien. Sie ist also mit der wahren Kalanderlerche und schwarzen Lerche, die von uns in den tatarischen Wüsten beobachtet ist, in ihrer Gattung in Ansehung der Größe unter die vorzüglichsten zu rechnen."

Man sehe die Figur 4523.

Cetti in s. Naturgesch. von Sardinien Th. II. S. 150.] erwähnt noch einer Lerchenart, ohne die Art genau zu bestimmen, und von der es ungewiß ist, ob sie zu den Lerchen gehöre. Er sagt:

„Ich füge noch die Beschreibung eines Vo„gels bey, der nicht eigentlich zur Gattung der „Lerchen gehöret, da ihm das von der Kralle des „großen Zehen genommene Unterscheidungszeichen „mangelt. Er ist so groß, wie die Ackerlerche-

„seinen Schnabel und die Farbe des obern Theils „des Körpers hat er ebenfalls mit jener gemein, „nur unten ist er ganz weißlich, ohne alle Flecken. „Die Kralle der großen Zehe ist, zwar wirklich „die größeste, allein sie ist krumm gebogen, und „nicht länger als zwo Linien, da die Zehe selbst „merklich länger ist, welche ziemlich an drey Li„nien reicht. Die große Aehnlichkeit dieses Vo„gels mit der Lerche macht, daß man ihn von „derselben nicht unterscheidet, und ihn mit den „Lerchen vermengt. Er hat daher auch in Sar„dinien keinen eigenen Nahmen, wiewohl er „sich daselbst ziemlich zahlreich aufhalten muß, „da ich selbst ihn sehr oft aus der Gegend von „Sassari erhalten habe. Diese Art ist übrigens, „wie sich vermuthen läßt, diejenige, welche in ei„nigen Gegenden von Italien Alladola salvatica „genannt wird.“

Scopoli beschreibt auch eine Lerche, giebt aber so kurze Nachricht davon, daß man sie nur auf sein Zeugniß als eine besondere Art anführen kann. Er will sie jährlich in den bergigen Gegenden Tyrols gesehen haben, und nennet sie **Winterlerche**. Sie ist klein und zischet klärer und öfter hinter einander als die Spipoletta. Sie flieget aus den mit Rüben besäeten Feldern in die Höhe, und setzet sich gleich wieder. Im October streicht sie scharenweise und hält den Winter nicht aus. Sie hält sich gerne am Wasser auf. Sie wird von den Italiänern Squizzelina genennet.

Die Lerche hat ein vortreffliches, wohlschmeckendes Fleisch, und wenn es von einigen als ungesund angesehen wird, so kann es wohl nur in dem Fall seyn, wenn man übermäßig und zu viel

davon

[redacted] gegeben, und sie zum Nachdenken zu reizen [redacted]. Man nennt die Leute auf diesem Ort [redacted]. Da sie sich aber in den Schulen nicht lange [redacted] und sie gemeiniglich sehr reich sind, und doch zum Theil von der Geschicklichkeit [redacted], so suchen sie sich als Lehrer auf den Höfen, [redacted] sind sie besonders angenehm in Frauenzimmer, [redacted] einige Künste gründlich lernen, so daß sie sich [redacted] können. Sie verstehen nun die [redacted] zu Commissionen: den meisten Gelegenheit hat [redacted] in Romer über verschiedene [redacted]. Weil diese sich in der Gesellschaft sehr verschicken, und [redacted] Leute von der andern abstechen. Eine Kunst [redacted] sich den Augen Diejenigen auf diese Weise gemein [redacted].

Man hat auch eine Gesellschaft zu unternehmen, [redacted] man sie das Jahr zu Ehren hatten, und recht [redacted] eben kann. Gemeiniglich werden sie, wie gemeiniglich [redacted], sehr gemein, und die Gedichte sehr [redacted], und in diesen Stücken Wahrheiten;) und [redacted] gemeiner Sorte hervorgebracht. Es müssen aber die Reden recht kurz und sehr gedrungen [redacted] sein. Indessen kann man sie brauchen, aber [redacted] nur sel. Daß sie durchgehends Beyfall finden, [redacted] man sie sagen, wie sonst, sondern daß sie [redacted] können, und in einer Versammlung Reden oder [redacted] Theaten sagen, auf den Fahnen oder Schild, und [redacted] Gedichte, auch einige von den Versen [redacted] der Reden stehen, darauf Bezug haben, [redacted] sie etwas sittliches lehren, sie auf der Bühne [redacted], sehr reden lassen, und recht gebrauchen. [redacted]

Wenn

*) Wer von der Redekunst kein Freund ist, kann sie auch vergessen, und andere Sachen nehmen, um seinen Verstand zu üben.

Wenn man sie wohl in Acht nimmt, damit sie nicht zu warm stehen, bleiben sie lange Zeit gut.

Einige haben auch die Gewohnheit, daß sie die Vögel, statt mit Butter zu begießen, bloß mit Salz bestreuen, auch wohl Wein darauf gießen, und sie alsdann mit Steinen beschweren. Vielleicht ließen sie sich auch ordentlich einpökeln, und alsdann im Winter als das feinste Pökelfleisch zum Gemüse essen; ja, sie möchten auch gar wie die Bücklinge geräuchert werden können, da sie verhältnißmäßig eben so fett sind, als Gänse und Aenten nur immer werden können. Die geräucherte Aente oder Spickänte hat wegen ihres feineren Fleisches, schon große Vorzüge vor den Spickgänsen, und sie ist, selbst für den schwächsten Magen, wenn sie auch roh genossen wird, verdaulich; — was will die Lerche nicht seyn? — Allein, Vorsicht beym Räuchern würde nöthig seyn, damit sie nicht zu viel erhielte. Man müßte den Rücken spalten, und den Vogel mit ein Spielhölzchen auseinanderbreiten, und alsdann ihm den Rauch geben, welchen er nach Maßgabe seines Körpers haben muß.

Wenn die Lerchen gebraten werden sollen, pflückt man die Federn behutsam und rein ab, wobey einige die Methode haben, daß sie die Haut vom Kopfe mit den Federn abziehen, alsdann wäscht man sie rein, und nimmt sie nicht aus (da aber einige gar keinen Vogel unausgenommen essen, so nehmen einige Hausmütter sie auch aus, oder ziehen nach abgeschnittenem After den Afterdarm heraus). Alsdann steckt man den Schnabel auf der Brust, dichte am Halse ein; die Flügel bricht man im ersten Gelenke ab, oder man legt die Spitze davon oben auf den Rücken. Die Füße werden vorn durch, nach hinten gebogen. Hierauf schneider

det man ganz dünne Scheiben Speck, wovon jedem Vogel eine Scheibe auf die Brust gelegt wird. Diese Scheiben müssen aber so groß seyn, daß, wenn man die Vögel quer durch an den Vogelspieß steckt, man auch durch den Speck an beyden Seiten sticht, und es dadurch feste wird. Es muß auch so lang, wie der Vogel seyn. Alsdann bindet man die Vogelspieße, welche von Silber, Messing, Eisen oder Holz sind, an einen großen Spieß, und bratet sie mit Butter. Man begießt sie fleißig, und läßt sie gar, aber nicht hart werden. Hierzu, einen guten Braten zu machen, das gehörige Maß von Salz zu treffen, und den Grad des Feuers nach der Größe des Bratens einzurichten, wird Uebung erfordert, welches aber jeder Koch, oder jede Köchinn verstehen muß. Man kann die Lerchen auch ohne Speck braten, und wenn man silberne Vogelspieße hat, so pflegt man sie mit den Spießen auf den Tisch zu bringen.

Auf andere Art bratet man die Lerchen auch so: Man steckt, nachdem die Lerchen gehörig zum Braten vorbereitet worden, zwischen jede Lerche ein Stückchen breit geschnittenen Speck, hierauf bestreuet man sie mit Semmelkrumen, und würzt sie mit Pfeffer, Ingber und Salz, unter dem Braten begießt man sie oft mit Butter damit sie saftig werden, und endlich vor dem Anrichten röstet man noch mehr Semmelkrumen schön gelb, und streuet sie über die Lerchen in der Schüssel.

Einige nehmen den Lerchen die Köpfe, und ziehen die dünnen Därme heraus, wobey sie sich in Acht nehmen, daß sie kein Fett mit herausziehen, legen sie darauf eine Viertelstunde in Wasser, stecken sie alsdann auf den Vogelspieß und braten sie auf dem Roste über Kohlen, salzen sie, begießen

sie

sie fleißig mit Butter, und bestreuen sie alsdann mit Semmelkrumen. Andere braten sie auch in der Pfanne oder einem Tiegel auf eben die Art, lassen aber wieder die Köpfe daran, und die Gedärme darin.

Die gefüllten Lerchen bratet man auf folgende Art: Man rupft sie zuerst so behutsam, daß die Haut nicht verletzt wird, worauf sie am Halse mit einem Federkiel aufgeblasen werden, alsdann nimmt man Hünerlebern, ein wenig Speck und Majoran, hackt alles klein unter einander, röstet es in Schmalz, zerklopft ein Ey, gießt ein wenig Fleischbrühe daran, daß die Fülle nicht zu dick sey, thut Salz, Pfeffer, Ingber und Muscatenblüthe hinzu, und füllt es zum Halse hinein, bindet die Lerchen in Lorbeerblätter, steckt sie an den Spieß, beträuft sie mit geschmolzener Butter, und bratet sie gemächlich, daß sie nicht aufbrechen.

Mit Speck bratet man die Lerchen auch auf diese Weise: Man steckt sie auch mit Speck wechselsweise an den Spieß, aber nimmt auch Salveyblätter dazwischen. Wenn man sie beträufeln will, so wird ein Stück Speck in Papier gewickelt und angezündet, daß solcher zerschmelze, und auf die Lerchen getröpfelt werden könne. Ob ich nun zwar in meinem Leben häufiger Lerchen gegessen, als selbst gebraten habe, so glaube ich doch, daß diese Methode die Lerchen zu beträufeln zu erkünstelt, zu weit hergehohlet, und die Erfindung eines Koches sey, der sehr auf Formalitäten in der Kochkunst bedacht ist, so wie man ehemahls in vielen Wissenschaften, die ganze Gelehrsamkeit fast in die Terminologien setzte. Der Speck kann auf viel bequemere Weise zum Flusse gebracht — ja, er kann an einer Wachskerze gebrannt, und alsdann abgetrau-

räuſeht werden, oder, ſollte dies nicht genug ſeyn, mit einer ſtärkern Flamme. Auch iſt das durch die Flamme unmittelbar entſtandene Schmalz ſtets räucherich und verbrannt vom Geſchmack, womit man in einigen Gegenden bloß Mäuſe und Ratten zum Fange lockt. Will Jemand aber durchaus Papier-Oehl mit unter verbranntem Speck zu den Lerchen eſſen — nun dann kann man ihm ſolche Umſtände nicht verdenken; allein, er könnte vielleicht doch noch mit wenigern Umſtänden dazu kommen. —

Gebratene Lerchen in einer Brühe zuzurichten. Hierzu müſſen ſie ſaftig abgebraten werden und alsdenn kommt folgende Brühe dazu: Man nehme ſüßen rothen Wein, ſchneide Zwiebeln (Pollen oder Bollen wie man hier ſpricht) Mandeln und Citronen klein, würze es mit Zimmet und Cardemomen, drucke Citronenſaft darin; und laſſe alles in einem Tiegel aufſieden. Zuletzt werden klein geſchnittene Citronenſchalen hinzu gethan doch nicht viel. Wenn die Vögel gebraten ſind, legt man ſie in eine zugedeckte Schüſſel, gießt dieſe Brühe darüber, ſetzt ſie auf eine Glut, und läßt es noch eine Weile ſieden, und ſtreut zuletzt noch Zimmet und klein geſchnittene Citronenſchalen darauf.

Die Lerchen im Ragout zuzurichten. Nachdem die Lerchen ausgenommen ſind, ſo werden ſie in einer Caſſerole mit Speck und ein wenig Mehl braun paſſiret, hernach mit Salz und Pfeffer gewürzt, alsdenn läßt man ſie in einer kräftigen Brühe von Champignons, Trüffeln, Artiſchockenböden und Morcheln wohl kochen; wenn ſie halb gekocht ſind, wird ein Glas Wein daran gegoſſen, und wenn das Ragout gahr iſt, thut man ein Jus von Rindfleiſch dazu, drückt Ci-

tronensaft darauf, und richtet das Gericht warm an.

Mit Aepfeln und Corinthen bereitet man ebenfalls Lerchen, daß sie gut schmecken, und dieses geschieht sehr leicht, denn man thut die Lerchen, wenn sie ausgenommen, mit würflich geschnittenen Borsdorfer Aepfeln, Corinthen, Zucker, ein wenig braunem Mehl, halb Wein und Wasser in eine Casserole, läßt alles damit durch- und gar kochen, und alsdann ist das Gericht fertig.

Kleine Pasteten von Lerchen: (*) Hierzu werden die Lerchen recht rein geputzt und ausgenommen. Das Eingeweide aber nicht der Magen wird in Butter gar gebraten, und wenn es kalt ist, mit Kalbfleisch klein gehackt, wovon man eine Farce macht, und die Vögel damit anfüllet. Von dem Uebrigen macht man kleine Klöße; man kocht darauf Morcheln, schneidet sie klein, imgleichen Kälbermilch, (diese essen aber viele nicht gern, und man kann statt deren etwas anderes, welches sich dazu schicket, nehmen) wie auch Artischockenstiele oder Böden, in Stücke geschnitten, eingemachte Champignons, geweichte Trüffeln, auch klein geschnitten — nun kommen die Vögel in eine Casserole oder einen Tiegel, darauf gießt man Fleischbrühe, thut die Klößchen, und das in kleine Stücke geschnittene dazu, nebst gestoßenem Pfeffer, Muscatenblumen, ein Paar Gewürznelken und Salz — man giebt zu Butter ein wenig Mehl und etwas recht fein gehackter Zwiebeln, läßt dieses bräunlich werden, und thut es dazu.

Ist

(*) Was hier gesagt wird, kann auch bey andern kleinen Vögeln, besonders Goldammern, Sperlingen und Finken angewandt werden.

Iſt dieſes alles geſchehen und in Ordnung gebracht, alsdann nimmt man kleine runde Semmel, oder, wie wir ſie in Berlin nennen, Milchbrod; (es giebt deren hier harte und auch weiche,) man ſchneidet eben die runde Platte ab, höhlet aus der Semmel die Krume heraus, aber ſo, daß die Rinde nicht zerbricht; hier füllet man die Sachen hinein, und leget in jedes Milchbrod einen Vogel, auch wenn man ſie hat, eine Auſter; man gießet von der Brühe ein wenig dazu, und backt dieſe kleinen Paſteten in der Tortenpfanne. Sie brauchen aber wenig zu backen. Die übrige Sauce giebt man auf den Tiſch. An Tafeln, wo es ſehr auf Nebendinge ankommt, giebt man auch jede ſolcher Paſteten in großen Auſterſchalen zu Tiſche — mich dünkt aber, daß nur die Zunge und der Magen hernach entſcheiden. — —

Es geht jetzt in der Kochkunſt eben ſo, wie es in vielen andern Dingen geht — man bringt oft ein und eben die Sache nur unter andern Geſtalten zu Tiſche, und höchſtens iſt eine andere Brühe gemacht. Für den, der eine feine Zunge hat, iſt ſolches oft läſtig, beſonders, wenn er das Reine der Sache liebt. Daher ſchlage ich für denjenigen, der rein das Lerchenfleiſch in einer Paſtete ſchmecken will, folgende Methode vor: Man verfahre mit den Lerchen gerade ſo, wie mit jungen Tauben und Hühnern, wenn man von ſolchen eine Paſtete bereiten will, und laſſe alle überflüſſige Künſteleyen weg. Auch zu einer offenen Paſtete kann man ſie eben ſo gut zubereiten. Hiezu ſchneidet man ſie halb durch, vom Kopf bis zum Steiß, und macht ebenfalls die Paſtete ſo, wie ſie von jungen Tauben gemacht wird. Auf den Rand der Schüſſel wird e

Reißrand gemacht, und wenn alles wohl vorher zugerichtet ist, so darf oben auf der Tortenpfanne nur das Feuer etwas stark wirken. Ueberhaupt aber giebt es schon unzählbare Arten von Pasteten, und ich glaube, daß nur die Zunge mehrentheils entscheidet. Bey großen Gastereyen aber ist es Politik, gleich nach der Suppe Pasteten zu geben, und da sind die Pasteten der ersten Art sehr gut, wobey sich mancher noch aufhält, indem er mit den kleinen Knochen der Lerche zu kämpfen hat, die seine schlotternden Zähne nicht bezwingen können, und welche er nicht gern mit Fleisch bedeckt, auf dem Teller — vielleicht aus Eigennutz — vielleicht aber auch aus Ehrbegierde liegen lassen wollte — — — damit die nebensitzende Schöne nicht merken soll, daß man schon überjährig sey. Solche sind oft Leute, die den Ton an der Tafel angeben, und man verliert, (wenn man vernünftig ist,) nicht dabey, indem man während daß sich unterhalten, und schon verdauen kann.

Auf eine andere Art eine Lerchenpastete zu machen: Man pflegt Kalbsnieren zu nehmen, diese mit Semmelkrumen, etlichen Eyern, Salz, Zucker, Zimmet, geriebener Muscatennuß, kleinen Rosinen und ein wenig Rosenwasser recht klein zu hacken, und dieses alles in einem Tiegel warm zu machen. Hernach nimmt man die rein gemachten Lerchen aus, und thut von dem vorher benannten hinein, womit sie ausgefüllet werden; was übrig bleibt, davon werden kleine Klöße gemacht. In die Pastete kann man unten Butter, alsdenn die gefüllten Lerchen und die Klöße legen, und oben darauf Zucker, Mark und Datteln streuen und legen. Wenn nun die Pastete mit diesen allen gebacken ist, wird oben die Brü-

he,

he, welche von Wein, Butter, Zucker und Eyerdottern zubereitet ist, hineingeschüttet, und die Pastete wird schmackhaft seyn.

Es kann aber auch eine Lerchenpastete noch anders gemacht werden: Wenn die Lerchen wohl gereinigt, und in siedendem Wasser ausgewaschen, legt man sie nebst einem Stück Butter in einer Casserole, mit Ingwer, Muscatenblüthe, Lorbeerblätter und Citronen, läßt sie ziemlich schwitzen, so geben sie eine Brühe von sich, diese seihet man in ein besonderes Geschirr ab. Hierauf macht man einen mürben Teig, treibt ein Blatt aus, legt es auf ein Blech oder Bogen Papier, setzt einen Rand eines Querdaumens hoch auf den Teig, belegt den Boden, so weit als die Pastete geht, mit Speck, streuet allerhand gutes Gewürz darauf, legt auf selbiges die Lerchen, wovon aber einige zum Coulis übrig behalten werden müßen, oben auf wieder Speck, Ingwer, Muscatenblüthe und Citronenscheiben, wie auch Citronenschalen und klein gehackte Sardellen, überzieht alsdenn die Pastete, so zierlich als möglich, und setzt sie in der Tortenpfanne oder im Ofen. Sobald die Pastete braun geworden, so wird darin ein Loch gestochen. Unterdeß kann man die zurückgelegten Lerchen, nebst ein paar Scheiben Semmel, die in Schmalz geröstet werden, wie auch ein wenig Zwiebeln in einen Mörser zerstoßen, gute Fleischbrühe und Wein daran gießen, es mit einander kochen lassen, durch ein Haartuch streichen, und dieses durchgestrichene Coulis durch einen Trichter in die Pastete gießen wieder in den Ofen setzen, worin sie noch ein wenig dämpfen muß. Will man sie nun anrichten, so schneidet man sie auf, gießet die von den Lerchen abgeseihete und zurückgesetzte Brühe

in die Pastete, rüttelt sie wohl untereinander, und giebt sie zu Tische.

Oder: Es wird eine Pastete wie gewöhnlich, aus feinem Teige verfertiget, hernach werden die Magen aus den Lerchen genommen, solche sauber geputzt, und ordentlich in den Pastetenboden auf die Fülle gelegt, mit gestoßenem Speck, einigen fetten Lebern, Salz, Pfeffer, Champignons, und einem Bündchen feinen Kräutern gefüllt. Den Deckel macht man von eben dem Teige, streicht die Pastete, setzt sie in den Backofen, und wenn sie gar ist, läßt man ein wenig Mehl in zerlassenem Speck rösten, und macht Hammel- oder Kalbfleischbrühe und Citronensaft daran.

Will man Lerchen mit Sauerkohl essen, so werden sie gereiniget, die Füße abgeschnitten, der Magen behutsam herausgenommen, und in warmen Wasser gewaschen; alsdenn läßt man Butter in einem Tiegel kreischen, worin sie gebraten werden. Wenn der Sauerkohl wie gewöhnlich gekocht ist, thut man kurz vor dem Anrichten die Vögel dazu, damit der Kohl einen Geschmack davon erhält. Man kann auch vorher Kapern an den Sauerkohl legen, welche auch ohne Lerchen an dem Sauerkohl gut schmecken. Wer es will, macht auch ein wenig Zucker daran, auch geriebene Semmel, oder ein wenig Weizenmehl.

Lerchen mit Weinbeeren oder Weintrauben. Wenn die Lerchen, wie gewöhnlich, mit Butter und Semmelkrumen in der Pfanne gar gebraten sind, so schüttet man Weinbeeren darein; nachdem man die Lerchen herausgenommen, läßt man die Beeren in der Butter durchschmoren, und beym Anrichten bestreuet man sie stark mit Zucker und Zimmet. Man kann auch die sogenannten

Hei-

Heidelbeeren, Stachelbeeren u. d. gl. eben wie die Weinbeeren hierzu nehmen.

Ein Fricaſſe von Lerchen. Man nimmt die Lerchen aus, ſetzt ſie in einer Caſſerole nebſt ihrer Beylage, Speck, Champignons, Trüffeln, Maſſeroven, Salz, Pfeffer, Gewürznelken, und feinen Kräutern auf das Feuer. Wenn ſie etwas gekocht, macht man ein wenig Mehl daran, ſchwenkt ſie wohl um, gießt ein Glaß Champagner Wein daran, nimmt das Fett ab, und läßt ſie gelinde kochen. Wenn ſie bald gar ſind, macht man ſie mit einen guten Coulis oder einigen Eyerdottern dicklich, in welchen letztern man allenfalls unreifen Traubenſaft zergehen läßt, worauf ſie warm angerichtet werden.

Lerchenbauer, iſt ein Vogelbauer welches beſonders nur für Lerchen beſtimmt, und eingerichtet iſt. Es haben die Lerchenbauer ſowohl verſchiedene Geſtalten, als ſie auch aus verſchiedenen Materien verfertiget werden. Man hat ſie ganz von meſſingenem Drath, und nur mit einem hölzernen Boden, und eben ſo auch von Eiſendrath, dann mit hölzernen Stäben und mit Drath ausgeflochten, ſo wie auch ganz von Holz. Ihre Form iſt theils viereckig, und eben platt, theils rund und eben gewölbt, und theils rund und oben ſpitz, wie ein Zuckerhuth. In den Lerchenbauern macht man keine Sitzſtöcke, wie in andern Bauern, weil die Lerche ſich auf ſolche nicht ſetzt, wie es andere Vögel thun; vielmehr beſtreuet man den Boden etwa einen Finger hoch mit Sand, und in der Mitte des Bauers läßt man auf ein drey Finger hohes gerades Stöckchen eine kleine, eben platte Scheibe machen, die wie ein kleiner Tiſch in dem Bauer ſteht, worauf die Lerche ſich häufig ſetzt und ſinget.

Bey wilden Lerchen muß das Vogelbauer unten rings herum mit einer Wand von Holz, Papier oder Leinwand umgeben werden, damit sie nicht sehen, was um ihnen vorgehet, und auch oben der Deckel oder der Himmel des Bauers muß von Leinwand oder anderm Zeuge seyn, wie bey den Wachtel- oder Nachtigallbauern, damit sie sich beym schnellen Auffliegen nicht den Kopf zerstößt, und stirbt. Alle diese Bedeckungen hat man so viel als möglich, von grüner Farb, weil die Lerche solche liebet, und darin munterer ist.

Einige Lerchenbauern sind von den Korbmachern geflochten, und bestehen ganz aus dünnen, abgeschälten Weidenzweigen. Die Wand, damit der Vogel nicht aussehen könne, ist korbartig geflochten, und von derselben gehen Stäbchens in die Höhe und sind oben in einer Spitze vereiniget, so, daß die wilde Lerche statt eines Stoßes nur einen Streif erhält, der so sehr gefährlich nicht ist. Gewöhnlich hat man alsdann, wenn man die Lerchen füttert, tränkt und das Bauer rein macht, nur zu befürchten, daß sie sich Schaden thun; sobald sie aber zahm sind, kann man sie in alle Gattungen von Bauern setzen, und sie werden sich nie den Kopf zerstoßen.

Im Büffon wird angerathen, daß man den wilden Lerchen die Flügel binden soll, welches geschicht wenn man die Schwungfedern von beyden Flügeln, auf dem Rücken zusammen bindet. Dis thun auch unsere Vogelhändler in Berlin, denn, sie können sonst die Vögel nicht bezähmen und greifen, wenn sie verkauft werden sollen; allein, dis dauert auch nur kurze Zeit. Würde man aber in dem Bauer den Vogel so lange gebunden halten wollen, bis er zahm wäre, so würde er

nicht

nicht allein traurig werden, ſondern er würde ſich auch nicht wieder das Ungeziefer ſchützen können, welches alsdann vorzüglich unter den Flügeln Zuflucht nehmen würde, welche der Vogel nicht ausbreiten, folglich auch die Federn nicht mit dem Schnabel abſtreifen kann.

Lerchenbaum, (der) Pinus Larix *Linn.* Franz. Melese, Meleze oder Larege, auch deutſch noch die Lerche, oder Lärche, Lierbaum, Leerbaum, Rothbaum, Buchbaum, Lerrbaum, Schönholz, Löhrbaum genannt, engliſch Lark-tree, im mittlern latein Larefus, Griechiſch λαρξ, im Italiäniſchen Larice. Herr Adelung nennt dieſen Baum die *Lärche*, und ſagt, da der Nahme dieſes Baumes mit der Lerche nichts gemein hat, ſo ſchreibe man ihn um der Verwandſchaft mit den ältern Nahmen fremder Völker billig mit einem *ä*. Nach dem allgemeinen ökonomiſchen Forſtmagazin aber von Herrn Stahl, wollen einige den Nahmen Lerchenbaum von der geſtreiften Farbe der jungen Aeſte, und derſelben Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer jungen Lerche herleiten: den Nahmen Leerbaum aber, weil der Stamm während des Winters von Blättern entblößet und leer iſt. Dieſe kritiſchen Muthmaßungen machen indeſſen nichts von Wichtigkeit aus. Die Benennung des Rothbaums hat ohne Zweifel von der röthlichbraunen Farbe des Holzes ihren Urſprung (*).

(*) In den botaniſchen Schriften kommt der Lerchenbaum noch unter folgenden Benennungen vor, als: Larix foliis deciduis, conis ovatis obtuſis. The Gardeners Dictionary, the ſeventh Edition by *P. Miller* n. 1.

Larix foliis deciduis conifera. *Du Hamel* Traité des Arbres et Arbuſtes p. 332. n. 1. et *Gray* Catal. of Trees and Shrubs pag. 22. n. 1.

Common Conebearing *Larch Tree*. *Miléſe*, qui quitte ſes feuilles l'hyver, etc.

Man findet den lerchenbaum in Tyrol, Schlesien, Steyermark, Kärnthen, Böhmen, in der Schweitz, in Frankreich, Ungern, auf den Carvatischen Gebirgen, und in Sibirien, besonders auf erhabenen Gegenden dieser Länder, hingegen selten in der Ebene. Er liebet kalten, kiesigen, steinigen Boden, doch verschmähet er aber auch nicht ein lockeres Erdreich, dagegen aber hat er nicht gern einen schweren, thonigen und sumpfigen Standort. Ein junger Botaniker der erst neulich von einer Reise von den Alpen zurück gekommen, sagt in einem Briefe: „den lerchenbaum „(Pinus Larix *Linn.*) habe ich übrigens auf „seinen ursprünglichen Wohnplätzen gesehen. Im „salzburgischen Gebirge wächst er den in Thälern, „an den Seiten der Berge, und sogar auf Alpen, wo außer der Zürbelnuß oder Zirbelnuß „(Pinus Cembra *Linn.*) kein hochstämmiger „Baum mehr gedeiht. In niedrigern Gegenden „erreicht er eine beträchtliche Größe. Ueber 3000 „Fuß hinauf wird er aber kümmerlicher, und er„liegt endlich ganz in der Nähe des ewigen „Schnees.“

Der lerchenbaum unterscheidet sich durch den Wuchs seiner Nadeln oder Blätter merklich von den übrigen Nadelhölzern, außer der libanotischen Ceder, (Pinus Cedrus *Linn.*) bey welcher sie nähmlich gleich gestaltet, jedoch steifer, spitziger und immerwährend anzutreffen sind. Diese Blätter oder Nadeln wachsen allezeit in kleinen Büscheln, beynahe zu ein Paar Dutzend stark, rund an den Zweigen umher, und sind weich und spitzig. Im Frühlinge, wenn sie hervorbrechen, haben die jungen Büschel einen sehr angenehmen Geruch, und daher pflegen auch die Bewohner der Gegenden,

in

[redacted]

pfen, wie bey der Kiefer (Pinus sylvestris *Linn.*) Wenn sie aber im Frühling noch verschlossen und mit Samen erfüllet angetroffen werden, so ist der Grund hievon wohl in der abwechselnden Witterung zu suchen. Die Körner selbst gleichen im Geschmack den Pinien, und werden deswegen auch von den Vögeln, vornähmlich den Meisenarten, besonders geliebt und aufgesucht, welche letztere sie mit besonderer Geschicklichkeit zwischen den Schuppen herauszuholen wissen.

Einige Botanisten, worunter auch Miller zu nennen ist, wollen von dem lerchenbaum verschiedene Abarten bemerkt haben. Hierüber frägt sichs aber, ob diese bemerkten Veränderungen wirkexistiren, oder, ob sie nur aus der Stärke oder Schwäche des Baumes entstehen? Ihre Bemerkungen stimmen mit einander nicht überein. Miller erwähnet in seinem großen Gärtnerwörterbuche zwey Gattungen derselben, den ersten mit rother, und den andern mit weißer Blüthe, und zugleich, daß in der Farbe der Blätter selbst ein Unterschied anzutreffen sey. Bey der ersten Art von lerchenbäumen sollen sie dunkelgrün, an der andern aber viel heller von Farbe seyn, und sind ihm die Bäume der zweiten Art niemahls so stark, wie von der erstern erschienen.

Beckmann, in den Versuchen von der Holzsaat nennet einen weichen und harten lerchenbaum, und beschreibet den erstern als denjenigen, dessen Zapfen (weibliche Blüthen) anfänglich roth und purpurfarbig sind, endlich aber braun werden, den andern aber, bey dem sie sich anfänglich grün und am Ende gelblich zeigen. Nach ihm verlieret auch sein so genannter weicher lerchenbaum die Nadeln viel frühzeitiger, als der harte, und zwar schon im

Octo-

October, da der harte sie erst in der Mitte des Novembers fallen lassen soll.

Eigene und öfters wiederholte Erfahrungen müssen auch Abänderungen, als gewisse Abänderungen bestimmen, und ich glaube deswegen, hier dasjenige anführen zu dürfen, welches in den Pflanzungen des Herrn v. Veltheim zu Harbke bey Helmstädt davon angemerket worden ist.

Man hat zu gehöriger Zeit auf die Blüthen der Lerchenbäume öfters und genau Acht gegeben, und drey Abänderungen gefunden, nähmlich von weißgelblicher hellrother und purpurfarbiger Farbe. Die Nadeln der ersteren, als der mit weißgelblichen weiblichen Blüthen versehenen Bäume, sind in ihrem Bau viel feiner und in der Farbe heller, als bey den beyden übrigen, ja das Holz fällt schon mehr ins weißliche, und die ganze Gestalt dieser Bäume, ihrer Zweige und Zapfen fällt kleiner aus. Diese verschiedenen Blumen erscheinen jährlich auf eben denselben Bäumen wieder, und man darf also nicht den Gedanken hegen, als ob ein Baum vor dem andern durch die Winterkälte stärker beschädiget, und hierin der Grund der Farben zu suchen sey; ob aber durch den Samen gleiche Arten fortzupflanzen stehen, und dadurch gewisse Abänderungen abgeben, ist noch unbestimmt.

Einige Botaniker reden von dem Pinus Larix Canadensis, foliis deciduis, conis parvis, andere wissen von der schwarzen nordamerikanischen Sorte Kennzeichen anzugeben, und wieder andere nennen die Ceder von Libanon Melése du Levent. Einer der neuesten Beschreiber der nordamerikanischen Holz- und Buscharten, Herr von Wangenheim, der viele Jahre sich in Amerika aufgehalten, meldet von dem canadischen Lerchenbaum: daß er dem europäischen Lerchenbaume sehr ähnlich sey, sich aber vornehmlich durch die Zapfen, die nicht größer als eine Zuckererbse sind, unterscheidet.

scheidet. Dieser Baum findet sich hauptsächlich in Canada, auf dessen Gebirgen und kältern Gegenden; jüngere Pflanzen dieses Baumes, die er in der Provinz Neuyork und Pensilvanien sah, zeigten, daß diese Gegenden nicht rauh genug für diese Holzart war. In letztern Provinzen blüheten im April Stämme, die 12 oder 15 Jahre alt, und nicht höher als 8 oder 10 Fuß waren. Im December ist der Same reif; er sitzt bey dieser Art nicht so fest in den Zapfen, als bey der europäischen.

Dieser Baum wächset indessen in Canada sehr hoch und stark, und liefert ein gutes Bauholz. Der Boden, worauf er daselbst wächset, ist ein gelbrother letten mit Sand gemischt. Zu der Anpflanzung dieser Art in Deutschland, würden die höchsten und steilsten Gebürge gewählt werden müssen. Die Zubereitung des Bodens zur Aussaat, und die Saat selbst könnte dieselbe seyn, wie bey der europäischen Art.

Tournefort, Miller und du Hamel haben die Ceder von Libanon als eine immergrünende Lerche angenommen. Es stehen auch ihre Nadeln, wie bey Lerchenbäumen, beynahe zu ein Paar Dutzend stark aus einer gemeinschaftlichen Scheide an und zwischen den Zweigen. Aber die Zapfen sind weit größer als an unserm Lerchenbaum, so wie die darunter befindlichen Samen. Man sehe den Art. Ceder.

Die Rinde des Lerchenbaumes ist ziemlich stark und dick, hat äußerlich viele Risse, die von dem starken Wuchse herrühren, ist braunroth von Farbe, und der Rinde der Kiefer sehr ähnlich. Der Stamm ist gerade und schlank, und wächset sehr geschwinde, ja er kann nach Beschaffenheit des

Bo-

Bodens in einem einzigen Jahre, öfters 4 bis 5 Fuß hoch aufschießen, folglich iſt er eben ſo ſchnellwüchſig als Tannen, Fichten und Kiefern immer ſeyn mögen. Die Aeſte hängen über einander hin, und biegen ſich gegen die Erde. Das Holz iſt hart und ſchwer, von braunrother Farbe, geflammet, theils auch weiß, und nach Ehrharts ökonomiſcher Pflanzenhiſtorie, rothgelblich; der Splint aber, den dieſer Baum beſitzet, iſt weißlich. Von der Schwere dieſes Holzes hat man angemerkt, daß ein Kubikfuß grünes Holz 41 Pfund, 2 Quentchen, und trocknes 20 Pfund 1 loth 1 Quentchen gewogen, ſo daß es alſo ſchwerer als Fichten- und Kiefernholz iſt.

Der Same des lerchenbaumes, welcher zu Ende des Octobers reif iſt, und mit dem Anfange des Novembers in ſeinen Zapfen geſammelt werden muß, kommt zwar in allerley Arten von Erdreich fort, doch ſchlechter in thonigen und kaltgründigen, am wenigſten in naſſen, hingegen am beſten in einem warmen, leichten, mit Sande vermiſchten, allenfalls auch ſteinigen Boden. (daß er auch in lezterem gut fortkomme, beweiſet der ganz hoch mit groben Gries überfahrne Harbkiſche Garten, in welchem jährlich aus den von den Bäumen herab gefallenen Samenkörnern, viele Pflanzen freywillig hervor kamen). Auf die Güte und Vollkommenheit des Samens kommt es bey dem Ausſäen hauptſächlich an, wenn man eine gehörige Anzahl junger Stämme erhalten will. Um hierin ſicher zu gehen, iſt die Erforſchung durch das Waſſer das bequemſte und beſte Mittel, und es wird ſchwerlich eine Hülſe, welche auf der Fläche deſſelben als ein leichter Körper ſchwimmet, aufkeimen. Solches iſt faſt bey den mehreſten Sämereyen die gewiſſeſte Probe.

Man verliert durch solche Aussonderung freylich etwas, und zu einigen Zeiten ziemlich viel, da der Same nicht alle Jahre gleich gut gerathen kann; allein, man kann nach diesem Versuche sich auch gewisser berechnen, unnöthige Mühe, und Land erspahren.

Die Liebhaber haben hin und wieder, jeder nach seiner, aus Büchern gezogenen, oder selbst gewählten Vorschrift, die Aussäung des Lerchensamens versucht. Einigen sind ihre Versuche geglücket, andere sind durch den übeln Erfolg von weiteren Proben abgeschreckt worden, und diesen letztern mögte es vielleicht besonders angenehm seyn, wenn hier erwähnet wird, wie man mit den angeführten Harbkischen Pflanzungen, mit dem besten Nutzen zu verfahren gewohnt ist. Hieher gehört vorzüglich zuerst, die Körner aus den Zapfen zu erhalten. Man findet bey den Schriftstellern hievon verschiedene Angaben, sie lassen den Leser aber auch am Ende in Zweifel, welche Methode unter den vorgeschlagenen die bequemste und zuträglichste sey.

Die beste und der Natur angemessendste ist wohl die, daß man die Zapfen so lange liegen lasse, bis die Schuppen sich von selbst öffnen, und den Samen fallen lassen, allein, da das Harz zwischen denselben leicht flüßig wird, so kann dadurch die Spitze des Samenkornes zwischen den Schuppen noch mehr befestiget werden, und diese Bemühung unnütz machen. Man kann und will mit dem Aussäen nicht allezeit Jahre und Tage warten, und es fällt also dieser Versuch wegen der Langwierigkeit und Unbequemlichkeit von selbst weg.

Leichter hingegen erhält man seinen Endzweck, wenn man die Zapfen kurze Zeit vorher, ehe man

das

den Saft unternehmen will, einige Tage in Waſſer einweichet, ſie auf Bretern ausbreitet, und durch die Sonne trocknen und aufplatzen läßt, oder auch eben dieſes durch die Wärme verrichtet, die ſich in geheiztem Trockenzimmern findet. Die Zapfen werden dadurch dürre, öffnen ſich, und man kann den Samen ſehr leicht ausſchütten. Eine andere Verfahrungsart, den Samen zu erhalten, iſt, wenn man die Zapfen nur etwa 24 Stunden im Waſſer liegen läßt, alsdann bringt man ſie auf ein in der heißen Sonne ausgebreitetes Laken, und ſobald ſie trocken geworden, beſprengt man ſie wieder mit der Seifenſonne, wodurch ſie auf die Art locker werden, und aufſpringen, als wenn ſie auf dem Felde ausgeſäet werden, und dem Regen und Sonnenſchein unterworfen ſind. Man darf aber nicht gerne die Zapfen ganz aus, weil der Same ungern ausfällt: ſondern, bey kleinen Portionen, reibt man den Samen zuſammen, der in den Zapfen iſt.

Einige wollen zum dieſes Trocknen geſchwinder machen, wenn ſie anfangs in recht ſtarken ſchönen mittägigen Wärme die Zapfen zu trocknen, ſie der Hitze des Ofens ausſetzen. Es bemerket aber zugleich jemand, daß durch dieſen kurzen Grad der Wärme die innigen Zuſammenſetzungen des Samenkornes zerſprengt und zuſammen gezogen werden, der Kern der innigen Theile ſich auch verändere, und der Same nachmals ausgehe. Diese neue Samen müſſen dieſen Saamen ausſtoßen, wenn ſie die geſammelten Zapfen der Länge nach in viele Theile durchſchneiden, und die Schuppen mit einem Meſſer trennen müſſen. Obgleich nicht zu läugnen iſt, daß Leute auch allzeit viel guten Same bekommen haben, auch iſt Durchſchneiden der Zapfen leichtlich

Zum Aussäen des gewonnenen Samens erwählet man ein ohne frische Düngung wohl gegrabenes und aufgelockertes Gartenbeet oder Stück Landes, macht es eben und gerade, und säet im Frühlinge, oder, wenn man den Samen noch im Herbst erhalten kann, noch besser zu dieser Jahreszeit den Samen oben auf das Beet, und zwar etwas weitläuftig, damit die künftigen Pflanzen nicht klumpenweise zu stehen kommen, sondern zum bewurzeln Platz behalten. Ueber diesen Samen streuet oder siebet man hierauf einen halben Zoll hoch weißen oder andern reinen Sand, der jedoch in seinen Körnern nicht zu klein seyn muß, weil ihn sonst ein einziger etwas starker Wind von seiner Stelle weg und auf eine andere zu häufig führen würde, und wem es, ein sonst seltener Fall, am Sande fehlen sollte, der kann auch statt desselben die trocknen abgefallenen Nadeln von Tannen, Fichten, Kiefern und Lerchenbäumen, zum Ueberstreuen gebrauchen, weil man davon die Erfahrung angeben kann.

Dieses Aufstreuen des Sandes oder alter Nadeln ist der Bedeckung mit Erde deswegen vorzuziehen, weil der junge aufkeimende Stamm diese allezeit locker bleibende Decke, viel leichter durchdringen kann, welches aber eine in einander gepackte Erde nicht so gut erlauben würde.

Bis dahin, daß die jungen Pflanzen mit ihren langen Stielen in die Höhe gekommen, und ihre ersten sechs bis acht Nadeln ausgebreitet haben, hat man weiter nichts zu bearbeiten; denn zum Begießen greift man nicht eher, als bey großer Dürre und mit der Vorsicht, daß es ja nicht beym Sonnenschein, sondern allenfalls des Abends geschehe. Alles Nadelholz verträgt überhaupt

harzt das Begießen nicht gern, und man bedient sich deſſelben also nur im höchſten Nothfalle. Große Hitze und ſtrenger Sonnenſchein bekommt den ganz jungen Pflanzen auch nicht wohl, und es iſt deswegen anzurathen, daß man die Saamenbeete in einer ſolche, daß ſie keine Morgenſonne erhalten. wenn dieſes aber nicht zu verwenden ſtehet, ſo kann man zur Morgenſeite der Saamenbeete einige auf kurzen Pfählen und Querlatten befeſtigte Strohdecke ſo überdecken, daß in der übrigen Zeit ſie aber frey und unbedeckt ſtehen können, damit ſie der Kühlung und des fruchtbaren Thaues genießen. Der Saame, wenn er gut und ſchwer iſt, pflegt im Frühjahre nach Verlauf von 4 bis 5 Wochen aufzugehen, wie ſolches ſchon den alten Aerzten vom Nadelholze geſchieht.

Iſt die Pflanze auf ſolche Art eingerichtet worden, ſo kann man hoffen, daß die Bäume in dem erſten Sommer 4 bis 5 Zoll hoch wachſen werden, und ſie behalten in dem erſten Jahre ihre noch nicht zur Vollkommenheit gediehenen einjährigen Nadeln, welches beſonders merkwürdig iſt, da ſie in den folgenden allezeit ihre Blätter verlieren. Den Winter hindurch bleiben ſie ohne Bedeckung ſtehen, denn ſie können die Kälte ertragen: ſollten jedoch ſehr ſtarke Fröſte ohne Schnee ſich einfinden, ſo äußert ſich in den darauf folgenden Frühlingen wohl der Umſtand, daß, da die Oberfläche des Bodens durch die gefrornen Feuchtigkeiten in die Höhe getrieben iſt, und derſelbe bey der Auflöſung dieſer Feuchtigkeiten in dieſer Richtung einige Zeit ſtehen bleibt, die jungen Pflanzen dadurch ebenfalls mit ausgehoben und mit ihren zarten Wurzeln los, und von Erde bloß gemacht werden.

Um den hieraus zu befürchtenden Schaden zu vermeiden, hat man weiter nichts zu thun nöthig, als daß man mit den Fingern das Erdreich um die jungen Stämme wieder bey der ersten gelinden Witterung niederdrücke, und dadurch sie mit ihren Wurzeln von neuen befestige, und in ihre gehörige Richtung bringe. Auch ist es gut, wenn man hiernächst ein wenig frische und lockere Erde auf das Land herum streuet.

Nach dem Auflaufen der jungen Bäume, und überhaupt, so lange sie noch nicht zu einer ziemlichen Größe gekommen sind, daß die Wurzeln ihre Nahrung tiefer heraushohlen, muß der Platz so viel als möglich vom Unkraute rein gehalten werden. Das Ausgäten geschiehet jedoch nur durch vorsichtige Leute, damit sie die zarten Wurzeln nicht mit beschädigen. Auf einem auf solche Art behandelten Beete können die jungen Lerchenbäume bis zum dritten Frühlinge zur Verstärkung stehen bleiben, in welcher Zeit sie eine Höhe von zwey bis drey Fuß erhalten. Alsdann, und zwar am Ende des Märzes, oder mit dem Anfange des Aprils, kurz zuvor, ehe die Knospen der Bäume grün zu werden anfangen, nimmt man sie zum Verpflanzen mit gehöriger Achtsamkeit aus, hütet sich aber, daß man an ihren Wurzeln nichts beschädige, und verpflanzt sie, ohne an den Wurzeln oder Zweigen das geringste zu beschneiden, es sey denn, daß aus Versehen etwas zerquetschet oder abgerissen wäre.

Zuerst kann man sie alle auf die Hälfte des Platzes, wo sie künftig stehen sollen, 4 Fuß ins Quadrat aus einander pflanzen, doch, nach Verfließung von zwey bis drey Jahren nimmt man die Hälfte dieser gepflanzten Bäume wieder heraus,

aus, und bepflanzet mit ihnen die übrige Hälfte des bestimmten Platzes, allezeit 8 Fuß Quadrat aus einander, als welches die beste Entfernung ist, in der sie aufwachsen können. Der Platz bekommt durch dieses letztere Ausheben und Verpflanzen eine völlige Gleichheit seiner Theile gegen einander. Wenn man einen guten und bequemen Ort zur Baumschule hat, so kann man auch die zweyjährigen Pflanzen sämmtlich nur einen Fuß breit von einander in Reihen setzen, sie darauf zwey Sommer hindurch stehen lassen, und hiernächst im fünften Frühlinge auf acht Fuß im Quadrat, auf den Platz ihrer Bestimmung bringen.

Das gedoppelte Umpflanzen geschiehet zu dem Ende, damit die Stämme in der Jugend durch ihren engen Stand gegen den Wind und Wetter, sich selbst schützen müssen, auch sich nicht durch die Seitenäste zu stark ausbreiten, sondern desto gerader in die Höhe wachsen.

Alle auf diese Art gepflanzten jungen Lerchenbäume kommen recht gut fort, wenn der Boden nicht zu mager ist, und sie wachsen, gesetzt, er ist nur mittelmäßig, jährlich ein bis zwey Fuß, auch wohl bey guten warmen Jahren noch mehrere in die Höhe. Die zu Harbke befindliche Pflanzung von mehr als zwölf tausend Stück, die sich eben nicht in dem besten Erdreiche, dennoch aber in erwünschtem Zustande und Wuchse befinden, beweisen diesen Satz gewiß durch den Erfolg, so wie man jetzt auch schon mehrere neuere Erfahrungen vom glücklichen Fortkommen der Lerchenbäume bey dieser Behandlungsart hat.

Eine Hauptanmerkung bey dem Verpflanzen der Lerchen ist nach Stahls allgemeinem ökono-

mischen Forstmagazin noch diese, daß man das Erdreich um den Stamm mehr erhöhe, als erniedrige. Es sammlet sich in solchen Höhlen leicht Wasser und Schnee, und beydes ist sowohl für sich im Ueberflusse, als bey dem einfallenden Froste schädlich, und kann junge Stämme tödten.

Daß der Lerchenbaum sehr geschwinde wächst, versichern folgende Beyspiele. Die in dem Thiergarten zu Blankenburg befindlichen Bäume waren nach der Anzeige des Herrn Wildmeisters Gerlach im Frühling 1764 nach ihrer ersten Anpflanzung, 31 Jahr alt, 67 Fuß hoch, und 4 Fuß 6 Zoll im Umkreise stark, welches Maß einen Durchmesser von 17$\frac{1}{2}$ Zoll giebt.

So hat der gräfliche Stolberg-Wernigerodische Oberforst- und Jägermeister von Zanthier zu einer Verkohlungsprobe einen 24jährigen Stamm fällen lassen, welcher 40 Fuß Höhe und im Durchmesser 13$\frac{1}{2}$ Zoll Dicke hatte, im Umkreise also vollkommen über 40 Zoll stark war. Er bemerkte zugleich, daß bey diesem die Jahrringe vom 10ten bis zum 20ten Jahre gegen die übrigen gerechnet, sich am weitesten von einander entfernt zeigten.

Eine in gleichem Boden gestandene und eben so alte Fichte betrug in der Höhe nicht über 22 Fuß, und in ihrem Durchmesser nur 6$\frac{1}{2}$ Zoll.

Nach des herzogl. Braunschweigischen Herrn Forstmeisters von Hanstein Nachrichten, ist in der Pflanzung des Regenborner Holzes in der Forst des Klosters Amelunxborn der stärkste 18jährige Stamm sogar 55 F. 4 Zoll hoch, und 3 Fuß über der Erde gemessen, 4 Fuß 2 Zoll im Umkreise dick; da hingegen die größte Fichte von gleichem Alter, 36 Fuß Höhe und 2 Fuß Dicke, und die größte Kiefer 43 Fuß 4 Zoll Höhe und 2 Fuß 9 Zoll Dicke hatte.

In der Pflanzung auf dem Ortfelde eben dieses Forstes ist die im Jahr 1756 zu einem Fuß hoch gepflanzte, also ohngefähr im Jahr 1770 sechzehnjährige Lerche 49 Fuß 8 Zoll hoch, und 3 Fuß 6 Zoll dick; und die stärkste der daselbst im Jahr 1759 ausgesäeten 9jährigen Kiefern 18 Fuß 9 Zoll hoch, und 1 Fuß 5 Zoll dick gewesen, und die stärkste Fichte 31 Fuß hoch 2 Fuß 4 Zoll dick u. s. w.

Wenn

Wenn bey der Anzucht der Pflanzen im erſten Jahre ein Fehler vorgegangen, oder wenn ſie in naſſem Boden ſtehen, ſo bleiben die Stämme allezeit ſchwach, niedrig und kränklich; und wenn ſie auf erhabenen, im Grunde trockenen Gegenden, in geringer Anzahl, und zu weit von einander entfernt verpflanzet ſind, ſo werden ſie wegen Mangel des Schutzes ebenfalls leiden.

Dieſes, daß bey der Anpflanzung der Lerchenbäume etwas ihnen Schädliches vorgegangen ſey, wodurch manche Verſuche wohl theils ganz mißlungen, theils aber nicht ſo geglückt ſind, als hier angegeben werden, mag auch wohl die Urſache ſeyn, daß hin und wieder der Vortheil, welchen man von der Anpflanzung dieſer Bäume hat, in Zweifel gezogen wird.

Man könnte vielleicht aus oben gemachter Beſchreibung der mühſamen Erziehung der Lerchenbäume glauben, daß man überall, und auch ſelbſt der Anzucht dieſer Bäume im Großen eben ſo verfahren müſſe, als unſägliche Mühe haben würde. Dies iſt aber nicht der Fall, denn im Großen kann man nie ſo verfahren, als im Kleinen, wo man nur Verſuche macht, oder künſtelt. Will man ganze Waldungen anlegen, ſo verfährt man auch ſo, wie mit Tannen, Fichten und Kiefern, und man kann ſich hier nicht immer ſo genau daran kehren, wenn tauſend Körner oder kleine Pflanzen auch wohl verloren gehen.

Den Wachsthum der jungen Bäume kann man vermehren, wenn man nach Verlauf von 10 oder 12 Jahren die untern Aeſte bis auf die Hälfte der Höhe des Baumes abnimmt. Es darf indeſſen dieſes zu keiner andern Zeit, als in der

Wintermonathen Januar und Februar geschehen, wobey man die Aeste mit einem scharfen Beile oder andern Instrumente von unten auf abhauet, und nicht von oben, indem der Ast alsdann abbrechen und eine tiefe Wunde in dem Stamme selbst machen könnte; auch bleibt man mit dem Hiebe eine Handbreit vom Stamme entfernt. Alles dieses geschieht deßhalb, damit theils der Stamm selbst nicht leide und ungesund werde, theils aber auch, damit die harzigen Bestandtheile des Stammes nicht auslaufen, und den Wuchs vermindern.

Da auch die jungen Lerchenbäume öfters schon im 7ten oder 8ten Jahre ihres Alters, mithin sehr früh blühen, und Früchte anzusetzen anfangen, dadurch sich aber zu sehr entkräften, so halten die Gärtner in diesem Falle nöthig, die weiblichen Blüthen, oder kleinen angehenden Zapfen auszubrechen. Es ist diese Vorsicht anzurathen, wenn dabey die gehörige Behutsamkeit angewendet wird, und die Bäume nicht gar zu merkliche Wunden bekommen, indem Stämme von gleichem Alter und in gleichem Boden durch den frischen und guten Wuchs sich merklich von den andern unterscheiden, denen man die Fruchtzapfen gelassen hat.

Alle Lerchenbäume wachsen in denen Ländern, wo sie wild anzutreffen sind, auf gebirgigen Stellen gegen Norden zu, und besonders nach glaubwürdigen Berichten, auf den Carpathischen Bergen zwischen Ungarn und Polen an solchen Orten, wo keine Tanne wächset. Die Bewohner der dortigen Gegenden theilen deswegen diese Berge in drey Theile ein, nähmlich in den kalten, aber doch gemäßigten Strich, woselbst Tannenarten wachsen, in den

den Alpen, in welchem unser Lerchenbaum zu Hause gehöret, und in den Alpen, welchen nur Zirbelnüsse (Pinus Cembra *Linn.*) und der Krummholzbaum, (Pinus humilis incubacea *Linn.*) ertragen. Es haben diese Nachrichten Aehnlichkeit mit denen, gleich zu Anfang dieses Artikels angeführten Bemerkungen eines Botanikers über den Standort der Lerchenbäume im Salzburgischen.

Hieraus erhellet deutlich, daß dieser Baum vom Forste nicht beschädiget werde, und da er wegen seiner kahlen, blätterleeren und biegsamen Zweige nicht leicht von starken Winden im Herbste und Winter gefaßt und niedergeworfen werden kann, auch noch weniger durch Schnee, Rauhreif und Glatteis verstümmelt wird, schicket er sich für unsern Himmelsstrich recht gut, und verdient häufiger gezogen zu werden; wäre er auch in Absicht seines grünenden Wuchses und doch dabei schönen dauerhaften Holzes weniger nutzbar und anzuwenden. (*) Er ist auch wider Insecten gesichert, dadurch andere Baumarten, die ein ähnliches weiches Laub haben, oft so stark mitgenommen werden. Ob aber die jetzt wüthende Nonnenraupe die Lerchenbäume nicht noch lieber verwüstet als anderes Nadelholz, ist mir unbekannt. Sollte sie aber auch den Lerchenbaum angreifen, so würde nach meiner Meinung dagegen kein besseres Mittel seyn, als die so genannte Seidenameise, (Formica media rubra *Raj.*) in den Lerchenwäldern häufiger zu lassen,

(*) Eben der schnelle Wuchs der Lerchenbäume hat manchen zu dem Vorurtheile verleitet, daß sie allzeit sein schwammichtes Holz haben müssen, welches bey vielen andern Bäumen auch eintrifft, allein die Lerchenbäume, die Pinnen, und noch andere machen hier eine Ausnahme.

wie ich überhaupt solches in dem Art. *Lepidoptera* schon als ein Mittel wider das Wüthen der Kienraupe angegeben habe.

Der junge Lerchenbaum hält sich zum Versenden, ohne daß man befürchten darf, daß er verderbe, über zwey Monathe in frischem Moose außer der Erde; wird er durch Muthwillen, oder ein böses Ohngefähr abgebrochen, so treibet er, wenn er nicht zu alt ist, aus den Wurzeln, wider die Natur des übrigen Nadelholzes, welches du Hamel, und D. Grote in seinem Entwurf der Forstwissenschaft bekräftigen. Alles Eigenschaften, die man bey vielen Bäumen vergeblich suchen würde.

Das Lerchenholz verhält sich (nach den gemachten Versuchen von drey berühmten Forstverständigen, von Zanthier, von Hanstein und von Baumbach) gegen Fichten in der Schwere wie 8 zu 5, und gegen Kiefern, wie 8 zu 6, wenn es verkohlet wird. Diese Kohlen geben auch ein stärkeres Feuer, als die Fichten- und Kieferkohlen, und daher sind sie natürlicher Weise besser. Einige Alten haben gar geglaubt, daß das Lerchenholz unverbrennlich sey, weil es nicht so schnell brennt und auflodert, als anderes Holz, wenn es auch noch so trocken ist. Es ist also nicht allein hieraus, sondern auch aus andern Eigenschaften des Lerchenholzes zu ersehen daß sein Nutzen, sogar auch nach dem Gebrauche entfernter Völker von weitläuftigem Umfange sey. Sie haben unter andern auch noch das Vorzügliche, daß unter ihnen häufiges Gras angetroffen wird, da die gegen den Winter abfallenden Nadeln dem Schnee und Regen, zur Befeuchtung der Erde Raum lassen.

Es

Es dauret das Holz zu Bau-Werkſtücken und Kähnen, und dauret überhaupt vergleichen lange in der Erde, im Waſſer und in der Luft. Da der feſte in einander gewachſenen Fibern des Herzes zu viele und der Grund zu ſchwach, weßhalb es mehr zu leicht brennet, und wenn es brennet, einen Rauch verurſachet — welches Vorſichtigkeit aber auch von der beſondern Art des Feuerbrennens herkommen kann. Zu Anfangen nutzet man die geſchnittene Stämme zu Bäumen und zum Schaalen, und die Zimmerleute ziehen es denn allem übrigen Holze vor. Im Waſſer dauret es überhaupt länger, als wenn es der Luft allein ausgeſetzt bleibet, ja, einige behaupten, daß es im Waſſer beynahe ſteinartige Härte erlange. Es kann daher mit Vortheil bey Salzwerken, und mit gleichem Rechte denen Bergbauen über und unter der Erde, folglich auch bey allen Pumpbrunnen, Kunſtſtangen, Waſſerrädern u. ſ. w. gebraucht werden: nur muß es gut ſeyn, denen innern Stockadern vorher die Rinde abgeſchälet.

Beſonders werden die ſtärkſten Mühlenwellen daraus verarbeitet, und ſind dergleichen an vielen Orten in Schleſien zu finden. Die Einwohner Sibiriens verfertigen aus demſelben ihre tauglichſten Bierfäſſer, und in der Schweitz bedient man ſich dieſes Holzes, nach den Nachrichten der Berner ökonomiſchen Geſellſchaft vom Jahr 1761 mit ſo guten Erfolge zu Weinfäſſern, daß ſie außerordentlich dauerhaft ſind, und den Wein lange gut erhalten.

Schindeln, welche nach eben dieſen Richten aus ihnen geſchnitten werden, ſollen

ze Geschlechter ausdauern. In Tyrol werden zu den untern Boden der Geigen die Bretter von lerchenholz genommen, und in Schlesien erwählet man das Holz zu Wasserrinnen an den Dächern, die auf 60 Jahre dauerhaft bleiben, nachher aber noch zu Eimern, Kannen und dergleichen Geräthe dienen sollen. Die Rinde der jungen Bäume kann nach du Hamel, wie die Eichenrinde, zum ledergärben genutzt werden. Das Harz ist balsamisch und sehr helle, hat viele Aehnlichkeit mit dem gemeinen Terpenthin, und ist eigentlich der ächte venetianische Terpenthin (Terebinthina Venera Clarigna). Es wird auch wohl für weißen peruvianischen Balsam ausgegeben und verkauft. Dasjenige, was wegen der großen Hitze in Frankreich von selbst ausläuft, wird Bijon genennet, und für besser und edler gehalten, als das durch den Einschnitt des Baumes gewonnen wird. Im Geschmacke ist es bitter und der Geruch kommt dem Weihrauche gleich.

Man kann aus diesem Harze ein gutes Heilpflaster bey frischen Wunden machen, und die Landleute in Sibirien führen es in trocknen Körnern als Betel im Munde, weil sie dadurch einen etwas bittern, nicht unangenehmen Geschmak erhalten wollen. Das sogenannte Manna von Briançon ist gleichfalls zu merken, welches besonders im Delphinate aus den Stämmen schwitzet, allein viel schwächer als das aus Calabrien bleibet. Es ist dieses Manna der mehr wässerige und feinere Theil des Saftes, und die Ursache solcher Absonderung ist ein vermehrterer Grad der Wärme, wodurch dieser Saft so stark in Bewegung gesetzt wird, daß er durch die kleinsten Oeffnungen

gen durchgehungen und sich von den grünen Theilen abgesondert vermögend ist.(*)

Die thierischen Fäser, die am Leder zurück sind, und denen bloss der grobere Theil der Haut entzogen worden ist, werden in dieser Brühe die ganze Nacht durch gekocht, hierauf die Brühe mit dem Leder, und Alles zusammen in einen Kessel mit Wasser gethan, und eine Stunde lang mit Wasser über dem Feuer, vermittelst der Asche aus Holz, und grauen darein 12 Stunden lang in den Ofen, wodurch sie den Glanz der Haare gut erhalten.

In der gelehrten Beylagen zu den Braunschweigischen Anzeigen vom 1783, 66ten Stück, Col. 532. wird bemerket, daß am Lerchenbaum von fremden Thieren nicht gefressen werde. Es heißt daselbst: — — „Uebrigens ist bekannt, daß „einige Bäume häufiger von dem Getränke besucht „werden, als andere, z. E. die Eiche. Daneben „ist es sehr wahr, daß die häufigen und reichen „Bäume leicht gefressen werden. Schon von „vielen Jahren sagt man bereits vom Oel- und „Lerchenbaum, auch weiß man kein Beyspiel daß „je ein Lerchenbaum von einem Thiere beschädiget „worden wäre. Es scheint also, daß die Eiche „mehr Nahrhaftes gegen die empfindbare Luft ha„be, als die Lerche u. s. w.“ Sollte diese Behauptung von dem Lerchenbaume sich wirklich bestätiget finden, so könnte freylich einiger Grund davon in dem Harze liegen; am meisten möchte dies aber daher kommen, weil die Lerchenbäume

ge

(*) Eine etwas weitläuftigere Beschreibung von dieser Manier findet man in Stahls allgem. Oekonomischen Magazin, Band 10. S. 218.

gewöhnlich am besten und größten auf der Nordseite der Berge sind, und in den mehresten Gegenden das Gewitter sehr selten von Norden nach den andern Himmelsgegenden hin, seinen Zug nimmt. Will es sich also entladen, so geschieht es schon auf der andern Seite der Berge, wo, wenn auch Lerchenbäume daselbst stehen, diese doch an Höhe nicht sonderlich hervorstehen, und vielleicht auch andere höhere Bäume den Strahl schon an sich locken.

Daß das Gewitter Tannen oder Kienbäume eben so gut als Eichen zerschlägt, davon bin ich völlig durch die Erfahrung überzeugt, und ich glaube daß auch kein Forst- und Landmann hieran zweifelt. Das letzte Beyspiel hievon sah ich in Pommern. Das Gewitter kam von Mittag herauf, schlug in eine große an der Mittagsseite eines kleinen Tannenwäldchens etwas abwärts stehende Tanne, zertrümmerte die Krone, und nahm windenförmig die Borke von dem Stamme ab, aber zündete nicht. Als die Gefahr vorüber war, besah ich in Gesellschaft mehrerer die Wirkung des Blitzes an diesem Baume, und bey dieser Gelegenheit fanden wir in dem Wege welcher dicht vor der Tanne vorbey ging, ohngefähr 20 Schritte von der Tanne entfernt, auch eine erschlagene Feldlerche, sie lag auf dem Bauche, und hatte beyde Flügel ausgebreitet, als ob sie flöge. Sie war noch warm, und daher schlossen wir diese Todesart, zumahl da gar keine Verletzung an ihrem Körper zu finden war. Ich führe diesen Umstand um deswillen an, weil es Leute giebt, die da glauben, daß kein Storch und keine Lerche vom Gewitter getödtet werde.

Von dem schwarzen Nordamerikanischen Lerchenbaum (Pinus Loricina) ist noch zu merken, daß

daß die Nadeln dunkler ſind, als die der Europäiſchen, die Blumen und Zapfen auch kleiner, die Anzahl der Schuppen iſt geringer, und in in ihrem Bau ſind ſie breiter. Der Same iſt ebenfalls kleiner. Die Art ihn zu ziehen, iſt mit dem vorigen einerley und er widerſteht der Kälte eben ſo gut. Der Trieb iſt nicht ſo ſtark, als bey dem Europäiſchen Lerchenbaume, und daher bleiben ſie auch allem Vermuthen nach niedriger. Nach dem Du Hamel giebt dieſer Lerchenbaum ein trockenes und dichtes Holz, welches im Brennen dem Geruch des Bezoar oder Storax etwas gleich kommt.

Uebrigens kann man dem Lerchenbaum nachſehen:

J. E. B. S. Anmerkungen dem Lerchenbaume im ökonom. Bedenken, 4. St. S. 283.

Bemerkung der Urſache, wie mit Beybehaltung der Lerchenbäume auf eine profitliche Art zu fahren wäre. Hannov. nützliche Samml. 1757. 46ſtes Stück.

Von Forke und Proske Bemerkung über den Lerchenbaum. Neue Schleſiſche ökonomiſche Nachrichten, 1780. St. 39 und 43.

Ob das Lerchenöhl unentbehrlich ſey? Neue gelehrte Erzählungen, 1. B. S. 145.

Vom Anbaue des Lerchenbaums und Lerchenöhls. Schreibers Sammlungen, 1. B. S. 149 und 166.

Von dem Lerchenbaume und deſſen Anbaue. Zinkii Leipziger Sammlungen, 9. Band. S. 1263.

2. Zeutſcher Nachricht vom Lerchenbaum; aus dem Leipziger Intelligenzblatt 1775. 53. St. In den Hannov. Magaz. 1776. S. 526.

Lerchenberg, ist ein königl. Preuß. Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Glogau, im Glogauschen Kreise, dem Domcapitel zu Glogau gehörig.

Lerchenberg, ein gräflich Schönburgisches Dorf im Churſächsischen Erzgebirgischen Kreise, in der Herrschaft Stein, bey Hartenstein.

Lerchenberg, ein Schwäbisches Dorf im Gebiethe des Klosters Ottobeuren.

Lerchenblume, ist in einigen Gegenden der Nahme der Schlüsselblume, vielleicht, weil sie blühet wenn im Frühlinge die Lerchen anfangen zu singen. Man sehe **Schlüsselblume**.

Lerchenborn, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Liegnitz, im Lübbenschen Kreise.

Lerchenbraten; s. **Lerche**.

Lerchenbraten in einer Brühe; s. **Lerche**.

Lerchenbühl, ein Anspachisches Dorf in Franken, im Amte Hohentrüdingen.

Lerchenbühl, ein Schwäbisches Dorf in der Grafschaft Oettingen, im Oettingenspielbergschen Amt Oettingen.

Lerchenfalk; s. Th. XII. der Encyklopädie, Art. Falk, S. 132. N. 6. wo dieser Vogel unter dem Nahmen **Baumfalk** beschrieben worden ist. Von der Jagd mit dem Lerchenfalken, findet man im Art. **Lerche** eine Beschreibung. Ich will also hier noch anführen, wie man verfährt, wenn man keinen abgerichteten oder gar lebendigen Lerchenfalken hat, und doch auf solche Weise Lerchen fangen will. Man schießt sich daher einen Sperber oder Baumfalken, nimmt das Eingeweide heraus, breitet die Flügel mit einem Stückchen Holz auseinander, als ob er flöge, und backt diesen Vogel nun in solcher Stellung in einem

[redacted]

[redacted]

[redacted]

ist. Um aber den Lerchen noch mehrere Furcht einzujagen, wird dieser Vogel von einem Mahler so angestrichen, daß er den Lerchenfalken ähnlich siehet; er erhält einen gelben Schnabel, gelbe Füße, und zwey schwarze Augen von Glas. Diesen hölzernen Vogel läßt man von der Spitze der Stange, etwa einen Fuß lang an einer kleinen Schnur hangen, und er ist daher immer in Bewegung. Die Lerche fürchtet sich zuerst eben so vor diesem Bilde, als vor dem lebendigen Falken; wenn man aber lange säumet, ehe man die Lerche bedecket, so wird sie dreist, und geht davon. Dies ist indessen überhaupt der Fall beym Lerchenfange dieser Art, woher man die Augen stets auf den Boden gerichtet haben muß. Wenn ich aber je eine Art, die Lerchen zu fangen liebe, so ist es diese, welche zwar nicht so einträglich ist, als andere Methoden, allein doch weit angenehmer.

Lerchenfang, ist der Fang der Lerchen, welcher, wenn er mittelst eines Netzes oder Garnes geschieht, auch das **Lerchenstreichen** genannt wird. Imgleichen die Zeit, wenn die Lerchen am besten und häufigsten gefangen werden. Man sehe übrigens den Art. **Lerchenstreichen**, so wie auch unter **Lerche** schon vieles hiervon gesagt worden ist.

Lerchenfeld, (das Alte) ist ein erzherzoglich Oestreichischer Edelsitz in den Linien von Wien, dem basigen Rath gehörig. Die k. k. Hofbuchdruckerey des **Edlen von Trattner** ist daselbst sehenswürdig.

Lerchenfeld, (das Neue) dergleichen Dorf außerhalb der Linien von Wien, zu Kloster Neuburg gehörig.

Lerchengarn, Lerchennetz, iſt eine Art Netze, deren man ſich beym Lerchenfange bedient. Man hat hiervon zweyerley Sorten, nähmlich Nachtgarne oder Nachtnetze, und Abendgarne, Abendnetze oder Tagnetze. Von dem Nachtgarne ſehe man dieſes Wort. Die Abendgarne oder Tagnetze werden des Tages ordentlich mit Lerchen angeſteckt, und bey dieſer Abendzeit die Lerchen ordentlich hinein getrieben. Ihre Höhe erſtreckt ſich ohngefähr anderthalb Klafter, die Länge aber, nach Belieben gegen drey bis fünfzig Klafter. Sie müſſen von feinem, ungeſponnenem und ungebleichtem Garn ſehr ſubtil gemacht werden, damit ſie deſto geringer ſind. Einige machen ſie auch ſogar von Seide. Die Maſchen müſſen ſo weit ſeyn, daß ein Unerfahrner dürchen möchte, die Lerchen würden nicht darin ſtehen oder hängen bleiben, ſondern durchfliegen, welches aber wegen weiter Ausbreitung ihrer Flügel nicht geſchieht. An dem obern Theil dieſer Netze ſind von Horn oder Knochen gedrechſelte Ringe etwa eine halbe Spanne weit von einander angebracht, durch welche man ſie auf eine feine Leine ziehen, darin faſſen, im Stellen gehörende auseinander, und nach vollendetem Fange wieder zuſammenziehen, auch von den Stricken abnehmen kann. Dieſe Netze werden daher Abendgarne oder Abendnetze genennet, weil die Lerchen, welche beym Einfallen wegen der Abenddämmerung das Garn nicht beobachten können, gleich an denen Netzen bleiben. Von dem Gebrauche dieſes Netzes iſt im Art. Lerche ſchon verſchiedenes, und wird auch noch unter Lerchenſtreichen mehr gehandelt werden.

Lerchenbarz: ſ. Lerchenbaum.

Lerchenhaube, iſt ein feines Garn an einer Stange in Geſtalt einer Haube, um die Lerchen, wenn ſie ſich vor dem Falken ducken, damit zu bedecken

und zu fangen. Man sehe ein mehreres hiervon im Art. Lerchenfalk.

Lerchenhausen, ist ein Churhannoverisches Dorf in der Grafschaft Hoya, im Amte Ehrenburg.

Lerchenherd, ist ein Vogelherd, Lerchen darauf zu fangen.

Lerchenhochstädt, ist ein fürstlich Schwarzenbergisches Dorf in Franken, bey Münchsteinach.

Lerchen mit Sauerkohl; s. Lerche.

Lerchenklaue, ist in einigen Gegenden der Nahme der Rittersporen, wegen der Aehnlichkeit der Blume mit dem Sporne einer Lerche. Man sehe Rittersporen.

Lerchen mit Weinbeeren; s. Lerche.

Lerchennetz; s. Lerchengarn.

Lerchenpastete; s. Lerche.

Lerchenragout; s. Lerche.

Lerchenschwamm, (Boletus pini Laricis. Agaricus vegetabilis.) wächst an den Lerchenbäumen, wenn sie anfangen zu veralten. Er sitzt am Stamme, und selten an den Aesten desselben, ohne Stiel fest, ist rundlich, erhaben, und hat die Größe einer Faust, ja manches Mahl eines Kinderkopfes. Man hat schwarzen und weißen Lerchenschwamm. Der schwarze, harte und schwere taugt nichts, und wird also nicht gebraucht. Der weiße ist in seinem natürlichen Zustande oben mit lauter weißen, gelben und braunen Ringen abwechselnd gezeichnet und glatt, unten aber mit unzähligen kleinen Löcherchen durchstoßen. In den Apotheken hat dieser Schwamm ein ganz anderes Ansehen, weil er, ehe er verschickt wird, von der farbigen Haut gereiniget, an der Sonne gebleicht, und mit Hammern lange geschlagen wird. Er ist daher weiß, leicht, zerreiblich, und hat einen scharfen, erst süßlichen, hernach aber bittern und eckelhaften Geschmack. Den besten

er-

erhält man aus Aleppo. Je leichter und weißer er iſt, deſto beſſer iſt er. Der Weingeiſt zieht daraus mehr als das Waſſer aus, und erſtere Extraction hat eine granatrothe Farbe, und den Geſchmack des Schwammes.

Man hat ſchon ſehr lange den Lerchenſchwamm für ein gutes Purgiermittel gehalten, und überhaupt für ein treffliches Heilmittel angeſehen. Nach der gewöhnlichen alten Art, ein Medicament anzupreiſen, heißt es in Zinkens allgem. ökonomiſchen Lexicon, im Art. Lerchenſchwamm: „Er purgiret „gelinde; und führet alle zähe und ſaure Feuchtig„keiten, die ſich im Magen verſammelt haben, des„gleichen auch den Unrath in den Därmern, gelin„de ab. Ein Stück davon mit etlichen Maſtixkör„nern, alle Morgen im Munde gekauet, bewahret „für den Schlag, und reinigt das Haupt von allen „Flüſſen. Den Schwindel zu vertreiben, ſiedet „man dieſen Schwamm mit andern hauptſtärken„den Kräutern in einer Lauge, und wäſchet das „Haupt damit. (*) Weil er dem Magen etwas zu„wieder, pflegt man ihn nicht wohl allein, ſondern

(*) Es ſehr alt ich auch Laie in der Heilkunde bin, ſo glaube ich doch, daß man in den allerwenigſten Fällen beym Schwindel eine bloß äußere Cur als eine Radicalcur gebrauchen kann. — Ich ſage: in den allerwenigſten Fällen, weil der Schwindel im Haupte häufig von innerern Urſachen herrühret, und ihm alſo auch vorzüglich mit innerlichen Mitteln begegnet werden muß. Wenn alſo keine äußerlichen Schwächen des Hauptes die Urſachen vom Schwindel ſind, ſo glaube, ich daß nichts beſſer ſey, als Schwefelblumen und Senfkörner, welche zu gleichen Theilen zuſammen gerieben werden, und wovon man des Morgens einen guten Theelöffel voll nimmt. Dies iſt die Vorſchrift eines berühmten Arztes in Berlin, und ich weiß, daß vielen Leuten hierdurch geholfen worden

J.

„mit wenigem Ingber, Nägelchen, oder Zimmt „versetzt, oder in abgekochten Tränken einzunehmen.“

Beym Viehe mag der Lerchenschwamm immer noch anwendbar seyn; allein in den neuern Schriften die von Heilmitteln für Menschen handeln ben, z. B. beym Mönch, findet man hiervon nichts. Einige nennen auch die Mondmilch (Agaricus mineralis, insgemein lac lunae) ebenfalls Lerchenschwamm.

Lerchenspiegel, ist bey den Vogelstellern, eine ovalrunde Maschine auf einer Walze, mit verschiedenen Spiegeln, die Lerchen damit zu berücken, wovon im Art. Lerche schon vorgekommen.

Lerchenspieß, ist ein kleines Spießchen von Silber, Messing, Eisen oder Holz, etwa einen Fuß lang, und an einem Ende (besonders, wenn es von Silber oder Messing ist) mit einem Loche versehen, welches aber mehr einem daran geblötheten Ringe ähnlich siehet, das andere Ende geht spitz zu. Man spießet hierauf nicht allein Lerchen, sondern auch andere kleine Vögel, und bindet alsdann diese Spieße an einen großen Bratspieß, um sie auf solche Art zu braten. Man nennet diese Spießchen auch **Vogelspieße**. Im Art. Lerche, wo ich von dem Braten der Lerchen handelte, findet man mehr hiervon.

Lerchenstreichen, (das) heißt die Lerchen entweder mit den Nachtnetzen fangen; oder mittelst einer langen Leine in die Klebgarne jagen. Es ist zwar im Art. Lerche schon vieles vom Lerchenfange vorgekommen, und es ist bey einem alphabetischen Werke fast unvermeidlich in den verwandten Artikeln sich nicht einige Wiederhohlungen zu Schulden kommen zu lassen. — Ich will indessen sehen, daß die etwanigen Wiederhohlungen mehr zur Aufklärung der Sache dienen sollen.

Die

Die erſte Art des Lerchenſtreichens geſchieht des Nachts folgender Geſtalt: Wenn das Nachtgarn (man ſehe dieſen Artikel,) völlig verfertiget, und an jede von den beyden ſchmahlen Seiten eine lange Stange gebunden iſt, breitet man des Abends, wenn es finſter wird, und der Mond nicht ſcheint, das Netz auf der Erde aus, alsdann faſſen es zwey Perſonen an den Stangen rechts und links, hinten aber geht einer, der den Schweif des Netzes niedrig an der Erde nachträgt. So gehen ſie etliche Furchen, ſo viel das Netz überreichen kann, auf, und an den nächſten Furchen wieder ab, und wenn etwas unter dem Netze flattert, pfeifen ſie einander zu, legen das Netz nieder, würgen die Vögel, ziehen ſie durch das Netz heraus, und gehen alsdann weiter fort. Wenn es nicht ganz finſter iſt, müſſen ſie geſchwinder gehen, als bey ſtockfinſtern Nächten, da man nur langſam fortſchreiten darf.

Wer auf dieſem Fange etwas glücklich ſeyn will, muß eigentlich den Ort wahrnehmen, wo die Lerchen gegen Abend hinfallen, und alsdann des Nachts mit dem Netze dahin gehen. Die Witterung muß hierbey trocken ſeyn, weil bey naſſem Wetter nicht nur die Netze ſehr übel eingeſchmutzet werden, ſondern auch alsdann die Vögel gern an erhöheten ſtrauchigen Oertern, wo man mit den Netzen wenig ausrichten kann, zu liegen pflegen.

Einige ſind der Meinung, daß die mit den Nachtnetzen gefangenen Lerchen beſſer ſind, als die, welche des Tages gefangen werden. Dies iſt aber ein Aberglaube, ſo wie es deſſen viel bey der Jägerey und dem Vogelfange giebt. Ueberhaupt aber wird mit dem Nachtgarnen zu gehen, auſſer

denen, welche die Jagdgerechtigkeit besitzen, keinem zugestanden, weil damit nicht allein die Lerchen, sondern auch die Wachteln, ja wohlgar ganze Völker Rebhühner, und mehreres im Felde übernachtendes Feder- und anderes Wildbret, als junge Hasen und dergleichen dadurch hingeraffet, oder wenigstens verjagt werden.

Die andere Art des Lerchenstreichens mit den Tagenetzen oder Klebgarnen wird auf folgende Weise vorgenommen: Wenn die Aernte vorbey ist, und die Zeit heran rückt, da der Lerchenstrich oder Lerchenzug angehet, erwählt man einen gelegenen Platz auf den Stoppelfeldern, besonders aber auf den Haferstoppeln, stellet die Klebegarne, deren man wenigstens 30, bey großen Plätzen auch mehrere haben muß, mit den dazu gehörigen Lerchenfurkeln, in drey Reihen, etwa 20 oder mehr Schritte hinter einander dergestalt auf, daß sie oben an den Leinen mit den Ringen ganz auseinander gezogen sind, unten aber ohngefähr eine Elle, oder auch nicht einmahl so weit von der Erde hangen, und sonst gegen den Boden und beyde Seiten ganz frey schweben.

Sowohl links als rechts an den aufgestellten Netzen befindet sich ein Gestelle mit einem Haspel, worauf eine sehr lange Leine gewunden ist. Wenn nun etwa um drey Uhr Nachmittags die Garne auf die Furkeln gehängt werden, und man damit fertig ist, wird an eine jede Leine ein Pferd oder ein Ochse, mittelst eines Ortscheites angespannt; derjenige, der auf dem Pferde sitzt, oder die Ochsen regieret, ziehet alsdann mit der Leine, welche von der dabey stehenden Person abgewunden wird, allmählig fort, und die dazu bestellten Jungen schleppen in gewisser Distanz von einander die

Leine

[redacted] [redacted] [redacted] [

diesem Fange, und indem man mit den Leinen eintreibt, eine Person dabey hat, die die Sache völlig versteht, und den Treibern entweder mit einem Horne, oder auch mit einer Pfeife zu rechter Zeit ein Zeichen zum Stillstehen giebt, damit die Lerchen sich setzen, und sich nicht zu hoch, oder wohl gar über die Garne schwingen, sondern noch vor denselben niederfallen, um hernach, wenn sie nahe genug dabey sind, desto eilfertiger in die Garne gejagt werden zu können.

Kommt man mit dem Aufwinden der Leinen etwas zu frühe, so müssen sich die Treiber so lange platt auf die Erde niederlegen, bis wieder ein Zeichen gegeben wird. Das Einjagen geschieht gewöhnlich am Abend, wenn die Sonne schon untergegangen, und nur noch der starke Schein am Abend ist; daher müssen eigentlich die Garne auch so gestellet werden, daß sie gegen Abend stehen, und man von der Morgenseite da hinein treibt, wo sie alsdann von dem Abendroth geblendet werden, und gerne in die Netze fliegen. Wenn man viele Lerchen eingekreiset hat, und es noch zu früh ist sie in die Netze zu jagen, man sich also etwa 100 Schritte von den Netzen noch etwas niederlegen muß, bis es dunkler wird; so ist es für einen Jagdfreund eine außerordentliche Freude, die große Menge der Lerchen, welche nun auf einen einzigen Ort zusammen getrieben ist, zwitschern zu hören. Es scheint ihnen ungewohnt zu seyn, so viele und nahe Nachbaren zu haben, welche Ungewohnheit vielleicht Freude und Leid unter ihnen anrichtet, und daher hört man von ihnen Zank- und Jubelschrey.

Die Lerchen verwickeln sich so hart, daß sie übel aus den Netzen zu lösen sind, besonders muß man

man dahin ſorgen, daß man die Felder ſo abmache, daß allenthalben der Saat recht gehet. Zuweilen kommen auch Wachteln, Schnepfen und Rebhühner ſtreichen, wovon die beyden letztern Arten einen groſſen Ruf in der Garn zu machen, und wenn man recht bald dazu kommt, ſich gar leicht zu reiſſen pflegen.

Dieſe Jagd will ein ſtilles heiteres Wetter haben, denn die feinen Garne werden von den Winden leicht aufgehoben, daß die Lerchen unten durch fliegen. Wenn Dunſt oder feine Zuſchauer verhanden ſind, können ſie etliche zwanzig bis dreyſſig Schritte feinwärtsen von Netzen ſtehen bleiben: denn ſo ſehen ſie nicht nur, wie die Lerchen in die Netze einfallen, ſondern es können auch die Lerchen ſich deſto weniger feinwärts begeben. Wenn die gefangenen Lerchen genommen, und aus den Garnen genommen werden, muß man dieſe wieder zuſammen ziehen, abnehmen und in die dazu gehörigen Säcke ſtecken, die feinen zuſammen aufwinden, und alles zuſammen, bis auf die Forkeln und Gerüſte in den Feinen, (wenn man auf demſelben Orte öfter ſtreichen will,) welche bis zu Ende des Lerchenſtreichens, auf dem Felde ſtehen bleiben können, auf dem Lerchenwagen wieder nach Hauſe ſchaffen.

Lerchenſtrich, heißt auch diejenige Zeit im Frühlinge und Herbſt, wenn die Lerchen wie andere Zugvögel entweder ankommen oder wegziehen; welches auch der Lerchenzug genannt wird, werden im Art. Lerche verſchiedentlich gehandelt iſt.

Lerchentorte: ſ. Lerche.

Lerchenwagen, iſt gemeiniglich ein grün angeſtrichener Leiterwagen, auf welchem man die Lerchengarne, Forkeln, Feinen und Gerüſte, zum Lerchenſtreichen hinaus auf das Feld führet, und

herun

hernach dieses alles und die gefangenen Lerchen wieder darauf nach Hause bringet.

Lere, ist ein kleiner Fluß zu Guienne, welcher sich in den Golfo d'Arcachon ergießt.

Lerenzo, ist eine kleine Insel auf dem mittelländischen Meer, nicht weit von den Sicilianischen Küsten, gegen Westen.

Leria; s. **Leiria**.

Lerice, eine kleine Stadt an der östlichen Genuesischen Küste, in Italien, wo ein Meerbusen ist, welcher von dem Golfo della Spezza nur allein durch eine Erdzunge abgesondert wird.

Lerida, eine Stadt auf einer Höhe in Catalonien am Fluß Segre, hat einen Wall, feste Mauern, gute Basteyen, und zwey feste Citadellen, deren eine außer der Stadt; auf dem Gipfel eines Berges, die andere aber in der Stadt liegt. Sie hat ein Bisthum unter den Erzbischof zu Tarragona gehörig.

Lerin, eine kleine Stadt im Districte von Estella im Spanischen Navarra, mit dem Titel einer Grafschaft, den nun die Herzoge von Alba besitzen.

Lerins; die Inseln Lerins oder St. Margaretha und St. Honorat sind ganz kleine Inseln auf dem mittelländischen Meer an der Küste von Provenze, Cannes gegen über, welche sehr fruchtbar sind, und eine temperirte Luft haben.

Lerma, ist ein Flecken mit dem Titel eines Herzogthums, in Alteastilien, am Fluß Arlanza. Es ist hier ein vortreffliches Schloß, welches der Cardinal von Lerma, der König Philipp des dritten Minister war, erbauet hat.

Lermen, ist soviel als ein unschickliches, gesetzwidriges, oder gar tumultuarisches Geräusch machen, wodurch die Ruhe oder das Vergnügen

ande-

anderer gestöret wird. Eine sehr gute Methode das Lermen des Volks auf öffentlichen Plätzen zu stören, hat man in Petersburg. Es sind daselbst die Schaukeln eine der größten Volksfreuden. Sie sind so im Geschmacke des Volks, daß man es nirgends so haufenweise in seinem natürlichen frohen Sinne, als bey den Schaukeln sehen kann; ein jeder läßt daher sein Gesinde, an einem Tage an der Freude Theil nehmen. Auch für Zuschauer ist diese Fröhlichkeit ein so angenehmes Spectakel, daß wenige der bessern Classen, es jährlich anzusehen unterlassen, daher die Straßen umher stets mit Kutschen bedeckt sind.

Zuweilen aber artet diese Fröhlichkeit des Volkes in lermen und Streit aus. In solchen Fällen lassen die Polizeybedienten, durch die überall vertheilten Feuerspritzen, auf die lermenden Haufen Wasser spritzen, da sie denn gleich auf verschiedenen Wegen auseinander stäuben, und alle Fehde vergessen.(*) Vielleicht möchte dieses Mittel auch an mehreren Orten in solchen Fällen anwendbar seyn.

Lerna, war ein Pfuhl oder stehender See zwischen dem argivischen und lakonischen Gebiethe. Er ward besonders wegen der ungeheuren Schlange berühmt, die von ihm Hydra Lernaea; oder die lernäische Schlange genennet ward, welche Herkules erleget hat.

Lernäa, war ein Fest, welches man der Ceres, dem Bacchus und der Proserpina zu Ehren zu Lerna im Peloponnes, beging, und das Feuer zu dem Opfer dabey aus dem Tempel der Dianae Pyroniae

(*) Georgi Beschreibung von Petersburg. S. 402.

roniae nahm. Es sollte solches Philammon gestiftet haben. Es fanden sich auch einige Mysterien dabey, die auf ein messingenes Herz, theils in Prose, theils in Versen geschrieben waren, woraus man aber geschlossen, daß solche nicht so alt gewesen, um von dem Philammon gestiftet seyn zu können.

Lernaea; hierunter begreift man auch ein Würmergeschlecht, welches nackt ist, und Glieder hat. Es haben die Würmer dieses Geschlechts zwey bis drey armige Fühlspitzen, mit denen sie sich anhängen. Die eine Art findet man häufig auf den Karauschen oder Giebeln, und die andern an den Kiefern der Lachse.

Lernbegierde, ist der Wunsch und das Bestreben, Sachen zu lernen, die man noch nicht versteht.

Lernen, ist ein verb. regular. act. et neutr. welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert. In so fern dieses Zeitwort discere bedeutet, heißt es bey dem Kero lirnan, bey dem Ottfried und dessen Zeitgenossen lernen und gilernen, im Angels. leornan im Engl. learn, im Holländ. leeren und leerenen, in der märkschen platten Sprache leän, (he leät den Katkismus, er lernt den Catechismus) im Mecklenburgischplatten, liän oder auch leiän, z. B. he liät oder leiät de Kunstpipä Proffeschon, er lernet die Kunstpfeifersprofession, d. i. er wird ein Musikant u. s. w.

Es kommt dieses Wort in doppelter Gestalt vor, erstlich, in mehr activer Bedeutung, für lehren, in welchem Verstande es in der anständigen Schreib- und Sprechart veraltet ist, im gemeinen Leben aber noch häufig vorkommt.

So wolt er im der vil zeigen
Und lernen eine newe monier,

Theuerdank Kap. 71

Ler-

Lernen sie mir nur die Liebe erst kennen, Gellert sie lehren sie mich, u. s. f. Bey den Handwerkern kommt der Meister einem Lehrburschen, wenn er ihm sein Handwerk beybringet; einen Lehrburschen anlernen, ihn die gesetzte Zeit hindurch bis zu Ende unterrichten und anführen. Im Art. Lehren ist schon angeführet worden; daß lehren und lernen ursprünglich ein und eben dasselbe Zeitwort sind, und daher auch von je her häufig für einander gesetzt worden.

Zweytens, in mehr gemeiner Bedeutung, Fertigkeit, und in weiterem Verstande, unbekannte Kenntnisse und Begriffe zu bekommen suchen. Hier heißt es

1) im engsten und vermuthlich eigentlichsten Verstande, im Gedächtnisse zu behalten suchen, und zwar zunächst durch mehrmaliges lautes Hersagen, welches lehren, sofern es ursprünglich laut hersagen bedeutet hat, zu bezeichnen scheinet; hernach aber auch, auf jede andere Art. Etwas auswendig lernen. Seine Lection lernen. Einem Kinde etwas zu lernen aufgeben. Ein Lied, einen Psalm lernen, u. s. w.

2) In weiterer Bedeutung, Fertigkeit in einer Sache zu erlangen suchen. Ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft lernen. Eine Sprache lernen. Das Kind lernt gehen. Lesen, tanzen, schreiben, zeichnen, singen lernen. Etwas von sich selbst lernen. Oft stehet es auch absolut für nützliche Fertigkeiten zu erlangen suchen; z. B. Der Knabe will nichts lernen. Er hat nichts gelernt. Er hat etwas gelernt, u. s. w.

3) In noch weiterem Verstande, unbekannte Kenntnisse und Begriffe erlangen und zu erlangen su-

ſuchen. Sie lerneten der Heiden Werk, Pſ. 106, 35. Lauter Böſes von jemanden lernen. Etwas durch die Uebung, aus der Erfahrung lernen. Jemanden kennen lernen. Lerne aus anderer Leute Schaden klug werden, und dergleichen mehr.

Unterſchied unter den Wörtern lernen, begreifen, und faſſen: Es ſcheinet, daß das Wort lernen mehr eine Abſicht auf einen Lehrer habe, welcher uns unterrichtet; begreifen und faſſen hingegen ſich mehr auf dasjenige beziehe, was man ſelbſt dabey thut, und auf das eigene Nachdenken; doch mit dem Unterſchiede, daß faſſen noch eine größere Leichtigkeit und Fähigkeit — begreifen eine mehrere Bemühung anzeiget. Lernen wird mehr von den Künſten und Wiſſenſchaften überhaupt, begreifen und faſſen, mehr von gewiſſen Theilen, oder einzelnen Sätzen und Wahrheiten derſelben, beſonders gebraucht.

Man ſagt z. B. das Kind lernet leſen, ſchreiben, rechnen: Dieſer Menſch lernet die Hiſtorie, die Geographie, die Baukunſt, u. ſ. w. Imgleichen: Er lernet die Handlung, ein Handwerk, u. d. gl. weil er darin, von einem Lehrer oder Meiſter unterwieſen wird. Hingegen: Das Kind hat die Ausſprache der zuſammengeſetzten Buchſtaben bald begriffen. Oder: Er hat bald begriffen, warum man bey dem Addiren, eine Zahl im Sinne behalten, und hernach zu der folgenden hinzu thun müſſe; weil es ſelbſt Aufmerkſamkeit und Nachdenken dabey gebraucht hat. Auch könnte man ſagen: Das Kind hat dieſes bald gefaſſet, und denn würde es noch eine größere Fertigkeit des Verſtandes bey ihm anzeigen, daß es ihm nicht viel Mühe koſtet, es zu begreifen.

Hieraus möchte man ſchließen, das Wort faſſen drücke zugleich ein feſteres Behalten aus. Was

man

man gelernet und begriffen hat, kann man zuweilen bald wieder vergeſſen; aber, was man einmahl recht gefaſſet hat, wird nicht ſo leicht wieder aus dem Gedächtniß kommen. Zuweilen ſagt man zwar: Das habe ich von mir ſelbſt gelernet; Ich habe es aus der Uebung, aus der Erfahrung gelernet, wobey es ſcheinen möchte, als ob dieſes Wort, nicht eine Beziehung auf einen Lehrer habe. Allein, ſolche Beziehung iſt doch wirklich auf eine verdeckte Weiſe da, denn, man ſieht ſich ſelbſt, oder die Erfahrung, oder Uebung als den Lehrer an.

Lernende, (der) iſt diejenige Perſon, welche ſich eines andern Hülfe, in Erlernung gewiſſer Wiſſenſchaften, Künſte oder deraleichen, bedienet. Hierüber findet man in Walchs philoſophiſchem Lexicon im Art. lernender, nähere Auskunft.

Lero, iſt eine Inſel des Archipelagus, gegen die Küſten von Natolien in Aſien. Sie hat zwey gute Häfen, und in der Stadt Lero iſt ein Biſchof, welcher unter den Erzbiſchof zu Rhodus gehört. Dieſe Inſel iſt der daher kommenden Aloe wegen berühmt.

Lers, ſo heißen zwey Flüſſe in Frankreich, in Oberlanguedoc, von welchen ſich der große lers in den Fluß lauriege, der kleine lers aber in die Garonne ergießt.

Lersweiler, iſt ein Churpfälziſches Dorf in der Unterpfalz, bey Oppenheim.

Lerwick; iſt die Hauptſtadt auf der Inſel Mainland oder Schettland.

Lerzenbach, ein Churmainziſches Dorf im Oberamt Starkenburg, in der Kellerey Heppenheim.

Leſau; ſ. Löſau.

Lesbos; ſ. Metelino.

Lescar, Leſcar auch l' Eſcar, lat. Lescurra, iſt ein franzöſiſches Städtchen von 136 Feuerſtellen,

und etwa 2000 Einwohnern, in Learn, jetzt Hauptort eines Cantons im Departem. der untern Pirenäen. Es hatte einen Bischof, ein Lazaristen-Seminair, ein Barnabiten-Collegium, u. s. f. Dieses Städtchen liegt auf einem Hügel, von welchem herunter man eine sehr angenehme und fruchtbare Ebene übersieht.

Im Jahr 980 bauete Wilhelm Sanhés, Herzog von Gascogne die Stadt Iescar auf einem Hügel, mitten in einem Walde, wo vorher nichts als eine Capelle stand; nachher erhielt sie verschiedene Vergrößerungen und Verschönerungen; indessen zeichnet sie sich doch weder durch ihre Größe, noch durch ihren Handel aus. Im Jahr 1569 litt sie viel im Religionskriege. Der Graf von Montgommery plünderte ihre Kirchen aus, und zerstörte das Begräbniß der Fürsten von Bearn, welches in der Kathedralkirche war. Die Stadt erhielt ihren Nahmen von verschiedenen Bächen, die sich schlangenförmig dahin wenden; dies nennen die Gascogner lascoutre, woraus Iescar wurde.

Der Kirchsprengel des Bischofs von Iescar begreift 240 Pfarrdörfer; sein Einkommen bestand in 15,000 liv.; er genoß viele Vorrechte. Die Kathedralkirche zu unserer l. Frauen hatte ein Kapitel von 16 Kanonikern und 8 Präbenden. — Die Stadt ist nicht mehr so beträchtlich, als sie vormahls war.

Lescarene; oder **Scarena**, ist ein Flecken in der vormahligen Grafschaft Nizza, jetzt Hauptstadt eines Cantons im Departem. der Meeralpen.

Lesch, s. Löschen.

Lesche, ist auf den Bergwerken ein abgematteter, oder abgemülmeter Kohl (d. i. Kohlen, die schon

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

alſo nicht redlich damit verfährt, ſo werden ihm nach Gelegenheit bey der jedesmahligen Auszahlung 3 bis 4 Groſchen geſtrichen, und dies heißt: ſie ſind ihm geleſchet.

Leſcherode, iſt ein Fuldaiſches Dorf, im Cent Fulda.

Leſchfaß, iſt beym Bergbaue das Faß, darin man die Sticheiſen und Furkeln abkühlet.

Leſchhaken, iſt ein ganz eiſerner Haken, ſowohl die todten Kohlen hinten aus der Eſſe damit hervor zu ziehen, ſelbige zu zerſchlagen, und in das Feuer zu ſcharren, als auch das Feuer ſelbſt damit aus einander zu breiten, das Gebläſe zu reinigen, und die Schlacken unter den Herd zu werfen.

Leſchkirch, (ungariſch Uj egy haſz,) iſt ein Marktflecken in dem davon benannten Gerichtsſtuhl, im Lande der Sachſen in Siebenbürgen.

Leſchne, ein königl. Preuß. adliches Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Roſenbergiſchen Kreiſe.

Leſchnitz, iſt eine kleine Stadt in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln an der Oder, woſelbſt ſtarke Wallfahrten auf den dabey liegenden St. Annenberg geſchehen.

Leſchkowitz, iſt ein adliches Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Glogau, im Glogauſchen Kreiſe.

Leſchſchaufel, iſt eine eiſerne Schaufel nach gemeiner Art, mit einem hölzernen Stiele, damit beym Hüttenwerk die Leſch auf die im Vorherde befindlichen Schlacken, wenn es im Fluſſe ſteht, getragen wird.

Leſchſpieß, iſt ein eiſernes Inſtrument, womit der Bergſchmid die vor das Gebläſe ſich geſetzten Schmiedeſchlacken wieder losſtößet.

Leichter, der Lastwagen ist durch die Kraftwagen zu einem Teil und [illegible] auf [illegible] Tag, [illegible] Kraftwagen, die Kraftwagen, die Kraftwagen, [illegible] Kraftwagen, [illegible] Kraftwagen, [illegible]

spieler bedeutet, drey Lesen haben, das ist drey Stiche; theils aber auch, und zwar im Singular allein, die meisten Stiche. Die Lese haben, die meisten Stiche haben.

Lesebibliothek, (eigentlich so genannt,) ist eine Bibliothek, welche jemand sich zu dem Zwecke hält, damit Liebhaber vom Lesen, für Geld und auf gewisse Zeit Bücher aus derselben geliehen bekommen können. Gewöhnlich hat der Besitzer einer Lesebibliotheck ein Verzeichniß von seinen Büchern, welches die Lesebegierigen durchsehen, und sich Bücher wählen. In manchen Lesebibliotheken bezahlt man für jedes Buch, je nachdem es stark, oder nur klein ist, mehr oder weniger, in andern hingegen bezahlt man für ein Buch, es sey wie es wolle, wöchentlich ein Gewisses. Auch sind Lesebibliotheken zum Theil so eingerichtet, daß ein Lesender monathlich etwas Festgesetztes bezahlt, wofür er so viel oder so wenig als ihm beliebt, lesen kann. Alle hier angeführten Lese- und Bezahlungsarten, können aber auch in einer Lesebibliothek Statt finden, indem der Besitzer manches Mahl Ursache hat, mit einem Lesenden anders zu verfahren, als mit einem andern.

Lesebret, ist bey den Leinwebern und Zeugmachern, ein Brett mit vielen Löchern, mittelst dessen die Fäden auf den Scherrahmen gelesen werden. Man sehe den Art. Leinwandmanufactur.

Lesebuch, (das) ist erstlich ein Buch, worin man zum Vergnügen, zum Zeitvertreibe lieset; zweytens auf hohen Schulen, ein Buch, worüber ein Collegium gelesen, welches zum Grunde einer Vorlesung gelegt wird.

Lesegesellschaft, ist eine gewisse Anzahl Personen, welche sich verbunden haben, gewisse Bücher und Schriften zu lesen. Man hat verschiedene Einrich-

tun-

tungen in den leſegeſellſchaften, und es giebt einige, wo jedes Mitglied z. B. ein Journal oder ein Buch hält, und ſolches in ſeiner Ordnung rund gehen läßt, andere wieder, worin aufs Jahr ein gewiſſes Geld bezahlt wird, wofür einer aus der Geſellſchaft Bücher oder Journale anſchafft, und dieſe gehen in einer beſtimmten Zeit in der Geſellſchaft herum. Sowohl in den Städten, als auf dem Lande trifft man nun ſchon leſegeſellſchaften an, und es iſt dieſes das beſte Mittel, wohlfeil mit der neuern Literatur fortzurücken, da es manches Einzelnen Vermögen weit überſteigen würde, wenn er ſich alles das allein anſchaffen ſollte, welches er nun durch Beyhülfe anderer erhält.

Die leſegeſellſchaften unterſcheiden ſich von einander noch auf verſchiedene Weiſe; theils ſchränken ſie ſich nur auf gewiſſe Fächer ein, als auf die Theologie, landwirthſchaft, Handlungsſachen, auf politiſche Schriften, auf Romane und dergleichen mehr: theils ſind die zirkulirenden Schriften vermiſchten und verſchiedenen Inhalts, und es nehmen verſchiedene Stände Theil daran. Von einer andern Seite betrachtet, ſo können die leſegeſellſchaften in Hinſicht des Umlaufens der Bücher auch nicht alle einerley Einrichtung haben, indem es z. B. auf dem Lande ſchon immer umſtändlicher mit dem Verſenden der Bücher iſt, als in einer Stadt, wo die Geſellſchaft näher zuſammen wohnt.

Ob die Leſegeſellſchaften der Literatur zuträglich oder ſchädlich ſind, darüber findet man im Hanov. Magazin 1782. St. 34. folgenden Aufſatz. (*)

(*) Da der Verfaſſer im Jahre 1782 ſchrieb, ſo nimmt er auch nur die damahls achtungswürdigen, oder ſchlechten Bücher mit. Dieſes thut zur Sache aber nichts, denn, wer die Bücher welche er anführet, kennet, wird auch leicht jetzt über ähnliche Werke urtheilen können.

Die Modebücher zu lesen, wird jetzt immer allgemeiner. Alles will jetzt lesen, selbst Garderobenmädchen, Kutscher und Vorreuter nicht ausgenommen. Sie, die sonst mit der schönen Magdelone und dem gehörnten Siegfried zufrieden waren, suchen jetzt feinere Nahrung des Geistes, Werthers Leiden, die Geschichte der Demoiselle Ackermann u. d. gl. empfindsame Schriften mehr. Man sollte glauben, daß dieser Hang zur Lektüre den Geschmack und die Sitten auch in den niedern Klassen der Menschen merklich verfeinern müsse. Besonders sollte man denken, daß unsere heutigen Lesegesellschaften vieles zu dieser Verfeinerung beytragen, den Witz bilden und nützliche Kenntniß vermehren würden. Aber die Epidemie der Empfindeley abgerechnet, — die nun schon anfängt, Mädchen der geringern Stände zu Närrinnen zu machen, — findet sich dieser gehoffte Nutzen der Lesegesellschaften nicht. Woher kommt das? Taugt das Mittel nicht, oder wird es gemißbraucht? Dieses verdient wohl einige Untersuchung.

Unsere Lesegesellschaften mehren sich von Tage zu Tage. Da ist keine Stadt, kein Städtchen, wenigstens in unserm Niedersachsen, so viel ich weiß, ohne Lesegesellschaft, und die Dörfer der Nachbarschaft nehmen, — mit mehrerem Rechte vielleicht, als die Gildegenossen des Landes an den Privilegien der städtischen Zünfte Theil daran. Gelehrte und Ungelehrte, Handelsleute, Handwerker, Oekonomen, Militairpersonen, Alte und Junge, männliches und weibliches Geschlecht sucht einen Theil der Zeit mit Lesen auszufüllen, und hat für einen geringen Geldbeytrag das Recht, auf das Lesen einer großen Anzahl zirkulirender Bücher. Dieses Mittel müßte nothwendig von guter Würkung seyn, wenn nicht einige Mißbräuche es verhinderten.

Erstlich scheint es mir ein Fehler der meisten Lesegesellschaften zu seyn, die ich kenne, daß sie zu sehr vermischt sind. Was dem einen gefällt, mißfällt dem andern. Was dem muntern Jüngling, dem tändelnden Mädchen Wonne ist, ekelt dem Manne von gesetzten Jahren. Die Direkteurs, die sich nach dem wahrscheinlichen Geschmack des größten Theils der Leser richten, glauben das Vergnügen derselben nicht besser befördern zu können, als wenn sie eine Men-

ge Romane zirkuliren lassen. Und was für Romane? Zum Theil schlechte Uebersetzungen schaler französischer und brittischer Produkte, oder unglückliche Mißgeburten müßiger deutschen Köpfe. Keine Waare geht besser ab, als Romane, und daher nimmt ihre Mannfaktur so zu. Die Verleger bezahlen sie lieber als die gelehrteste Chronologie.

Ich kenne einen Mann, der ehemahls vortreffliche Pasteten und Ragouts machte. Jetzt schreibt er Romane, auch zum Theil Ragouts, und sie werden ihm, wie es heißt, gut bezahlt. Es ist das dem ehrlichen Manne zu gönnen. Aber was kann ein solcher Roman für den Mann von Erudition, Weltkenntniß und Geschmack für Nahrung seyn? Wie kann er seine Wißbegierde befriedigen, die auch bey seinem Vergnügen in müßigen Stunden unterhalten seyn will!

Ich will die Romane aus den Lesegesellschaften nicht ganz verbannet wissen. Es ist gewissermaßen zur Nothwendigkeit geworden, für einen Freund der Litteratur, gewisse Modeschriften und Romane zu kennen. Unsere Schönen würden uns für sehr unbelesen halten, wenn wir ihren Siegwart, ihre Emilie von Burgheim und Karl von Rosenau, ihren Ferdinet, Faramonds Familiengeschichte, Hermann und Ulrike, Fanny Wilkes, u. d. gl. nicht kenneten. Das sind just ihre Lieblingsbücher. Die guten Kinder wollen nun für ihr Geld auch was haben.

Von dem schädlichen Einfluß, den empfindsame Romane auf weichgeschaffene Herzen haben, ist schon so viel geschrieben, ohne Nutzen geschrieben, daß ich hier nichts davon erwähnen mag. Es gehört auch eigentlich nicht zu meinem Zweck. Also können und müssen auch einige Romane mit durchgehen. Aber ich wünschte, etwas sparsamer, ich wünschte, daß man solche Romane aus dem großen Wust auswählen mögte, die etwas mehr, als eine Sammlung verliebter Briefe, voll Schwermuth, Verzweifelung, Zweykampf, Entführung, Selbstmord, Blasphemie, Gift und Leichen, enthalten. Ich wünschte, daß man vorzüglich solche Romane wählen mögte, die sich durch ihre vortreffliche Sittenlehre empfehlen, so wie es das klassische Buch unserer Schönen thut, die

Reisen der Sophie von Memel nach Sachsen, oder solche die mit Witz und satyrischer Laune gewisse Mißbräuche rügen, als die physiognomischen Reisen und das physiognomische Tagebuch, oder Sebaldus Nothanker, Spitzbarth, der akademische Briefwechsel dreyer Freunde, u. d. gl. oder solche die ihre Erdichtung durch etwas Reelleres, durch Geographie, Naturlehre, Lokalbemerkungen von dieser oder jener Stadt, von diesem oder jenem Hofe, nahrhaft machen; die so im Geschmack eines Tom Jones, eines Humphry Klinkers geschrieben sind. Nur leider! haben wir dergleichen Romane noch wenig, außer etwa den vortrefflichen Roman meines Lebens, dessen Fortsetzung jeder Leser vom Geschmack mit Verlangen entgegen sieht, und den etwas ältern M. K. oder meine Reisen.

Zweitens kennen die Direkteurs der Lesegesellschaft, die Bücher, die sie wählen, entweder bloß dem Titel nach, der oft die Erwartung täuscht, oder sie wählen nach Zeitungs-Recension, und wer weiß nicht wie unzuverläßig oft Recensenten Lob und Tadel ist. Man kann ihnen nicht zumuthen, die Bücher erst selbst alle durchzulesen, ehe sie selbige ihrer Gesellschaft mittheilen. Sie müßten sonst ganz ohne andere Geschäfte seyn. Sie müßten viel Zeit unnütz verspilden, und dafür durch andere Vortheile entschädigt werden. Bücher, deren Werth schon bekannt ist, will man nicht. Man will lauter frische Waare haben und darin bestehet

Drittens ein Fehler der Lesegesellschaften, daß man nur die Produkte der letztern Messen verlangt.

Die gleich den kleinen Pasteten, zwar warm,
Für Lesegesellschaft ein schmackhaftes Essen,
Der Neuheit wegen sind, im übrigen arm,
An stärkender Würze, vielleicht schon Morgen vergessen.

Wie viel unnützes Zeug wird nicht jede Messe gedruckt? Hierüber wird nun die bessere Lektüre geprüfter Schriften ganz verabsäumet. Diese bleiben nun ruhig im Laden liegen, und andere schlechtere Schriften gehen bloß ihrer Neuheit wegen ab. Besonders wird in unsern Zeiten, da alles Modeschriften lesen will, das Lesen der alten Autoren, Grie-

chen

[redacted]

Es ist oft die Leidenschaften der Einzelnen im Staate gemessen, wenn [illegible] es [illegible] heißt. Stoff für Tausende, leicht zu [illegible] benutzt. Die Einen, welche mit Widerwillen [illegible] gehen, [illegible] gegen, und die von unbekannten, an deren einer Existenz sie leicht [illegible] Jugend [illegible] ungen, jeden Tadel nachher [illegible] Schicksal.

Würde hingegen die Leihgesellschaft so eingerichtet, wie in folgenden Vorschlägen enthalten ist, so könnte sie, wurde sie den Interessenten größern Nutzen gewähren.

1) Wäre man den Geschmack des größten Theils der Interessenten erforschen. Stimmten sie sämmtlich auf einen Gegenstand, z. B. auf politische, auf dramatische Schriften auf Reisebeschreibungen ꝛc. alsdann wäre leicht zu rathen. Wären sie aber, wie es gemeiniglich geht, nicht von gleichem Geschmack, so erwartete man von jedem besonders eine Nachricht, was für eine Art Bücher er vorzüglich zu lesen wünsche. Es müßten aber keine abstracte, diese oder jene Wissenschaft behandelnde Schriften, sondern solche seyn, die auch andere Mitglieder der Gesellschaft mit Vergnügen lesen könnten. Der Direkteur müßte, diesen Zweck zu erreichen, besonders, wenn ihm die Interessenten die Wahl der Bücher überlassen,

2) Solche Bücher wählen, die bey dem Vergnügen auch Nutzen gewähren, z. B. neue Reisebeschreibungen, die Naturgeschichte, im lebhaften Ton behandelt, die neuesten Zeitschriften von bekanntem Werth, den deutschen Merkur, die Olla Potrida, das Museum

u.

u. a. m. Ferner Sittenschilderungen, Sammlungen guter Gedichte von bekannten Dichtern. Dann könnte man einige Romane hinzufügen, nur nicht solche, die nach den gewöhnlichen Leinen gemacht sind, nicht solche deren Charaktere Stuben-Ideale und nicht aus der großen Welt genommen sind. Endlich könnte man auch noch einige der besten Schauspiele hinzufügen. Durch die Theater-Zeitung würde der Direkteur lernen, welche mit dem größten Beifall des Publikums aufgenommen worden. Wer Gelegenheit hat, Schauspiele aufführen zu sehen, wird sich um das Lesen derselben nicht bekümmern. Wer das aber nicht hat, für den muß auch gesorgt werden. Es ist doch besser was als gar nichts. Ein gut dialogirtes Schauspiel ist immer eine angenehme Lektüre, zumahl für denjenigen, dem seine Phantasie zu Gebote stehet, ihm die Personen des Stücks lebhaft vorzustellen. Durch diese Lektüre wird auch der entfernteste Bewohner der Provinz mit dem Ton der Hauptstadt einigermaaßen bekannt werden.

Endlich 3) müßte man auch mit dem Zeitraume, der zum Lesen eines Buches bestimmet ist, nicht so sehr, wie gewöhnlich geschiehet, übereilet werden. Lieber wenig Gutes aufmerksam gelesen, als vieles ohne Wahl mit eindruckloser Flüchtigkeit. Viele Leser, und besonders Leserinnen, verfolgen nur eilend den Faden der Geschichte, und achten nicht auf Sprache, Disposition, Moral und andere reelle Schönheiten des Buches. Sie häufen alsdann eine Menge dunkler verwirrter Bilder im Kopfe, und wissen selbst nicht, was sie gelesen haben.

Leseholz, Sammelholz, Raffholz, nennet man in den Waldungen die dürren Zweige, Späne, Wurzeln von Stämmen, und anderes kleines Holz, welches armen Leuten, die kein Holz kaufen können, aufzulesen, und nach Hause zu tragen, oder auf der Schiebkarre fort zu führen, erlaubt ist. Diese dürfen aber so wenig eine Axt, als ein Beil bey sich führen, damit sie nichts vom grünen Holze abhauen. Es wird hierbey wegen allerley Waldbeschädigungen und Holzdiebereyen so wohl,

als auch. Kommt nicht einige sehr altes, schiefes oder nasses Holz vor, gewöhnlich ganz Scheite gehauen. Man macht aufmerksam die Forstbeamten, die solches Holz haben, es werden gewöhnlich Tage bestimmt, an welchen das Holz zur Versteigerung kommt. Jeder der Lust hat, muß sich bei der gewissen Zeit versammeln, einer Person, welche darauf bestimmt ist, seine Namen und Wohnort angeben, die Tage und Stunden und das Holz benennen, welches sie benutzen wollen, worauf denn diese Versteigerer sogleich in seine Beschreibung so viele Klafter gebunden werden.

Die einzigen Orte müssen sich auch die Holzliebhaber als gewisse Tage zu dem Holzhauen versammeln, welche angewiesen, und wo einem Jeden seine angewiesen werden müssen. Die andern Orten wird auch von denen die Holz haben wollen, ein gewisses Holz entweder überhaupt, oder Klafterweis angewiesen. In den langen Sommer- und Sommertagen, wird aber das Holz nicht verkommen, weil es die in diesen Jahreszeiten der Sommers nicht nicht genug ist, einer Klafter in einem Tage zu spalten, sondern weil sie sehr gerne grüne Zweige haben wollen.

In den allgemeinen ökonomischen Forstordnungen von Chur. P. 9. C. 6. wird vom Holzmachen gesagt, wann man auf die Arbeiter und Holzmacher sehen soll, bei der Fällung der Stämme nicht zu hoch und zu niedrig abzuhauen, oder dieselben auf unnützen Wege machen, und durch die aufgefallene Aeste zum Holzmachen beschädigt werden. Es wird auch in mehreren Orten gesagt, wie weit diese Aeste zu bestimmen, an welchen sie das unnütze Holz kommen können.

Es verdienen daß man unter den so

„Nachmittags gebe, weil aus gewissen Ursachen, „Vormittags der Wildfuhr Schaden geschehen „kann. Wobey ferner wohl zu merken, daß sich „diese Leute, 4 Wochen während der Setzzeit, und „4 Wochen während der Brunstzeit des Waldes „gänzlich enthalten müssen."

Von dieser Materie findet man in der Encyklopädie schon an mehreren Orten gehandelt, als Th. XIV. S. 590. im Art. Forstcameralwesen, und Th. XXIV. S. 691. im Art. Holz.

Lesekow, ist ein Churbrandenburgisches Dorf in der Mittelmark, im Ruppinschen Kreise, dem Rath zu Wusterhausen gehörig.

Lesemeister, ist erstlich in den Klöstern einiger Gegenden der Vorleser, Lector; zweytens in einigen oberdeutschen Weinländern, z. B. in Oestreich, eine beeidigte Person, welche die Aufsicht über die Weinlese, und die Einnahme des davon schuldigen Zehenten hat.

Lesen, (sammeln,) ist ein Verb. irregular. act. und heißt schon beym Kero lesan, im Niedersächsischen Lesen, im Engl. lease, im Schwed. läsa, im Angels. lesa, im lat. legere, colligere, im Griech. λεγειν, bedeutet überhaupt, von mehrern Dingen einer Art eines nach dem andern wegnehmen, oder aufheben; wo es doch nur in einigen Fällen üblich, als: auf dem Acker Aehren lesen, zusammen lesen, auflesen u. s. w. Holz, Trauben, Erbsen und dergleichen lesen.

Lesen, ein Verb. irregular. act. und neutr. welches im letztern Falle das Hülfswort haben erfordert, in der Conjugation aber mit dem vorigen völlig überein kommt. Es bedeutet:

1) Eigentlich, laut hersagen, oder hersingen; eine größtentheils veraltete Bedeutung, welches sich nur noch in dem Ausdrucke Messe lesen in der römi-

[redacted]

ähnlicher Kunst empfehlen soll. Endlich war sie [redacted] denn da man anfing sich sehr einander, und dem Lande gemeine Art lernen zu machen, so mußte man in dem Grade sehr leicht zu einander kommen. Am meisten für sehr nach seinem Begriffe hat dem Lesen [redacted] Das Lesen ist, wie alles Lesen, nur in so fern gut, als es gut gelesen wird. Das Gedruckte soll bedeutend gedruckt werden, und der Geist lesen, so bedeutend es mit dem Auge gedruckt ist. Auf der guten Seite Deutschlandes ist es auch ein eigenes Verdienst, sehr schön und sehr leicht zu lesen. Ein Colegium lesen: vor vielem Beifall lesen, u. d. g.

2) In eigener und gewöhnlicher Bedeutung, die mannigfaltigen Zeichen der Worte und Gedanken kennen, durch verabredete Töne anreden, und in mehrer Bedeutung, sie sich deutlich machen, sie gedenken, sie vor sich aussprechen. Da hat man das englisch, deutsch, französisch, englisch u. s. w. lesen können. Das Kind lernt erst lesen. In einem Buche lesen. Einen Brief lesen, und so weiter.

3) Gleichlich bedient man sich des Wortes lesen auf mancherlei Art: z. B. den Planeten lesen, aus deren Stellung unbekannte Dinge muthmaßen und schließen. Dieser Gram, den ich in ihrem Gesicht lese, aus ihren Geberdungen erkenne. Aus eines Menschen Augen lesen, was er denkt, und dergleichen mehr.

Was das lesen in eigener und gewöhnlicher Bedeutung betrift, und wie man es der Jugend beybringt, so ist davon in der Encyklopädie, Th. LXI. im Art. Landschule, S. 931. fgg. und S.

960 schon gehandelt werden. Außer dem aber kann man noch verschiedene andere Schriften nachlesen und nachsehen; die theils für Lehrer theils für Schüler und theils für beyde zugleich geschrieben worden sind, als:

Kurze Anweisung, das Lesen ohne Buchstabiren zu lernen. 1te Aufl. Berlin Realschule 1767. 8. 2te Auflage, Berlin, 1778.

Anweisung, den Kindern die Buchstaben und deren zusammengesetzte Aussprache, fast zu gleicher Zeit beyzubringen. 8. Ulm, 1769.

Unerwartlich große Verbesserung der Kunst, lesen zu lehren ꝛc. von J. B. Basedow. Leipzig und Hamburg, 1785.

Desselben Geschenk zum lesen lernen, zur Gotteskenntniß und zur nothwendigen Sprachrichtigkeit. 8. Leipzig, 1786.

Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren, nebst einem dazu gehörigen Buchstaben- und Sylbenspiele, in sechs und zwanzig Charten, und einer Vorrede, welche jeder lesen muß, der dieses Büchlein gebrauchen will, von P. G. Campe. Altona, 1778. 8.

Von einer neuen Lesemaschine, erfunden von Heren Prof. Wolke in Dessau, findet man in den pädagogischen Unterhaltungen, herausgegeben von dem Dessauischen Erziehungsinstitute. 12tes St. N. 4.

Vom harmonischen Lesen kann man in Walchs philosophischem Lexicon, 4te Auflage, Leipzig, 1775. Th. 1. Col. 2255 nachlesen.

Lesen, Leesen, ist ein herzoglich Sachsengothaisches Dorf im Fürstenthum und Amte Altenburg.

Lesepult, oder auch **Lesepulpet**, ist eine Art eines besonders eingerichteten Tisches, an welchem man sitzet oder stehet, und für sich lieset — oder andern

etwas

etwas verlieren. Man hat diese Lesepulte von verschiedenen Einrichtungen: einige sind horizontal, wie ein Tisch, einige aber auch wieder schräge; andere sind wieder so eingerichtet, daß sie beym Sitzen und Stehen zugleich gebraucht werden können, da sie denn im letzten Fall in die Höhe geschoben werden. Da aber die Lesepulte auch zugleich Schreibpulte (wenigstens in den mehresten Fällen) seyn müssen, so wird in den Artikeln Schreibtisch und Schreibepult darüber zur Genüge vorkommen.

Leser, ist ein Kleiner Fluß im Erzstift Trier, welcher sich Bedern gegen über in die Mosel ergießt.

Leser, (der) im Männlein, die **Leserinn**, eine Person, welche liest, colligit,) besonders in den Zusammensetzungen Aehrenleser, Weinleser, Federleser u. s. w. Ueberhaupt aber ist der Leser oder die Leserinn diejenige Person, welche aus Erbsen, linsen, Reis, Hirse ꝛc. die faulen und wurmstichigen, Steine, Staub und andern Unrath absondert; — von dem Salat die verdorbenen Blätter, und anderes unnützes Zeug u. s. w. Auch bedeutet es so viel, als sammeln, und wird besonders bey nachfolgenden Wörtern, als Aehren lesen, Weinlesen ꝛc. gebraucht. Die erste Art dieses Lesens gehört unter die Arbeiten, dadurch man schwachen Leuten etwas zu verdienen geben, und sie vom Betteln abziehen kann.

In der Landwirthschaft läßt man aber auch durch das Gesinde allerley Getreide und Sämereyen aufsammeln, und hier heißen diejenigen Personen, welche solches verrichten, Leser oder Leserinnen.

Lesercy; gewöhnlich übersetzt man das Wort lectura so; es scheint aber, daß lesereq mehr auf

bloß unterhaltende, lectüre aber mehr auf nützliche Sachen seine Beziehung hat.

Leserlich, ist ein Adjectivum und Adverbium, in seinen Graden, leserlicher und leserlichste, und bedeutet etwas, welches man lesen kann. Eine leserliche Hand schreiben. Eine leserliche Schrift. Die Urkunde ist nicht mehr leserlich, u. s. w. Die in der Mitte, wie es scheint, um des Wohlklangs willen eingeschobene Sylbe er, damit das s nicht, wenn es ohne Vocal stünde, zu hart lauten möchte, findet sich auch in lächerlich, fürchterlich, dem gemeinen mörderlich u. s. f. Indessen ist für leserlich auch leslich und im Oberdeutschen auch lesbar üblich.

Leserlohn, ist der Lohn, welchen man für das Lesen der Früchte oder anderer Dinge bezahlet, besonders der Lohn, welchen die Weinleser in den Weinbergen bekommen. Der Plural dieses Wortes ist nicht gebräuchlich.

Leseschule, ist eine Schule, in welcher die Kinder lesen lernen.

Lesespiel, ist ein in einigen Gegenden bekanntes Spiel, welches einer Gesellschaft manches Mahl zu großer Aufmunterung dienet, und das Zwergfell erschüttert. Es setzen sich nähmlich die diesem Spiele sich unterziehenden Personen um einen Tisch, eine davon nimmt ein Buch, oder welches noch lustiger anzuhören ist, Zeitungen. Jede der andern Personen hat sich einen gewissen Stand, oder ein gewisses Handwerk erwählet, und muß einen Vorrath solcher Wörter bey der Hand haben, die sich darauf beziehen. Z. B. Hätte einer für sich den Schuster gewählet, so müßte er sich auf die Substantiva Leisten, Leder, Schurzfell, Schwärze, Spannriem, Raspel und dergleichen mehr, besinnen, um gleich eines davon nennen zu können;

wäre

wäre ein anderer mitten im Stücken, ein dritter ein Drittel u. s. w. so haben diese solche Stücke auf sich. Ist dieses alles geschehen, so fängt der Leser an, laut und langsam zu lesen, und bey jedem Schlusse, oder Komma verweilt, so viel er es der Sache angemessen hält, schwingt er mit sich einen aus der Gesellschaft an, welcher eingeschenkt wird, setzt mit ihm immer, wann er daran kommt, und hat als sein Wort aus seinem Stande so gleich bey der Hand, und sagt es, alsdann folgt in der Reihe der zweyte, der dritte u. s. w. wodurch denn ein deutlicher Verstand, wenn aber auch ein lächerlicher Unverstand heraus kommt.

Lesestein, nennet man beym Bergbaue eine gewisse Art reichhaltiger Steinarten, welche auf oder unter der Erde in Gebirgen angetroffen werden, da man sie dann zusammen zu lesen, und auszuschmelzen pflegt. Befindet dieses Gestein sich gleich unter dem Rasen, so heißt es Rasenstein, findet man es aber oft auf Wiesen, so heißt es Wiesenstein.

Lesestunde, ist eine Stunde, in welcher man im lesen (Bücher- oder Schriftlesen) Unterricht giebt, oder empfängt.

Leseübung, ist das lesen in der Absicht, um lesen zu lernen.

Lesezeit, ist diejenige Zeit, da gewisse Dinge gesammelt werden, z. B. wenn die Trauben reif werden, und man die reifsten aussucht so ist dies die Lesezeit, oder Weinlese u. d. gl. mehr.

Lesgier, Lekzier, von den Russen Lesginzi, von andern bisweilen Kumücken oder auch Dagestaner, d. i. Bergbewohner, genannt, sind Völker, die theils zwischen, theils nahe unter dem Caucasischen

Gebirge ostwärts, gegen das Caspische Meer hin, wohnen. Sie sind Sonnitische Muhamedaner. Ihr Land heißt Lesgistan, und theilt sich in verschiedene Districte, die eigene Fürsten haben. Einer davon stehet unter dem Uzenei Chan oder Regenten von Kaidack.

Lesina, Lezina, ist eine Insel nebst einer Stadt gleiches Nahmens auf dem Venetianischen Meerbusen, gegen die Küsten von Dalmatien, hat den Titel eines Herzogthums, gehört den Venetianern, und die Einwohner nähren sich vom Sardellenfange. Die Stadt hat einen guten Hafen, und eine nahe dabey auf einem Berge gelegene Citadelle, wie auch einen Bischof unter den Erzbischof von Spalatro gehörig. Diese Insel ist voller Hasen und Kaninchen, trägt treffliche Feigen, und es wächst auch sehr viel Rosmarin hieselbst, daher auch der beste Spiritus dieses Nahmens nebst dem Aqua di Regina oder dem so genannten Ungarischen Wasser hier gemacht wird.

Lesina, eine Stadt im Königreich Neapel, in der Provinz Capitanata, an einem See, nicht weit vom Meer, nebst einem Bisthum, unter dem Erzbischof zu Benevento gehörig.

Leskard, eine Stadt in der Landschaft Cornwall in England, welche starken Garnhandel hat, und zwey Deputirte zum Parlement schickt.

Leskau, ist ein Marktflecken in Böhmen, im Pilsner Kreise.

Lesko, ein Churſächsisches adliches Dorf und Rittergut in der Nieder-Lausitz, im Lübbenschen Kreise, in der Herrschaft Liberosa

Leskow, ein Churbrandenburgisches adliches Dorf in der Neumark, im Cotbuser Kreise.

Leskowitz, ein königl. Böhmisches Dorf in Oberschlesien, in der Minderherrschaft Friedeck.

Les-

Leslich; s. leserlich.

Lesly, eine kleine Stadt in der Provinz Fife, in Nordschottland, anderthalb Meilen von dem Einflusse des Levin.

Lesmer-Stotel, ein Churhannoverisches Dorf im Herzogthum Bremen, im Gerichte, und bey Lesum.

Lessa, ist ein Churſächsisches Dorf im Meißnischen Kreise, im Amte Großenhayn.

Lessau, ist ein Amt und Dorf in der Amtshauptmannschaft Culmbach, im Fürstenthum Bayreuth.

Lesse, eine Prämonstratenser Abtey, an der Maas, nicht weit von Dinant, in der Grafschaft Namur.

Lessen, poln. Laszin, ist ein Städtchen in Westpreußen, im Culmer Gebiet, ohnweit Graudenz.

Lessen, Lessines, ist eine Stadt am Flusse Dender, im Oestreichischen Hennegau, und ist wegen der Leinweberey bekannt.

Lessen, (Groß und Wenig) königl. Preuß. adl. Dörfer in Niederschlesien, im Fürstenthum Glogau, im Grünbergschen Kreise.

Lessen, (Groß und Klein) Churhannoverische Dörfer in der Grafschaft Hoya, im Amte Ehrenburg.

Lessendorf, ein königl. Preuß. adliches Gut und Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Glogau, im Freystädter Kreise.

Lessentin, ein Dorf und Rittergut in Hinterpommern, im Labesschen Kreise,

Lessöe, ist eine Dänische Insel in dem sogenannten Cattegat, auf dem Jütländischen Ufer, der Stadt Aalborg gegenüber, ist rings umher mit Sandbänken unter dem Wasser umgeben. Sie gehört den Domherrn zu Wiborg, und es wird ziemlich gutes Salz darauf gesotten.

Lessonitz, ist ein Dorf in Mähren, im Znaimer Kreise.

Lessus, war ein ganz besonderes Klaggeheule bey den Römern, dergleichen die Weiber bey einer Leiche machten; man fand aber Ursache, solches abzuschaffen, und bereits die Gesetze der XII Tafeln verboten es mit folgenden Worten: Molieres. faciem. nei. carpundor. neive. cenas. ratundor. neive. *Lesom.* foneris. ercod. habentod. Es haben aber auch schon die alten Gelehrten *Sex. Aelius* und *L. Acilius* nicht gewußt, ob dieses *Lesos* ein Kleid, oder etwas anderes gewesen, welches aber doch *L. Aelius* von einer ejulatio lugubri verstanden. (*Cicero.* de leg. lib. II. c. 23.) Es ist solches der Griechen ἄωτος, dergleichen auch schon Solon verboten; (*Cic.* l. c. und *Voss.* Etymol. in *Lessus.*) obgleich sonst auch selbst die Göttinnen dergleichen bey den Leichen der Ihrigen nicht unterlassen haben sollen.

Lestin, ist ein adeliches Dorf in Hinterpommern, im Cöslinschen Kreise.

Lesum, ein Hannoverisches Pfarrdorf und adliches Gericht, im Herzogthum Bremen.

Letech, auch *Lethec*, war ein jüdisches Getreidemaß, und wog an Wein oder Wasser 400 Pfund, an Getreide aber 300 Pfund. Hiernach kann man ohngefähr bestimmen, wie viel es nach unsern Scheffeln betragen hat.

Lethargus, wird der höchste Grad der Schlafsucht genannt, in welchem der Mensch kaum zu erwecken ist, und wenn er aufgeweckt wird, alsdann raset, und gleichsam alles vergessen hat; es ist solches zwar nicht immer eine tödtliche, aber doch gefährliche Krankheit.

Lethe, war nach den alten Dichtern einer von den höllischen Flüssen, in welchem das Wasser vorzüg-

[illegible] und die Eigenschaft haben, daß derjenige, welcher damit gemacht, eben wenig, als jener mit dem ungesalzenen war.

Lehmache, ist ein Flecken mit Kirche in Westphalen, in der Grafschaft Lingen.

Lehrberg, Lehrberg, ist eine Grafschaft und Stadt, mit dem Titel, auf der Donau, in dem Fürstenthum Neuburg, und dem Unterrheinischen Kreise, mit der Klinge die Hauptstadt darüber, Lehr. Man sieht den Ort Lehr.

Lehrensiel, ein Hannoverisches Dorf, in der Amtshauptmannschaft Langehuk, der Hannöverischen.

Leichen, s. Lichen.

Leicher, s. Lucher.

Leichlin, ein Dorf in der Mittelmark, im Lüdenscheidischen Kreis, im Amte Wetter.

Leichow, ein Mecklenb. Schwerinsches Dorf, im Amte Schwan.

Leine, ein Hildesheimisches Dorf in Westphalen, im Amte Peine.

Leinen, (der) ist überhaupt eine Benennung verschiedener zähen, fetten Erdarten. Die zähe, weiche Beschaffenheit, und das Zusammenhängende, ist ohne Zweifel der Grund der Benennung, so, daß dieses Wort mit Lutum, Klum, Klos, (im Niederdeutschen Klai, Leben, Leim, Kley, (die im Niederl. so genannte fette Erde,) u. a. m. eines Geschlechts ist. Lerjord bedeutet im Schwedischen ein Erden, welcher leicht weich und schmierig wird. Im Wallischen ist Llaid, im Isländischen Leda, Koth, und im Finnländischen Leto ein sumpfiger Ort.

Genau versteht man unter Leinen 1) den gemeinen Töpferthon, welcher gewöhnlich blau ist, und im Wasser zu einer zähen Masse wird

Diese Bedeutung ist im Oberdeutschen fast allgemein bekannt, so wie man auch den Lehm eben so nennet; man sehe diesen Artikel. 2) Beym Bergwesen ist Letten eine zähe, fette und schmierige Bergart, wie Thon, doch von vielerley Farben, als weißer, schwarzer, grauer und gelber Letten. Die schwarze Bergart halten die Bergleute für die beste, sie ist fast wie Thon, welchen man zwischen dem Gesteine in der Grube oft neben den Erzgängen findet, und auch Besteg nennet. Der weiße Letten ist zuweilen silberhaltig.

Letten, Lettland, *Lettonia* ist ein Theil von Liefland, welcher gegen Norden an Esthland, gegen Süden an Curland, gegen Osten an Rußland, und gegen Westen an den Meerbusen von Riga gränzet. Die lettische Sprache, die mit der littauischen im Grunde einerley ist, wird, außer dem Lettlande, auch in Curland und Semgallen und am Curischen Haf, in Ost-Preußen, gesprochen. Der Hauptort dieser Landschaft ist das, unsern Oekonomen wegen des schönen Leinsamens und Flachses so berühmte Riga.

Diese Stadt ist seit 1660 die Hauptstadt des ganzen Landes, sie liegt am Flusse Düne und ihr Rath besteht aus Adlichen. Sie ist eine große Handelsstadt, und zugleich eine sehr gute Festung, welche sich im Jahr 1710 nach einer langwierigen Blockade an die Russen ergeben mußte, als eben die Pest grausam in der Stadt wüthete. Hierauf wurde sie von den Russen noch stärker befestiget. Das hiesige Schloß ist viereckig, mit vier Thürmen und sechs Bastionen, und hat ein doppeltes Arsenal, davon das eine von dem Monarchen, das andere vom Magistrat unterhalten wird. Sie hat mit dem Dom fünf lutherische, eine refor-

mir-

[illegible]

Letten, ein dergleichen Dorf im Pflegeamt Hilpoldstein, bey Gräfenberg.

Letten, ein bischöflich Bambergisches Dorf in Franken, im Amte Schelmberg, eine Meile von Staffelstein.

Lettenhaue, (die) **Lettenhau**, **Breitenweilhau**, auch, die breite **Weilhaue**, ist beym Bergbaue eine Haue, (oder wie wir sagen würden, Hecke oder Bicke,) welche ohngefähr 1 Fuß lang, in der Mitte 1 Zoll dick, am Ende aber mit einer stählernen $1\frac{1}{2}$ Zoll breiten Schneide oder Schärfe versehen ist, und einen $2\frac{1}{2}$ Fuß langen, hölzernen Stiel hat. Mit diesem Werkzeuge wird das lettige Gebirge losgebrochen. Wo ich nicht irre, so hat man lettenhauen, deren Schneiden parallel mit dem Stiele laufen, und auch solche, wo die Schneiden, eben wie die Schneiden einer Hacke, in die Quer gehen.

Lettenschmitz, ist eine im Bergbaue übliche Benennung des Lettens, oder einer lettigen Erdart, wovon im Art. **Schmitz** mehr gesagt werden wird.

Letter, ist ein Churhannoverisches Dorf im Fürstenthum Calenberg, im Amte Blumenau.

Letter, oder **Lettern**, werden die metallenen Buchstaben der Buchdrucker genannt, womit sie die Bücher drucken. Seit einiger Zeit sagen sie auch **Schriften**, woher sich die Setzer auch **Schriftsetzer** nennen, welches dem deutschen Sprachgebrauche angemessen ist. Indessen, da der Ausdruck **Lettern** eben so gewöhnlich und bekannt, als **Schriften** ist, so glaube ich schon hier eine Auskunft, wenigstens von den deutschen Schriften oder Lettern geben zu müssen. Alle deutsche Schriften, bekommen nach ihrer Größe einen besondern Vornahmen. — Allen bleibt aber das Wort **Fractur** bis auf die Schwabacherschrift, und die, nach Art der geschriebenen Buchstaben geformten Schreib-

[redacted] Die arabischen Zahlwörter haben [redacted] die arabischen geschriebenen Schriften [redacted] Lettern.

Die gebräuchlichen und allgemeinen Namen der Schriften sind folgende:

1. Lateinische. 2. Deutsche. 3. Griechische. 4. Hebräische. 5. Syrische. 6. Chaldäische. 7. Samaritanische. 8. Koptische. 9. Persische. 10. Türkische. 11. Arabische. 12. Chinesische. 13. Tibetanische. 14. Japanische. 15. Tangutische. 16. Mongolische. 17. Mandschurische. 18. Tatarische.

Nach der unterschiedlichen Verfassung der Schrift werden sie in folgende eingeteilt: als:

Römische Schrift. Römische Druck-Schrift. Römische Schreib-Schrift. Römische Lapidar-Schrift. Römische Cursiv-Schrift. Römische Kanzley-Schrift. Römische Current-Schrift. Römische Current-Druck-Schrift. Römische Current-Schreib-Schrift. Römische Current-Lapidar-Schrift. Römische Current-Cursiv-Schrift. Römische Current-Kanzley-Schrift. Deutsche Schrift. Deutsche Druck-Schrift. Deutsche Schreib-Schrift. Deutsche Lapidar-Schrift. Deutsche Cursiv-Schrift. Deutsche Kanzley-Schrift. Deutsche Current-Schrift. Deutsche Current-Druck-Schrift. Deutsche Current-Schreib-Schrift. Deutsche Current-Lapidar-Schrift. Deutsche Current-Cursiv-Schrift. Deutsche Current-Kanzley-Schrift. Griechische Schrift. Griechische Druck-Schrift. Griechische Schreib-Schrift. Griechische Lapidar-Schrift. Griechische Cursiv-Schrift. Griechische Kanzley-Schrift. Griechische Current-Schrift. Griechische Current-Druck-Schrift. Griechische Current-Schreib-Schrift. Griechische Current-Lapidar-Schrift. Griechische Current-Cursiv-Schrift. Griechische Current-Kanzley-Schrift. Hebräische Schrift. Hebräische Druck-Schrift. Hebräische Schreib-Schrift. Hebräische Lapidar-Schrift. Hebräische Cursiv-Schrift. Hebräische Kanzley-Schrift. Hebräische Current-Schrift. Hebräische Current-Druck-Schrift. Hebräische Current-Schreib-Schrift. Hebräische Current-Lapidar-Schrift. Hebräische Current-Cursiv-Schrift. Hebräische Current-Kanzley-Schrift. Syrische Schrift. Syrische Druck-Schrift. Syrische Schreib-Schrift. Syrische Lapidar-Schrift. Syrische Cursiv-Schrift. Syrische Kanzley-Schrift. Syrische Current-Schrift. Syrische Current-Druck-Schrift. Syrische Current-Schreib-Schrift. Syrische Current-Lapidar-Schrift. Syrische Current-Cursiv-Schrift. Syrische Current-Kanzley-Schrift. Chaldäische Schrift. Chaldäische Druck-Schrift. Chaldäische Schreib-Schrift. Chaldäische Lapidar-Schrift. Chaldäische Cursiv-Schrift. Chaldäische Kanzley-Schrift. Chaldäische Current-Schrift. Chaldäische Current-Druck-Schrift. Chaldäische Current-Schreib-Schrift. Chaldäische Current-Lapidar-Schrift. Chaldäische Current-Cursiv-Schrift. Chaldäische Current-Kanzley-Schrift. Samaritanische Schrift. Samaritanische Druck-Schrift. Samaritanische Schreib-Schrift. Samaritanische Lapidar-Schrift. Samaritanische Cursiv-Schrift. Samaritanische Kanzley-Schrift. Samaritanische Current-Schrift. Samaritanische Current-Druck-Schrift. Samaritanische Current-Schreib-Schrift. Samaritanische Current-Lapidar-Schrift. Samaritanische Current-Cursiv-Schrift. Samaritanische Current-Kanzley-Schrift. Koptische Schrift. Koptische Druck-Schrift. Koptische Schreib-Schrift. Koptische Lapidar-Schrift. Koptische Cursiv-Schrift. Koptische Kanzley-Schrift. Koptische Current-Schrift. Koptische Current-Druck-Schrift. Koptische Current-Schreib-Schrift. Koptische Current-Lapidar-Schrift. Koptische Current-Cursiv-Schrift. Koptische Current-Kanzley-Schrift. Persische Schrift. Persische Druck-Schrift. Persische Schreib-Schrift. Persische Lapidar-Schrift. Persische Cursiv-Schrift. Persische Kanzley-Schrift. Persische Current-Schrift. Persische Current-Druck-Schrift. Persische Current-Schreib-Schrift. Persische Current-Lapidar-Schrift. Persische Current-Cursiv-Schrift. Persische Current-Kanzley-Schrift. Türkische Schrift. Türkische Druck-Schrift. Türkische Schreib-Schrift. Türkische Lapidar-Schrift. Türkische Cursiv-Schrift. Türkische Kanzley-Schrift. Türkische Current-Schrift. Türkische Current-Druck-Schrift. Türkische Current-Schreib-Schrift. Türkische Current-Lapidar-Schrift. Türkische Current-Cursiv-Schrift. Türkische Current-Kanzley-Schrift. Arabische Schrift. Arabische Druck-Schrift. Arabische Schreib-Schrift. Arabische Lapidar-Schrift. Arabische Cursiv-Schrift. Arabische Kanzley-Schrift. Arabische Current-Schrift. Arabische Current-Druck-Schrift. Arabische Current-Schreib-Schrift. Arabische Current-Lapidar-Schrift. Arabische Current-Cursiv-Schrift. Arabische Current-Kanzley-Schrift. Chinesische Schrift. Chinesische Druck-Schrift. Chinesische Schreib-Schrift. Chinesische Lapidar-Schrift. Chinesische Cursiv-Schrift. Chinesische Kanzley-Schrift. Chinesische Current-Schrift. Chinesische Current-Druck-Schrift. Chinesische Current-Schreib-Schrift. Chinesische Current-Lapidar-Schrift. Chinesische Current-Cursiv-Schrift. Chinesische Current-Kanzley-Schrift. Tibetanische Schrift. Tibetanische Druck-Schrift. Tibetanische Schreib-Schrift. Tibetanische Lapidar-Schrift. Tibetanische Cursiv-Schrift. Tibetanische Kanzley-Schrift. Tibetanische Current-Schrift. Tibetanische Current-Druck-Schrift. Tibetanische Current-Schreib-Schrift. Tibetanische Current-Lapidar-Schrift. Tibetanische Current-Cursiv-Schrift. Tibetanische Current-Kanzley-Schrift. Japanische Schrift. Japanische Druck-Schrift. Japanische Schreib-Schrift. Japanische Lapidar-Schrift. Japanische Cursiv-Schrift. Japanische Kanzley-Schrift. Japanische Current-Schrift. Japanische Current-Druck-Schrift. Japanische Current-Schreib-Schrift. Japanische Current-Lapidar-Schrift. Japanische Current-Cursiv-Schrift. Japanische Current-Kanzley-Schrift. Tangutische Schrift. Tangutische Druck-Schrift. Tangutische Schreib-Schrift. Tangutische Lapidar-Schrift. Tangutische Cursiv-Schrift. Tangutische Kanzley-Schrift. Tangutische Current-Schrift. Tangutische Current-Druck-Schrift. Tangutische Current-Schreib-Schrift. Tangutische Current-Lapidar-Schrift. Tangutische Current-Cursiv-Schrift. Tangutische Current-Kanzley-Schrift. Mongolische Schrift. Mongolische Druck-Schrift. Mongolische Schreib-Schrift. Mongolische Lapidar-Schrift. Mongolische Cursiv-Schrift. Mongolische Kanzley-Schrift. Mongolische Current-Schrift. Mongolische Current-Druck-Schrift. Mongolische Current-Schreib-Schrift. Mongolische Current-Lapidar-Schrift. Mongolische Current-Cursiv-Schrift. Mongolische Current-Kanzley-Schrift. Mandschurische Schrift. Mandschurische Druck-Schrift. Mandschurische Schreib-Schrift. Mandschurische Lapidar-Schrift. Mandschurische Cursiv-Schrift. Mandschurische Kanzley-Schrift. Mandschurische Current-Schrift. Mandschurische Current-Druck-Schrift. Mandschurische Current-Schreib-Schrift. Mandschurische Current-Lapidar-Schrift. Mandschurische Current-Cursiv-Schrift. Mandschurische Current-Kanzley-Schrift. Tatarische Schrift. Tatarische Druck-Schrift. Tatarische Schreib-Schrift. Tatarische Lapidar-Schrift. Tatarische Cursiv-Schrift. Tatarische Kanzley-Schrift. Tatarische Current-Schrift. Tatarische Current-Druck-Schrift. Tatarische Current-Schreib-Schrift. Tatarische Current-Lapidar-Schrift. Tatarische Current-Cursiv-Schrift. Tatarische Current-Kanzley-Schrift.

Gr. Garmond Fractur. Gr. Garmond Schwab. Gr. Garmond Antiqua. Gr. Garmond Cursiv. Kleine Garm. Fractur. Kleine Garm. Schwab. Kleine Garm. Antiqua. Kleine Garm. Cursiv. Grobe Petit Fractur. Grobe Petit Schwab. Grobe Petit Antiqua. Grobe Petit Cursiv. Kleine Petit Fractur. Kleine Petit Antiqua. Kleine Petit Cursiv. Cononel Fractur. Cononel Schwabacher. Grobe Nonpareille Fractur. Kleine Nonpareille Fractur. Nonpareille Schwabacher. Nonpareille Antiqua. Nonpareille Cursiv. Perlen Fractur. Perl Antiqua, welche in Deutschland bis jetzt noch nicht verfertiget ist.

Letterbach, ist ein adliches Gut im Fränkischen Ritterorte Röhn und Werra.

Letterbach, (Unter) ist ein ritterschaftliches Schloß und Dorf im Fränkischen Ritterort Gebürg, eine Stunde von Lichtenfels.

Letterholz, Lignum literatum, bey den Amerikanern Pira Timinere, auch Muscatenholz genannt, weil in seinem rothen Grunde schwarze und purpurfarbene Adern, wie in einer aufgeschnittenen Muscatennuß spielen, und oft den Anschein haben, als wären sie Buchstaben. Der Baum, wovon dieses Holz kommt, ist lang und glatt, seine Aeste stehen hoch, und haben das Ansehen eines Birnbaumes. Das Holz wird von den Tischlern zu eingelegter Arbeit gebraucht.

Letterwechsel, Buchstabenwechsel, ist in der einen Bedeutung diejenige, jetzt ganz aus der Mode gekommene Tändeley, da man die Buchstaben eines Wortes so lange versetzt, bis ein anderes Wort heraus kommt. In der andern Bedeutung ist es eine grammaticalische Figur die im lateinischen theils Metathesis, theils Antithesis genennet wird. Jene ist, wenn die Buchstaben versetzt werden,

i.

[redacted]

und Semgallen und dem Stifte Pelten, im polnischen Liefland, in Schamaiten und in Ostpreußen an dem curischen Haf, als Landessprache geredet. Sie ist jetzt mit vielen slavischen und deutschen Wörtern vermischt, und eine Menge ihrer Stammwörter und Bildungen haben mit der ältesten slavischen, gothischen, ja selbst mit der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache, viele ungesuchte Aehnlichkeit, welches ihr hohes Alter und ihre ursprüngliche Einfalt beweiset. Diese Sprache hat wieder ihre verschiedenen Dialecte. Der beste und reinste ist theils der semgallische in Curland und Semgallen um Mietau und Bauske herum; theils der lettländische um Riga, Wolmar und Wenden herum, und nach diesem ist die Bibel ins lettische übersetzt. Der schlechteste ist theils der polnisch-liefländische bey den so genannten Rehden oder Rehdingen und der Oberlautzische im Seel- und Dünabergischen Districte bey den so genannten Pimainen an der Düna; theils der curländische im libauischen Districte bey den so genannten Tahmen oder Thahmmeecken. Im Oberlautzischen wohnt eine Art Letten zerstreut, die man Swicken nennt, und ein Gemische von Littauern, Russen, Finnen und andern Völkern, und deren Sprachen sind.

Zweytens die littauische Sprache. Diese ist ein Haupt-Dialect vom lettischen, und wird als Landessprache im Preußischen oder Klein-Littauen neben der deutschen, und in dem angränzenden Polnischen oder Großherzogthum Littauen in zwey verschiedenen Mundarten, nähmlich der klein- und groß-littauischen gesprochen, und man hat auch eine littauische Bibel. Sie hat von den Littauern, die ohne Zweifel mit den Letten ursprüng-

lich

sich ein Kind tauft, den Namen. Von beiden Sprachen hat man Grammatiken, und man gebraucht in Schreiben die deutschen, nach welchen die lateinischen Buchstaben.

Daraus ist die ehemalige provinzielle Sprache, die mehrere mit der Deutschen mit der Lateinischen gemein, in einem Jahrhunderte abgegangen ist, nachdem der Adel der einen Provinz durch die Heirathen mit einander, und das Königreich Preußen in noch mehr französischen Städtchen als Deutschen mit Fremden, der Hof, Salzburg ist nur noch an der Gränze hier, und dadurch die deutsche Sprache im allgemeinen Landesgebrauche geworden ist.

Lettnin, ist ein adeliches Dorf in Hinterpommern, im Lauger Kreise.

Lettowitz, ein Marktflecken, seines Herrschaft und Herrschaft in Mähren, im Brünner Kreise an der Zwittawa.

Lettres de Cachet, waren ehemahls eine Art königlicher Befehle in Frankreich, welche auf einer Oblate mit dem kleinen königlichen Petschaft (cachet) versiegelt, und von einem Staats-Secretair unterschrieben waren. Sie betrafen mancherley Gegenstände, über welche der König besondere Befehle zu ertheilen hatte. Diejenigen, welche Gefangennehmungen, Verbannungen ꝛc. gewisser Personen aus dieser Gewalt eines Ministers, zum Gegenstande hatten, sind 1789 von der Nationalversammlung aufgehoben worden.

Lettres de Marque oder *de Repressailles*, Repressalienbriefe, werden ertheilt von einem Fürsten, dessen Unterthanen von denjenigen eines andern Schaden gelitten haben, dessen Ersetzung verweigert wird. Dadurch erlangen die beleidigten Erlaubniß, gegen die Unterthanen des andern

sten auf gleiche Art zu verfahren. Diese Briefe sind besonders im Seewesen gebräuchlich.

Letwitz, Lettewitz, ein Dorf im Herzogthum Magdeburg, im Saalkreise, im königlichen Amte Wettin, bey Wettin.

Letze, (die) ist ein nur in einigen oberdeutschen Gegenden übliches Wort, eine Vertheidigung an der Gränze, eine Landwehre, und hernach auch wohl, eine jede Gränze zu bezeichnen. Man kann hierüber Frischens Wörterbuch nachschlagen, wo mir aber doch die Ableitung dieses Wortes nicht ganz richtig scheint. Im Theuerdank kommt aber das Wort Lyz vor, und bedeutet ein Gewehr, ein Werkzeug der Vertheidigung, und des Angriffes, so wie auch noch Litzen an den Kleidern darum gemacht werden, daß sie die Stöße oder Säume erhalten sollen (*).

Letze, (die) ist ein jetzt im Hochdeutschen schon sehr ungewöhnlich gewordenes Wort. Es bedeutete 1) ein Geschenk, welches man bey seinem Abschiede einem andern zum Andenken, oder zum Vergnügen machte. (Frisch führet eine Stelle aus

(*) Es kann aber meiner Meinung nach, das im Theuerdank vorkommende Wort Lyz in so fern es ein Gewehr bedeutet, von dem Worte Litz, eine Sehne oder Schnur herkommen. Bekanntlich schossen die Alten mit dem Bogen, und hierzu gehörte vorzüglich die Sehne oder Litze. Da es aber von jeher gebräuchlich ist, manches Mahl nur einen Theil einer Sache für das Ganze zu nennen, so wie man Rohr, Scheibenrohr zu einem gezogenen Gewehre sagt, da doch das Rohr nur ein Theil des Gewehres ist, so kann man vielleicht auch Litze für alles übrige zum Bogen gehörige genommen haben, welches nach einigen Mundarten auch Letze ausgesprochen wird.

Im Holländischen heißt der Bogen sowohl als der Pfeil Flits, so wie man im deutschen auch noch zuweilen Flitz oder Flitschbogen, und Flitz- oder Flitschpfeil findet. In der recht platten mecklenburgischen Sprache, heißt es Litz- oder Flitzbag'n. Das F. kann leicht hinzu gekommen seyn, so wie mehrere deutsche Wörter Zusätze von Buchstaben erhalten haben, wodurch sie von dem eigentlichen Stammworte verschieden zu seyn scheinen.

[redacted]

Daher die noch im Oberdeutschen gangbaren Wörter: der Letzkuß, der Abschiedskuß, die Letzpredigt, die Abschiedspredigt, der Letzschmauß, u. s. w.

Dieterich von Stade erklärt sich in seinem schon oft angeführten Buche (Erläuter- und Erklärung der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Doctor M. Luther in Uebersetzung der Bibel gebrauchet) über das Wort Letzen unter andern auf folgende Weise:

„Sonst heißet Letzen auch so viel, als den letzten Abschied nehmen: wie Herr Luther sagt Tom VI. Jen. fol. 170. a. Christus hat das seinen Jüngern zur Letze gelassen: Und so kommt es her vom Sächs. *las*, *fero*, *latist*, novissime. Denn, wer zuletzt kommt, der ist verhindert und verletzet; wie denn die Niederländer auch sagen *letten*, nocere, morari, *letwerck*, impedimentum. (*) Herr Luther Tom VII. Jen. German. über das XIV Capit. Joh. fol. 42. b. Concio Christi in coena darin studire ich jetzt, das mag heißen die Letze geben. Lieber Gott was Kunst und hohe, herrliche und tröstliche Worte findet man darin. So gebrauchet auch Herr Lutherus Letzworte, in selbigem Tomo fol. 115. b. Letztrünklein fol. 199. 2. Belg. Letse, Laetse, leste, vinum profectitium, Kil. Bibel N. S. zu Cölln gedruckt praefat. 2. *in Matth.* Unde darum dat he wolde wandern tho den Heyden, unde darumme schreff he tho den ersten dat *Evangelium Hebreysch*, dat let he den Brödern von dem he gink tho der letzten, und tho einer Gedächtnisse, u. s. w.„

Letzt,

(*) Der Verfasser hat die Bedeutung des Wortes Letzen zu anfange dahin erkläret, daß es so viel heiße als nocere, und hierauf scheint er wieder zurück zu kommen. Im Ganzen aber nimmt er es so, wie es schon angegeben worden. Interessen mich dünkt, es sey auch möglich, daß das Wort letzen, in so ferne es die Bedeutung des Wohlthuns hat, mit dem Worte lecken sehr nahe verwandt seyn könne. Dieses heißt im Angelsächsischen liccan, beym Otfried und Notker lechon, u. s. w. Und es wird hierunter ein gewisses Wohlthun durch Streichung mit der Zunge verstanden; wahrscheinlich, da die Menschen noch nicht modisch küssen konnten, leckten sie, so wie einige jetzt noch so saftig küssen, als wenn man geleckt wäre. F

[redacted]

der Zeit nach, wofür aber einige lieber letztens oder letztlich schreiben. Obgleich dieses Wort der eigentliche Superlativ von lat, spät ist, so macht man doch so wie von erst und mehr, oft einen neuen Comparativ davon, und zwar nicht nur, wenn nur zwey Glieder vorhanden sind; z. B. Cajus und Sempronius, ersterer war arm, letzterer aber reich; sondern auch, wenn man die nächst vorhergegangene Sache bezeichnen will, als, der letztere Krieg. Die letztere Sonnenfinsterniß.

Den bestimmten Artikel kann dieses Wort außer dem jetzt gedachten Comparativ nicht leicht entbehren, ob man ihn gleich in einigen Kanzelleyen oft weglässet, wenn es ohne Hauptwort stehet, und die nächst vorher gemeldete Sache oder Person bezeichnet. In einigen Redensarten hat man in der vertraulichen Sprache auch das Hauptwort die Letzt, oder die Letzte. Es gehet auf die Letzte, es gehet zum Ende. Auf die Letzte, endlich, am Ende, wie man im gemeinen Leben auch in der Erst für anfänglich sagt. Bey den ältern Fränkischen und Oberdeutschen Schriftstellern lautet dieses Wort lezest, lezist, im Angelsächsischen laesta, im Holländ. laatst und lest, im Plattdeutschen letzt.

Letztens, ist ein Adverbium der Zeit, und nur im gemeinen Leben üblich. Man braucht es für neulich, oder jüngst, oder bey solchen Dingen, welche seitdem kein anderes ihrer Art nach sich gehabt haben.

Leuba, (Nieder) ist ein Churfächsisches adliches Dorf und Rittergut in der Oberlausitz, im Görlitzischen Kreise, bey Ostritz.

Leuba, (Ober) dergleichen Dorf beym vorigen, zum Kloster Marienthal gehörig.

Leube, (Langem) ein Churſächſiſches Dorf im leipziger Kreiſe, im Amte Borna, ſchreckliſig nach Borna zu.

Leube, (Langen) ein herzoglich Sachſengothaiſches Dorf und Rittergut im Fürſtenthum und Amte Altenburg.

Leube, (Wendiſch) dergleichen Dorf und Rittergut im Amte und der Aemterung Altenburg, an der Pleiße.

Leubel, ein königl. Preuß. adeliches Gut und Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Wohlau, ohnweit Herrnſtadt.

Leubel, iſt ein hohes Gebirge, welches Kärnthen und Crain von einander ſcheidet.

Leuben: ſ. Leoben.

Leuben, ein Churſächſiſches anſehnliches Rittergut und Dorf, im Meißniſchen Kreiſe, im Amte und der Stadt Chur.

Leuben, dergleichen Dorf im Kreisamte Meißen, der Amtmannſchaft, ſtreckſchlig nach Schmiedeberg gehörig.

Leuben, dergleichen Dorf, theils im Oberamte Dresden, ſtreckſchlig nach Radeberg, theils im Amte Pirna, ſtreckſchlig nach Weeſenſtein gehörig, 2½ Stunden von Dresden.

Leuben, iſt ein Dorf in Schwaben an der Donau, eine Meile von Ulm.

Leuben, (Ober und Unter) zwei herzoglich Sachſengothaiſche Dörfer im Fürſtenthum Altenburg, bey Altenburg.

Leuber, ein königl. Preuß. Dorf in Oberſchleſien, im Fürſtenthum Oppeln, im Neuſtädtiſchen Kreiſe, der Kammerei zu Neuſtadt gehörig.

Leubrecha, ein Churſächſiſches Dorf im Voigtländiſchen Kreiſe, im Amte Voigtsberg, eine Meile von Oelsnitz, theils Amtsſitz, theils amts-

nach Augsburg, theils schriftsässig dem Rath zu Adorf gehörig.

Leubingen, dergleichen Dorf im thüringischen Kreise im Amte Eckartsberga, ohnweit Cölleda.

Leubnitz; s. **Leibnitz**.

Leubnitz, ein Churſächsisches schriftsässiges Rittergut und Dorf im Erzgebirgischen Kreise, im Amte Zwickau bey Werdau.

Leubnitz, dergleichen schriftsässiges Rittergut und Dorf im Voigtländischen Kreise, im Amte Plauen.

Leubnitz, dergleichen Dorf im Meißnischen Kreise, im Oberamte Dresden, bey Dresden, zum leubnitzer Amt des Raths zu Dresden gehörig.

Leubsdorf, dergleichen Amtsdorf im erzgebirgischen Kreise, im Amt Augustusburg.

Leubus, ist ein offenes Städtchen, dabey ein reiches und sehr prächtig gebauetes Kloster und Abtey Cisterzienser Ordens, im Fürstenthum Wohlau, im wohlauer Kreise an der Oder, drey Meilen von Ligniz. Das Städtchen Leubus und die Abtey liegen eine Viertelstunde von einander.

Leubusch; s. **Leupusch**.

Leuca; s. **Milchstein**.

Leucachates, ist ein Achat, auf welchem weiße Adern laufen.

Leucatte, latein. Leucata, ist ein altes Städtchen von 121 Feuerstellen am Leucater oder Salcersee, nicht weit von mittelländischen Meere, in languedoc, jetzt Hauptort eines Kantons in Departement des Aude. Man bauete eine Festung dahin, um Narbonne zu decken. Die Spanier belagerten es 1637, wurden aber durch den Marschall von Schomberg geschlagen. Seit der Eroberung von Russillon wurden die Festungswerke geschleift. Eine kleine halbe französische Meile

von

von Leucatte iſt das Cap de la Franca, das den Schiffern merkwürdig iſt, weil ſie ſich hier bey einem Ungewitter, hinter eine kleine Inſel in Sicherheit begeben können. Der See oder Teich von Leucatte hängt durch zwey enge Kanäle mit dem Mittelmeere zuſammen, iſt zwey franzöſiſche Meilen lang und eine breit.

Leuchdorn; ſ. Leichdorn.

Leuchel, iſt das Eryſimum Alliaria *Linn.* ſ. Encykl. Th. I. S. 514. Art. *Alliaria*.

Leuchte, (die) bedeutet 1) ein jeder leuchtender Körper, ein Licht, eine Lampe u. ſ. f. eine im Hochdeutſchen veraltete Bedeutung, in welcher es noch mehrmahls in der Deutſchen Bibel vorkommt. Das reinſte Oel zur Leuchten, (Leuchte,) daß man allezeit eben in die Lampen thue, 2 Moſ. 27, 20. und ſo in andern Stellen mehr. 2) In engerer Bedeutung eine Laterne, in welchem Verſtande es noch im gemeinen Leben vorkommt, beſonders im Niederſächſiſchen, wo man es, wenn man hochdeutſch ſpricht, auch häufig gebraucht; z. B. Nimm eine Leuchte, es iſt dunkel. Im Plattdeutſchen ſagt man Lucht und auch Lücht, im Dänischen Lychte, Schwed. Lykta, Iſländ. Luktare, Finnländ. Lyhty. Uebrigens ſehe man den Art. **Laterne**.

Leuchten, iſt ein königl. Preuſſ. Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Oels im Bernſtädtſchen Kreiſe, dem Collegiatſtift zum heil. Kreutz vor Breslau gehörig.

Leuchten, iſt ein Verb. regul. Act. welches nur im gemeinen Leben einiger Gegenden gebräuchlich iſt, wo es verſchneiden, caſtrieren, bedeutet, und beſonders von dem Verſchneiden der Lämmer gebraucht, oft aber auch leichten geſchrieben und

ausgesprochen wird. (Man sehe diesen Artikel.) Die Verschneidung selbst und die Zeit, da solche geschiehet, heißt alsdann die Leuchte. Frisch hat irgendwo Leichtung gefunden, welches er durch Schafschur erkläret.

Leuchten, im eigentlichen Sinne, licht von sich geben, die umstehenden Sachen helle machen, ist ein Zeitwort, welches man als ein Neutrum, und auch als ein Activum gebrauchet. Bey den alten oberdeutschen Schriftstellern liuchtan, im Niedersächsischen luchten und lüchten, beym Ulphilas liuhtjan, wo lauhatjan auch blitzen bedeutet, im Angelsächs. lythan, im Dänischen lyse.

Figürlich bedeutet dieses Wort, mit einem hohen Grade der Deutlichkeit gekannt werden, z. B. das leuchtet allen in die Augen. Ueberall leuchtet Eitelkeit und Selbstruhm hervor, u. s. w.

Mit diesem leuchten ist auch das Wort scheinen seiner Bedeutung nach verwandt, und man bemerket nur den Unterschied auf folgende Weise. Z. B. Man saget von einem Lichte, es leuchtet, und auch, es scheinet; aber das erste drücket mehr aus, als das letzte; es zeiget eine solche Helle oder Klarheit an, wobey man die Vorwürfe ganz deutlich sehen und unterscheiden kann. Scheinen hingegen, wird auch zuweilen von einer geringern Klarheit gebraucht, wobey man zwar die Vorwürfe siehet, aber sie nicht deutlich genug unterscheiden kann.

Das Licht scheinet in der ganzen Stube, aber, es leuchtet nicht allenthalben so, daß man dabey lesen, oder etwas aufsuchen könnte, daher sagt man auch unter andern: Leuchte hierher, damit ich sehen kann! Man braucht daher das Wort leuch-

ten

[redacted]

Wenn man [redacted]

Leuchtenberg, [redacted]

landgrafschaft, welche aber 1714 wieder an Kurbaiern kam. Nach Erlöschung des baierischen Hauses, machte Mecklenburg, zufolge einer schon von K. Maximilian dem Ersten 1502 erlangten Anwartschaft Prätension: allein der Kurfürst Carl Theodor von Pfalzbaiern, erlangte endlich auch diese landgrafschaft, nebst andern Stücken von der baierischen Erbschaft, deren Besitz man ihm anfänglich streitig machte.

Der landgraf von Leuchtenberg hat Sitz und Stimme im Fürstenrath. Sein Matrikularanschlag ist 6 zu Pferde und 14 zu Fuß, oder monathlich 128 fl. Zu einem Kammerziel hat er 135 Thaler 26½ Kr. zu entrichten. Das Wapen ist ein rother Balken im silbernen Felde.

Leuchtenberg, ist ein Marktflecken, Schloß und landrichteramt in der vorher beschriebenen landgrafschaft.

Leuchtenberg, ist ein kleines schwäbisches Dorf in der badenschen Herrschaft Badenweiler, in der Vogtey Wolfenweiler.

Leübas, ein dergleichen kleines Dorf am Fluß Leübas, im Stifte Kemten, im Pflegamt Sulz-Wolkenberg.

Leübas, ist ein kleiner Fluß im Stifte Kemten, der aus dem Wageker-See kommt, und in die Iller fließt.

Leuchtenburg, ist ein Churhannoverisches Dorf im Herzogthum Bremen, im Gericht Schönbeck, bey Lesum.

Leuchtenburg, ein Herzogl. Sachsengothaisches ehemahliges Schloß mit einer Herrschaft auf einem hohen Berg, der Stadt Kahla gegen über, im Fürstenthum Altenburg, jetzt ein Zucht- und Ar-

men-

menhang mit einem Amte, welches zum Amte Kahla gehöret.

Leuchtende Fliegen; s. Th. LXV. der Encykl. S. 526. Art. Leuchtträger.

Leuchter, (der) ist eigentlich eine Person, oder es sind Dinge, welche leuchten. So sagt man von einer Person, welche einer andern ein Licht vorträgt, sie sey der Leuchter oder, der Leuchter geht voran, ja sogar aus Scherz: Der Leuchter wird auch klug, indessen ist dieses nur ein Wortspiel, eben wie jenes: Der Brodschneider wird auch klug — hier versteht man das Messer, und in jener Redensart den vom Künstler oder Handwerker gemachten, eigentlich so genannten Leuchter. Alsdann nimmt man dieses Wort für ein Ding, welches dazu gebraucht wird, um die Leuchtungen zu halten, oder sie darauf zu stellen, oder darauf zu befestigen, und es wird also nur figürlich von demjenigen Werkzeuge oder Gestelle gebraucht, auf welches das zum Brennen bestimmte Licht, oder die Kerze gesteckt wird; daher giebt es messingene, kupferne, zinnerne, Compositions, hölzerne, auch silberne Leuchter; Altarleuchter, Armenleuchter, Arm und Wandleuchter, Drahtleuchter, Handleuchter, Hängeleuchter, u. s. f. Am häufigsten bezeichnet aber dieses Wort aber die gewöhnlichen Tischleuchter, welche aus einem breiten Fuße, einem geraden Schafte, und einer Tülle bestehen, in welche das Licht gesteckt wird. In der deutschen Bibel, z. B. 4 Mos. 8, 3. wird auch ein solches Gestell zu einer oder mehr Lampen, mehrmahls ein Leuchter genannt, in welchem Verstande es aber im Hochdeutschen veraltet ist.

Im Niedersächsischen sagt man Luchter, und im rechten Platten Lüchter. Bey den alten Sk

stellern kommt aber dieses Wort, welches eigentlich das Licht bezeichnen soll, nicht vor, weil ein Leuchter und ein gezogenes, oder gegossenes, langes Talg- oder Wachslicht darauf zu stecken, damahls noch wohl nicht allgemein bekannt war, indem man sich mit Lampen begnügte, die mit Oehl, oder auch mit anderem Fette gefüllet wurden, und allerley, manches Mahl sehr gute Gestalten hatten, wovon wir noch Zeichnungen und Ueberbleibsel aufzuweisen haben. Ottfried, Notker und Willeram nennen einen Leuchter sowohl, als eine Laterne und Lampe Lichtfaz, ersterer aber auch einen Leuchter Karztikal; ja Kerzenstock und Kerzenstall kommen im Oberdeutschen noch im vorigen Jahrhunderte vor. In dem 1523 zu Basel gedruckten neuen Testamente Luthers wird Liechster als ein unbekanntes Wort durch Leuchtern, Lutern, erkläret; woraus zu erhellen scheint, daß die Sylbe er in Leuchter, nicht sowohl das Suffixum er ist, welches ein Werkzeug, oder auch ein handelndes Ding bedeutet, sondern das alte Arn, Ern, ein Ort, Platz, Behältniß, welches auch in dem Worte Laterne zum Grunde lieget, welche im Angelsächsischen Licht ern heißt, daher es denn eigentlich Leuchtern oder die Leuchtäre heißen sollte. Uebrigens heißt Leuchter im Schwedischen Ljustake, im Isländischen Liosstikka, bey dem Ulphilas Luzerna statha, im Angelsächsischen Candel-Stäf, im Holländischen Lichter, Luchter, Kandelaar, im Englischen Candlestik, und schen im Tatian Kertilastab. Diese letztere Benennungen scheinen das Wort Leuchtstock, also einen Stock auszudrücken, auf welchem die Erleuchtung sich befindet.

Es sind die Leuchter von verschiedener Größe, verschiedener Form und zu verschiedenem Zweck,

so

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Die von Glas bestehen aus lauter kleinen Stükken, die auf dicken oder dünnen Draht gezogen sind. Die Verschiedenheit der Verzierungen ist fast unzählbar, und, man kann, wenn einem die Facon seines gläsernen Kronenleuchters nicht gefällt, ihm eine beliebige andere Gestalt geben, indem man mit der Zusammensetzung der kleinen dazu gehörigen Stücke nur eine Veränderung treffen darf. Damit das Glas nicht leidet, wenn etwa ein Licht etwas zu tief herunter brennen sollte, so haben die Arme dieser Leuchter Tillen von Metall, die entweder übersilbert oder übergüldet, oder auch ganz von Silber sind, je nachdem die Kronleuchter kostbar sind, deren es einige giebt, welche mit mehreren hundert Thalern bezahlt werden.

So wie in allen Stücken die Moden wechseln, eben so wechseln sie auch hier, und man findet daher, wenn alle Kronleuchter sich im Wesentlichen auch gleich bleiben, doch jährlich neue Eingrichtungen nnd Verzierungen daran. Jetzt sind vorzüglich die von Glas mode, und die Künstler befleißigen sich, immer etwas Neues anzubringen, damit ihre Waare guten Abgang findet.

Man nennet zuweilen auch diejenigen Leuchter, welche auf einem hohen Fuß an der Erde stehen und mehrere Arme haben, auf welchen sich die Lichter befinden, Kronleuchter; dies könnte in so fern wohl geschehen, wenn die abstehenden Arme mit den Lichtern, eine Krone bilden; indessen ist dafür das Wort Armleuchter doch gebräuchlicher. Es giebt hiervon verschiedene Gattungen, davon die eine wie ich vorher erwähnte, groß ist und einen hohen Fuß hat, wie die Gueridons; diese findet man auch von verschiedener Materie und sie

die-

dienen zu verſchiedenen Zwecken. Hauptſächlich aber bedient man ſich deren, um Prachtzimmer damit zu erleuchten, z. B. ſie um eine vornehme Leiche zu ſtellen, oder um eine andere Sache, die vorzüglich, auch durch die Erleuchtung aufgefallen ſoll. Gewöhnlich hat man ſie jetzt an fürſtlichen Höfen von Silber oder auch von Bronze, vergoldet, und verſilbert.

Eine andere Gattung von Armleuchtern, wird in vornehmen Zimmern auf den wohl beſetzten Tafeln, und unter den Spiegeln geſetzt. Man hat ſie von edeln und unedeln Metalle, von Porzellain, Fayance und dergleichen. Gewöhnlich ſtehen die Arme in einer Reihe, ſo daß ſie mit den Lichtern einen Fächer zu bilden ſcheinen.

Noch eine andere Gattung von Armleuchtern findet man gewöhnlich in den Kirchen. Es ſind die bloßen Arme von Metall, und ſie ſind auf ein Blech in den Mauern oder an den Pfeilern angeſchrauben. Gewöhnlich nennet man dieſe Armleuchter, wenn mehrere Arme ſich an der Schraube befinden, iſts nur ein Arm, ſo ſagt man auch Wandleuchter.

Die Drahtleuchter pflegt man an einigen Orten auch Küchenleuchter zu nennen. Sie haben einen vom Drechsler verfertigten hölzernen Fuß, auf welchem eine Scheibe von Blech lieget, damit, wenn auch Feuer herunter fiele, der Fuß nicht angezündet werde. An dieſer blechernen Scheibe ſind zwey blecherne und zwey Drahtſtäbe befeſtiget, welche in die Höhe gehen, und in einem blechernen Kranz genietet ſind, welcher einen Haken hat, damit man den Leuchter irgendwo anhängen kann. Die Tülle iſt auch von Blech, und hat ein Paar

Arme, durch welche die Drahtstäbe gehen, und an welchen sie nach der Länge oder Kürze des Lichts in die Höhe oder herunter geschoben werden kann. Man hat bey diesen Gattungen von Leuchtern auch verschiedene Veränderungen; sie sind theils besser und auch theils schlechter gemacht. Die schlechtesten haben einen Fuß von schlechtem Holze, und bestehen fast ganz aus Draht, nur daß die Dille von Blech ist.

Nach Zinkens allgem. ökonom. lex. ist ein Drahtleuchter: „eine aus starkem eisernen oder „messingenen Draht zusammengesetzte Maschine, „welche von unterschiedener Form, und die Stelle „eines Leuchters vertritt, woran die Dille mit „dem Lichte sich auf und niederschieben läßt. Es „hat dieser bald einen hölzernen, bald einen eiser„nen Fuß, und sind diese letzten den ersten we„gen der Funken vorzuziehen.“

Die Handleuchter, welche man sonst in einigen Provinzen auch Blaker nennet, sind von Silber, Zinn, Messing, Kupfer, oder auch Blech, zuweilen getrieben, zuweilen auch nur aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, und alsdann gelöthet. Sie haben keinen Schaft, sondern nur einen Fuß, der ziemlich breit, groß vom Umfange, und fast wie ein Suppenteller gestaltet ist, wenn er ordentlich auf dem Tische steht. In der Mitte der Vertiefung steht die Dille und am Rande ist ein Stiel befestiget, damit man diesen Leuchter bequem anfassen kann, ohne sich die Hände belecken zu lassen. Mit solchen Leuchtern kann man im Hause herumgehen, ohne daß man selbst oder der Boden mit Talg beträufelt werde. Verschiedene Kaufleute und auch Gelehrte bedienen sich bey ihren Arbeiten am Schreibetische solcher

Leuch-

Leuchter damit nicht das Papier und überhaupt, die Schriften vom Talge beschmutzt werden.

Ein Hangeleuchter ist im Allgemeinen eine jede Gattung von Leuchtern, die irgendwo angehangen wird. Man hat deren von sehr vielfacher Form; im Ganzen kommen sie aber doch darin überein, daß sie alle ein, oder mehrere Arme haben, die in ein Blatt eingeschroben sind, mit oder an welchem sie an eine Wand oder Säule, oder Pfeiler gehangen werden. Man nennet sie in einigen Gegenden auch Blaker. Sie sind von allerley Materien verfertiget. Wenn sie besonders schimmern sollen, so besteht das Blatt aus einem Spiegel, oder sehr gut polirtem Metall, welches nach der Mode verguldet ist. Man kann die Gattung finden, welche man ehemals Wandleuchter genennet hatte, in den Zimmern eine Art auf, mit so viel Löchern und Tellern, je nachdem der Besitzer sein Zimmer damit erleuchten kann, und will. In Kirchen findet man sie in einer ansehnlichen Vollkommenheit, — findet aber auch auf Gemmern die Leuchter des Tabernakels, — — indem die Kommunion selbst in solchen sind, oder auf den Altartischen das Sakrament verwahret, und sie auch oft der Priester des Zimmers wegen, dann nicht angebracht werden können. Sonst findet man gemeiniglich auch in Stubenfenstern eine kleine Leuchter auf dem Fuße, auf einer Konsole ꝛc. welche auch eine Hange- oder Wandleuchter, welche Mode aber nun nicht allgemein ist, weilen sich nur wenige Leute einer bedienen, welche gern auf einem Tische oder auf der Erde bey einander stehen. Dann die Erfindung, daß sie nun den Zug langsamer Körper durch Widerstand des Talges und Wachses,

Tisch beflecken, ist ungegründet, sobald die Arme nur gehörig gerichtet sind. Es ist also bloß eine Art Sparsamkeit, die im Grunde doch auf nichts hinaus läuft, indem die nähern Lichter des Kronleuchters, und wenn sie auch nicht alle brennen, doch mehr leuchten, als die entfernten Wandleuchter.

Gewöhnlich versteht man aber die jedem Menschen bekannten Tischleuchter unter dem Nahmen Leuchter, und auch davon hat man sehr viele Formen, ob sie gleich dahin alle überein stimmen, daß sie einen Fuß, einen Schaft, und eine Dille haben; wobey aber doch die eigentliche Gestalt oft sehr verschieden, und für manche nicht recht brauchbar ist — indem die Gestalt oder Form schon häufig Einfluß auf die Brauchbarkeit zu diesem oder jenem Zwecke hat. Indessen kann man die jetzt modernen Gattungen der Leuchter für Tische unter den Figuren 4524, 4525, und 4526 sehen. Auch diese Gattung von Leuchtern sind zu Spielleuchtern) (besonders, wenn der Schaft kurz ist,) sehr brauchbar.

Schon die Alten gingen bey ihren Candelabern immer von der Idee eines Säulenschaftes aus, wie man sich lebendig überzeugen kann, wenn man den zuletzt herausgekommenen Theil der herculanischen Bronzen einer Ansicht würdigen will. Freylich waren diese Candelaber immer von beträchtlicher Größe, und gewannen dadurch mehr Aehnlichkeit mit den Säulen. Aber die Form läßt sich auch im Kleinen nachahmen, und davon zeugen oben angeführte Muster. Die Säulen hatten oft am Fuße kleine Reliefs, und was könnte bey einem Leuchter passender seyn, als das Sonnen-Emblem. Ein solches ist hier am Säulenfuße des Leuchters Fig. 4524 angebracht.

Eine

Eine neue Art Leuchter, welche das Licht zu einer bestimmten Zeit von selbst auslöschen, hat Herr Buschendorf in Leipzig erfunden, und die Figur 4527. macht solche noch anschaulicher. Der Herr Erfinder sagt hierüber in dem Journal für Fabrik, Manufactur, Handlung und Mode, Jahrgang 1798. August, S. 143 fgg.

„Es trifft sich oft, daß man ein Licht gern auf eine gewisse Zeit an einem einsamen Ort allein brennen ließe, um sogleich Beleuchtung vorzufinden, wenn man zurück kommt; man wünscht dann aber auch, daß dieses Licht nach dieser Zeit von selbst ausgehen möchte, wenn man entweder zurückzukehren vergißt, oder nicht wieder zurückkehren kann. Oft wird der Gelehrte, der die Gewohnheit hat, noch im Bette zu lesen, zu denken, und wohl gar zu schreiben, wünschen, daß sein Licht — das er sonst, wie sich das von selbst versteht, gegen Gefahrbringung gut verwahrt hat — nach Verlauf von einer Zeit sicher und gewiß von selbst verlösche, falls ihn der Schlaf, wie das wohl mitunter geschieht, übereilt, oder der kleine Schlummer, den er den müden Augen einmal erlaubt, ihm unbemerkt zum ernstlichen Schlafe wird. Und beständig wünschen es diejenigen Personen, die nicht im Dunkeln einschlafen können, sich aber nicht im Augenblicke des Entschlummerns mit der Auslöschung des Lichtes beschweren oder stören, noch nach dem Entschlummern durch das Hinzutreten der Bedienung, die das Licht wegnehmen soll, wieder aufschrecken lassen, wenigstens der Möglichkeit wieder aufgeweckt zu werden, nicht aussetzen wollen.“

„Man hat zwar schon eine Vorrichtung, welche dieses bestimmte Verlöschen bewirkt, die sogenannten Löschkegel, die sich, nachdem das Licht bis auf die bemerkte Stelle herabgebrannt ist, über die Flamme stürzen und sie austilgen; allein diese Löschkegel fallen erstlich nicht immer richtig und gerade nieder, und hat das Licht eine lange Schnuppe, dann beugen sie diese um, und das Licht verlöscht entweder gar nicht, oder die Schnuppe glimmt doch noch eine Weile fort, und verursacht einen höchst unangenehmen Rauch und Uebelgeruch; und dann hat diese Vorrichtung auch ein

garstiges Ansehen, welches das feine cultivirte Auge beleidigt, und in geschmackvollen Zimmern u. s. w. Uebelstand und Disharmonie verursacht."

„Ich stelle hier einen Leuchter zu jener Absicht auf, der seinen Zweck vollkommen erfüllt, und dabey eine elegante gefällige Gestalt hat, so daß er dem Nachttische der gebildetsten und mit dem r[illegible]ten Schönheitsgefühl begabten Dame zugleich eine Zierde seyn wird."

„Die hohle Säule, welche das Licht hält, steht mit ihrem würfelichten Fuße in einer Art Schale (*), an die sie mit einer Schraube befestigt ist. In der Seele der Säule befinden sich auf entgegengesetzten Seiten zwey Federn, welche in der Mitte der Röhre anfangen, und sich oben an der Mündung mit einem halb zirkelförmigen Kreuzstücke endigen. Diese Federn sind bestimmt das zwischen sie hineingesteckte Licht — Wachskerze nämlich — in jeder Höhe fest zu halten, ohne es niedersinken zu lassen."

„Die Löschmaschine besteht aus einer runden, in der Mitte durchbohrten, und aussen simsleistenförmig abgedrehten runden Scheibe, welche unten mit vier Kragstücken versehen ist. Diese Scheibe steckt man an die Wachskerze, wo denn die Kragstücke, unter denen zugleich kleine Federn liegen können, zu ihrer Geradstellung und Festhaltung dienen. Auf dieser Scheibe stehen zwey halbe hohle Cylinderstücke, die genau an einander passen müssen, und welche, wenn sie an einander schließen, einen ganzen vollkommenen, oben gedeckten hohlen Cylinder bilden. Diese beyden hohlen Walzenstücke lassen sich, da sie unten angeschraubte Scharniere haben, von einander biegen; ihre Tendenz aber, sich beständig wieder zu schließen, bewirken die beyden in S-Gestalt gebogenen stählernen Federn, die zugleich auf das untere Stück des Scharniers, wenn man nämlich ein Gelenkscharnier anwendet, mit aufgeschraubt werden können. Unten, einen halben Zoll vom Ende herauf, sind in den Cylinderschalen kleine dammähnliche Aufwürfe, welche durch ihr Anstemmen an die Kerze die Auseinandersperrung der Schalen bewirken, und dieselben so lange aus ein-

an-

(*) Sie ist hier nur zur Hälfte gezeichnet, damit man ihre Aushohlung und die Verbindung mit der Säule sehen kann. B.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sammen, der Schaft war dünn, und statt des sonstigen Leuchterfußes befand sich unten am Schafte eine runde, etwas schwere Kugel. Hierzu war ein besonderes Gestelle oder Arm verfertiget, welcher unten mit einer Biegung in einer Scheibe befestiget war, welche etwa so wie ein Wachsstock, drey Füße hatte, die aber weiter, als beym Wachsstocke gewöhnlich, aus einander standen. Oben zog sich der Arm horizontal bis gerade über den Ort, wo er unten in der Scheibe befestiget war, und endigte sich dort mit einem Ringe. Dieser Ring umschloß den Schaft, und es hing also der untere Theil der Dille darin so, daß sie nicht durchfallen, sich doch aber bewegen konnte. Die Schwere der Kugel, welche vermöge ihrer Eigenschaft stets nach dem Mittelpunkt trachtete, hielt daher, das Gestelle mochte stehen, wie es wollte, die Dille mit dem Lichte immer gerade in die Höhe, so daß es niemahls schief zu stehen kam, und man das Ablecken nicht zu befürchten hatte.

Diese Gattung von Leuchtern ist vorzüglich für Geschäftsmänner brauchbar, indem auf deren Schreibtischen manchmahl kaum so viel Platz ist, daß ein Leuchter gerade stehen kann, da alsdann von dem Talge häufig das Papier beschmutzt wird. Die Figur 4528 stellet solchen Leuchter vor.

Man hat noch mehr verschiedene andere Erfindungen von Leuchtern, z. B. mit einem hohlen Schafte in welchem eine Drahtfeder befindlich ist, welche das Licht stets in die Höhe schiebet, so wie es durch das Abbrennen leichter wird, daß also die Flamme immer auf einer Stelle, und in einer Höhe bleibet. An einem solchen Leuchter kann man vorzüglich gut eine Glaskugel zum stärkern Scheine, wie viele Handwerker vor

den

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Leuchtenfeuer, (das) wird zu verschiedenem Zweck angezündet; man unterhält dergleichen Feuer an den Seeküsten entweder auf hohen Bergen oder

Thürmen, des Nachts, damit die Seefahrer sich darnach richten, und wissen können, wo sie sind. Theils zündet man an einigen Orten die Leuchtfeuer an, um der Nachbarschaft ein Zeichen zu geben, daß in der Gegend etwas Feindliches vorgehe. Theils aber ist ein Leuchtfeuer auch ein solches Feuer, welches zur Erleuchtung dienet, wie z. B. in einigen Provinzen der gemeine Mann so wenig Licht als Lampen hat, sondern in dem in der Stube sich befindenden Kamine, welcher gewöhnlich auch einen kleinen Feuerherd hat, Späne von Kienholz anzündet, und dabey die Abendgeschäfte in der Stube verrichtet. Es wird auch mit solchen Spänen, so wie mit einem Lichte herum geleuchtet. Den Kamin nennen sie in der Prignitz Pollaben. Die Spinnerinnen setzen sich um dieses Leuchtfeuer herum; ist aber die Gesellschaft zu groß, so daß sie nicht alle sehen können, so machen sie mit ihrem Leuchtfeuer eine andere Einrichtung. Sie haben nähmlich ein Gestelle, welches man mit einem Gueridon vergleichen könnte. Die Scheibe oben ist mit Blech belegt, und von diesem gehen Draht- oder Blechstäbe, wie bey einem Drahtleuchter in die Höhe, welche oben an einem Ringe befestiget sind; hier werden die Leuchtspäne hinein gesteckt und angezündet, da sich alsdann die Gesellschaft rings um das Feuer setzet und spinnet, oder sonstige Geschäfte verrichtet. Dieses Gestelle, welches das Leuchtfeuer trägt wird **Leuchtschämel**, im Plattdeutschen **Lüchtschämel** genannt.

Leuchtkugel, ist eine Feuerkugel die bey nächtlicher Zeit eine ganze Gegend, wo sie deswegen hingeworfen wird, erleuchtet. Sie wird aus geschmolzenem Antimonium, Salpeter, Schwefel,

Koh-

Kohlen, Erleuchtung. Holz und Wachs anzuzünden, und besonders von Bergleuten und Bergarbeitern gebraucht, um der Gegend Licht zu machen, welche sie durchsuchen, um zu sehen, wie sich der Feind verhält.

Leuchtpfanne, ist eine eiserne erhöhete Pfanne, worin man Talg, Harz, Späne und andere Sachen brennet, einen Ort unter freyem Himmel damit bey der Nacht zu erleuchten.

Leuchtröhre, ist bey den Bäckern eine Röhre oder Loch an der Seite des Ofens, worin Holz angezündet wird, den Ofen zu erleuchten; man nennet diese Röhre auch das Leuchtloch. An andern Orten brennet statt dessen zur rechten Hand vor dem Mundstücke ein Leuchtfeuer.

Leuchtschämel; s. Leuchtfeuer.

Leuchtsplitter, sind die Kienspäne, welche statt des Lichts gebrennet werden; man sehe den Art. Leuchtfeuer. In Rußland brennet man zu diesem Behuf auch starkgetrocknete Splittern von Birkenholz. Obgleich diese Art der Erleuchtung sehr allgemein in einigen Gegenden ist, so ist sie doch eine der gefährlichsten, und schon oft die Ursache eines großen Brandes gewesen.

Leuchtstein, ist eine gewisse Art von Phosphor. Man sehe diesen Artikel.

Leuchtthurm, ist an den Seeküsten ein Thurm, worauf ein Feuer unterhalten, oder auch große Lampen in Laternen angesteckt werden, den Seefahrenden zu leuchten; man sagt auch Feuerthurm, Feuerwarte, im Niedersächsischen eine Backe oder Blüse. Will man ein recht hell und weit leuchtendes Feuer auf dem Leuchtthurme haben, kann man eine Tonne, mit Pech oder Th

Kienenspäne, Stroh, Werg, Harz und dergleichen mehr, anzünden, welches Feuer ungleich mehr, stärker und heller leuchtet, als gewöhnliches Holz, wenn es auch in den Seestädten manchmahl mit Thran bestrichen würde.

Leuchtwerk; darunter versteht man in der Wirthschaft alles, was man im Finstern gebraucht, um durch dessen Beyhülfe seine Geschäfte verrichten zu können. Dahin gehören alle Brennöhle, Talg, Wachs u. d. gl. mehr.

Leucochrisos, ist ein grüner Stein mit weißen Adern, welcher von einigen für eine Art des Smaragds gehalten wird. Man sehe diesen Artikel.

Leucographis, ist ein grünlich weißer Stein, oder verhärtete Erde, welche in Aegypten gefunden, und zur Säuberung der Leinwand gebraucht wird. Sie wird auch Galaxia, Morochtus und vom Plinius Morochites genannt, und scheint mit der Craye de Brianson überein zu kommen.

Leuenberg, Löwenberg, ist ein Churpfälzisches Amt in Westphalen, im Herzogthum Berg, und ist von einem der sieben hohen Berge, Bonn gegenüber, benannt. Der Sitz des Amtes ist Honneff.

Leuenholm, Löwenholm, ist eine kleine Grafschaft im Amte Kallöe, in der Halbinsel Jütland, welche dem gräflichen Hause Ranzow gehörte, als aber Graf Wilhelm Adolph 1721 an seinem ältesten Bruder zum Mörder ward, ließ sie der König einziehen. Er verlieh sie darauf der gräflichen Familie Daneskiold-Samsöe, die solche an Particuliers verkauft hat, die mit königlicher Genehmigung gräfliche Freiheiten genießen, so lange der Daneskioldische Mannsstamm dauern wird.

Leuer, ist ein Werkzeug der Vogelsteller, und man sehe Leyer.

Leu-

Leugast, iſt ein hübſches Bambergiſches Marktflecken und Amt in Franken, an der Bambergiſchen Gränze der Lausitz.

Leugnen, heißt eine Sache nicht geſtehen, oder, eine wahre Sache für falſch erklären. Man leugnet daher eine Sache, die wirklich wahr iſt, und die man nur nicht geſtehen will, oder für falſch erkläret. Aber, man kömmt auch ſehr oft in der Bedeutung das Wort Verneinen nehmen. — Indeſſen, der Unterſchied iſt doch gewiß. Man verneint nur dasjenige, was nicht wahr iſt, oder, was man nicht für wahr hält, wenn man mit Nein darauf antwortet.

Der Miſſethäter leugnet die That. Der Schuldner leugnet die Schuld. Sarah leugnete und ſprach: ich habe nicht gelachet, 1 Moſ. 18 15. Themiſtokles leugnete in Lacedämon, daß die Mauern zu Athen gebauet würden, u. ſ. w. Man nennet einen Gotteslaugner denjenigen, der das Daſeyn Gottes leugnet.

Verneinen ſetzet voraus, daß man über eine Sache befraget werde. So kann man ſagen: Der Richter fragte den Miſſethäter, ob er auch bey ſeinen Diebereyen einen Mord begangen: aber dieſes verneinte er. Hier kann leugnen und verneinen ſtatt finden, erſteres wenn der Miſſethäter lüget, und zweytens, wenn er die Wahrheit redet. Leugnen ſcheinet von lügen herzukommen, und den Begriff mit ſich zu führen, daß man verſetzlicherweiſe die Wahrheit nicht ſagen, oder geſtehen will. Indeſſen wird doch das Wort leugnen zuweilen auch in einem gelindern Sinn gebraucht, wenn man eine Sache wirklich n für wahr hält. Z. B. Er leugnete mir den

worauf ich meine Beweisthümer bauen wollte, weil er ihn nicht für wahr hielt. Oder, er leugnete die Sache, deren man ihn beschuldigte, weil er sie wirklich nicht gethan, und die Beschuldigung falsch gewesen. Etwas mehr hierüber sehe man in Stoschs Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache, Th. 4. S. 222. wo die Wörter bejahen, bekräftigen, betheuern, leugnen und verneinen ihrer Bedeutung nach untersucht sind.

Leuhausen, ist ein königl. Preuß. Dorf und Schloß in Westphalen, in der Grafschaft Mark.

Leukate, ist ein ehemahliges berühmtes Vorgebirge auf der Halbinsel Leukadia, auf welchem ein Tempel des Apoll stand. Der Nahme bedeutet einen weißen Felsen: und dieser war merkwürdig, weil sich die unglücklich Liebenden davon herabzustürzen pflegten. Im Zuschauer ist ein artiges Verzeichniß von vielen, welche diesen Sprung gethan, und wie er ihnen gelungen ist.

Leukersdorf, ist ein Anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Calenberg, im Voigtamte Leutershausen, bey Wahrberg.

Leukersdorf, ein Churfächsisches Amtsdorf im Erzgebürgischen Kreise, im Amte Grünhayn, bey Stollberg.

Leukersdorf, dergleichen Amtsdorf ebendaselbst, im Amte Chemnitz.

Leukersdorf; s. Lickersdorf.

Leukershausen, ein Anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim.

Leulitz, ein Churfächsisches schriftsässiges Rittergut und Dorf im leipziger Kreise, im Amte Grimma bey Brandis.

Leumund, ist jetzt schon ein im Hochdeutschen veraltetes Wort, und bedeutete im Allgemeinen ein

jedes

jedes Gerücht, es sey was es wolle, in welcher Bedeutung es sonst im Latein Lumen, lauten, und lumen ungefähr einerley mit ihm sey.

Wachter und Frisch haben dieses Wort schon in gut auseinander gesetzt, daß wenig hinzuzufügen ist. Leumund stammet von dem längst veralteten Zeitworte leumen, lemen, bey Isländ. liuma, schallen, tönen, rufen, und mit dem Hauchlaute Hiumur, der Schall, Angelsächsisch Hiem, wohin auch das lateinische clamare und Clamor, und das Englische Cream, Ausruf, gehören. Auf eben diese Art stammet das gleichbedeutende Ruf von rufen (*), und das lateinische Fama von dem Griechischen φημι ab. Die Sylbe und bemerkt die Stelle der Endung der Abstammerinn de, der Leumund, für die Leumde, oder vielmehr, sie ist aus dieser Endung verderbt. Für Leumund findet man in den ältern Zeiten auch Lummur, Lumor, in dem Schwabenspiegel leumden, bey dem Herrad Leweri bey dem Ergen Leumuth, und in den um das Jahr 1400 übersetzten Sprüchen Salom. gar leue, leu. Und gute Leue fanden das gereim, Kap 15. 39. welches Luther gab: ein gut Gerücht macht das Gebein fett. Auf ähnliche Art sagt man für Armuth in einigen Gegenden Armde, für Jugend in Hollland Jungde, für Tugend Tengde u. s. f.

In engerer Bedeutung versteht man unter Leumund, das allgemeine Gerücht, die allgemeine Meinung von jemandes moralischen Beschaffenheit, der Ruf, wofür man guten, und auch bö-

sen

(*) Die ist nach Adelung — aber mich dünkt, es sey wahrscheinlicher, daß rufen von dem Hauptworte Ruf herkommen, so wie überhaupt die Zeitwörter wohl nie die Hauptwörter, sondern diese jene veranlasset haben.

sen Leumund sagte, so wie wir letzteres auch noch in luthers Catechismus finden: bösen Leumund machen. In noch engerer Bedeutung heißt Leumund der gute Ruf, der gute Nahme, im Gegensatze des Unleumund. Jemandes Leumund kränken. Hans Sachs sagt: schwecht sein Leumat. Imgleichen bedeutet es Ruhm, Ehre, daher liumhaftig schon bey dem Willeram für berühmt vorkommt.

In meiner Jugend wurde mir von einem meiner Lehrer beym Lernen des Catechismus das Wort Leumund so erkläret, daß es so viel hieße, als Löwenmund. Der Löwe hieße in altdeutscher Sprache Leue, oder Leu, und da der Mund oder Rachen des Leuen ein dem Menschen sehr gefährliches Ding wäre, nicht minder auch der Mund des Verläumders, wodurch der gute Nahme eines Menschen zerrissen würde, so hätte man die Handlung des Verleumdens, bösen Leumud machen, genannt. — — — Ich glaube, daß mehrere, welche die Bedeutung und Abstammung dieses Wortes nicht ordentlich untersucht haben, eben solche Erklärung geben werden. Ueberhaupt aber halte ich dafür, daß bey Catechismusschülern kritische Anmerkungen über die Sprache, ganz überflüssig sind, so wie auch die gelehrten Erklärungen und kritischen Erörterungen der hebräischen und griechischen Wörter auf den Kanzeln. Es suchen einige Predicanten bey den Bauern dadurch ein Ansehen zu gewinnen, so wie die Bader, wenn sie stets mit lateinischen Brocken um sich werfen. Auf der Kanzel ermüdet solches den nicht gelehrten Zuhörer, denn er versteht doch nichts davon, und in der Badstube macht sich der bedienende Bader nur zum — —. Doctor, denn, er selbst versteht selten, was

er

er den Patienten von ihrer Krankheit erklären will, noch viel weniger die anwesenden Bauern.

Leun; s. Lein.

Leuna, ist ein Churſächsisches schriftsäſſiges Dorf im Leipziger Kreise, im Stiftsamte Merseburg, unter das daſige Domcapital gehörig.

Leuneburg, Lüneburg, Eulenburg, ist ein Flecken und Schloß, der freyherrlichen Familie von Eulenburg gehörig, im Rastenburgischen Kreise, in Ostpreußen.

Leupa, dergleichen Dorf in der Oberlausitz, im Bautzener Kreise, in der Herrschaft Hoyerswerda.

Leupa, Leippa, dergleichen Dorf und Rittergut eben daselbst, im Görlitzischen Kreise, bey Pribus.

Leupe, (Ober- Nieder- und Mittel) ein königl. Preuß. adliches Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Jauer, im Jauerschen Kreise.

Leupe, Leippe, dergleichen adliches Dorf eben daselbst, im Fürstenthum Neisse, im Grotkauschen Kreise.

Leupen, Leupahn, ein Churſächsisches Dorf im Leipziger Kreise, im Amte Colditz, amtssäſſig nach Hohenbach, mit Schocken, Hufen und Dienſten unter das Amt gehörig.

Leupen, Leipen, und **Lindigt**, dergleichen Dorf im Meißnischen Kreise, im Kreisamte Meissen, bey Lommatzsch, nach Graupzig gehörig.

Leupen, (Ober- und Nieder) herzoglich Sachsen-gothaische Dörfer im Fürstenthum und Amt Altenburg, eine Stunde von Altenburg.

Leupen; s. Leipen und Leuben.

Leupoldishayn, ein Churſächsisches Amtsdorf im Meißenschen Kreise, im Amte Pirna, bey Königstein.

Leupoldishayn, (Ober- und Nieder-) dergleichen Dörfer in der Oberlausitz, im Görlitzer Kreise bey Görlitz.

Leupoldsberg, (Ober- und Unter-) ein Bayreuthisches Dorf in Franken, in der Landshauptmannschaft Hof, bey Naila.

Leupoldsdorf, dergleichen Dorf in der Amtshauptmannschaft Wunsidel, bey Wunsidel.

Leupoldsdorf, ein bischöflich Bambergisches Dorf in Franken, im Amte Baunach.

Leupoldsgrün, ein Bayreuthisches Dorf in Franken, in der Landshauptmannschaft Hof.

Leupoldstein, ein Stadt-Nürnbergischer adlicher Sitz und Weiler in Franken, im Pflegamt und bey Petzenstein.

Leupasch, ein königl. Preuß. bischöfliches Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Neisse, im Grotkauschen Kreise.

Leupusch, Leubusch, (Groß- und Klein-) dergleichen Dörfer in Niederschlesien, im Fürstenthum Brieg, im Brieger Kreise, zur Kämmerey der Stadt Brieg gehörig.

Leuroux, lat. Leprosium, ist eine Stadt und Schloß von 320 Feuerstellen in Berry am Fluß Naon, jetzt Hauptort eines Kantons im Departement des Indre. Sie liegt in einem Grunde, ist mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben. Ihre Collegial-Kirche steht unter dem Schutze des heiligen Sylvan; ihr Stifter war Eudos des Deols, der sie im Jahr 1012 gründete.

Wenn man der Legende des H. Sylvans Glauben beymessen will, so hieß diese Stadt sonst Gabatum, und erhielt ihren jetzigen Nahmen durch ein Wunderwerk des h. Sylvan, das er durch Vermittelung des h. Martin verrichtete. Der Herr dieses Orts war mit dem Aussatze behaftet; als ihn nun der h. Martin küßte, wurde er plötzlich gesund. Zum Andenken dieses Wunderwerks verwandelte das Volk den Nahmen dieser Stadt

in

in Leproſum, das heißt Locus Leproſi. Andere wollen, der Nahme Leuven ſey aus Loco Radulphum entſtanden. Dies ſey, wie es wolle, ſo findet man auf alten Inſchriften, Karten und Büchern immer Leproſum oder Lebroſum. Die Stadt muß ſehr alt ſeyn, man findet in ihr noch Spuren aus den blühendſten Zeiten der Römer, z. B. Kampfplätze, Amphitheater, u. ſ. w. auch Römiſche Münzen und Medaillen fand man zuweilen in der Erde. Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts fand man eine Kupferplatte mit der Inſchrift: Flavia Cuba, Firmiani Filia, Cololſo Deo Marti ſuo hoc ſignum fecit. Dieſes nimmt man für einen Beweis an, daß ehemahls Römer hieſelbſt gewohnet haben.

Ueber dem Hügel, an deſſen Fuße die Stadt gebauet iſt, ſieht man noch die Trümmer eines großen Schloſſes, mit einem ſehr geräumigen, und zwey kleinen Höfen in der Mitte. Dies Schloß wurde von Philipp Auguſt belagert, erobert und ſeinem Retter, dem Grafen von Champagne, geſchenkt.

Leuſcheidt, iſt ein Churpfälziſches Städtchen in Weſtphalen, im Herzogthum Berg, im Amte Windeck.

Leuſchentin, iſt ein Rittergut und Dorf im Preußiſchen Vorpommern, im Demminſchen Kreiſe, anderthalb Meilen von Demmin, an der Mecklenburgiſchen Grenze bey Malchin.

Leuſe, iſt eine kleine Stadt im Hennegau, am Urſprunge des Fluſſes Denre, ohnweit Dornick. Dieſe Stadt iſt dadurch merkwürdig geworden, daß hier 1691 der Marſchall von Luxemburg einen Sieg über die Alliirten erhielt.

Leuſersdorf, iſt ein königl. Preuß. Dorf in Niederſchleſien, ohnweit Goldberg.

Leussin, ein Preuß. Vorpommersches adeliges Gut und Dorf im Demminschen Kreise, an der Peene, eine halbe Meile von Jarmen.

Leussin, ein dergleichen adeliges Gut im Wollinschen Kreise, eine Meile von Wollin, in Hinterpommern.

Leussow, unter diesen Nahmen giebt es zwey Dörfer, davon das eine in Mecklenburg-Schwerin, und das andere in Mecklenburg-Strelitz lieget.

Leustadt, ist ein Flecken und Schloß in der Wetterau, drey Stunden von Büdingen, dem Grafen von Isenburg-Marienborn gehörig.

Leutbach, ein königl. Preuß. adeliges Dorf in Niederschlesien, im Fürstenthum Glogau, im Glogauschen Kreise.

Leute, (die) im Isidor Liudi, bey dem Ottfried Liuti, im Niedersächsischen überhaupt Lüde, oder nach den verschiedenen Mundarten z. B. in der Priegnitz, Lüje, in Mecklenburg an der Ostsee Lühr, bey den krainerischen Wenden Ludji, in Hollstein, Lüneburg und Bremen an einigen Orten Lüdje, im Holländischen Luiden und Lieden. Ehedem wurde es auch sehr häufig als ein Collectivum gebraucht, das Volk zu bezeichnen, da es denn auch ein Singular, und im männlichen Geschlechte üblich war. So bedeutet Liuteo bey dem Kero die Völker, und ther Liut, ther Luit bey dem Ottfried, Willeram und Notker das Volk. Auch im Isländischen ist Liod; im Schwedischen Lyd, im Böhmischen Lid, im Polnischen Lud, im Wallisischen Lliwed das Volk, wozu auch das Griechische λαος Volk, und λειτος öffentlich gehören.

Die

Die Abstammung dieses Wortes ist bey dessen Alterthum sehr ungewiß. Rudbek leitet es von dem Schwedischen lyda, hören, gehorchen, her, so wie viele das Wort Volk von folgen ableiten. Der fast beständige Gebrauch, da man nur geringe, und andern unterworfene Personen Leute zu nennen pflegt, macht diese Ableitung wahrscheinlich; zumahl, da auch Lidi, Leudes, Leudi, Leodi, Laeti, Liti u. s. f. im mittlern Latein, von einer Art leibeigener, oder zum Dienst verpflichteter Unterthanen gebraucht wurde. (Kein Wunder also, wenn Häuserbesitzer in Berlin ihre Miethsleute, deren sie manchmahl über 20 haben, und, wovon manche Hunderte bezahlen, ohne Unterschied: ihre Leute, nennen; — aber, es ist doch immer für einen Fremden auffallend, wenn ein Handwerksmann, oder auch ein anderer, hätte er auch für Schulden keinen Stein mehr als Eigenthum an dem Hause, doch so von Vornehmern, die seine Wohnungen gemiethet haben, spricht — selbst auch, wenn der erhabene Besitzer des Hauses dem vornehmern und reichern Miethsmanne im Verdung, oder im Tagelohn Erdtoffeln aufscharren muß. — — Sollte es Sprachgebrauch seyn, so wäre er doch nur, für die ungebildeteste Classe der Einwohner.)

Richey nahm laut, der Laut für das Stammwort von Leute an, und glaubte, daß dieses Wort zunächst das Geräusch, welches mehrere Menschen, besonders geringerer Art, durch ihre Versammlung machen, ausdrücke; woraus sich sowohl die sehr unbestimmte Bedeutung, als auch der anklebende verächtliche Nebenbegriff erklären lassen würde. —

Herr Adelung behauptet, daß noch jetzt im Mecklenburgischen eene groote Laut confluxus hominum concurrentium sey; — da ich aber als ein geborner Mecklenburger, und zwar, in der platteſten Gegend erzogen, dieſes nicht weiß und kenne, ſo wage ichs, hierüber meine Meinung zu ſagen: Es iſt daher die Schreibart: eene groote Laut fürs erſte ſchon nicht richtig Mecklenburgiſch; denn ſo ſpricht der Mecklenburger nicht. Wenn er aber von der großen Laute im Platten ſpricht; welches durchaus nicht von Menſchen, ſondern nur von Jagdhunden in großer Anzahl verſtanden wird; ſo ſagt er im Platten wohl: ein grot Luut, und verſteht darunter die ſogenannte Möthe, aber nie eine Anzahl von zuſammengelaufenen Menſchen. — Will er aber von vielen Menſchen reden, die zuſammengelaufen ſind, ſo ſagt er, veel Lähr, conſtruirt nach ſeiner eigenthümlichen Art nicht ſo, wie die Hochdeutſchen, ſondern ſagt: doa wien goa to veel Lähr, da waren gar zu viel Leute, oder, doa was'n heel Deil Minſken, da war ein ganz Theil Menſchen, u. ſ. w.

Um einen Beweis zu geben, daß der recht platt ſprechende Mann durchaus nicht ſo, wie wir im Hochdeutſchen, zu conſtruiren im Stande iſt, theils weil die Sprache ſelbſt an vielen jetzt bekannten Ideen arm iſt, theils aber auch, weil keiner ſie nach der lateiniſchen oder Griechiſchen Sprache ſo gebildet hat, als es mit der Hochdeutſchen geſchehen iſt; ſo will ich hier das Vater Unſer in die recht platte Mecklenburgiſche Sprache überſetzen, und zeigen, wenn gleich die Sache ſelbſt ſich auch gleich bleibet, daß doch die Conſtruction ganz anders ſey.

Es

[redacted]

Vader unſer, de du böſt im Himmel, geheiligt ward' dien Nahm, to uns kam dien Rick, dien Will geſcheh ſo im Himmel, as up de Jhr, uns däglich Brod giw uns hüt, un vergiw uns unſe Schuld, as wi vergewen unſen Schuldigern, un führ uns nich in Verſökung, ſünnern erlöſ' uns von dem Aewel, denn dien is dat Rick, de Kraft, un de Herrlichkeit, in Ewigkeit.

Ohngefähr in dieſer Mundart ſchrieben viele Plattdeutſche Schriftſteller, und ahmten dabey häufig dem Eigenthümlichen der Hamburgiſchen oder Bremiſchen Sprache nach; ja es ſind in dieſem Dialect auch alte und neuere Gedichte vorhanden, und ſelbſt die alten Plattdeutſchen Bibeln weichen nur in einigen Ausdrücken und Wörtern die noch platter oder unveränderter ſind, von ihr ab. Dieſe platten Ueberſetzungen der Bibel wurden für die Niederſachſen veranſtaltet, aber meines Wiſſens iſt nie in der ächt platten Mecklenburgiſchen Sprache geſchrieben worden, vielleicht, und theils weil die alten Wenden ſo wenig leſen, als ſchreiben konnten, und theils, weil die gelehrte Welt dieſe Sprache nicht kannte, ſich folglich auch nicht hinein ſtudieren konnte, theils aber auch wohl, weil man es der Mühe nicht werth hielt, ſich damit abzugeben. Das Vaterunſer lautet in dieſer Sprache auf folgende Art:

Uns' leiw Vaarä in'n Hew'n, dien Nahm ſchal hillig hojlln war'n, lat dien Rieck tau uns kaam'n, dien Wijll ſchal in'n Hew'n un eb'n ſo up de Jhr ſchein, giw uns ock hüt uns' alldagſk Brod, un vöägiw uns uns' Schujld, ſo ſo as wi uns' Schüjlnes ock vöägew'n willn, füäh uns nich in Vöäſeuking, ſüinnen mack uns frij van 't Aewel, den dat Riek is dien,

un

un de Macht, un de Herrſchoft jümmä un jümmä (*) am'n.

Der ſeel. Rath Manzel hat in ſeinen Bützowiſchen Ruheſtunden verſchiedenes über die Mekſenburgiſche Sprache angeführt, allein, auch er ſchrieb die Sprache nicht richtig, und verfiel in den Fehler worein ſeine Vorgänger und Nachfolger verfallen ſind, nähmlich daß er in der ſtädtiſchen platten Sprache, die ſchon viel mit dem Hochdeutſchen vermiſcht iſt, ſchrieb, woher Auswärtige auch durch ihn keinen Begriff von dieſer Mundart erhalten konnten.

Von Verſen in dieſer Sprache iſt mir nur eine Probe bekannt. Es hatte nähmliche in Bützowiſcher Student bey ſeinem Abgange von der Univerſität in ein Stammbuch geſchrieben:

Heute ſind wir Burſchen noch,
Aber Freund, was morgen? —
Es drückt dann ſchon ein ander Joch —
Kandidaten Sorgen.

Auf dem andern Blatte hatte ein Candidat hierauf beziehend ſich ohngefähr ſo eingeſchrieben:

Un hüt drückt de Kondatenprük,
Aewelt Früjnd wat morgen?
Drückt een'n iehſt dat Wiwäjück,
Bumps het man ock glieck Sorgen.
Hei meijnt wol, dat de Burſk man leining luſtig iſt,
Je fleujt em nah, ojll Na[illegible]! Bützow is nich Me-
[illegible]olis;
Wen man ein Häuk'n pupt völl'n rühnä Dua,
So klingt dat all'n Haans glick in dat linkä Ua.

(*) Das Wort Ewigkeit iſt nicht platt, wenn es auch gleich in platter Mundart ausgeſprochen werden kann, weil man vielleicht vor der Reformation gar keinen Begriff davon gehabt hat. Ich habe daher die dort gebräuchliche Redensart immer und immer geſetzet.

Dieses würde nach den Worten so heißen: Und heute drückt die Kandidaten Perrüke aber Freund, was morgen? Drückt einen erst das Weiberjoch, so hat man auch in dem Augenblick Sorgen. (*) Er meint wohl, daß der Bursche nur allein lustig sey; ja, pfeife ihm nach, alte Nase! (**) Bützow ist nicht Megapolis, (die ehemahlige große Hauptstadt Mecklenburg,) wenn nur ein Hühnchen sich eines Windes entlediget vor dem Rühner Thor, so klingt es allen Hähnen sogleich in das linke Ohr. — Diese letzte Blume sollte eine Beziehung auf die damahlige Einschränkung der Studenten, und auf die vielen Lauscher und Referenten haben, indem der Schießhoff vor dem Rühner Thor vorzüglich von Studenten besucht wurde.

Hieraus, hoffe ich, wird man sich völlig überzeugen, daß die Mecklenburgische platte Sprache von der überhaupt so genannten Niedersächsischen, in welcher man noch Postillen und Bibeln geschrieben findet, und von dem von den neuern Schriftstellern zusammen getragenen Plattdeutschen, sehr verschieden sey. Der Mecklenburgische Bauer, ob er sie gleich spricht, kann sie doch nicht buchstabiren und lesen, die städtische platte Sprache noch eher, aber das Hochdeutsche lieset er, allein oft versteht er wieder nicht, was er lieset, weil ihm in seiner Jugend das lesen von den Dorfschulmeistern, so wie einem Hunde, als ein mechani-

(*) Das Wort Bumps ist nicht mit einem gleich bedeutenden Worte zu übersetzen, man braucht es, wenn eine Sache blitzschnell auf eine andere folgt. Indessen hört man es zuweilen auch anderwärts in eben diesem Sinn.

(**) Ein eigner dortiger Idiotismus, um etwas Vergebliches auszudrücken, auch in dem Fall, wenn ein Jäger fehl schießt.

[redacted]

ekanisches Kunststück hinein geprägt ist. Hieraus kann man auch abnehmen, was mancher recht schaffene Prediger mit den zu confirmirenden Kindern zu thun hat, wenn er Nutzen stiften will.

Ich komme wieder auf den Artikel selbst zurück, und hoffe, man wird mir diese Ausschweifung verzeihen, da ich nicht weiß, ob ich den Artikel Sprache meiner Kränklichkeit wegen erübe, und bis dahin noch manches vorkommen könnte, welches man für Mecklenburgisch-plat ausgeben möchte, aber, welches es nicht sey. Doch muß ich noch vorher anmerken, daß man in Mecklenburgischen vor diesem häufig recht plat sprechende Bauermädchen zu Kinderwärterinnen nahm, weil man glaubte, wenn die Kinder diese Mundart zuvörderst gelernet hätten, daß sie dar auf die Französische Aussprache desto leichter ler nen würden.

Das Wort Leute hat eigentlich keinen Singular, indessen hört man ihn doch zuweilen in e nigen Oberdeutschen Gegenden, um einen Mensch schen zu bezeichnen, z. B. es ist ein feines Leut.

Nach unserm gewöhnlichen Sprachgebrauc zeigen wir mit dem Worte Leute also eine Ma heit von Menschen an, ohne Unterschied des Ge schlechts, und daher ist es in der Bedeutung n dem Worte Personen nahe verwandt. Indess unterscheiden sich die beyden Bedeutungen dadur daß das Wort Leute nur eine Benennung s cher Menschen ist, die von schlechtem und ger gem Stande sind, oder unter andern stehen; P sonen hingegen wird auch von solchen gebrauc die sich in einem höhern Stande befinden. K nige, Fürsten, Regenten kann man niemahls

te nennen. Man kann nicht sagen: königliche, fürstliche Leute, (man möchte dann die untersten Bedienten derselben meinen,) sondern man braucht alsdann das Wort Personen: königliche, fürstliche Personen. Hingegen sagt man: Bauerleute, Handwerksleute, Bergleute, Zimmerleute, Arbeitsleute, Dienstleute, schlechte Leute u. s. f. Wenn man daher von einer Versammlung solcher Menschen redet, die von vornehmen Stande sind, sagt man nicht: die Versammlung bestand aus vielen Leuten, sondern aus vielen Personen.

In der recht platten Sprache findet sich das Wort Person nicht, weil es von dem lateinischen persona gemacht ist; indessen, da die Plattredenden allmählig mehrere Begriffe gesammelt haben, und noch sammeln, und für diese keine besonderen Wörter haben, so entlehnen sie aus dem Hochdeutschen das Fehlende, so wie man im Hochdeutschen auch wieder aus fremden Sprachen entlehnet. Sie brauchen zum Theil also das Wort Person in eben der Bedeutung, als im Hochdeutschen, und ich muthmaße, daß der Gebrauch dieses Wortes bey Einführung der christlichen Religion, bekannt geworden ist, wo ihnen die Lehre von den drey göttlichen Personen beygebracht wurde. Ehe man dieses fremde Wort aufnahm, marterten sich die alten Schriftsteller sehr, ein für sich bestehendes vernünftig denkendes Ding auszudrücken. Kero und der Uebersetzer Isidors brauchen dafür Heido, Heit, selbst auch von den Personen des göttlichen Wesens. Dhero zuuio Heido, die zwey Personen, dhiu Drittanheit die dritte Person, im Isidor. In den spätern Zeiten brauchte man dafür das Wort Nahme, bey den ältern Schweden Namn.

Zu-

Zuweilen aber hat auch das Wort Leute einen ſehr unbeſtimmten Sinn, man drücket dadurch etwas allgemeines aus, und nimmt hernach das Wort Perſonen in einem eingeſchränkten Verſtande. So kann man ſagen: In einer Geſellſchaft, wo alle Leute uns bekannt ſind, wiſſen wir gemeiniglich nicht, mit wem wir uns in ein Geſpräch einlaſſen ſollen; aber, wenn wir nur einige Perſonen kennen, ſo iſt es leicht durch ihre Vermittelung mit der ganzen Geſellſchaft bekannt zu werden. Imgleichen: Wenn man bey Tiſche vergnügt ſeyn will, müſſen Leute von aufgeräumtem Gemüthe zuſammen kommen, aber die Geſellſchaft muß nicht aus gar zu vielen Perſonen beſtehen.

In andern Redensarten wird das Wort Leute durch Zuſammenſetzung mit andern Wörtern in ſeiner Bedeutung noch weiter ausgedehnt, als ich oben ſchon angeführt habe, und die zugeſetzten Wörter beſtimmen und zeigen auch von vornehmen Perſonen das Geſchlecht, den Stand, oder die Lebensart an; daher ſagt man: Hofleute, Rathsleute, Wamsleute, Frauensleute, vornehme Leute, geringe Leute, Bettelleute, u. ſ. w. Das Wort Perſonen leidet nicht alle dieſe Zuſammenſetzungen, doch ſagt man auch und zwar in der edlern Schreibart: Rathsperſonen, Wamsperſonen, Frauensperſonen, Standesperſonen — und vielleicht ſind noch viele andere Ausdrücke dieſer Art.

Wieder in andern Redensarten verbindet man das Wort Leute mit ſolchen Wörtern, welche eine beſondere Beziehung auf das männliche Geſchlecht haben, und alsdann drücket es ſo viel aus, als Männer, z. B. Amtleute, ſtatt Amtmänner, Hauptleute, ſtatt Hauptmänner, Kriegsleute, ſtatt K

männer, Fuhrleute, statt Fuhrmänner, u. s. w. Redet man aber wie hier im Plural mit einer gewissen Achtung von diesen Personen, so wird das Wort Männer für edler gehalten.

Frisch sagt, daß Landmanne und Landleute im Tschudi unterschieden werden, jene als vornehme und Lehnsleute, diese aber als Unterthanen. Dies kann seine Richtigkeit haben, denn, wenn in den ehemahligen Ritter- und Raufzeiten ein Edler, selbst auch ein Fürst einem andern ein Stück Landes wegnahm, darauf Menschen wohnten, und sie wurden unterjochet, so hieß es, sie waren dienstpflichtig, und zu Leuten gemacht. Daher stammt auch wahrscheinlich der noch übliche Ausdruck Land und Leute, und die Redensart beym Güter- und Länderverkauf: alles mit Land und Leuten übergeben. Hieraus, und aus mehrern zusammenfließenden Gründen ließe sich auch vermuthen, daß ehemahls auch selbst die Freyen nicht mit dem Ausdrucke Leute belegt werden konnten.

Auf gleiche Weise findet man bey den Alten Dienstmanne, und Dienstleute unterschieden. Die ersten waren vornehmere, Grafen, Freyherrn u. d. gl., welche wegen eines Lehens im Kriege zu dienen verpflichtet waren; die andern waren geringe Unterthanen.

Herr Adelung bemerket bey dem Worte Achtmann, daß man von niedrigen Personen, im Plural, auch wohl, die Achtleute sagt. Bey dem Worte Amtmann aber hat er allein den Plural Amtleute angeführet, obgleich auch Ammänner, wie oben schon angeführet worden, mit einem ähnlichen Unterschiede gebräuchlich ist. Man wird z. B. sich des Plurals Amtleute bedienen, wenn man

ohne

[redacted]

wensitz der Fürstinnen von Rudolstadt. Es giebt auch umher Silber- und Kupferbergwerke, Schmelzhütten, und einen Kupferhammer. Das dazu gehörige Amt von 29 Dörfern, ist Reichslehn, und war vor Alters eine besondere Herrschaft.

Lentenberg, eine Stadt in der Untersteyermark, am Flusse Mur, an der Ungarischen Gränze, welche wegen des Lentenberger Weines berühmt ist.

Leutenbuch, ist ein Anspachisches Dorf in Franken, im Hofkastenamt Anspach, bey Herrieden.

Leutendorf, ein herzoglich Sachsen-Hildburghausensches Dorf in Franken, im Fürstenthum Coburg im Klosteramt Sonnenfeld, bey Sonnenfeld.

Leutendorf, ein Bayreuthisches Dorf in Franken, in der Amtshauptmannschaft Wunsiedel, im Amte Wunsiedel, bey Redwitz.

Leutenhayn, ein Churfächsisches Amtsdorf im leipziger Kreise, im Amte Leisnig, eine Stunde von Geithayn, auf Colditz zu.

Leutensperg, ein markgräflich Badensches Dorf in Schwaben, in der Herrschaft Badenweiler, in der Voigtey Wolfenweiler.

Leutenthal, ein Churfächsisches Amtsdorf mit einem Rittergute, im Thüringschen Kreise, im Amte Eckartsberga, bey Buttelstädt.

Leuterbachöd, ist ein fürstlich Schwarzenbergisches Dorf in Franken, eine Meile von Schwarzenberg.

Leuterode, ein Hessisches Dorf in Niederhessen, im Amte Homberg.

Leutersbach, ein Churfächsisches Amtsdorf im Erzgebürgischen Kreise, im Amte Wiesenburg.

Leutersbach, (Ober- und Nieder) sind bischöflich Fuldaische Dörfer im Amte Brückenau.

Leuterschach, ist ein Schwäbisches Pfarrdorf von ohngefähr 200 Seelen, im Hochstift Augsburg, im Pflegamt Oberndorf.

Leu-

Leutersdorf, ist ein herzoglich Sachsen-Meinungisches Pfarrdorf in der Grafschaft Henneberg, im Amte Meinungen, bey Themar, mit einer Post-Station.

Leutersdorf, ein Gut von zwey Dörfern in Mähren, im Prerauischen Kreise.

Leutersdorf, (Ober) ist ein Marktflecken in Böhmen, im leutmeritzer Kreise, an der Oberlausitzischen Gränze, mit einer schönen Tuch-Manufactur.

Leutersdorf, (Nieder) ein Churſächsisches adeliges Dorf und Rittergut in der Oberlausitz, im Görlitzischen Kreise.

Leutershausen, ist ein Anspachisches Städtchen und Vogtamt in Franken, im Oberamte Colmberg, an der Altmühl, drey Stunden von Anspach.

Leutershausen, ein ritterschaftliches Dorf im Fränkischen Ritterorte Röhn und Werra, im Hochstift Würzburg, bey Neustadt.

Leutershofen, ein Schwäbisches Pfarrdorf bey Augsburg.

Leuterung, sollte eigentlich wohl Läuterung geschrieben werden, ist bey den Bergleuten eine Art von Appellation, welche sogleich, und mündlich geschehen, und darauf schriftlich innerhalb 24 Stunden wiederhohlet werden muß. In dem Sächsischen Recht heißt Leuterung, wenn einer, der sich durch eine Urtel graviert befindet, innerhalb 10 Tagen, ehe dasselbe rechtskräftig wird, bey eben dem Richter in Schriften einkommt, und solche Urtel zu verändern oder näher zu erklären bittet. In dem Sächsischen Appellations-Gerichte zu Dresden ist über die erste Leuterung noch die Oberleuterung zugelassen, aber nur in solchen Sachen, welche gleich vom Anfange daselbst anhängig gemacht worden, und nicht erst durch Appellation von den Untergerichten dahin gekommen.

Leuterwitz, ist ein Churſächsiſches Dorf im leipziger Kreiſe, im Amte Leisnig, ſchriftſäſſig nach Roſchkowitz gehörig.

Leutesheim, (Lützen, ein fürſtlich Heſſen-Darmſtädtiſches Dorf, in der Herrſchaft Hanau-Lichtenberg, im Amte Lichtenau.

Leuteſcheu, iſt ein Adject. und Adverb. und bedeutet, die Leute, den Anblick, die Geſellſchaft der Menſchen, auf eine fehlerhafte Art ſcheuend; im Plattdeutſchen minsk'nſchug, (ſcheu heißt ſchug, ſick ſchugen, ſich ſcheuen,) im Holländiſchen menſch-ſchou, im Schwediſchen folkskygg, im Däniſchen folkesky.

Leutewitz bey Meiſſen, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Meiſſenſchen Kreiſe, und in demſelben Kreisamt.

Leutewitz bey Rieſſa, iſt eben dergleichen Dorf, in eben dem Amte nach Rieſſa gehörig.

Leutewitz bey Prießnitz, dergleichen Dorf im Procuratur-Amte Meiſſen, eine Stunde von Dresden.

Leutewitz, dergleichen Dorf in der Oberlauſitz, im Bauzenſchen Kreiſe, eine Meile von Biſchofswerda, zum Kloſter Marienſtern gehörig.

Leutgeb, (der) iſt ein nur im Oberdeutſchen üblicher Ausdruck, einen Schenkwirth zu bezeichnen, der den Leuten das nöthige Getränk für Geld giebt.

Leuth, ein Dorf im Weſtphäliſchen Kreiſe, im königl. Preuß. Geldern.

Leuthershofen; ſ. **Littershofen**.

Leuthel, auch **Leuthen**, iſt ein Churſächſiſches Schloß und Herrſchaft in der Niederlauſitz, im Lübbenſchen Kreiſe, an der Spree, drey Stunden von Lübben; vormahls beſaß es die freyherrliche Familie Schenk von Landsberg, jetzt aber die Grafen von Schulenburg in Lieberoſa. Zu dieſer Herrſchaft gehören 7 Dörfer.

Leu-

Leutel, (Klein-) iſt ein Dorf in vorgenannter Herrſchaft.

Leuthen, iſt ein erzherzogl. Oeſtreichiſcher Hofmarkt in Oberbayern, im Pflegeamt und bey Mauerkirchen.

Leuthen, (Deutſch) ein königl. Böhmiſches Kirchdorf, Schloß und Minderherrſchaft in Oberſchleſien, unweit Freyſtadt.

Leuthen, (Polniſch) dergleichen Dorf eben daſelbſt, in der Minderherrſchaft Reichenwalden.

Leuthen, ein königl. Preuß. adeligt Dorf in Niederſchleſien, im Fürſtenthum Breslau, im Neumärkiſchen Kreiſe, nicht weit von Lissa, bey welchem die Preußiſche Armee über die Oeſtreichiſche im Jahr 1757 den 5ten Decemb. einen wichtigen Sieg erfocht. Der Herr Profeſſor Hennert (man ſehe ſeine Schleſiſche Kriegs- und Friedensgeſchichte, Halle, 1758 2 Theil S. 146.) ſagt, indem er das Dorf Leuthen erwähnt, und der Schlacht Friedrichs II mit dem Oeſtreichiſchen Feldmarſchall Daun erwähnt: daß dieſer blutige Sieg dem Könige gegen 2000 Mann gekoſtet, von den Oeſtreichern aber 6000 auf dem Platze geblieben, und 20000 in dem Lager darauf zu Gefangenen gemacht worden ſind.

Leuthen, ein adeliges Dorf in der Herrſchaft Glatz, der Stadt Landeck gegen.

Leuthersdorf, ſ. Leutersdorf.

Leutersdorf, ein Schleſiſches Dorf im Fürſtenthum Oels, im Fürſtenthumiſchen Amt Wartha.

Leutkirch, iſt eine Reichsſtadt, und liegt in Allgau, zwiſchen der Linzer Landvogtey und der Grafſchaft Wolfegg, an dem kleinen Fluß Eichach, auf einer anmuthigen Ebene, und bey vor ihr [illegible]

geredet werden soll. Sie ist klein, und hat nur eine einzige Hauptstraße, und drey Thore, von welchen eines nur des Sommers geöffnet wird. Vor jedem der andern zwey Thore ist eine Vorstadt, welche die obere und untere genannt werden. Die Einwohner, deren an 1750 sind, bekennen sich größtentheils zur evangelischen Kirche; ein kleiner Theil ist noch der katholischen Kirche zugethan, und besitzt auch eine Pfarrkirche in der Stadt, die St. Martinskirche, in welche an 30 Ortschaften eingepfarret sind. Diese Kirche wird von Weltgeistlichen versehen, und hat eine eigene Pflege, welche die St. Martinspflege genannt wird.

Auch ist hier ein Franziskaner-Nonnenkloster, welches die Klaus der Schwestern heißet, 18 Nonnen enthält, und 1470 gestiftet worden ist. Die Evangelischen haben auch eine Pfarrkirche, an welcher drey Prediger stehen. Ob nun gleich die Stadt katholische und evangelische Einwohner hat, so wird sie doch auf Reichs- und Kreistagen unter die ganz evangelischen Reichsstädte gezählet; denn die Katholischen dürfen nach dem Vertrage von 1672 nur 25 bürgerliche Familien stark seyn. Die Anzahl der evangelischen Bürger ist gegen 325, also zusammen 350. Vermehrt man diese Anzahl mit 5, so kommt die oben angegebene Zahl der Einwohner mit 1750 heraus. An andern Orten giebt man der Stadt Leutkirch nur 1600 Einwohner. Das ganze katholische Kirchspiel der Stadt, da an 30 geringe umher liegende Oerter zu der katholischen St. Martinskirche gehörig, ist 2300 Seelen stark.

Ein Theil der Nahrung der Einwohner besteht im Leinwandhandel, der aber besonders durch

den

den amerikanischen Krieg sehr weit herab gesetzt worden ist. Vormahls war diese Stadt wegen ihrer guten und dicken Leinwand berühmt, es ist auch viel verfertiget und verkauft worden, gegenwärtig aber wird fast nur lauter Farbeleinwand gewebet.

Außer dem beschäftigen sich die Einwohner noch zum Theil mit Baumwolle arbeiten, und mit dem Feldbau, der beträchtlich ist, und 1400 Jaucherte Feldes begreift. Eben so groß ist die Anzahl der Waldungen, die der Stadt gehören, aus welchen jeder Bürger jährlich drey Klaftern Holz umsonst erhält. In diesen Waldungen und noch in einigen andern angränzenden hat die Stadt eine große Waidgerechtigkeit, und die Freyheit, daß sie so weit, als die Landvogtey selbst, jagen darf. Vormahls hatte die Stadt auch einen wöchentlichen Fruchtmarkt, der am Montage gehalten wurde. Dieser hörte eine Zeit auf, aber 1790 wurde er wieder errichtet, und wird nun an jeder Mittwoche gehalten. Die Bierbrauerey macht auch einen Nahrungszweig der Einwohner aus.

Das Regiment der Stadt ist demokratisch, und mit Kauf- und Handwerksleuten besetzt. Es bestehet aus drey Collegien, dem Rath, Gericht und der Gemeine. Der Rath hat 15 Glieder, zwey Burgemeister, einen Stadtammann, drey Geheime und 9 Rathsherrn. Die zwey Burgemeister wechseln jährlich im Amte, wo auch die Glieder aller drey Collegien bestätiget, oder neu gewählet werden. Gemeiniglich rücken sie von einem Collegium in das andere. Der Magistrat hat auch einen Rechtsgelehrten, der am Protokoll sitzt, und in Rechtsfällen um Rath gefragt wird, aber keine entscheidende Stimme hat. Alle

Justiz- Criminal- und Polizeysachen stehen unter der Gerichtsbarkeit des Raths. Die Wahlsachen hängen von allen drey Collegien ab.

Das Stadtgericht besteht aus 12 Personen, ohne den Stadtammann, welcher Präses desselben ist, und es, wenn es von dem Amtsburgemeister das erste Mahl im Jahr geöffnet worden ist, zusammen berufen kann, wenn er will, Es hat über nichts, als über Schuld- und Gantsachen (*) zu urtheilen; doch kommen alle Sachen vor dieses Gericht, welche der Stadtammann nicht ausmachen kann, oder will. Es kann auch jeder der mit dem Ausspruche des Stadtammanns nicht zufrieden ist, an dieses Gericht appelliren, so wie von diesem Gericht an den Rath, gegen Erlegung einer Taxe.

Die Gemeine bestehet aus zehen Personen, welche allein zu der jährlichen Wahl, und, wie das Stadtgericht, nur in den aller wichtigsten Sachen berufen werden. Die Glieder aller drey Collegien sind alle der Augsburgischen Confession zugethan.

Es scheinet Leutkirch in dem großem Interregno oder Zwischenreich unabhängig geworden zu seyn. Ihre völlige Rechtsfreyheit erlangte die Stadt 1293 unter dem Kaiser Adolph, und wurde mit eben den Rechten und Freyheiten begabt, wie Lindau. Gleich nach ihrer Reichsfreyheit, stand sie, wie andere Reichsstädte, unter den kaiserlichen Landvögten, hatte ihre Justizpflege bey den kaiserlichen Landgerichten, und war eine sogenannte Wahlstadt

(*) Gant ist die Oberdeutsche Benennung einer öffentlichen Versteigerung, oder Auction.

[redacted]

Jahr 1546 nahm sie die evangelische Lehre an bis auf wenige Bürger, die aber in der Stadt viele Unruhe machten. Das Wapen der Stadt ist ein schwarzer doppelter Adler im gelben, und eine Kirche im blauen Felde. Auf dem Reichstage hat sie auf der Schwäbischen Bank die 28ste bey dem Schwäbischen Kreise aber unter den Reichsstädten die 21ste Stelle, und sitzt zwischen Isni und Wimpfen. Der Reichsmatrikular-Anschlag, der vormahls 1 zu Pferd und 14 zu Fuß oder 68 Gulden betrug, ist 1645 und 1651 auf 10 zu Fuß, oder 40 Gulden gesetzt worden; 1683 wurde auch dieser Anschlag um 26 Gulden vermindert, so daß die Stadt nur 14 Gulden gab; 1728 wurde er aber wieder auf 21 Gulden erhöhet. Zu einem Kammerziele giebt Leutkirch 42 Reichsthaler 19½ Kreutzer. Der Kreisanschlag ist 14 Gulden. Mit der Landvogtey hat sie 1545 einen besondern Vertrag geschlossen, welcher die Jagdgerechtigkeit der Stadt in der Landvogtey, begränzte. Eigentliches Gebiet hat aber die Stadt nicht.

Leutkirch, ist ein Schwäbisches Pfarrdorf von etwa 1000 Seelen, welches dem Stifte Salmansweil gehört, und im Bezirke desselben, etwa eine Stunde davon, auf einer angenehmen Höhe liegt. Es hat ein Franziskaner-Nonnenkloster, welches 1478 gestiftet worden ist, und zehn Nonnen enthält.

Leutkircher Heide, ist ein Stückchen Feld, welches bey der Stadt Leutkirch liegt, und aus 180 Jauchert Aeckern bestehet, von dem die Hälfte den Bürgern der Stadt Leutkirch, die andere Hälfte aber den sogenannten Freyen auf der Leutkircher Heide gehört. Vormahls war dieses Feld

Holz-

[redacted]

1506 einen Vertrag mit den Freyen, Kraft dessen sie niemand mit Leibeigenschaft zugethan, sondern einen freyen Zug haben sollen, von niemand genöthet noch gepfändet werden können, ihre Steuern selbst anlegen und einziehen dürfen, beständig unter des Reichs Schutz und Schirm bleiben, und keine anderen als freyen Leute annehmen, auch einem jedesmahligen Landvogte nicht mehr als zwey Gulden alle Jahre zu einer Verehrung, samt der jährlichen Steuer geben, und vom Reiche nie verpfändet werden sollen.

Mehrere nachfolgende Kaiser haben diese Freyheit bestätiget, als Siegmund 1621. Ferdinand 1621. Leopold 1669. Diese reichsfreyen Leute sind aber mehrentheils versetzt und verpfändet worden, wie 1330, 1333 an die Grafen von Montfort und Bregenz, von welchen sie nicht mehr eingelöset wurden. Dessen ungeachtet wurden sie 1364, 1366 und 1370 wieder an die Grafen von Helfenstein, und von diesen 1382 an die Stadt Ulm verpfändet, welche sie 1396 an die Grafen wieder übergab. Der Kaiser Siegmund zog sie 1415 mit den dazu gehörigen freyen Dörfern und Weilern zu der kaiserlichen und Reichs-Landvogtey in Ober- und Niederschwaben, wohin sie noch bis jetzt gehören. Von ihrer so genannten Freyheit ist aber wenig mehr übrig geblieben.

Die 39 Dörfer, Weiler und Höfe, die dazu gehören, werden jetzt zur obern Landvogtey gerechnet, die um Leutkirch liegt, und auf der kohlleffelschen Karte von Schwaben ausgedruckt und bemerkt ist.

Auf der Leutkircher Heide ist noch, so weit sich diese erstreckt, die freye Pürsch, welches Recht die

sie schon vor den Zeiten Rudolphs von Habsburg, und unter der Regierung der Herzoge Friederichs des Ersten und Zweyten von Schwaben in Ausübung.

Daß nun das kaiserliche Landgericht auf Leutkircher Heide schon unter den Schwäbischen Herzögen bestanden habe, ist aus der 1658, zur Behauptung des kaiserlichen Landgerichts in Inspruck erschienenen Deduction klar, in welcher sich der Verfasser auf noch verhandene landgerichtliche Acten vom Jahr 1240 beruft. Eben dieses erhellet aus einer Würtembergischen Urkunde, nach welcher Conrad der Zweyte dem Grafen Ulrich von Würtemberg 1259 das Landgericht in der Pürs mit noch mehr Aemtern verliehen hat.

Die älteren Landrichter nannten sich Landrichter auf der Heide, wenn das Landgericht zu Leutkirch oder auf der Heide gehalten wurde; oder Landrichter in der Gepürs, wenn das Landgericht in andern Wahlstädten gehalten wurde, 1425 nannte sich ein Landrichter zum ersten Mahl einen Landrichter auf Leutkircher Heide und in der Pürs. Erst im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als man das Landgericht von Oestreichischer Seite auf der Leutkircher Heide weiter ausdehnte, schrieben sich die Landrichter: in Ober- und Niederschwaben auf Leutkircher Heide und in der Gepürs.

Ob gleich der ursprüngliche Sitz dieses Landgerichts auf der Leutkircher Heide gewesen, und seine ausübende Gewalt sich nicht über dieser, und der Pürsch Gränze erstreckte, es auch vor andern Landgerichten keinen Vorzug hatte, und viele Reichsstände in Schwaben, ohne Einschränkung, von allen Landgerichten befreyet waren: so haben doch

die

die Richter dieſes Landgerichts, vom Ende des 15ten Jahrhunderts an, ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben, da ſie den Umfang des Gerichts erweitert, und die Appellation an die Reichsgerichte verſagt haben, welches zu vielen Klagen Anlaß gegeben hat.

Die Gränzen dieſes Landgerichts ziehen ſich gegenwärtig von der Stadt Lindau — welche mit dem abwärts an dem Bodenſee bis Mörsburg liegenden Diſtrict, mit dazu gehört — über den Bodenſee nach Conſtanz, das aber davon befreyet ſeyn will. Von Conſtanz zieh n ſich die Gränzen an der Schweitz, mit Einſchließung der Inſel Reichenau, nach Radolfzell, Thengen und Stühlingen. Die Grafſchaft Lendorf, Landgrafſchaft Baar, beyde Grafſchaften Hohenberg, die Städte Rothweil und Villingen, gehören mit in die Grenzen des Landgerichts, die ſich an dem Würtembergiſchen hin, bis nach Gemünd ziehen, Oettingenbaldern und Donauwörth, einſchließen, und bis Reuthe an die Brücke laufen.

Weil die Vorarlbergiſchen Lande vom Kaiſer Ferdinand 1555 von der Gerichtsbarkeit des Landgerichts befreyet worden ſind, ſo zieht ſich die Gränze von Reuthe nach Tannheim, in die Grafſchaft Königsegg-Rothenfels, und wieder nach Lindau, wo ſie eben die Gränze beſchreibt, welche die Grafſchaft Bregenz macht. Außer dieſen Gränzlinien gehört noch die Grafſchaft Hohenems dazu.

Das Landgericht concurriret in Juſtizfällen, mit denjenigen, in ſeinem Bezirke liegenden Reichsſtänden, die keine Befreyung genießen. Alle bürgerliche Fälle erſter Inſtanz, und alle mittelb-

und unmittelbare Reichsglieder in Schwaben, die im landgerichtlichen Districte liegen, werden unter dasselbe gezogen. Vormahls, und auch noch unter den ersten Oestreichischen Landrichtern, konnte man bloß an die höchsten Reichsgerichte appelliren. 1530 wurde die Apellation auf das Hof- und Kammergericht zu Inspruck eingeschränkt, von dem Kaiser Leopold dem Ersten aber die Apellation, entweder an den kaiserlichen Hof, oder an das Kammergericht, wieder gestattet.

Dieses Landgericht hat von den ältesten Zeiten her vier sogenannte Mahlstädte gehabt. Diese waren Ravensburg, Leutkirch, Wangen und Lindau. Leutkirch war die älteste Mahlstadt, von welcher das Land den Nahmen und Ursprung erhalten hat. Auf der Heide unweit des Truchsessischen Schlosses Zeil, sieht man noch die Ruinen von dem Heidbild, oder dem von Stein gebauten Tribunal, wo öffentlich Gericht gehalten wurde. Leutkirch war auch noch zu Anfang des 16ten Jahrhunderts eine Mahlstadt, von welcher das Gericht 1514 nach Isni verlegt wurde. Für Lindau wurde der Flecken Altdorf erwählet, so daß gegenwärtig Altdorf, Ravensburg, Wangen und Isni die vier Mahlstädte sind. An jeder derselben wird jährlich zwölf Mahl Land-Gericht gehalten, und zwar gleich zu Anfange eines Monaths zu Altdorf, dann zu Ravensburg, nach diesem zu Wangen, und endlich zu Isni. Dieses Landgericht bestehet aus einem Landrichter, und bey jeder Mahlstadt, aus einem Stabhalter, Kanzleyverwalter, zwölf Assessoren und zween Procuratoren, von welchen letztern gemeiniglich einer ein Rechtsgelehrter ist.

Den

Den Landrichter ernennet der Erzherzog von Oesterreich, als Inhaber des Landgerichts. Dazu wird die ernannte Person den vier Landgerichtlichen Rechtsstädten angezeigt, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen, worauf erst die Bestätigung geschiehet. Bey den Sitzungen führt in Abwesenheit des Landrichters, der Stabhalter den Vorsitz. In den drey Reichsstädten wird gemeiniglich ein Bürgermeister, oder einer aus dem geheimen Rathe, und zu Altdorf der Eckenammann verordnet. Der Landrichter sammelt bey den Sitzungen die Stimmen, und nach der Mehrheit wird das Urtheil abgefaßt. Sind die Stimmen gleich, so steht dem Richter frey, diejenige Parthie zu erwählen, welche ihm die beste dünkt.

Die Einkünfte des Landgerichts sind zwar nicht beträchtlich; doch sollen sie hinreichen, die dabey angestellten Personen belohnt werden können, und dem Inhaber um so weniger zur Last fallen, da nach der Angabe im Lexicon von Schwaben, Art. **Leutkircherheide** ein Landgerichts-Assessor für jede gerichtliche Sitzung, eine Belohnung von baaren sechs Kreuzern erhält. –

Leutlitz, ist ein gräflich Reußisches Dorf im Voigtlande, in der Herrschaft Schleitz.

Leutmannsdorf, ein königl. Preuß. großes Dorf und Schloß in Niederschlesien, im Fürstenthum Schweidnitz, im Schweidnitzer Kreise, ohnweit Schweidnitz, und dieser Stadt gehörig.

Leutmannsdorf, dergleichen Dorf ebendaselbst dem Stifte Grussau gehörig.

Leutmeritz; s. Leitmeritz.

Leutnitz, ein fürstl. Schwarzb. Rudolstädtisches Dorf in Thüringen, im Amte Blankenburg.

Leutnitz, ein bischöflich Bambergisches Dorf in Franken, im Amte Kronach.

Leuromischl; s. **Leitomischl.**

Leupolz, ein Schwäbisches Pfarrdorf in der obern Landvogtey, gehört zur Herrschaft Kißlegg.

Leutra, ist ein Bach, der eine kleine Stunde von Jena im Sachsen-Weimarschen so stark entspringt daß er von dort bis zu seinem Einfall in die Saale in einen Canal gefaßt worden, und 7 bis 8 Mühlen schön treibt, die theils in dem sogenannten Mühlenthal, oberhalb der Stadt, theils in der Stadt selbst liegen. Das Wasser dieses Canals wird überdies alle Sonnabend Nachmittag um 3 Uhr auf die Straßen gelassen, um den Koth wegzuspühlen, weßhalb in dieser Stunde alle Straßen gekehrt werden müssen. Auch bey Feuersgefahren läßt man das Wasser laufen. Bey starken Regengüssen schwillt die Leutra zuweilen sehr hoch an, thut der Stadt aber keinen Schaden, da alles überflüssige Wasser, welches der Canal nicht fassen kann, sich in einen eignen Rinnsaal ergießt, und seitwärts von Jena in die Saale fällt. Zum Trinken wird dieses Wasser aber nicht gebraucht.

Leutsch, ein Churfächsisches schriftsässiges Dorf in leipziger Kreise, dem Rathe zu Leipzig gehörig.

Leutsch; s. **Loitsch.**

Leutschau, (ungarisch Lorse, slawonisch Lewotza,) ist eine königl. Ungarische Freystadt auf einem Hügel, in der Zipser Gespannschaft, welche daselbst ihr Archiv hat, und ihre Versammlungen hält. Vor der Stadt haben die Lutheraner eine Kirche und ein Gymnasium. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 4500.

[redacted]

in den Reden, besonders mit geringeren Personen, die sanft herablassend, und ebenfalls freundlich sind; und in der That, da man seinem Nächsten mit sichtbarem Vergnügen auf alle mögliche Weise dienet und hilft, wo es ihm mangelt, und sich es eine Freude seyn läßt, andere glücklich und froh zu machen.

Nach der in Wien herausgekommenen Iconologie ist die Leutseligkeit eine liebenswürdige Eigenschaft des Herzens, welche den Menschen sanft und angenehm macht; sie wird durch ein junges Mädchen mit einem leichten weißen Schleyer, dem Sinnbilde der Offenherzigkeit bedeckt, personificirt. Was von ihrer Schönheit durch den Schleyer hindurch scheint, bedeutet, daß die Leutseligkeit sowohl in ihren Worten, als in ihren Handlungen fast nackt ist, indem sie jedoch die Schwachheiten, die ihr nachtheilig seyn könnten, verbirgt. Sie ist schön lächelnd, und reichet mit vielem Anstande eine aufgeblühete Rose dar. Man sehe die Figur 4530.

Leutstetten, ist ein Churpfalzbayerischer adeliger Sitz und Hofmarkt in Oberbayern, im Pflegger Staremberg.

Leutsweiler, ein Anspachisches Dorf in Franken, im Oberamte Creilsheim, bey Michelbach.

Leutzdorf, ein bischöflich Bambergisches Dorf in Franken, im Amte Bottenstein.

Leutzenberg, ein Stadt-Nürnbergisches Dorf in Franken, im Pflegamt und bey Hersbrock.

Leutzenberg, mit der Schäferey **Lichs**, ein Bayrisches Dorf in der Oberpfalz, bey der Festung Rothenberg.

Leutzenbrunn, ein Stadt-Rotenburgisches Dorf in Franken, bey Rotenburg ob der Tauber.

Leutzen-

Leutzenbrunn, ein biſchöflich Würzburgiſches Dorf in Franken, bey Rötingen.

Leutzendorf, ein ritterſchaftliches Dorf im Fränkiſchen Ritterort Baunach, eine Meile von Königsberg.

Leuwarden, eine kleine Stadt in der Niederländiſchen Provinz Ietten, am Fluß Eveſt.

Leuwarden, Leeuwarden, iſt die Hauptſtadt in Friesland, am Fluſſe Ev. Sie iſt groß, wohl gebaut, und nach alter Art befeſtiget. Man findet da der Stände von Friesland Zeughaus, das erſt ſeit 1715 erbauete Rathhaus, den Prinzenhof, oder den Pallaſt den der Erbſtatthalter der Provinz bewohnte, die große Kirche mit den Gemählden der Prinzen von Oranien, welche die Erbſtatthalterſchaft hatten. Die Wälle und Canäle ſind anmuthig mit Linden beſetzt. Nach Dokum, Franecker und mehreren Orten, gehen zur Beförderung der Handlung von hier aus große Canäle. Die Zahl der Einwohner beträgt ohngefähr 11000.

Leuwe; ſ. Sout-Leuwen.

Leuzbach, ein kleiner Fluß in Schleſien, entſpringt im Fürſtenthum Schweidnitz, und läuft im liegnitziſchen in die Oder.

Leuze, ſ. Leuſe.

Levante, bedeutet, im Italiäniſchen, überhaupt gegen Oſten oder Morgen gelegene länder; und die Europäer ſind darin eins, daß ſie länder, die am mittelländiſchen Meere gelegen ſind, darunter verſtehen, deren Umfang ſie aber auf unterſchiedene Weiſe beſtimmen. Die Italiäner verſtehen unter der Levante alles land, welches ihnen gegen Morgen am adriatiſchen Meere, Archipelagus und mittelländiſchen Meere, von Dalmatien an, bis zum Euphrat in Aſien, und bis zum Nil in Afrika oder Aegypten liegt, die in dieſem Striche gelege

nen Inseln mit eingeschlossen. Die Franzosen rechneten noch außerdem Italien, und die ganze nördliche Küste von Afrika dazu: und die Holländer und Engländer pflegen alle Europäischen, Asiatischen und Afrikanischen Länder, welche das mittelländische Meer umgeben, die Levante zu nennen; doch setzen sie auch bisweilen die Levante und das mittelländische Meer zusammen, und verstehen alsdann unter der Levante, im engsten Sinne, das am Archipelagus und östlichen Theile des mittelländischen Meeres gelegene Land, Constantinopel auf der einen und Alexandrien in Aegypten auf der andern mit eingeschlossen.

Es hat die Levante sehr wichtige Handelsplätze, welche von den Italiänern Scale, und von den Franzosen Echelles genannt werden; wahrscheinlich von dem Hinabsteigen und Hinabbringen der Güter von dem Damme (Quai) auf die Schiffe, oder von den Schiffsleitern, mittelst deren man aus dem Schiffe ans Land steigt. Daher auch bey den Italiänern far scala so viel heißt, als in den Hafen einlaufen, und ans Land steigen. Andere leiten das Wort Echelle in diesem Verstande her von dem Türkischen Iskele, welches Leiter, aber auch einen Damm auf Pfählen, mit einer oder zwey Stufen, zum Ausladen der Güter, bedeutet.

Es bedeutet also der bekannte Ausdruck Levante ein Morgenland, oder Länder die uns gegen Morgen liegen. Eben dieses bedeutet auch Natolien, lat. Natolia, türkisch Anadoli, von dem griechischen Worte ἀνατολὴ. Vor diesem sagte man Asia minor oder Kleinasien. Die hieher gehörigen Provinzen und Länder kommen unter ihren besonderen Nahmen vor, und ich will

mich

mich nur hier vorzüglich auf den levantischen Handel einschränken; daher sind als vorzügliche Handelsplätze in der Levante, die drey Städte, Smirna, Aleppo und Alexandrette zu betrachten.

Smirna, Smyrna oder Ismir ist die gröſeste Handelsstadt in der Levante. Sie liegt in 38 Grad 15 Minuten Norderbreite, und 27 Grad 10 Minuten Ostlänge, 8 Tagereisen zu Lande, und 133 Französische Meilen, oder, nach Drück, 400 Seemeilen zu Wasser von Constantinopel und 25 Tagereisen mit Karavanen von Aleppo. Sie ist eine von den sieben Städten, welche sich um die Ehre stritten, Homers Geburtsstadt zu seyn, wofür sie auch Wood hält. Zu Homers Andenken war hier ein Tempel erbauet, nahe am Ufer des Flusses Meles, wo er geboren seyn sollte. Strabo beschreibt die Stadt Smyrna, so wie sie zu seiner Zeit war, als die schönste in Asien. Zur Zeit der Römer, besonders unter August, hieß sie die Zierde von Asien, und war in ihrem schönsten Flor. Von den damahligen prächtigen öffentlichen Gebäuden ist noch etwas Mauerwerk vorhanden, Ueberbleibsel von einer alten Römischen Rennbahn, einem Theater u. s. w. in deren Nähe man öfters Römische Münzen findet.

Im Jahr Christi 177 ward die Stadt durch ein Erdbeben verwüstet, allein, der Kaiser Marcus Aurelius ließ sie schöner wieder aufbauen, als sie gewesen war. Sie ist aber nachmahls oft von Erdbeben heimgesucht worden. Wenige Jahre gehen ganz ohne Erdbeben hin, die jedoch meistens mehr Schrecken als Schaden verursachen. Gewöhnlich ereignen sie sich bey stillem Wetter im Frühlinge und Herbst, zu welcher Zeit sich

das Meer eine beträchtliche Strecke vom Ufer zurückzieht, und das Wasser außerordentlich seicht ist. Das im Jahr 1688 war schrecklich, und zerstörte den größten Theil der Stadt.

Durch Feuersbrünste ist sie nach Büschings Bemerkung, auch oft verwüstet worden. 1763 verzehrte das Feuer beynahe den ganzen Theil der Stadt, welchen die Europäer bewohnen, nebst ungemein vielen Waaren, 1772 die Quartiere der Osmannen, Juden und Griechen nebst sehr vielen Waarenmagazinen und Kramläden, und 1778 unmittelbar nach einem starken Erdbeben fast zwey Drittheile der Stadt.

Denkmähler des Alterthums sind hier gar nicht mehr vorhanden, außer daß sich in dem Castell auf dem Berge, ein kolossalischer Kopf von Marmor befindet, den man für den Kopf einer Amazonen ausgiebt, oder, der nach der Versicherung des Baron von Riedesel, den Apollo vorstellt.

Ein Türkischer Rebell, Nahmens Tschachas, bemächtigte sich der Stadt Smyrna im Jahr 1084, und nannte sich einen König derselben, da er sie zur Hauptstadt seines Gebietes machte. Zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lag sie ganz in Ruinen bis auf das Castell, und nachdem sie zu verschiedenen Zeiten wieder aufgebauet worden, kam sie im Jahr 1428 in die Gewalt der Osmannen, die sie seit dem besessen haben.

Der Hafen der Stadt reichte sonst bis an den Fuß des Castells, jetzt aber ist er trocken, außer nach heftigem Regen, wenn er durch die Schleusen wieder angefüllet wird. Die Stadt

liegt

liegt am Ende eines Meerbusens, in welchen hier der kleine Fluß Meles fällt, und am Fuß des denselben auf drey Seiten einschließenden Berges, und dessen obersten Höhe ein altes verfallenes Castell mit einigen Kanonen stehet, welches Johann Dukas gebauet hat. Am Hafen steht auch ein altes Castell, und bey der Mündung des Meerbusens, am Ende einer Erdspitze, zwey starke Stunden von der Stadt, ist noch eines. Den Hafen nennt Drück den schönsten, durch welchen man in Natolien eintreten kann, und der im Stande ist, die größte Kriegsflotte zu fassen, wenn gehörige Wassertiefe vorhanden ist.

Die Stadt mit der dazu gehörigen Landschaft, gehört nach Büsching, der Valide Sultana, das ist, des Sultans Mutter, welche zur Hebung der Einkünfte einen Mussanlim hieher setzt, ein Khadi aber ist der oberste Befehlshaber. Sie ist groß, und fällt wegen ihrer amphitheatralischen Lage an den Bergen, an deren Rücken hinauf sie sich erhebt, wenn man sie von der Wasserseite, oder von den Schiffen ansiehet, sowohl bey Tage, als des Nachts, wenn in den Häusern Lichter brennen, welches Volkarts besonders bemerkt, sehr gut und reizend ins Auge. Doch ist sie jetzt nur von außen so schön, denn die Straßen sind eng und krumm, die Häuser meistens schlecht. Die öffentlichen Gebäude haben die Türken mehrentheils aus den Trümmern der alten Stadt gebauet. Der Bezestin oder Markt und der Tizir Khan sind beyde von weißem Marmor des Theaters aufgeführet. Die Moscheen, Bäder, Märkte und Khane sind die vornehmsten Gebäude, wovon einige sehr edel sind.

Aber das unangenehmste für die Einwohner von Smyrna ist die sehr große Hitze, die im Junius anfängt, und bis zum September fortdauert. Während dieser Zeit ist der Erdboden von der brennenden Hitze ganz aufgerissen aus welchen Rissen schwefelichte Dünste kommen, die zu den vielen Erdbeben, wenn sie sich im Innern der Erde sammeln, mit beytragen. Eben so wird Smyrna auch jährlich von der Pest heimgesucht. Wenn diese heftig wüthet, so flüchten die Consuln, Factoren und Kaufleute u. s. w. ins Land, auch verlassen viele Leute alsdann ihre Wohnungen, und leben unter Zelten. Die Insulaner kehren nach Hause zurück, und man sieht alsdann in dem zu andern Zeiten so volkreichen Frankenviertel, das Gras auf den Straßen wachsen. Diese Frankenstraße, worin die Europäer wohnen, und die so nahe am Hafen liegt, daß die Schiffe vor den Häusern landen können, ist nach Büsching und Drück noch die beste, und doch, wie der Baron von Riedesel versichert, sehr schmutzig. Die Häuser in derselben sind zwar nur von Holz, und ein Stockwerk hoch, aber doch, wegen der Abgaben von Grund und Boden unmäßig theuer.

Wegen des sehr bequemen Hafens, und der zum Handel so sehr vortheilhaften Lage, ist Smyrna eine der reichsten Städte in der Türkey, und daselst ein erstaunlicher Zusammenfluß von Menschen aus allen Nationen, verschiedenen Sitten und Kleidung, in Religion und Sprache. Die Türken nehmen den größten Theil der Stadt ein, und haben, nach Schmiths und Wehlers Bericht, 13, nach Tourneforts Bericht aber, 19 Moscheen. Nach ihnen sind die Griechen die zahlreichsten, welche einen Metropoliten,

oder,

von Italien hierher gebracht werden. Es zeichnet sich darunter das Monument des Herrn Bouverie aus, der als Begleiter der Herrn Wood und Dawkins, auf ihrer Reise nach Palmyra, zu Magnesia starb.

Mit allen Lebensbedürfnissen ist Smyrna reichlich versehen. Es giebt hier Schafe deren Schwanz zehn Pfund wiegt, welche für große Leckerbissen gehalten werden. Die im Meerbusen gefangenen Fische sind vortrefflich. Wilde Schweine, Hasen, alle Arten von Wild, Vögel und mehr dergleichen sind hier im Ueberflusse. Der Wein, die Oliven, die Baum- und andere Früchte sind von ausgezeichneter Güte. Dabey aber sind die Muskitos und eine Art kleiner Fliegen, deren Nahme nicht bekannt ist, sehr lästig, doch mehr den Fremden als Eingebornen. Limonensaft ist das beste Mittel gegen die von ihrem Stiche verursachten heftigen Geschwulste.

Im Hafen zu Smyrna sind immer Schiffe von allen Nationen und allen Lasten, denn Smyrna ist eines der reichsten Handelsmagazine in der Welt, und liegt gleichsam im Mittelpuncte des ganzen levantischen Handels. Sie ist die Niederlage aller Europäischen Waaren, wenn sich gleich nach Beaufobers Einleitung in die Kenntniß der Politik S. 486. Chio besser dazu schickte. Allein, der vortreffliche Hafen und die Asiatischen Karavanen, die nun schon einmahl ihren Zug hierher haben, sichern dieser Stadt, wahrscheinlich auf immer den Vorrang vor jener Insel. Die Karavanen, oder auch Kierwanen aus Persien kommen von Allerheiligen bis in die Mitte des Junius beständig in Smyrna an, und bringen bisweilen bis auf 2000 Ballen Seide jährlich

[redacted]

ten versäumt. In der Frankenstraße erscheinen übrigens die Türken sehr selten; um so eher kann man sich bereden, mitten in der Christenheit zu seyn. Nichts als Französisch, Italiänisch, Englisch und Holländisch wird daselbst gesprochen. Man sieht Jesuiten, und Barfüßer; man singt öffentlich in den Kirchen, man predigt, und besucht den Gottesdienst ohne das mindeste Hinderniß.

Von Smyrna herab, setzt Drück noch hinzu, ist ein ebenes, unangebautes, und nur hie und da mit kleinen Wäldern bewachsenes Land, wo sich bald Trümmer von einer alten mit Quadersteinen gepflasterten Heerstraße, bald marmorne Ruinen ehemahliger Brücken ꝛc. zeigen. Diese Ebene schließt sich hierauf bald an eine Kette von Gebirgen an, deren Wälder und enge Pässe in der guten Jahrszeit von Räubern voll sind. Um so angenehmer ist daher die Ueberraschung, unter diesen Bergen Hügel zu erblicken, welche von der Natur mit den schönsten Olivenbäumen bedeckt sind, die ohne Anbau die herrlichsten Früchte bringen. Allein, unbenutzt gehen diese Früchte zu Grunde, weil niemand ist, der sie sammelt. Plötzlich aber erscheinen diese Berge, wie nach dem Senkbley abgeschnitten, und geben einen fürchterlichen Anblick. Zwischen diesen schroffen Felsen heraus, drängt sich der Karasu, ehemahls Kayster, und hinter ihm öffnet sich dann die Ebne von Ephesus, oder vielmehr hinter ihm vertieft sich ein großes Becken, dessen Rand von allen Seiten, nur gegen dem Meere zu nicht, aus Gebirgen besteht. Gegen Südosten von Smyrna sind, nach Büsching heiße Bäder. In dem benachbarten Flecken Bujaw, Segikui, Nor-

lekni

lekui und Hadiecław, haben die zu Smyrna wohnenden Europäer landhäuser, und bey dem Flecken Bonavre, ist ein großer Begräbnißplatz der Osmanen, auf welchem man viele Steine von alten Gebäuden findet.

Die zweite, den Europäern so wichtige Handelsstadt in der Levante, ist Aleppo in Sorien, deren Gouvernement oder Paschalik das alte, eigentlich so genannte Syrien ist. Das Wort Aleppo ist Italiänisch; sonst sagt man auch Haleb, (bey den Alten Berrhoea) die Araber nennen sie Halab, die Türken Haleb; Volney giebt ihr den Nahmen Aleb. Sie ist der Hauptort des Paschaliks Haleb oder Aleppo, und eine der größten und besten Städte der Pforte. Sie liegt in 36 Grad 30 Minuten Norderbreite und 37 Grad 50 Minuten Ostlänge, nach Drück in 35 Grad 45 Minuten Norderbreite und 55 Grad 0 Secunden länge. Nach Büsching hat 1753 ein Franzose die Breite von Haleb zu 36 Grad 12 Minuten gefunden, und die länge soll 37 Grad 20 Minuten ostwärts von London seyn, wie Russel meldet. Nach Volney (2 Th. S. 186.) liegt Haleb in der weiten Ebne, die sich vom Orond bis an den Euphrat erstrecket, und in Süden mit der Wüste zusammenläuft. Außer einem schweren und fruchtbaren Boden sagt Volney ferner, hat diese Stadt auch noch den Vortheil eines süßen Wasserflusses, der nie vertrocknet, in Ansehung der Breite den Fluß Gobelins gleicht, von den Bergen Aentab her kommt, und sich sechs Französische Meilen unterhalb Haleb in einem Morast endigt, der mit wilden Schweinen und Pelikanen bevölkert ist. Statt der nackten Felsen, die seinen lauf oberwärts einschränken,

sind

sind seine Ufer bey Haleb mit vortrefflichem Erdreiche bedeckt, wo man Gärten, oder vielmehr Boskets angelegt hat, die in einem heißen Lande, und besonders in der Türkey, für sehr anmuthig gelten können. Büsching und Drück nennen diesen kleinen Fluß Kowaik, oder Kowik, andere Koik.

Volney nennt Haleb eine der angenehmsten Städte in Syrien, und vielleicht die schönste und wohlgebauteste im ganzen Osmanischen Reiche. Man mag sich ihr nähern, von welcher Seite man will, so gewährt die große Menge ihrer Minarets und weißen Domen durch den Anblick der braunen und einförmigen Wüste, eine sehr angenehme Ansicht. Nach Büsching und Drück steht die Stadt theils auf der Ebene theils an und auf einigen Hügeln, unter welchen sich einer besonders durch seine seltene Gestalt auszeichnet. In der Form eines Zuckerhuts steigt er wie mitten aus der Stadt empor, ist an seinen Seiten und auf mehrern Absätzen mit Häusern bebauet, auf der Spitze aber hat er ein Castell, welches die ganze Stadt beherrscht, und worin der Pascha von Haleb seinen Sitz hat. Poullet hält es für das sehenswürdigste zu Haleb, und hat auch die Aussicht desselben abgebildet. Volney schreibt, daß das Castell in Ruinen liege, und daß dieser Berg mit einem trocknen Graben umgeben sey. P. della Valle und Volney halten den Berg für einen durch Kunst von Menschenhänden gemachten, Le Brün aber glaubt, daß er wenigstens mit großen Steinen eingefaßt und bekleidet sey, so daß er einem Felsen ähnlich sehe.

Von

Im Umfange, in Hinsicht der Reichthümer und der Bevölkerung steht nach den Brittischen Erdbeschreibern, welche Herr Dr. Borheck in seiner Erdbeschreibung von Asien häufig anführt, Aleppo oder Haley, Constantinopel und Groß-Kahira nach, aber sie übertrifft beyde in der Schönheit der Gebäude. Sie hat, nach ihnen etwa sieben Englische Meilen im Umfange. Nach Drück hat die Stadt mit ihren Vorstädten einen Umfang von etwa drey Meilen. Wer gut zu Fuß ist, schreibt Büsching, kann die eigentliche Stadt in einer Stunde und ihre Vorstädte aber in 3 Stunden umgehen, und nach Russeln kann man sie in zwey Stunden vier Minuten spatzierend umreiten. Volney schreibt, sie sey nicht viel größer als Nantes oder Marseille, und die Häuser hätten nur ein Stockwerk. Ihre Mauern sind, nach den Brittischen Erdbeschreibern, alt und verfallen, und die Gräben zu Gärten gemacht. Die Häuser in der Stadt, und die meisten in den Vorstädten sind von Quadersteinen erbauet, und bestehen gemeiniglich aus einem Untergebäude, und einem darüber gebaueten Stockwerk. Die flachen Dächer sind entweder mit Steinen gepflastert, oder mit einem Kitte, worunter kleine Steine gemischt sind, überzogen, und mit einer kleinen Mauer, die etwa drey Fuß hoch ist, anstatt des Geländers umgeben, darin gemeiniglich Oeffnungen gelassen werden, damit man von einem Hause auf das andere gehen könne. Die Decken, Wände, Thüren und Fenster in den Häusern sind schön vergoldet oder gemahlt, und mit Versen aus dem Koran und den besten Asiatischen Dichtern verziert.

Die

Die Straßen der Stadt sind zwar rein, aber eng, und haben ein trauriges Ansehn, weil die Häuser ihre Fenster nach den Höfen zu haben, und man auf den Straßen nichts, als die steinerne Mauern derselben erblickt. Die Anzahl der Häuser wird von den Reisenden sehr verschieden angegeben. Arvieux zählt 14136. Texeira 26000. Eben so verschieden wird auch die Zahl der Einwohner nach Muthmaßungen bestimmt. Tavernier zählt, wie es scheint, 250000; Arvieux, der hier einige Jahre Französischer Consul gewesen, 280 bis 290000; Russel der hier von 1742 bis 1753 Arzt bey der Englischen Factorey gewesen, nur 235000; Korte schätzt die Bevölkerung der Hamburgischen ohngefähr gleich. Volney will sie nur auf 100000 schätzen. Allein Arvieux und Russel konnten in in diesem Stücke wohl am besten unterrichtet seyn.

Die schönsten Gebäude der Stadt sind die Moscheen, deren eine große Menge, und darunter mehrere schön und prächtig sind, nach diesen die Khane oder Wohnungen der fremden Kaufleute, und Basare oder Kaufhäuser, darin die Buden der Kaufleute sind. Alle beleidigende Manufacturen und unangenehme Gewerbe sind in die Vorstädte verwiesen, wo sich unter andern auch eine Glashütte befindet. Die zahlreichsten Nationen sind hier die Osmanen und Araber. Christen giebts hier von allerley Secten, welche ihre Bischöfe und Kirchen haben. Die hier lebenden Europäer waren vor diesem besonders Franzosen und Engländer, doch jene die zahlreichsten, indessen fand man auch Holländer und Venetianer. Nirgends sind die Osmanen so

selig und höflich gegen die Europäer, als hier, und sie genießen auch hier überhaupt mehrerer Freyheit und Achtung, als sonst in der Levante.

Als Handelsstadt ist Aleppo sehr wichtig, denn es ist hier die Messe von ganz Armenien und Diarbekir. Von hier gehen Karavanen nach Bagdad und Persien. Sie hat Verbindung mit dem Persischen Busen und mit Indien durch Basra, mit Aegypten durch Mecca und Damaskus, mit Europa durch Scanderon oder Alexandrette und Latikie. Die Franzosen hatten bisher einen Consul und sieben Comtoire in Haleb, die Engländer und Venediger zwey, die Livorner und Holländer ein, und der Kaiser hat auch 1784 ein Consulat daselbst errichtet, und einen reichen jüdischen Kaufmann zum Consul ernannt, der sich den Bart abscheren lassen, um Uniform und Degen zu tragen. Auch Rußland hat hier noch vor kurzem einen Consul angestellt.

Haleb hat den Handel, den ehedem Antakia getrieben, an sich gezogen, ungeachtet es dazu bey weitem keine so bequeme Lage hat, als dieser letzte Ort. Am meisten blühte hier der Handel, bevor die Schiffahrt um die Südspitze Afrikas gewöhnlich ward, doch wird hier noch jetzt großer Handel mit Europa, Asien und Afrika getrieben. Fast aller Handel ist hier nach Volney Tauschhandel. Die vornehmsten Gegenstände des Handels sind: inländische baumwollene Zeuge und Garn, grobe Tücher, die auf den Dörfern gewebt werden, seidene, in der Stadt verfertigte Stoffe, Kupfergeschirr, natolische Kameelhaare, kürdestanische Galläpfel, indische Waaren, besonders Chales und Musseline, inländische Pistazien u. d. gl. m. Europa liefert languedocsche Tücher, Cochenille,

Indi-

Indigo, Zucker und Specereyen. Amerikaniſcher Kaffee, der verboten iſt, wird auch durch Schleichhandel hieher gebracht, und unter dem Mokaiſchen gemiſcht. Nach Haſſelquiſts im Jahr 1751 auf geſetztem Berichte ſetzte die Engländer zu Haleb jährlich 8 bis 900 Ballen Tücher und die Franzoſen eben ſo viel ab. Die Engliſchen gehen nach Perſien, die Franzöſiſchen aber werden von den Osmanen getragen.

Die Luft zu Haleb iſt ſo rein und frey von Dünſten, daß die Einwohner ohne die geringſte Unbequemlichkeit auf ihren flachen Hausdächern in freyer Luft ſchlafen, und nach Volney iſt die trockene dünne Luft von Haleb für alle geſund, die keine Lungenſchäden haben. Indeß iſt die Stadt und ihr Gebiet einer beſondern Endemie unterworfen, welche man das Uebel von Haleb nennt, das den hier Gebornen eben ſowohl als Ausländern, die ſich hier aufhalten, wiederfährt, und welches le Bruyn eine Art der Krätze, Ruſſel aber eine Art Blattern nennt. Nach Haſſelquiſt iſt es ein Ausſchlag, der bald länger, bald kürzer dauert, und ohne eine merklich vorher gegangene Eiterung, ſich mit einer großen Ruga (Eſchara) endigt, die, wenn ſie abgefallen iſt, eine garſtige Narbe, oder das ſo genannte Merkmahl von Haleb zurückläßt, die den größten Theil der Einwohner von Haleb entſtellt.

Man behauptet nach Volney, daß jeder Fremde, der ſich nur drey Monathe in Haleb aufhält, davon angegriffen werde, und die Erfahrung hat gelehrt, daß das beſte Mittel dagegen ſey, nichts daran zu thun. Man kennt die Urſache dieſes Uebels noch nicht, indeſſen ſchreibt

jedermann diese Krankheit dem Wasser zu, welches auch Stephan Schulze und Volney thun. Der erste bekam das Uebel noch in Palästina, nachdem er schon zwey Monathe von Haleb weg war. Büsching führt noch an, daß die große Hitze den Europäern die Lust zum Essen benimmt, ihnen auch wohl einen schmerzhaften Durchlauf verursacht.

Von der sogenannten Taubenpost zwischen Haleb und Alexandrette, hat man vor diesem sonderbare Begriffe gehabt, und sehr viel geredet. Sie ist keine Erdichtung, hat aber schon seit etwa 40 Jahren aufgehört, weil die Tauben von den Kiurdischen Räubern erschossen worden. Man nahm ein Paar Tauben, die Junge hatten, und brachte sie zu Pferde nach dem Orte hin, woher man gern wollte, daß sie zurück kommen sollten, und gebrauchte die Vorsicht, ihnen eine freye Aussicht zu lassen; wenn sich nun etwas Neues ereignete, so befestigte man ein kleines Billet an ihre Flügel, und ließ sie los, (*) und die Tauben flogen aus Sehnsucht nach ihren Jungen in 10 Stunden von Alexandrette und in 2 Tagen von Bagdad zurück. Dieser Rückflug war ihnen um so mehr erleichtert, da sie Haleb schon in außerordentlicher Ferne erblicken konnten. Diese Tauben haben übrigens gar nichts Außerordentliches an sich, nur ihre Nasenlöcher sind etwas mehr, als bey andern Tauben getrennt. Eben daher, daß man Haleb so weit voraussehen kann, rührt es auch, daß eine

(*) Besser aber ists immer, den Tauben dergleichen auf dem Rücken, oder am Halse zu befestigen, wie man dergleichen noch immer thun kann.

ne Menge Serrobeel dahin kommt, die daſelbſt einen beſondern Anblick gewähren. Wenn man nach Tiche auf die Terraſſen der Häuſer geht, und mit der Hand die Bewegung macht, als ſtreute man Brod umher, ſo findet man ſich bald mit einer Menge ſolcher Vögel umgeben, obgleich man vorher keinen geſehen hat. Sie kommen alsdann herab aus der Luft herunter, um ſich im Hofe des Hauſes zu bemächtigen, das man ausgeworfen hat.

Eine halbe Stunde von der Stadt auf einem Hügel, ſieht ein anſehnliches Derwiſchkloſter von 40 Derwiſchen, von welchem man die ganze Stadt überſehen kann. In einiger Entfernung von der Stadt findet man auch Walkererde, die ſich ſehr gut anſtatt der Seife gebrauchen läßt. Kindvieh iſt hier auch häufig. Die Büffelkühe werden der Milch wegen gehalten. Juden und Türken eſſen hier keins, oder gar kein Rindfleiſch, ſondern ihr Lieblingseſſen iſt Hammelfleiſch das hier in Menge iſt. Es giebt hier zwey Sorten von Schafen, die eine gleicht den Engliſchen ſehr, die andere iſt groſſchwänzig. Die Ziegen haben hier lange Ohren, und geben vortreffliche Milch, die vom April bis zum September auf den Straßen vor Haus verkauft wird. Aus der Milch der Kühe, Büffel, Schafe und Ziegen, wird Butter und Käſe gemacht; auch ſind die Einwohner hier Freunde von dicker Milch.

Haſen und Antilopen (*) ſind hier in Menge, die letztern in zwey Arten, der Bergantelope

(*) Ihr näher von den Antilopen unterrichtet zu werden kann man in der dritten D. der Sammlungen nachſehen auf zwey K. 501 ſqq. in 8vo. Gaſſelin.

und die Antelope der Ebenen, welche letztere zwar schöner von Farbe, aber nicht so geschwind, und so schön gewachsen ist. Zahme Kaninchen werden in der Stadt gehalten, aber wilde giebts wenige im Lande. Hirsche und Stachelschweine giebts hier auch. Einige der hiesigen Europäer bedienen sich auch der Frösche zur Speise. Die Kameele sind hier gut und brauchbar, aber die Pferde sind von keiner besondern Güte. Hyänen sind in den Gebirgen, die zwar selten Menschen anfallen, aber unter den Heerden oft große Verwüstungen anrichten, und die Gräber aufwühlen. In der Stadt giebts eine große Menge Hunde, und das Umland ist voll Wölfe. Schlangen sind unzählig, besonders eine weiße Art, die in den Häusern gefunden wird, und deren Biß nicht giftig ist. Skotpender und Scorpionen stechen die Eingebornen oft, ohne daß es weitere Folgen hat, als einen Schmerz von ein Paar Stunden. Vogelbeitzen und Jagen sind hier Lieblingsvergnügungen. Schießen wird nur zum Unterhalt unternommen. Im Ganzen sind die Leute hier sehr gut gebildet, von mittler Größe, zur Magerkeit geneigt, aber unthätig und träge. Die Städter sind gewöhnlich hübsch, aber die Bauern, die der Sonne mehr ausgesetzt sind, sind schwärzlich. Beyde haben schwarzes Haar, und schwarze Augen. So lange sie jung sind, kann man sie so ziemlich schön nennen, aber im 30sten Jahre sehen sie schon alt aus. Die Mädchen heyrathen im 14ten Jahre. Sonderbar ist, daß die Mannspersonen sich sehr fest um den Leib gürten, um ein schlankes Ansehen zu bekommen, die Weiber hingegen alles thun, um sich plump zu machen, weil ein schlanker Leib an ihnen sehr häßlich gehalten wird.

Die

Die dritte wichtige Handelsstadt in der Provinz ist Alexandretta, Scanderoon, oder Skanderoon, auch an der Küste in Syrien, die an der Hafen von Aleppo angesehen wird. Meinen nennt sie Scanderoun. Sie hat den Nahmen Alexandrette, oder Klein-Alexandrien zum Unterschiede von der Stadt Alexandrien in Aegypten, und liegt nach den Französischen Erdbeschreibern in 36 Grad 34 Minuten Breite und 46 Grad 40 Minuten Länge, etwa 60 Englische Meilen westlich von Aleppo, als deren Hafen sie angesehen wird, und zwar nahe an der See, am Busen Alexandrette oder Ajas. Ihre morastige Lage macht die Stadt so ungesund, daß sie gegenwärtig nur einen Haufen elender Häuser ausmacht, die von Holz erbauet, oder vielmehr Hütten, die von Baumzweigen geflochten, und mit Rasen gedeckt sind, worin hauptsächlich Griechen wohnen, welche hierher kommen, die Reisenden und Schiffer zu bedienen, da diese vom Strande gewöhnlich bey den Consuln ihrer Nationen logiren, welche in einer beträchtlichen Entfernung von der Stadt, ganz artige Häuser haben.

Während der heißen Monathe begeben sich selbst auch die Eingebornen nach dem Dorfe Beilan, das auf einem hohen Hügel, etwa zwey Französische Meilen davon entfernt liegt, und Ueberfluß an trefflichem Wasser, und schönen Früchten hat. Fremde, die in der heißen Jahrszeit ankommen, retten selten ihr Leben.

Durch eine Oeffnung des Gebirges hat der Nordostwind einen Durchzug, und wenn dieser stark bläset, so begeben sich die Schiffe von der Rhede aufs geschwindeste in die See, um die Scheiterung zu vermeiden. Poullet nennt die-

sen Ort ein schlechtes Dorf, und Volney (S. 144. Th. 2.) einen Flecken ohne Mauern, mehr voll Gräber, als Häuser, der seine schwache Existenz der Rhede verdankt, die er kommandirt. Diese Rhede, setzt er hinzu, ist die einzige in Syrien, worin der Boden die Anker fest hält, die aber doch dabey eine Menge der wichtigsten Unbequemlichkeiten hat, die er aus einander setzt.

Daß der Ort ehemahls größer gewesen sey, ersieht man aus den Trümmern von Gebäuden, welche man außerhalb der jetzigen Stadt bemerkt. Wegen der schlechten Lage kann Alexandrette nie gesund werden, denn die Ebene, worin der Ort liegt, hat gar keinen Fall, so daß die Flüsse in derselben nicht fortfließen, und das Meer nicht erreichen können. Wenn nun die Winterregen sie anschwellen, so hindert sie dazu auch das stürmische Meer am Ausflusse, sie sind alle also zum Uebertreten gezwungen, und machen Pfützen in der Ebene; diese werden durch die Sonnenhitze stinkend, und lassen faule Dünste aufsteigen, die sich nicht zerstreuen können, weil ihnen die Berge, welche den Busen wie eine Brustwehr umgeben, hinderlich sind, und nur gegen Westen eine Oeffnung ist. Es würde unermeßliche Arbeiten kosten, wenn diese Hindernisse gehoben werden sollten, woran unter Osmanischer Regierung nicht zu denken ist.

Vor einigen Jahren, schreibt Volney, wollten wegen der großen Unbequemlichkeiten die Kaufleute zu Haleb, Alexandrette verlassen, Latakia zu ihrer Niederlage machen, auch den dasigen Hafen auf ihre Kosten wieder herstellen lassen, wenn ihnen der Pascha eine zehnjährige Handelsfreyheit daselbst zugestehen wollte. Allein, ihre Vorstellungen

lungen fanden kein Gehör, weil ſich der Paſcha um die Vortheile der Zukunft nicht bekümmert. Sie mußten alſo zu Alexandrette bleiben, und gegen die große Ungeſundheit dieſes Orts, ihre Zuflucht in dem angenehmen Dorfe Bailan ſuchen, welches auf der Straße nach Haleb liegt. Stephan Schulz, der am erſten November in Alexandrette war, hält die Ungeſundheit der Luft wo nicht für ungegründet, doch für übertrieben, zumahl, da er auf dem Moraſt aromatiſche Kräuter und Blumen gefunden hat. Das Umland iſt unfruchtbar, unbebaut und unbewohnt, und man hat hier keine Eßwaaren, als Fiſche, die übrigen aber werden von Ayas in Cilicien hierher gebracht. Die auf der See ankommenden Waaren, werden hier auf Kameele geladen, und nach Haleb geführet.

Es ſind hier drey Fränkiſche Factoreyen, zwey Franzöſiſche, und eine Engliſche und Venetianiſche, nach Volnen. Das Trinkwaſſer wird aus dem ſo genannten Jakobsbrunnen am Fuße eines felſigen Berges in ſteinernen Krügen auf Eſeln nach Alexandrette gebracht. Nahe bey demſelben iſt eine warme Quelle, die ehemahls zum Bade gedient hat. Alexander der Große ſoll Alexandrette zum Andenken ſeines großen Sieges bey Iſſus, angelegt haben.

Der Europäiſche Handel nach der Levante wurde bisher vorzüglich von Franzoſen, Engländern, Holländern und Italiänern getrieben. Frankreich und Holland mögen aber jetzt, und noch auf einige Zeit Verzicht auf dieſe Vortheile thun müſſen, da die Pforte bey den jetzigen kriegeriſchen Umſtänden keine Franzoſen und Holländer in ihrem Gebiete duldet. Sonſt war Frankreich

Manufacturhandel nach der Levante, ganz im Activhandel, weil es hier die Concurrenz der übrigen Europäer zu befürchten hatte, und die Reizungen seiner Manufacturwaaren bey den Einwohnern des Orients, nicht von so sicherer Wirkung sind, daß es sich, wie bey den Einwohnern Europens, bloß darauf verlassen, und deren Nachfrage bey sich erwarten konnte. Es ist auch mit einigen derselben bey den Levantinern ganz durchgedrungen. Seine Seidemanufacturen finden keinen Abgang im Orient. Der Abgang der Italiänischen seidnen und reichen Zeuge ist viel stärker, als der Französischen, und in den leichten wollenen Zeugen hat selbst unser Deutschland den Vorzug.

Daß Frankreich nicht allein Vortheil von diesem Handel hatte, den es davon haben konnte, und den es wirklich von seinem übrigen Manufacturhandel zog, daran sind seine Künsteleyen Schuld, die es bey diesem Handel seit dem Jahre 1736 hat anbringen wollen. Man hat die Preise der aus- und eingehenden Waaren festsetzen, und die Commissionen unter die Französischen Comtoire in der Levante gleichmäßig vertheilen, auch nur eine gewisse Zahl derselben festsetzen wollen. Man hat den kleinen Verkauf der Schiffer und Schiffsbedienten verbieten wollen, welcher doch gewiß allemahl dazu diente, manche Gattung von Manufacturwaaren, an welche der große Kaufmann noch nicht gedacht, oder, womit er einen mißlungenen Versuch gemacht hatte, einem entfernten Volke bekannt und angenehm zu machen, daß eine stärkere Nachfrage daraus entsteht. Man hat den Credit, den die Französischen Häuser beym Verkauf geben, untersagen wollen

wollen. Man hat keine anderen, als franzöſiſchen Manufacturwaaren ausgeführt wiſſen wollen. Man hat ſogar den Manufacturiſten nur eine gewiſſe Zahl von Tüchern, die ſie für die Levante verarbeiten ſollten, aufgeben wollen. Man hat endlich den ganzen Handel an Marſeille gebunden, und alle übrige Häfen Frankreichs, die doch zum Theil den Manufacturen viel näher lagen, ausgeſchloſſen. Ja, man wollte ſogar um das Jahr 1755 den Handel in die Hände einer Compagnie, als ein völliges Monopolium geben.

(Man ſehe die Queſtions ſur le Commerce des François au Levant. Marſeille 1755 in 12. Die Conſiderations ſur pluſieurs branches de Commerce et de Navigation, chap. 14. ſqq. und *Flachat* Obſervations ſur le Commerce et ſur les Arts. Tom. 2.)

Die Folge davon iſt dieſe geweſen, daß der Franzöſiſche Handel nach der Levante, welcher bis dahin immer geſtiegen war, in einen Stillſtand gerieth, kein neuer Zweig hinzu gekommen iſt, und Frankreich noch immer in der Balanz dieſer Handlung ſehr verlor. Der Franzöſiſche Kaufmann findet daher ſeine Rechnung dabey, Venetianiſche Tücher in Venedig zu committiren, ſie nach der Levante zu ſenden, und dort an Venetianiſche Häuſer zu adreſſiren.

Dergleichen Künſteleyen ſind auch von der Engliſchen levantiſchen Compagnie vorgenommen worden, und die Folgen davon ſind noch ſchlimmer für die Engliſche Manufacturhandlung geweſen. Man ſehe *Nicols* Avantages et Desavantages. Art. 14. des zweyten Abſchnittes. Doch

diese Compagnie ist lange im Besitz eines offenbaren Monopols gewesen, bis demselben im Jahr 1753 Einschränkungen gesetzt sind. Jetzt könnte dergleichen vielleicht wohl wieder entstehen.

Man kann hiermit die Anmerkung verbinden, daß die Activhandlung mehr als die Passivhandlung der Gefahr ausgesetzt ist, in die Hände der Monopolisten zu gerathen, oder wenigstens durch übel verstandene Künsteleyen, die der Eigennutz eines Privatmannes bewirkt, der das Ohr des Hofes hat, die Form eines Monopols anzunehmen. Diese Gefahr aber ist alsdann am größten, wenn man den oben angeführten falschen Ideen zufolge, einen Passivhandel, um ihn einträglicher zu machen, zu einem Activhandel machen will. Die neue Handlungsgeschichte zeigt uns in diesem Grunde den Ursprung der mehresten Monopolien.

Italien betreibt seine Manufacturhandlung beydes activ, besonders auf die Levante, und passiv in Erwartung auswärtiger Kaufcommissionen. Doch möchte man annehmen können, daß der Absatz durch die letztere mehr, als das ausmacht, was durch den ersten Weg vertrieben wird.

Von der Handlung der Holländer nach der Levante, so wie er wenigstens war, denn, was daraus nun wird, kann man noch nicht wissen, will ich den Verfasser des Buches: Die Handlung von Holland, oder Abriß von der Holländischen Handlung in den vier Theilen der Welt, Leipz. 1771. S. 298 fgg. selbst reden lassen.

Diese Handlung ist eine lange Zeit die vornehmste und einträglichste Gattung der europäischen Handlung

[redacted]

-ahme seiner Handlung erlebet haben würde, wenn es auch gleich seinen Endzweck erreichet, und sein Vorhaben ausgeführet hätte, welches dahin zielte, daß der Isthmus von Suez durchgegraben, und der Nil durch einen Kanal mit dem rothen Meere vereiniget werden sollte. Hiermit konnte wohl etwan so viel bewirket werden, daß der Handel in ostindischen Fabrikwaaren bey der Handlung der Levante geblieben wäre. Der Antheil, den die Franzosen, die Engelländer, und die Holländer an der Handlung der Levante bekommen haben, würde noch stärker, und die venetianische Handlung nicht so gar sehr, wie sie jetzt ist, arm geworden seyn. Derhalben aber würde der mit gutem Glücke zunehmende Fleiß dieser drey Nationen ihr allemal den besten Theil von der Quelle ihrer Reichthümer entwendet haben.

Ohngeachtet der ostindische Handel von der Handlung der Levante abgerissen war, so blieb diese doch immer noch ansehnlich genug, um den Handlungsgeist der Holländer dahin zu vermögen, daß er sein Augenmerk darauf richtete. Sie widmeten sich dieser Handlung eine nicht gar lange Zeit nach der Stiftung ihres Staats. In einer kurzen Zeit wurde ihre Handlung auf dem mittelländischen Meere, und in die Handelsplätze der Levante so ansehnlich, daß dadurch nach und nach die Obrigkeit, und die Kaufleute der Stadt Amsterdam, und endlich, auf die Vorstellungen der letztern, die Generalstaaten selbst bewogen worden, ihr Augenmerk darauf zu richten. Sie stifteten ihrentwegen eine Directionskammer, welche alles dasjenige, was die Schifffahrt und Handlung auf dem mittelländischen Meere etwas angehet, unter ihrer Aufsicht hat. Die Kammer besteht aus acht Aufsehern, einem Sekretar, und einem, der die Schiffe durchsucht. Sie hat unter ihrer Obsicht alle diejenigen Fahrzeuge, die in das mittelländische Meer zu segeln bestimmt sind. Es ist ihr aufgetragen, genau darauf zu sehen, daß alle, von den Generalstaaten dieser Schifffahrt, und der dahin gehörigen Geschäffte wegen gemachten, Verordnungen genau vollstrecket werden. Ferner entscheidet sie alle diejenigen Streitigkeiten, die in Ansehung dieser Schifffahrt entstehen. Desgleichen ist dieser Kammer die Sorgfalt übergeben, daß sie die Generalstaaten

um

um diejenige Bedeckung ansprechen muß, die sie zu der Sicherheit der in das mittelländische Meer abgehenden Kaufmannsschiffe mitzuschicken für nöthig erachtet. Endlich wählet diese Kammer auch mit Genehmhaltung der Generalstaaten alle diejenigen Consuls, welche in den Handelsplätzen der Levante ihren Sitz haben. Diese Consuls haben die Vollmacht, über die holländischen Kaufleute, die sich in den Handelsplätzen der Levante niedergelassen haben, Gericht zu halten, desgleichen die Streitigkeiten zu entscheiden, die zwischen ihnen sowohl, als zwischen dem Volke auf den Schiffen entstehen, und ihre hauptsächlichste Schuldigkeit ist, die Handlung und die Vortheile der Nation bey aller Gelegenheit aus allem Vermögen zu unterstützen, und in ihren Schutz zu nehmen.

Außer allen diesen Consuls, die durch diese Kammer bezahlet werden, unterhalten die Generalstaaten immerfort einen Abgesandten bey der Pforte, der daselbst auf das Beste der Handlung des Staats bedacht seyn, und dafür Sorge tragen muß, daß die Verträge zwischen dem Großherrn, und den Generalstaaten, deren Absicht die Handlung ist, genau beobachtet werden. Dieser Abgesandte bekommt seinen Gehalt theils von dem Staate, theils von der Kammer.

Die Aufseher der Kammer für die Handlung der Levante sind verbunden, dem Abgesandten und den Consuls von Zeit zu Zeit Geschenke für die vornehmsten Staatsbedienten der Pforte zu schicken.

Um alle diese Unkosten zu bestreiten, haben die Generalstaaten den Aufsehern der Gattung des Handels in der Levante die Erlaubniß gegeben, verschiedene Abgaben von den Schiffen, und den darauf geladenen Waaren sowohl, welche ein als welche ausgehen, zu erheben. Sie bekommen also eine Abgabe von einem Gulden für die Last eines jeden Schiffes, das in die mittelländische See abgehet, und eben so viel bey dessen Zurückkunft, ferner zwey von Hundert für alle aus Smyrna und Aleppo zurückgeführten Waaren.

Die Generalstaaten haben, zu der Sicherheit der Schifffahrt in dem mittelländischen Meere, allerhand

Vers

Verordnungen öffentlich bekannt gemacht. Durch den ersten Satz in der Verordnung des 1652sten Jahres ist anbefohlen, daß alle Schiffe, die in dieselbe See fahren wollen, zum allerwenigsten eine Größe von hundert und achtzig Lasten haben, und mit vier und zwanzig fünfpfündigen Kanonen, nebst funfzig Mann Schiffsvolk versehen seyn müssen. Desgleichen findet man darin verordnet, daß kein Schiff anders, als in Gesellschaft wenigstens noch eines andern, in dieses Meer abgehen solle, damit sie einander in der Vertheidigung wider die Korsaren der Küste der Barbarey Beystand leisten können. Alles dieses ist den Schiffsherrn bey Strafe des Verlusts ihrer Fracht, und einer Geldstrafe von tausend Gulden anbefohlen worden.

In dem zweyten Satze stehet, daß keine Fahrzeuge, die durch einzelne Kaufleute befrachtet, und nach dem mittelländischen Meere bestimmt sind, mit Getraide, oder mit andern Waaren beladen werden dürfen, wofern sie nicht nach dem Verhältnisse ihrer Größe hinlänglich mit Schiffsvolk besetzt sind.

Der siebende Satz verbietet mit ausdrücklichen Worten, allen Schiffen, Masten, Tau- und Segelwerk, und Kriegsbedürfnisse zu laden, es müßten denn solche seyn, die in Gesellschaft segeln, unter Bedrohung, daß die ganze Ladung dem Staate anheim fallen soll.

Der neunte Satz hält in sich, daß die Schiffe, die aus der Levante in den Häfen des mittelländischen Meeres angelangt sind, nicht wieder aus denselben anders, als in Gesellschaft, und also, daß sie aufeinander gewartet haben, zurückkommen können. Diejenigen, die aus dem venetianischen Meerbusen zurückkommen, sind verbunden, an Zante anzufahren, und dürfen von da nicht eher, als zum wenigsten in Gesellschaft von drey bis vier kriegsmäßig ausgerüsteten Schiffen abfahren. Von da müssen sie sich nach Livorno begeben, und so lange warten, bis sich ihre Anzahl vergrößert hat, damit sie hernach in Gesellschaft die Rückreise nach Holland antreten mögen. Auf alles dieses ist eine Geldstrafe von tausend Gulden gesetzt.

Vermöge des eilften Satzes ist es den dahingehenden Schiffen ausdrücklich untersagt, Masten, Tau- und Segelwerk, Kanonen und Kriegsbedürfnisse nach

Saiee

Salee, Algier und Tunis zu führen, oder unter Weges andern Schiffen auszuliefern.

Smyrna ist die vorzüglichste Handelsstadt in der Levante, und der Lagerplatz eines großen Theils der persianischen Handlung mit Europa. Die vornehmsten Waaren, die man daher bekommt, sind Seide, Kattune, Kameelhaare, Rhabarbar, Skammonea, aus der Tartarey, Galbansaft, Tucia, mancherley Gattungen Gummi, und eine große Menge Specereywaaren, türkischer Saffian, cyprische Baumwolle, Korinthen von Zante und Cephalonia, Mastix von Chio, und Getraide, Ziegenhaar von Angora, Opium, Sennesblätter, Kaffee, Wachs, Alaun, Rosinen, feine Wolle von Metelin, Büffelhäute, Fischhaut, Saffran, Galläpfel, Potasche für die Bleichen, Anis, Trillich oder Drell, Fußteppiche, u. s. w.

Die Holländer führen dahin Tücher, alle Gattungen von Würzwaaren, Coschenille, Indig, Kupferwasser, Queckstlber, eisernen und meßingenen Drath, Stahl von Danzig, Zinn und Bley aus Engelland, ungearbeiteten Agtstein, Lasurstein, Zucker in Hüten, und Farinzucker, Zinnober, Campesche- und Brasilienholz, Juchten u. s. w. Silber in Piastern, Löwenthaler, eine Gattung von Münze, die zwey und vierzig holländische Stüber gilt, und ausdrücklich für die Levante in Holland geschlagen wird, und Stücken Geld von acht und zwanzig Stübern.

Ohngeachtet zuweilen aus Holland Schiffe grades Weges nach Constantinopel absegeln, so gehen gleichwohl die meisten Waaren, die man dahin schicket, durch Smyrna, durch Livorno, oder durch Marseille, welche ebenfalls Lagerplätze für die Handlung nach der Levante sind. Man schicket dahin eben solche Waaren, wie nach Smyrna geladen werden; aber besonders eine Menge wohl ausgesuchter Tücher von mancherley Farben, welche man in Kästen packet, deren jeder zwölf halbe Stücken in sich hält, und diese halben Stücke sind nach holländischem Maaße sechzig Ellen lang, und zwo Ellen breit. Diese Tücher werden so gemacht, wie man sie in der Levante erfordert.

Man bekommt unmittelbar aus Constantinopel oder durch Smyrna, durch Livorno oder Marseille, Ziegen- und Kameelhaare, Seide, eingesalzene Rindshäute,

häute, Büffelshäute, zubereitetes Schaafleder, Anis von Gallipoli, Baumwolle, und davon gesponnenes Garn, Schafwolle, Alaun, Rhabarber, Fischhaut, Benzoin, Mastix, Fußteppiche, u. s. w.

Nach Aleppo versendet man eben dergleichen Gattungen von Tüchern, als nach Smyrna und Constantinopel, und eben dieselben Waaren. Man bekommt daher die feine türkische und persianische Wolle, die man in den Hutfabriken gebraucht, Pistazien, Datteln, Wachs, Baumwolle, und davon gesponnenes Garn, Koloquinten, alle Gattungen von Seide, und durchgängig eben dergleichen Waaren, wie man aus Smyrna erhält.

Aus Alexandria, welches ehemals die Niederlage für die ostindischen Waaren gewesen ist, zieht man solche Waaren, wie sie in Smyrna und Aleppo zu finden sind, wozu noch Salmiak kommt, und eben die Gattungen von Waaren, die nach Smyrna gehen werden auch dahin gesendet. Eben diese Bewandniß hat es mit Rosette und Bichieri, deren Handlung von keinem sonderlichen Umfange ist. Zu Cairo ist die Handlung um einen großen Theil ansehnlicher. Es ist dieses dem Range nach die zweyte Handelsstadt in der Levante, und es wird daselbst ziemlich eben dieselbe Handlung wie zu Smyrna getrieben.

Der Gewinn, welcher von dieser Handlung zu erwarten ist, bestehet so, wie bey der rußischen und ostindischen Handlung, hauptsächlich in den zurückgehenden Waaren; und dieses gilt besonders von solchen Nationen, welche keine Tücher dahin zu führen haben, oder nur eine ganz geringe Anzahl dahin bringen. Denn unter allen Waaren, die man in die Levante führet, sind die Tücher die einzige Waare, woran die Kaufleute sowohl, als auch ihre Nationen, die dergleichen verfertigen können, wirklich einen guten Gewinn haben.

Die Levante hatte sich an die venetianischen Tücher gewöhnet, als die Franzosen, die Engelländer, und die Holländer anfingen, zugleich neben den Venetianern dahin zu handeln; und da die Leute in der Levante nicht leicht ihre Tracht ändern, so geben sich diese drey Nationen vorzüglich Mühe, die venetianischen Tücher nachzumachen. Es währete eben nicht

gar

gar lange, so wurden in Engelland, in Holland und in Frankreich eben solche Tücher, wie in Venedig gemacht, und nach der Entdeckung des neuen Weges nach Ostindien, war diese Nachahmung der allerempfindlichste Streich, welcher der venetianischen Handlung beygebracht wurde. Dieser Zweig in der levantischen Handlung, der den größten Vortheil einträgt, ist für die Holländer ziemlich ganz und gar verlohren, wie es denn in diesem Stücke den Engelländern eben nicht besser gehet, als jenen. Dieses ist lediglich eine Wirkung des hohen Preises, welchen die Fabrikwaaren in Engelland und Holland durch das theure Arbeitslohn seit einer ziemlich großen Anzahl von Jahren veranlasset hat.

Gleichwie Engelland seit mehr, als einem Jahrhunderte sich unaufhörlich hat angelegen seyn lassen, seine Handlung entweder zu erweitern, oder zu erhalten, also hat es alle mögliche Anstalten getroffen, um den Verkauf seiner Tücher in der Levante beyzubehalten. Nur eine einzige hat es nicht gemacht, welches gleichwohl diejenige war, die zu diesem Zweige der Handlung das meiste beytragen konnte, und darin bestand, daß es die Tücher zu einem wohlfeilern Preise, oder zum wenigsten eben so wohlfeil machen ließ als man sie in Frankreich verfertiget. Die Franzosen haben nicht allein den Vortheil auf ihrer Seite, daß sie ihre Tücher wohlfeiler liefern, sondern es hilft ihnen auch noch eine Einrichtung, die zu Erhaltung und beständiger Gewährung des Verkaufs derselben am allerdienlichsten ist. Sie haben sich nehmlich auf eine sehr kluge Art gewissen Anordnungen unterworfen, die den Verkauf in der Levante und die Verfertigung der Tücher in den Fabriken von Languedoc betreffen, die in Frankreich eben diejenigen sind, welche die zur Levante erforderlichen Tücher liefern.

Man hat in der Handlung nach der Levante zwischen den reichen Handelsstädten, und denen, die es nicht sind, in Ansehung des Verkaufs der Tücher einen Unterschied gemacht. Jene heißt, man hat ihr Handelsplatz, an die andern überhaupt verkauft werden, damit man sie in den Stand setze, von einem andern Handelsplatze, wo sie die Tücher in [illegible] gegen Waaren [illegible] kaufen, und [illegible] zu der ersten

tung von Handelsplätzen, dergleichen Cairo und Constantinopel ist, wo nicht eben sogar viele Tücher verthan werden, erfordern die Wiederverkäufer im einzelnen, nach dem Beyspiele der Verkäufer in Europa, einen gleichen Preis, um ihnen statt einer Regel zu dienen; daher kommt es, daß die französischen verordnungen, daselbst die Bestimmung des Preises vorgeschrieben haben; und man hat dafür gehalten, dieser Zwang sey für die Handlung in den übrigen Handelsstädten am unrechten Orte angebracht, und beschwerlich. Aus den Localumständen dieser Handlung hat man geurtheilet, es sey nöthig, die französischen Kaufleute zu vereinigen, um an Leute zu verkaufen, die sich zu dem Einkaufe vereinigen, und in Verbindung treten. Ohne die Beyhülfe der Verordnungen, würden die Kaufleute einer Handelsstadt gar oft den Kaufleuten der darneben befindlichen durch ihren Handel Eintrag thun, wodurch sie alles verderben könnten, so gut als in einem bürgerlichen Kriege, der für diejenigen, die ihn führen, allemal traurig abläuft; wie man dieses zuweilen aus der Erfahrung gesehen hat.

Diese Verordnungen sind eine Gattung von Zwang, welcher aber bey dieser Handlung, wenn sie gut von statten gehen soll, unvermeidlich ist. Uebrigens haben die Franzosen gleichwohl denselben, und dem wohlfeilen Preise der Tücher die Glückseligkeit ihrer Handlung in der Levante, und den Vorzug, den sie sich daselbst über alle die übrigen Nationen erworben haben, lediglich und allein zu danken. Hiernächst genießen sie auch noch den Vortheil, daß sie zu ihren Versendungen in die Levante dreyerley Waaren nehmen können, die zu dieser Handlung von einer ganz unendlichen Wichtigkeit sind, nehmlich Zucker, Kaffee von Martinique und Indig. Marseille, welches für die Handlung nach der Levante die einzige Niederlage von Frankreich ist, ziehet diese dreyerley Waaren aus der ersten Hand. Und der Vertrieb des Zuckers und martinikschen Kaffees hat sich in der Levante über alle Maßen vermehret. Den Zucker brauchen die Leute in der Levante eines Theils zu ihren eingemachten Früchten, andern Theils haben sie sich gewöhnet, sehr viel Zucker in ihren Kaffee zu thun, und den martinikschen Kaffee pflegen

sie

ſie unter den wenigen Kaffee, den ſie gegenwärtig durch die Karavanen aus Arabien erhalten, zu mengen. Solchergeſtalt findet man jetziger Zeit auf den Handelsplätzen in der Levante von dem Kaffe aus Mocca nicht ein einziges Pfund, das nicht mit andern Arten vermenget wäre.

Durch einen Auszug aus den Verzeichniſſen, ſowohl der franzöſiſchen Lanzeten, als auch der Galle ersehen, in den Staatsräthen von Frankreich im Jahre 1700 eingeſchickt worden iſt, hat man es hoch gefunden. Aus ſich die ganze Summe der Waaren, welche die Franzoſen verkauft haben, für dem Jahre dieſer Anordnungen anſehnlich vermehret war, als die Engländer. Deren Verkauf ſich ein Jahr vor dieſem Vermehrte auf 2000 Ballen erſtreckte, nach dieſem aber nicht mehr, als ungefähr 400, und gewiß hat man noch 1000 Ballen verkauft haben. Nach ſich der Verkauf der Engländer in dieſem Zeitpunkte in einer Zeit von nur 20 Jahren nicht höher, als auf 1000 Ballen, von 2 bis 3 Centen ſchwer war, hingegen die Franzoſen in den 20 Jahren 2 bis 3000 Ballen von 4 bis 5 Centen verkauft hatte.

Eben dieſe [illegible] Einnahme zeigt [illegible] auf [illegible] Verordnungen von England [illegible] Ausfuhr [illegible] Waaren [illegible] Jahre [illegible] Pfund [illegible] Jahre [illegible] Pfund [illegible] Jahre [illegible] Pfund

ses veranlaßte eine neue Parlementsverordnung, worinnen den Engländern verboten wurde, französische Tücher, und andere Fabrikwaaren in die Levante zu führen; eine neue Anstalt, wodurch der Handlung nach der Levante wieder aufgeholfen werden sollte, die aber eben so wenig Nutzen, als die vorhergehende hatte. Gleichwie alle diese Verordnungen, es nicht hindern können, daß die Waaren aus den französischen Fabriken wohlfeiler im Preise sind, also lassen sie die Franzosen auch immerfort in dem Besitze der allereinträglichsten Gattung von Waaren, die in die Levante geführet werden; und man darf gar nicht zweifeln, daß die Leute in der Levante, unter welchen der wohlfeile Preis immer mehr und mehr bekannt wird, endlich alle andere Waaren verwerfen, und bloß die Französischen annehmen, die ihnen die Franzosen noch besonders auf das genaueste nach den erforderlichen Eigenschaften liefern. Es ist für die Engländer schlechterdings keinanderes Mittel übrig, wodurch sie entweder wiederum die Oberhand bekommen, oder wenigstens neben jenen bestehen können, als der niedrige Preis, in dem Arbeitslohne, zu welchem sie es aber schwerlich bringen können.

Die Holländer ziehen in dieser Handlung, was ihre Tuchfabriken anlangt, eben so, wie die Engländer den Kürzern, immaßen ihre Tücher acht bis zehn von Hundert theurer, als die französischen sind, und es ihnen eben so, wie jenen, sehr schwer ist, sie durch das wohlfeile Arbeitslohn, um einen niedrigern Preis zu liefern. Inzwischen werden die Holländer nicht durch Staatsursachen, oder durch Eifersucht gehindert, die es den Engländern nicht zulassen, ihre Handlung mit den Waaren ausländischer Fabriken zu treiben. Die Handlung der Holländer macht sich die Fabrikwaaren aller bekannten Nationen eigenthümlich, und bedienet sich der Naturgewächse sowohl, als der Arbeit aller Länder ohne allen Unterschied mit einer völligen Freyheit. Dieses ist ein Theil ihrer Staatskunst, der sich vollkommen zu der Natur ihrer Handlung schickt, und der sie zum Theil die Vortheile derselben zu danken haben.

Demnach können es die Holländer, um ihre Handlung nach der Levante zu befördern, dem englischen Hause,

Hanſe, das ſich zu Londonnimpel ſchwingt, und zu der groſſen Verwahrung wegen der Handlung in die Levante Anlaß gegeben hat, ohne Bedenken nachkommen. Sie können alle diejenigen Waaren, die ſie zu dieſer Handlung nöthig haben, aus den Fabriken von Langedoc holen, und in den Handelsſtädten der Levante unter eben ſo vortheilhaften Bedingungen, als die Franzoſen einkaufen. Zugleich können ſie ſich auch nach den franzöſiſchen Verordnungen richten, damit ſie keinen Schaden haben, wenn viele andere neben ihnen handeln. Dieſe Gattung wird immer noch für ſie eine Oekonomiehandlung bleiben, welches eben die Gattung von Handlung iſt, worinnen die holländiſchen Kaufleute vor andern einen groſſen Vorzug haben.

Levantiſche Seide; ſ. Seide.

Leve: ſ. Leverode.

Levedoyen, ein Churhannoveriſches Dorf im Fürſtenthum Calenberg, im Amte Lauenſtein.

Leveckendorf, ein herzogl. Mecklenb. Schwerinſches adeliges Gut im Amte Schwerin.

Leventin, ein groſſer See im Lauenburgiſchen Departement, in Oſtpreuſſen, welcher mittelſt eines kleinen Canals mit dem Angerburgiſchen See zuſammen hängt.

Levents, ſind in der Türkey Soldaten zur See, welche keine ordentliche Bezahlung haben, auch nicht unter die Kriegsvölker gezählt werden, ſondern auf jede Reiſe 5 bis 6000 Aſper bekommen, und nach ihrer Zurückkunft entlaſſen werden.

Levenz; ſ. Lewenz.

Leverding, ein Churhannoveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Amte Rothenburg.

Leveringhauſen, ein fürſtlich Waldeckiſcher Ort.

Leverm, ein evangeliſches adeliges Jungfrauenſtift in Weſtphalen, im Fürſtenthum Minden, im Amte Reineberg.

Levernich, ein Churpfälziſches Dorf im Herzogthum Jülich, im Amte Norvenich.

Leverode, ein biſchöflich Hildesheimiſches Dorf im Amte Liebenburg.

Leverſen, ein lüneburgiſches Dorf im Amte Haarburg.

Leversbauſen, ein Calenbergiſches Dorf im Gerichte Hardenberg.

Leveſte, ein adeliges Gut und Pfarrdorf eben daſelbſt.

Levezow, unter dieſem Nahmen giebt es zwey adelige Güter in Mecklenburg Schwerin.

Levin, Lewin, ein Fluß, welcher in der Provinz Fife in Schottland aus dem See Levin entſpringt, und ſich bey dem Städtchen Levin in den Meerbuſen von Forth ergießt. Einen andern Fluß gleiches Nahmens findet man in der Grafſchaft Lenox, welcher ſich unterhalb Dombriton in den Fluß Clyd ergießt.

Levin, eine kleine Stadt in der Provinz Fife, wo der Fluß Levin in den Meerbuſen von Forth fällt.

Levin, ein herzoglich Mecklenburg-Schweriniſches Pfarrdorf und Präpoſitur im Amte Dargun.

Leving, ein Hannoveriſches Dorf im Herzogthum Bremen, im Lande Wurſten.

Levit, iſt ein Glied des Stammes Levi bey den ehemahligen Juden, beſonders, ſo fern die Glieder dieſes Stammes zu dem Dienſte des Tempels verordnet und berechtiget waren. Man ſehe den Art. Jude.

Levkoje, in ältern Zeiten **Leukoje** oder **Leucoie**, und das lateiniſche *Leucojum*, kommen aus dem Griechiſchen, und zwar von den Wörtern λευκος weiß

weiß und ἰὸν Veilchen. Levkoje heißt alſo eigentlich weißes Veilchen.

Caſpar Bauhin beſchrieb vor ein Paar Jahrhunderten unter dem Nahmen Leucojum aber verſchiedene, an Farbe und Form ſehr von einander abweichende Pflanzen, als den Schneetropfen, Galanthus nivalis Linn., die Knotenblumen, Leucojum vernum, æſtivum und autumnale Linn., und mehrere Arten von den jetzigen linneiſchen Gattungen Eryſimum, Cheiranthus, Heliophila und Heſperis, und eine Menge Botaniſten waren lange Zeit hindurch mit ſeinen Benennungen zufrieden.

Tournefort aber, der ſchon genauer beſtimmte Gattungs-Charaktere feſtſetzte, behielt den Nahmen Leucojum bloß für diejenigen Pflanzen mit einigen verwandten Arten bey, die wir jetzt, dem gemeinen Sprachgebrauche nach, im Deutſchen noch Levkojen nennen.

Da ſpäterhin Linné indeſſen glaubte, daß Theophraſt, einer der erſten griechiſchen Schriftſteller der Botanik, mit dem Nahmen Leucojum eine Art der eben erwähnten Knotenblumen gemeinet habe, ſo legte er, welches man öfters als Neuerungsſucht getadelt hat, und welches beſonders Gärtner und Blumenliebhaber ihm lange nicht vergeben konnten, bey der Anordnung ſeines neuen Syſtems daher auch den Knotenblumen den Nahmen Leucojum bey, und wählte für die Tourneforſche Gattung Leucojum den Nahmen Cheiranthus, welcher aus χεὶρ Hand und ἄνθος Blume zuſammen geſetzt iſt. Dieſer linneiſche Nahme hat nach der Zeit bey den Botaniſten nun zwar die Oberhand behal

Deutschen ist der Tournefortsche, und zwar in den Formen Leucoie, Leucoje und jetzt Levkoje, wie man ihn am richtigsten schreibt, indeß noch immer im Gebrauche geblieben, so daß einige, z. B. der Bearbeiter des in Nürnberg herausgekommenen vollständigen linneischen Pflanzen-Systems, und Hoffmann in seiner deutschen Flora ihn sogar zum allgemeinen deutschen Nahmen für die Gattung Cheiranthus gewählt haben, wenn auch andere, nach Planers Vorgang, dafür Lackblume in Vorschlag bringen.

In dieser Encyclopädie, die bisher dem größeren Publicum zu Gefallen mehr dem angenommenen Sprachgebrauche als den wissenschaftlichen Systemen folgte, muß man Levkoje indeß wohl in einer etwas engeren Bedeutung nehmen, so daß man darunter vorzüglich nur die bisher unter diesem Nahmen allgemein bekannten Pflanzen versteht, die ihrer wohlriechenden, schön gefärbten und öfters gefüllten Blumen wegen sehr viel in Gärten und Töpfen gezogen, und im Deutschen durch die Beysätze Sommer-Levkoje, Winter-Levkoje, Zwerg-Levkoje ꝛc. von einander unterschieden werden.

Diese Levkojen gehören nun in die 2te Ordnung der 15ten Classe des linneischen Pflanzen-Systems, die in der Kunstsprache Tetradynamia, siliquosa heißt. Ihr gemeinschaftlicher systematischer Gattungsnahme ist Cheiranthus, und sie kommen, wenn ihr ursprünglicher Bau durch Kultur und Kunst noch nicht verändert ist, mit einigen kleinen Ausnahmen, alle in nachfolgenden Stücken mit einander überein. Ihr Kelch ist vierblätterig, zusammen gedrückt, mit lanzettförmigen anliegenden Blättern, von denen die beyden äußern

[redacted]

1. [redacted]

[redacted]

2. [redacted]

[redacted]

mit großen gefüllten Blumen von verschiedenen Farben prangende Pflanze, die ursprünglich an den Seeufern des südlichen Europa's zu Hause ist, seit Jahrhunderten aber als eine vorzügliche Zierblume in Gärten und Töpfen gezogen wird.

Linné gab ihr den obigen Nahmen und unterschied sie von den übrigen Arten der Gattung Cheiranthus in der Kunstsprache der Naturforscher auf folgende Weise: Ch. foliis lanceolatis, subdentatis, obtusis, incanis; siliquis cylindricis, apice acutis, caule herbaceo. (*) D. i. Levkoje mit lanzettförmigen, etwas gezähnten, stumpfen, grauen Blättern, walzenförmigen, spitzen Schoten, und krautartigem (d. i. einjährigem) Stängel. (**) In den ältern botanischen Werken kommt sie gewöhnlich unter dem bauhinischen Nahmen Leucojum incanum minus (***) vor. Im Deutschen wird sie sonst auch noch jährige Levkoje, kleine graue Levkoje ꝛc. und im Englischen unter andern vorzüglich Ten Weeks Stock genannt.

Diese Art hat übrigens einen runden glatten Stängel, der ungefähr zwey Fuß hoch wird, und sich gegen den Gipfel zu in verschiedene Aeste theilt, die mit lanzettförmigen, am Ende zugerundeten

(*) Siehe Linn. spec. Plant. ed. III. Tom. II. pag. 925.

(**) Der deutsche Uebersetzer von Millers Gärtner-Lexicon übersetzt im ersten Theil Seite 672. Die Linneische differ. specif. sehr unrichtig auf folgende Art: „Cheiranthus mit „lanzenförmigen etwas gekerbten Blättern, stumpfen, „grauen und walzenförmigen Schoten, mit scharfen „Spitzen und einem weichen Stengel.“ Er legt hier einige Eigenschaften, die den Blättern zukommen, den Schoten bey, welches denen, die keine Kenner der Kunstsprache sind, Zweifel verursachen muß, ob sie auch die rechte Pflanze haben.

(***) Casp. Bauh. pin. 200.

deten, etwas grauen Blättern (*) besetzt sind. Die Blätter stehen ohne Ordnung abwechselnd oder gegen einander über, zuweilen auch drey bis vier neben einander und sind von ungleicher Größe. Am Ende der Zweige kommen die Blumen in lockern Aehren zum Vorschein. Der Kelch der Blume ist groß, gerade und eben, und besteht aus vier spitzigen Blättchen. Die Blumenblätter sind groß und herzförmig und breiten sich in Gestalt eines Kreuzes aus. Die Schoten sind lang, walzenförmig, am Ende etwas spitz und haben auf der einen Seite eine der Länge nach hinlaufende Furche. Sie sind inwendig zweyfächerich und mit vielen flachen rundlichen und am Rande mit einer dünnen hautartigen Einfassung versehenen Samen angefüllt. Die Blumen zeigen sich vorzüglich im Julius und August, zuweilen bis in den Herbst hinein. Der Same wird im October reif. Die ganze Pflanze stirbt gewöhnlich mit dem Eintritte des Winter ab.

Von dieser Sommer-Lerkoje hat man verschiedene Spielarten oder so genannte Varietäten, die sich indessen in nichts als in der Farbe, dem Geruche aber weniger Gefüllsein der Blumen und der etwas längeren oder kürzeren Lebensdauer von einander unterscheiden. Diese durch die Cultur entstandenen und unterhaltenen Abänderungen pflanzen sich aber nicht standhaft fort, und sind überhaupt so vielen Zufälligkeiten unterworfen, daß man keine Gränzen zwischen ihnen ziehen, sondern

(*) Die grünagraue Farbe der Blätter rührt daher, daß sie mit kurzen etwas weißen Härchen bedeckt sind. Einige Spielarten haben dagegen kleine graue Wärzchen, ähnlich denen von der Art, wie bey den Melden, auf den Blättern.

dern sie für nichts als ein Spiel der Natur halten darf. Die Blumenliebhaber unterscheiden indeß die weißen, hellblauen oder porcellainfarbenen, blauen, violetten, rothen, hellkupferfarbenen und dunkelkupferfarbenen, und dann die mit weißen Streifen durchzogenen oder picottirten, und von allen diesen Farben wieder die einfachen und gefüllten Sommer-Levkosen, von einander, und wenden viele Sorgfalt darauf, alle diese Abänderungen fortzupflanzen.

Bey den einfachen Arten ist dieses weniger schwierig, da diese vollkommenen Samen tragen, der, unter gehörigen Vorrichtungen ausgesäet, wieder dieselbe Farbe zu geben pflegt. Da die gefüllten Arten aber sehr selten vollkommenen Samen liefern, weil bey diesen alle, oder doch die mehrsten Befruchtungswerkzeuge wegen überflüssiger Nahrungssäfte in Blumenblätter ausgewachsen sind, und man diese Arten daher wieder aus dem Samen einfacher Stöcke erziehen muß: so hat man sich viele Mühe gegeben, diejenigen Umstände kennen zu lernen, unter welchen der Same einfacher Stöcke am gewissesten gefüllte Blumen hervorbringen müßte. In ältern Zeiten nahm man Schoten von Blumen, die zufällig 5 Blumenblätter hatten, zur Saat, weil man glaubte, daß hier schon ein Anfang oder ein Drang zum Gefülltwerden sey. Oder man schnitt die mehrsten Blumen, besonders die obern, als die jüngeren, weg, damit die untern die man zur Saat übrig ließ, eine desto reichlichere Nahrung haben möchten. Andere wählten die etwas gekrümmten Schoten zur Saat, hoben diese wohl zehn Jahre auf, und säeten sie kurz vor, oder am Tage des Vollmondes oder

eines

eines günstig seyn sollenden Himmelszeichens aus. Wiederhohlte Versuche haben indeß zur Genüge gezeigt, daß diese, so wie viele andre Regeln der Art, nichts weniger als zuverlässig sind, und daß man den gewünschten Erfolg, wenn er eintrifft, ganz andern als den geglaubten Ursachen beylegen müsse, da diese zum Theil grundlos und lächerlich, oder sogar dem beabsichteten Zwecke entgegen sind.

Um in der Erziehung und Fortpflanzung der Sommer-Levkojen und besonders auch der gefüllten Spielarten derselben indeß glücklich zu seyn, ist ohne Zweifel nachfolgende Verfahrungsart die beste. Man sucht überhaupt solche Sorten zu bekommen, die gern in das Gefüllte schlagen. Diese säet man frühe aus, damit die Samenstöcke zeitig blühen, und ihre Schoten gehörig reifen können. Man läßt es der Pflanze dabey nie an Feuchtigkeit, der gehörigen Pflege, und dem vollen Sonnenlichte fehlen, und nimmt hernach vorzüglich die untern Schoten von dem Hauptstängel oder den ältesten Zweigen zur Saat, die vollkommen auswachsen und reifen konnten, da die Pflanze noch bey vollen Kräften war. Von diesen wird man in dem folgenden Jahre, wenn man sie wieder mit der gehörigen Sorgfalt behandelt, viele gefüllte Stöcke erhalten, da das Gefülltwerden den Ueberfluß starknährender Säfte zum Grunde hat.

Dieses ist es, was man im allgemeinen über die Wahl der zur Saat tauglichen Schoten und über die Sommer-Levkojen-Zucht überhaupt mit wenig Worten sagen kann. Da die Sommer-Levkojen indessen so allgemein beliebt sind, und ihr Bau so viele Gärtner und Blumenfreun-

de beschäftigt: so wird es vielleicht nicht unzweckmäßig seyn, hier noch eine etwas ausführliche Anleitung, sie auf die vortheilhafteste Weise zu behandeln, zu geben.

Hat man also einmahl Sommer-Levkojen-Samen, den man aussäen will, so nimmt man etwa im Anfange des Märzes kleine Kasten, oder um größerer Bequemlichkeit willen, gewöhnliche Blumentöpfe. Diese werden mit schlechter Erde angefüllt, solcher etwa, die schon lange in Töpfen gewesen, von Blumen ausgesogen und hernach ausgetrocknet ist. (*) Die Erde wird so stark

(*) Die Ursache, warum man zum ersten Aussäen magere Erde nehmen müsse, liegt in nachfolgender, von einem aufmerksamen Blumenliebhaber gemachten Erfahrung, die man auch anderwärts wahr finden wird. Hier sind seine eignen Worte. „Die Levkojen können zwar nicht nur „sehr gutes Land vertragen, sondern sie erfordern es sogar. „Wer aber den Samen gleich hinein säen wollte, der „würde gewiß sehr wenige Pflanzen davon bringen. Der „Grund ist dieser. In einer fetten Erde liegt die Brut „von einer gewissen Art sehr kleiner ganz weißer Insecten. „Das Gedeihen derselben hängt davon ab, wenn die Erde „feucht ist und in der Wärme, besonders an solchen Orten „steht, wo die freye Luft nicht ganz ungehindert dazu kom„men kann. Wer diese Thierchen kennen lernen will, der „setze nur einen Topf mit guter Erde, in die warme „Stube, und halte ihn immer feucht, so wird er sie nach „kurzer Zeit darauf herum laufen sehn, auch unter kleinen „Erdklümpchen bey einander versammelt finden. Diese „kleinen Würmchen nun fressen, dicht an der Oberfläche „der Erde, rund um die Pflanze herum die Rinde ab, „weßwegen sie umfallen und verderben muß. Solches „Schicksal wiederfährt oft ganzen Töpfen voll schöner „Pflanzen, die im besten Wuchs stehen, ohne daß mancher, „der den Feind nicht kennt, der ihm einen solchen Possen „gespielt hat, die Ursache davon errathen kann. Insge„mein wird dafür gehalten, daß die Fettigkeit und Güte „der Erde den noch zarten Pflanzen an und für sich zu„wider sey. Ehedessen war ich ebenfalls dieser Meinung; „folgende Erfahrung aber überzeugte mich eines andern. „Es wurde nemlich, ohne mein Beyseyn, ein mit der „besten Erde gefüllter Nelkentopf mit Levkojensamen be„säet. Da ich nun ganz gewiß glaubte, daß nichts daraus

werden

ſtark begoſſen, daß ſie durchgehends feucht wird, und das Waſſer aus den Abzugslöchern heraus dringt. Dieſe Löcher müſſen nicht verſtopft werden, weil ſich das überflüſſige Waſſer ſonſt auf dem Boden ſammelt, eine ſumpfichte Beſchaffenheit annimmt, und den Pflanzen äuſſerſt nachtheilig wird. Das anfänglich ſtarke Begieſſen iſt aber aus dem Grunde anzurathen, damit es nicht ſo bald wiederholt werden darf, wodurch die noch nicht hervorgekommenen Körner ſonſt leicht aus ihrer Lage gebracht und zu tief hineingeſchwemmt werden möchten. Hat der Topf vor dem Begieſſen aber hinlängliche Feuchtigkeit erhalten, ſo hält dieſe leicht ſo lange an, bis die Pflanzen aufgegangen ſind.

Bey der Saat ſelbſt bringe man nicht alle Farben untereinander, ſondern ſie lieber eine jede in ein beſonderes Gefäß, damit man über jede Farbe Beobachtungen in Anſehung ihrer Abänderungen und ſonſt anſtellen kann, ſie auch durch eine-

---

…werden müſſe, ſo braucht ich dieſen Topf auch gar nicht …in ein temperirtes Zimmer, ſondern laſſe ihn an ſeinem …ruhigen Orte ſtehen. Die rauhe Witterung hemmt …die aufgehenden Pflanzen gemeiniglich nicht. Da dann aber …gelinder wird, ſo macht es, daß andere Gewächſe …wollen, am Tage da ſtarker auf. Nun bringt meine …Pflanzen zu verſtellen zu machen, und kommt auch da…nen. Die Verwunderung iſt ob, daß einem der ganze …Erfolg nicht allemal gelingt. Der Urſache dieſes Gemiſches …mehr als dieſe darin, daß der meiſten Menſchen Geduld …und Aufmerkſamkeit gegen Luft mangeln nicht darum …ergeben werden können. Die Pflanzen blühen alle vor …ihrem gründen. Weil man aber eine blaue Saat nicht …allezeit mit alle Blumen bey einander haben kann, blühen …nehmen, ſo nehme man lieber eine andere Farbe in der ſich …abwechſelnden Jahrzeiten nicht ſo leicht aufhalten …eine mögen unterſuchen Erde ſo. C …

Taſſius Doctrin in der Gärtnerey. Zweyte …lung Leipzig 1756. Seite 82 — 91.

etwaniges Weggeben junger Pflanzen vielleicht nicht ganz verliert. Die Körner selbst lege man alle einen Zoll von einander auf die nasse Erde, oder säe sie, wenn man dieses zu umständlich findet, sehr dünn aus, weil die Pflanzen sich im Gegenfalle, sowohl unter als über der Erde hindern. Ja wenn die Wurzeln der Pflanzen zu sehr in einander verflochten sind, so werden sie bey dem Versetzen sehr beschädigt, dadurch aber im Wachsthum länger aufgehalten. Sind die Körner nun gelegt oder gesäet, so wird ohngefähr messerrückensdick von eben dieser trockenen Erde darüber gestreuet und mit der flachen Hand nur ein klein wenig angedrückt. Diese trockene Ueberlage zieht von der unteren nassen Erde bald so viele Feuchtigkeit an, als nöthig ist.

Diese Töpfe stellt man am sichersten an die zugemachten Fenster einer uneingeheitzten Stube oder Kammer, und bespritzt sie nur im erforderlichen Fall mit ein wenig Wasser, welches aber mit solcher Behutsamkeit geschehen muß, daß die obere Erde dadurch nicht in eine andere Lage gebracht wird. Am besten ist es aber, wenn es ganz unterbleiben kann, weil man den jungen Pflanzen, die eben im Aufgehen begriffen sind, dadurch gewöhnlich Schaden thut.

Sind die Pflanzen alle aufgegangen, so setze man sie, wenn es das Wetter leidet, am Tage in die freye Luft. Ein rauhes Lüftchen schadet ihnen nicht; sie leiden im Gegentheile ungleich mehr, wenn man sie zu zärtlich hält, weil sie dann zu schlank aufschießen und schwächlich werden. Das Unkraut muß man bald heraus ziehen, so wie es sich zeigt. Läßt man es größer

werden,

werden, ſo reißt man die zarten Pflanzen mit heraus. Das Begießen darf nur mäßig geſchehen, denn die Levkoien lieben keine überflüſſige Feuchtigkeit, ſondern ihre Wurzeln gerathen dadurch in Fäulniß, welches letztere beſonders denn geſchieht, wenn die Pflanzen nicht immer in freyer Luft ſtehen, wo ſie ſonſt ſchneller wieder abtrocknen können.

Wenn man ſie in Töpfe ſetzen will, ſo iſt die beſte Erde, die man ihnen geben kann, unſtreitig eine Miſchung von guter Gartenerde und völlig zu Erde gewordenem Rindermiſt, von jedem Theile die Hälfte. Sollte die Gartenerde zu ſchwer ſeyn, ſo kann etwas Flußſand darunter gemiſcht werden. Die Erde mag nun aber ſo gut als möglich ſeyn, ſo wird man doch im freyen Lande beſſere und ſchönere Levkoien ziehen als in Töpfen, weil ſie ſich daſelbſt mit ihren Wurzeln beſſer ausbreiten können. Auch wird auch im Lande ihr Kor um ſo viel ſchöner ſeyn, deſto beſſer die Nahrung iſt, die ſie daſelbſt antreffen. Können ſie auf einen fruchtbaren Boden, der ſeit vielen Jahren geruhet hat, und im Herbſt tief bearbeitet iſt, gebracht werden, ſo werden ſie weit ſchöner blühen, als in dem am beſten gedüngten Lande. Wer dieſes aber nicht haben kann, der dünge den für ſie beſtimmten Ort im Herbſt vorher mit kurzem verfaulten Rindermiſt. Beſſer noch iſt der Schlamm aus einer Miſtgrube, der im Sommer tief auf Haufen geſchlagen iſt, ſo den Winter über gelegen hat, im Frühlinge aber ungefähr handtief auf ein Beet gebracht und untergegraben wird. Auf einem mit ſolchem Schlamme gedüngten Beete hat man bisher die am ſchönſten blühenden Levkoien gezogen.

Die Pflanzen selbst, die man versetzen will, hebe man, wenn sie vier Blätter haben, oder ungefähr gliedslang sind, zu einer Zeit, wenn der Topf weder zu feucht noch zu trocken ist, mit einem Messer dergestalt aus, daß sie so wenig als möglich beschädigt werden. Nimmt man mehrere Pflanzen zugleich mit einem Stück Erde heraus, welches deswegen gut ist, weil sie alsdann mit wenigerer Gefahr, an den Wurzeln verletzt zu werden, zu zertheilen sind, so muß um derer willen, die stehen bleiben, wieder so viel Erde als nöthig in den Topf gethan, und derselbe begossen werden. Wer den ganzen Topf voll auf Einmahl versetzen will, der stürze ihn in die hohle Hand um, so können die Pflänzchen am sichersten mit vollen Wurzeln aus dem Ballen herausgenommen werden, und ihre Verpflanzung macht wenig Mühe, da sie noch nicht groß sind. In die vorher schon angefüllten Töpfe macht man mit dem Finger recht in der Mitte ein Loch in die Erde, hält das Pflänzchen hinein, nnd füllt das Loch ohne einiges Andrücken wieder mit Erde zu. Hierauf begießt man den Topf gleich so stark, daß das Wasser aus den Abzugslöchern fließt. Man muß während des Begießens die Pflanzen aber aufrecht halten, damit sie durch den Guß keine krumme Stellung bekommen und die Erde sich gleich gehörig um die Wurzeln legen kann. Die bepflanzten Töpfe werden sogleich in die Sonne gestellt, dann die anf diese Art eingeschlämmten jungen Pflanzen können den Sonnenschein vom ersten Augenblicke an vertragen, sie müßten denn viele Wurzeln verloren haben oder lange außer der Erde gewesen seyn. Und wenn sie auch am ersten

ſten Tage die Blätter ein wenig hängen laſſen, ſo richten ſie ſich doch gleich wieder auf.

Im Lande verlangen die Levkojen einen Schuh weiten Raum. Auch hier iſt das Einſchlämmen die beſte Verſetzungsart, doch kann man die dazu beſtimmten Pflanzen ein wenig gröſſer werden laſſen, weil ſie ſonſt ſo leicht von Regenwürmern überwältigt werden. Vor der Sonne darf man die verſetzten Pflanzen nicht ängſtlich ſchützen, wenn man ſie nur gut einſchlämmt und anfänglich öfters begießt.

Um den, durch das Schlämmen hart gewordenen Boden aufzulockern, muß man die Pflanzen, wenn ſie eine Zeitlang geſtanden haben, behacken, welches ihnen ſehr gut bekommt und überdies noch den Vortheil hat, daß das ſich nun ſchon zeigende Unkraut dadurch zugleich in der Geburt erſtickt wird. Bey noch kleinern Pflanzen kann man dieſes mit einem Meſſer thun, da man ihnen mit einer Hacke zu nahe kommen möchte. Doch wird dieſes nur dicht um die Pflanze nöthig ſeyn, da man die gröſſeren Zwiſchenräume füglich mit der Hacke lüften kann.

Manche Levkojenfreunde ſetzen ihre Pflanzen erſt alle in das Land, und bringen hernach die gefüllten in die Töpfe. Dieſe Methode hat indeß bey den Sorten, die erſt eine ziemliche Gröſſe erreichen müſſen, ehe man es erkennen kann, ob ſie gefüllt oder einfach ſind, einige Nachtheile die ſich ſchwerlich vermeiden laſſen. Je gröſſer ein Levkojenſtock iſt, deſto mehr empfindet er das Verſetzen. Die Wurzeln der Levkojen gehen weit in die Tiefe und auf die Seite, ohne viele Nebenfaſern zu haben. Dieſe werden nur

dem Ausheben entweder, sehr beschädigt, oder wenn dieses auch nicht geschieht, so schicken sie sich nicht gut in die Töpfe, und müssen also beschnitten werden. Das Beschneiden kann aber einem Sommerlevkojenstocke unmöglich nützlich seyn, da er dadurch gerade zu der Zeit sehr geschwächt wird, wo er reichlicher Nahrungssäfte bedarf, um große Blumen anzusetzen.

Wenn man aber gleichwohl die sich schon als gefüllt zeigenden Sommerlevkojenstöcke (*) in Töpfe setzen will, so bediene man sich dabey der Methode des Einschlämmens, weil diese den Pflanzen bey dem nicht immer oder niemahls ganz zu vermeidenden Verluste an Wurzeln noch am besten bekommen wird, und stelle sie dann, so lange bis ihre Blätter wieder aufgerichtet stehen, an einen etwas schattigen Ort, damit die Hitze sie nicht zu sehr ermatte, wovon sie unter diesen Umständen mehr als in der früheren Jugend leiden würden. Bey dem Umsetzen selbst ist es nicht nöthig viele Erde um die Wurzeln zu lassen, wenn man übrigens nur so behutsam als möglich dabey verfährt. Der große Erdklumpen verhindert es nur, daß man der Pflanze bessere Erde in hinlänglichem Maße geben kann. Die Wurzeln muß man bey Sommerlevkojen übrigens auf alle Weise zu erhalten suchen. Man muß

(*) Ob ein Levkojenstock gefüllte oder einfache Blumen tragen werde, kann man nicht eher erfahren, als bis der Stock schon kleine Blumenknospen zeigt. Diese öffnet man behutsam mit einer Nadel. Findet man die innern Theile wie kleine parallele Fäden neben einander, so werden es einfache Blumen; sind sie aber kraus in eine Kugel zusammengedrängt, so werden es gefüllte Blumen. Ein anderes sicheres Zeichen, dieses früher zu erfahren, ist zur Zeit noch nicht bekannt.

muß sie deßhalb mit Behutsamkeit in dem Topfe zurecht legen, so daß sie die Seiten des Topfes nicht berühren und auch nicht krumm zusammen gebogen werden, durch welches letzte ihre kleinen Gefäße zerdrückt werden, und Stockungen der Säfte entstehn.

Die nun entweder ganz frühe oder später in Töpfe gepflanzten Sommerlevkojenstöcke, und zwar diejenigen, die man nicht zur Saat bestimmt welches an sich also schon alle gefüllten seyn werden, die bekanntlich keinen Saamen tragen, müssen, wenn sie nicht von kurzer Dauer seyn, sondern mit vielen Blumen besetzte lange Stängel bekommen sollen, einen für sie passenden Standort erhalten. Eine nordöstliche Lage, wo sie nur bis zum halben Vormittage Sonne haben, ist ihnen am zuträglichsten, und ihre Blumen halten sich hier am längsten, da sie an einer ganz der Sonne ausgesetzten Stelle bald verwelken. Mit den zur Saat bestimmten Sommerlevkojenstöcken verhält es sich indessen anders. Wenn diese im Lande stehen bleiben, so bekommen sie selten reifen Samen, wenn sie nicht die volle Sonne haben, es überdies nicht ein vorzüglich warmer Sommer, und noch bis in den Herbst hinein gutes Wetter ist. Die zur Saat bestimmten Stöcke muß man vor allen Dingen also in Töpfe setzen, und diese an die volle Sonne stellen, damit die ganze Pflanze und auch die Würzeln desto mehr erwärmt werden. Dieses trägt sehr viel zum schnelleren Blühen und zur vollkommenern Reifung der Schoten bey. Es wird aber nöthig seyn von jeder Farbe mehrere Stöcke in Töpfe zu setzen, weil es sich sonst, besonders bey den Sorten, die leicht gefüllt werden

tragen könnte, daß sie alle gefüllt würden, und man nicht einen einfachen Stock zur Saat übrig behielte. Daß man übrigens recht vollkommene und früh blühende Pflanzen zur Saat bestimmen werde, versteht sich von selbst, weil dieses auf die Güte und Vollendetheit des Samens und dessen Reifung von dem größten Einflusse ist.

In der sonstigen Behandlung haben die Sommerlevkojen vor andern Pflanzen eben nichts besonders. Sie wollen nur vom Unkraute gereinigt, und wenn die Erde oben hart geworden ist, durch Auflockern etwas gelüftet seyn. Was das Begießen betrifft, so dürfen sie zwar keinen Mangel an Feuchtigkeit leiden, der Ueberfluß ist ihnen aber, wie es oben schon erwähnet wurde, nachtheilig.

Hat der Same endlich seine gehörige Reife erlangt, welches man unter andern daran erkennt, wenn der Stock, nachdem er abgeblühet hat, eine gelbe Strohfarbe bekommt: so kann man den Stock ausziehen und ihn an einem trocknen Orte, wo des Winters nicht eingeheitzt wird, aufheben. Man bindet allenfalls einen Zettel, worauf die Farbe bemerkt wird, daran, um hierüber nicht in Ungewißheit zu kommen. Der Same bleibt in den Schoten, weil er sich darin besser erhält, als wenn er ausgerieben wird. Und wenn man hernach etwas aussäen will, so macht man nicht mehrere Schoten auf, als man gerade gebraucht.

Außer der hier beschriebenen Methode Sommerlevkojen zu ziehen, giebt es noch verschiedene andere, die ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile haben. So säen einige, um recht frühe blü-

blühende Stöcke zu bekommen, den Levkojensamen auf Mistbeete, und verfahren beym Umsetzen der Pflanzen hernach etwa auf oben angegebene Art. Dieses hat unter andern (*) aber den

(*) Von einem andern sehr gewöhnlichen Uebel, dem die jungen Pflanzen auf den Mistbeeten unterworfen sind, so wie von dem Mittel, demselben vorzubeugen, findet man im Hannoverischen Magazine vom Jahre 1785. Seite 1065 — 68. nachfolgendes aufgezeichnet. „Es wird einem jeden Gartenfreunde, der im Frühjahr frühe Pflanzen auf warmen Mistbeeten anzuziehen pflegt, nur allzusehr bekannt seyn, wie gemeiniglich an dem Stamm oder Stängel der Levkojen, Guldenlack ꝛc. insbesondere aber des Blumenkohls und anderer Kohlpflanzen sich eine Fäulniß äußert, indem sie unten schwarz werden, einschrumpfen, umfallen und endlich verdorren. Diese Krankheit entsteht eigentlich von den öhlichten und andern scharfen warmen Dünsten, die sich in solchen gemeiniglich mit recht fetter Erde angefüllten Mistbeeten häufig erzeugen. Indem sie aufsteigen, werden sie nicht immer durch hinlängliche Oeffnung der Fenster gehörig abgeleitet. Sie fallen alsdann von dem Glase in grossen Tropfen auf die Pflanzen nieder, und ziehen sich unten um den Stängel zusammen. Hier kann diese Feuchtigkeit von der fetten Erde, die immer stark ausdünstet, nicht sogleich ganz eingesogen und vertheilt werden, sondern bleibt in der Oberfläche der Erde zunächst am Stängel stehen, wird immer durch neuen Zusatz vermehrt, und geräth endlich durch die enthaltende Wärme, sowohl des Mistes als der Sonnenstrahlen in Gährung. Dadurch wird nun der noch zarte Stängel der Pflanze mit angegriffen, die Pflanzensäfte verderben, die noch äußerst feinen Saftröhren werden zerstört, sie schrumpfen ein, erhalten von dem verdorbenen Safte eine schwarze Farbe, und die Pflanze selbst, die sich noch eine Zeitlang durch die von oben eingesogenen Feuchtigkeiten frisch erhalten hat, sinkt endlich kraftlos dahin und stirbt.“

„Der erste Grund dieses Uebels liegt also in der Fettigkeit der Erde. — — — Man würde daher diesem Uebel am sichersten durch eine ganz magere Erde zuvorkommen. Allein dadurch würde den Pflanzen die ihnen so zuträgliche nährende Kraft einer fetten Erde entrissen, und ihr vollkommenes Gedeihen von einer andern Seite geschwächt werden. Blos eine gute Wartung des Mistbeetes und eine ganz gemäßigte Wärme desselben tragen auch sehr viel zur Verminderung dieses Uebels bey. Bey dem allen können aber oft zwey trü-

Nachtheil, daß die Pflanzen auf dem Mistbeete zu zärtlich werden, und zu oft von dem Einflusse der rauheren Frühlingstage leiden.

Andere säen den Levkojensamen in das freye Land. Hier sind die jungen Pflanzen aber den Erdflöhen und Regenwürmern ausgesetzt, die ihnen sehr nachstellen; und wenn sie von diesen glücklicher Weise auch verschont werden, so vernichtet zuweilen ein einziger Nachtfrost die ganze Hoffnung der Saat, da man die Pflanzen im freyen

„an denen die Fenster nicht geöffnet werden, die Dünste „im Beet also darin geblieben sind, verursachen, daß alle „Pflanzen von dieser Krankheit angesteckt werden."

„Hier ist also ein Mittel nöthig, daß diese Entzündung gänzlich verhindern kann, ohne die Pflanzen in „ihrem Wachsthume zu schwächen. Und da habe ich bey „verschiedenen wiederhohlten Versuchen folgendes am „wirksamsten gefunden."

„In der aus ganz altem verfaulten Rindermist, Laub- „und Holzerde und ferner Garten- oder ausgemitteter „Schlammerde vermischten und gut zubereiteten Mist„beeterde werden mit der Hand ganz flache Rinnen ge„macht, worin man den Samen säen will, etwa ½ Zoll „tief, und 4 — 6 Zoll breit. Die Erde wird zu bey„den Seiten hingezogen, oder in einen Topf geworfen, „und hernach wieder aufgestreut. In diese Vertiefun„gen streue man eine dünne ebene Lage von trocknem leich„ten Bergsande aus. Oben darauf säe man den Sa„men nicht zu dick, drücke ihn mit der umgekehrten Hand „überall leise an den Sand, streue noch einmahl eine „dünne Lage Sand hin, dann die zuerst bey Seite ge„nommene Erde, und zuletzt endlich wieder etwas Sand „oben darauf, welcher ebenfalls sanft angedrückt wird."

„Bey dieser Methode — verbunden mit einer gehöri„gen Zubereitung und übrigen sorgfältigen Wartung des „Mistbeetes — wird nicht leicht eine Pflanze verderben. „Denn der Sand zieht den niedersinkenden Dampf sogleich „an, und durch den Sand vertheilt sich diese Feuchtigkeit „gleich überall hin; die Pflanzen werden folglich [illegible] be„freyt. Uebrigens wird das fernere Wachsthum un„der Pflanzen auf warmen Mistbeeten durch „Beurtheilung und öfterer fleißigen Nachsicht v. „Luftgeben, oder Oeffnen und Schließen der Fen„ster befördert."

freyen Lande nicht gehörig schützen kann. Sonst hat diese Art allerdings das Gute, daß die Pflanzen, wenn sie durchkommen, stärker und robuster sind, als die auf eine künstlichere Art erzogenen.

Manche pflegen den Sommer-Levkojensamen auch noch im Auguste zu säen, und die Pflanzen davon auf die Art, wie es weiter unten von den Winterlevkojen erwähnt werden wird, auszuwintern, eines theils um die gefüllten Blumen im folgenden Frühlinge desto eher zu haben, andern theils um von den einfachen noch vor dem Herbste, und also desto zuverlässiger recht reifen Saamen zu erhalten. In Ansehung des ersten haben sie recht; was aber den zweyten Punct betrifft, so läßt es sich vermuthen, daß solche Sommerlevkojen nach einigen Generationen ganz aus der Art schlagen, und sich gleichsam in Winterlevkojen verwandeln werden, so daß man sie schon überwintern muß, wenn sie überall zur Blüthe kommen sollen. Die Sommerlevkojen haben in unserm nördlicheren Klima überhaupt eine Neigung, ihre Lebensdauer über die Gränze eines Sommers zu verlängern, welches daher kommt, weil sie sich hier nicht so geschwinde als in ihrem wärmeren Vaterlande entwickeln, das Maß ihrer Lebenskräfte daher mit dem Eintritte des Winters also noch nicht immer ganz erschöpft ist. Begünstigt man diese Neigung ihr Lebensziel weiter auszustecken, so kann man sie nach mehrern Generationen dahin bringen, daß sie zwey, ja sogar drey Sommer blühen. Veredelt werden dadurch ihre Sorten aber nicht.

Verschieden von diesen Abarten sind noch jene Bastard-Pflanzen, die zum

dem Samen der Sommerlevkojen entstehn, die schlank aufschießen, ihre Blüthe aber so lange verzögern, daß der Winter sie übereilt. Diese entstehen wahrscheinlich daraus, daß zuweilen Insecten den Samenstaub der Winterlevkojen zu den Blumen der Sommerlevkojen tragen und dadurch eine Bastard-Zeugung veranlassen, welche bey diesen beyden Pflanzen, wenn der Samenstaub einmahl wirklich zu dem jungen Fruchtknoten der andern Art gebracht ist, um so eher zu erwarten steht, da sie in so vielen Stücken mit einander überein kommen.

Da hier einmahl von Bastard-Zeugungen die Rede ist, so kann es noch angemerkt werden, daß es gar nicht schwer hält, Mischungen und Mittelfarben zwischen zwey verschieden gefärbten Stöcken zu erziehen. Die Sache an sich ist bekannt und beruhet auf Grundsätzen, die längst durch die Erfahrung als wahr erwiesen sind. In Rücksicht des Baues der Levkojen-Blumen ist indeß so viel zu bemerken, daß man, um des guten Erfolgs gewiß zu seyn, es nicht dabey bewenden lassen müsse, die beyden verschieden gefärbten Stöcke, die man mit einander vermischen will, sich bloß einander nahe zu bringen, oder zwey Blumen etwa zusammen zu binden; sondern daß es, weil die Befruchtungstheile der Levkojen etwas tief in der Blume verschlossen sind, so daß der Samenstaub der einen Pflanze die weibliche Narbe der andern vielleicht nicht ungehindert erreicht, am besten sey, eine eigentlich sogenannte künstliche Befruchtung vorzunehmen. Zu dem Ende schneidet man, so wie die Blume eben aufblühen will, mit Behutsamkeit und möglichster Schonung der übrigen zarten Theile die jungen Staubbeutel der-

sel-

selben weg, und trägt mit einem weichen Pinselchen etwas reifen Samenstaub von dem andern Stock auf die weibliche Narbe derselben. Dieses wird einige Tage in der Mittagsstunde wiederhohlt, bis die kastrirte Blume welk zu werden anfängt, welches ein Zeichen der vollendeten Befruchtung ist. Während dieser Zeit darf aber keine andere Blume an dem Stocke, an dem man den Versuch macht, zur Blüthe gelassen werden, sondern man muß sie, so wie sie sich entfalten wollen, wegschneiden, weil deren Samenstaub durch Wind oder Insecten zu der kastrirten Blume gebracht werden, und die künstliche Befruchtung vereiteln könnte. Die künstlich befruchtete Schote zeichne man und hebe sie zur künftigen Aussaat auf, und man wird in den mehrsten Fällen Sorten ziehen, die gerade das Mittel zwischen dem Vater und der Mutter halten.

Das Vorgeben einiger Blumisten durch die Zusammenstellung gefüllter und einfacher Stöcke von dem Samen der letztern wieder schön gefüllte Stöcke erhalten zu haben, widerlegt sich in so fern von selbst, daß an diesem glücklichen Erfolge wenigstens die gefüllten Stöcke ganz unschuldig sind, da diesen bekanntlich die Befruchtungswerkzeuge fehlen, und sie also nichts zur Fortpflanzung ihrer Art beytragen können.

Sehr nahe verwandt scheint mit der Sommer-Levkoje zu seyn.

3. **Die Winter-Levkoje.** Cheiranthus *incanus. Linn.*

Linné unterschied diese von der vorstehenden, so wie von den andern Arten, auf folgende Weise: Cheir. foliis lanceolatis, integerrimis, obtusis, incani

dem zwey Jahre dauernde
die vorige Art etwas g
Schoten, und einen einf
ſollte. In Anſehung der
gebene Unterſchied weg, i
levkoje zuweilen mit gezäh
Die andern Merkmahle ſin
ſcheidend (**) wenn man
gewöhnlichen Geſtalt mit
aus der einen oder and
Kunſt nicht etwa ein baſt
worden iſt.

In den ältern botan
die Winterlevkoje beſonder

(*) Dießkau erwähnt in ſeine
über die Vortheile in der
Coburg 1786. Seite 114. ei
gezackte Blätter haben, ſo
nennt.

vor: Leucojum, incano folio, hortenſe. C. Bauhin. pin. 200. n. 1. 2. 4. 5. 6. 7. und Viola alba et purpurea. Lobel. ic. 329. Roy. lugdb. 387. — Im Deutſchen hat ſie ſonſt auch noch den Nahmen Veil, Gartenveil oder Stockveil, weil ihr Stamm einem kleinen Bäumchen oder Strauchgewächſe ähnlich ſieht. Im Engliſchen nennt man ſie Stock Gilly Flower, im Franzöſiſchen Violier Geroflée.

Ihr eigentliches Vaterland iſt das Spaniſche Seeufer, und zwey Jahre ihre gewöhnliche Lebensdauer, ſo daß ſie nähmlich erſt im 2ten Sommer blühet und denn ſtirbt. Wenn man den Samen indeß ſehr zeitig im Frühlinge ſäet, ſo kommt ſie öfters ſchon im erſten Herbſte zur Blüthe. Dieſe ſo frühzeitig blühenden Pflanzen gehen aber gemeinhin im Winter zu Grunde, weil ihre Kräfte zu ſehr angeſtrengt ſind.

Die Winter-Levkoje hat übrigens einen ſtarken Stängel, welcher beynahe ſtaudenartig und einige Schuhe hoch iſt, und viele Seitenzweige treibet. Die Blätter ſind 3 — 4 Zoll lang, lanzettförmig, von kleinen Haaren oder kleinen Mehlkörnern grau, am Ende ſtumpf und etwas nach unten umgebeugt. An den Zweigen ſind die Blätter kleiner als am Stamme. Ein jeder Seitenzweig endigt ſich mit einer lockern Blumenähre. Die Blumen erſcheinen im May und Junius, blühen nach einander öfters bis in den Herbſt. Der Kelch der Blume iſt etwas wollicht. Die Blumenblätter ſind ziemlich groß, rundlich und ein wenig eingekerbt. Die Schoten haben die oben erwähnte Geſtalt und reifen im Herbſt, womit die Pflanze gewöhnlich ſtirbt.

So hat man ſie mit weiße
then, purpurrothen, ſonderba
conirten Blumen, welche all
einfach ſind. Doch giebt e
täten, die es verdienen, b
werden, da ſie ſich durch ei
ſchaften auszuzeichnen ſcheine

a) die ſcharlachrot
koje Cheiranthus coc
Gärtner-Lexicon

eine der ſchönſten Blumen, d
förmige, am Rande etwas g
einen aufrechtſtehenden unget
terſcheidet, und in England
levkoje genannt wird. Sie
darüber hoch und hat einen ſt
gel, der mit langen, grauen,
und am Rande wellenförmigen
ſich gegen den Gipfel ſtark anhä
te derſelben ſteigt ein einen bi
hoher Blumenſtängel auf, an
2 bis 3 kurze Zweige befindl
men haben eine ſtarkſcheinend

b) Die vieläſtige Winterlevkoje. Cheiranthus *albus*. Miller a. a. O. Nummer 8.

Die Blätter lanzettförmig, ungezähnt, ſtumpf und grau; die Blumenzweige aus den Blattwinkeln; der Stängel ſtaudenartig. Das ſind die Unterſcheidungsmerkmahle dieſer Varietät, die ſehr dauerhaft iſt, und ſich 3 bis 4 Jahre erhält. Der Stängel wird dabey über 3 Fuß hoch, hat allenthalben viele Aeſte und an denſelben wieder häufige Blumenzweige, die aus den Blattwinkeln kommen, während ſich am Ende des Hauptſtängels ſelten eine Aehre zeigt.

Die Farbe der Blumen iſt weiß, fleiſchfarben oder purpurroth. Der Same giebt gewöhnlich viele gefüllte Stöcke.

c) Die grünblätterige Winterlevkoje. Cheiranthus glaber. Miller a. a. O. Nummer 10.

Dieſe Varietät hat lanzettförmige, geſtielte, ſpitze, grüne Blätter, und einen ſtaudenartigen Stängel. Der Stängel wird übrigens einen Schuh hoch, und theilt ſich in verſchiedene Aeſte, welche mit ſchmalen, faſt 3 Zoll langen, $\frac{1}{2}$ Zoll breiten, dabey glatten hellgrünen Blättern von etwas dicker Conſiſtenz beſetzt ſind. Die Blumen zeigen ſich in lockern Aehren an den Enden der Zweige, haben eine reine weiße Farbe und einen ſehr lieblichen und ſtarken Geruch, beſonders gegen Abend und bey trüben Wetter.

Dieſe Varietät erfordert übrigens noch eine aufmerkſame Beobachtung, ob ihre ſchmalen grünen und ſaftigen Blätter wirklich [illegible]

da sie in diesem Falle zu dem Range einer eignen Art erhoben werden müßte.

Die Fortpflanzung der Winter-Levkojen durch Samen giebt nicht immer die gewünschten gefüllten Varietäten wieder. Man hat daher zum Theil einige andere Methoden gewählt, um sich im Besitz derselben zu erhalten; Einige machen deshalb, wenn ein Stock dazu schickliche Zweige hat, ordentliche Absenker, wie man es gewöhnlich bey Nelken thut; und wenn die Zweige sich nicht füglich in die Erde beugen lassen, so befestigen sie seitwärts am Stamme ein kleines Behältniß mit Erde, und beugen einen Zweig hinein, damit er darin Wurzeln schlagen, und hernach als eine eigne Pflanze versetzt werden könne. Andere schneiden die Zweige gleich ganz ab, und stecken sie in die Erde, so wie es bey der Goldlevkoje und andern üblich ist; oder sie oculiren wohl gar den Anfang eines jungen Zweiges von einem gefüllten auf einen jungen einfachen Stamm. Diese verschiedenen Methoden glücken nun zwar öfters in so fern, daß man wirklich einen gefüllten Stamm erhält. Da die Zweige der Winterlevkojen sich indeß gewöhnlich immer mit einer Blumenähre endigen, so geschieht es daher auch, daß die jungen Stämme immer gleich Blüthe ansetzen und darüber zu keiner ansehnlichen Größe gedeihen. Die mehrsten Blumenliebhaber ziehn deshalb die Vermehrung durch Samen vor, weil dieses die größten und dauerhaftesten Stöcke giebt, wenn man auch nicht allemahl gewisse Rechnung machen kann, daß mehr als die Hälfte von den jungen Stöcken gefüllte Blumen haben werden.

In Anſehung dieſer Vermehrungsart iſt nun oben, bey den Sommerlevkoſen, ſchon verſchiedenes vorgekommen, was auch bey den Winterlevkoſen Anwendung findet, wohin unter andern dasjenige gehört, was über die Wahl der zur Saat tauglichen Schoten, und über das Ausſäen des Samens geſagt iſt. Hier darf daher nur dasjenige berührt werden, was die Winterlevkoſen noch beſonders angeht, in ſo fern ſie ihrer längern Lebensdauer wegen dieſe und jene anderweitige Vorſicht nöthig machen.

Man ſäe den Samen der Winterlevkoſen etwas ſpäter als den der Sommerlevkoſen aus, damit ſie im September oder Anfange des Octobers die erſten Knoſpen anſetzen, an denen man es, wie oben bey den Sommerlevkoſen, erkennen kann, ob ſie gefüllte oder einfache Blumen tragen werden, und man nicht mehr einfache Stöcke durchwintern dürfe, als man zur Saat ſtehen laſſen will. Sind die jungen Pflanzen zum Verſetzen geſchickt, ſo werden ſie in das freye Land gebracht, auf ein Beet, das die volle Sonne und noch viele Fruchtbarkeit hat, aber nicht ſo ſtark gedüngt iſt, als es bey den Sommerlevkoſen erwähnt wurde, weil ſie in dieſem Falle zu ſchnell in die Höhe getrieben und dadurch ſchwächlich werden würden. Dabey werden ſie öfters behackt und vom Unkraute gereinigt.

Setzen die Stöcke gegen den Herbſt an den Spitzen der Seitenäſte nun kleine Blumenknoſpen an, welches man befördert, wenn man den Kopf des Hauptſtängels bey zeiten abſchneidet, welches aber bey den Arten, die ſich ohnehin frühe genug zeigen, nicht nöthig iſt: ſo kann die Samenpflanze, welches bekanntlich einfach

bricht ihnen alle Knospen
die Kräfte, die ihnen die
kosten würde, dazu verwe
lust der Wurzeln zu ersetz
Winter recht zu befestige

Beym Versetzen selbs
ten, daß die Winterlevko
auch einen geräumigen To
muß man sie auch in ein
länglicher Weite ausheber
nicht sehr zu nahe zu kom
immer von den Wurzeln f
Im Gegentheile erhohlen
mit ganz entblößter Wurz
Erde eingeschlämmt werden
Versetzen, als diejenigen,
stigen Weise mit einem g
die Töpfe that. Wenn e
spät zeigen, ob sie gefüllt
so kann man sie zur Not
in Töpfe setzen. Man sorg

Hernach müssen sie Schutz vor der Kälte haben. Man bringt sie daher in eine Kammer, wo sie davor gesichert sind, und wo man ihnen durch öfteres Oeffnen der Fenster frische Luft, die ihnen unumgänglich nöthig ist, geben kann. Begießen muß man sie, besonders wenn man wegen eingetretenen Frostwetters die Fenster nicht öffnen kann, aber nicht mehr, als daß sie nur am Leben erhalten werden. Und wenn sie auch ein wenig matt und welk aussehen, so ist das in dieser Jahrszeit besser, als ein frisches Ansehn. Letzteres ist ein Zeichen, daß sie so viel Kräfte haben zu wachsen; und das Wachsen ist ihnen im Winter schädlich, wenigstens sterben sie darnach, wenn sie im Frühlinge wieder in die freye Luft kommen, gewöhnlich ab.

Die Auswinterung im Keller ist die schlechteste, weil man ihnen da keine frische Luft geben kann. Gemeinhin stehn die Stöcke da auch zu warm und fangen an zu treiben, wenn man ihnen auch nur sehr mäßig Wasser giebt. Eine luftige Kammer wird daher vorzuziehen seyn, die man, wenn die Kälte zu heftig wird, so weit erwärmen kann, daß nur der Frost die Pflanzen nicht angreift.

Die Auswinterung im Gewächshause hat indeß noch die Vorzüge, daß man den Stöcken hier mehr Wasser und Wärme geben kann, weil die vielen Fenster hier gewöhnlich eine reine, freye Luft unterhalten, in welcher die überflüssige Feuchtigkeit abdünsten kann, die den Stöcken sonst so nachtheilig ist. Das Wachsen im Gewächshause ist ihnen daher auch nicht schädlich, sondern es befördert nur das frühere Entwickeln der Blumen.

An schönen Tagen können die Stöcke im April wieder in die freye Luft gebracht werden; Tag und Nacht lasse man sie aber vor dem May nicht draußen stehen. Man setze sie alsdann in ein fruchtbares Gartenbeet, und schneide die Stängel, ehe noch alle Knospen an denselben aufgeblühet sind, fleißig ab, damit sie wieder neue treiben und also desto länger blühen. Eben dieses kann man auch bey den Sommerlevkojen thun, und man wird ihren Flor verlängern.

Die zur Saat bestimmten Stöcke kann man auch ins Land setzen; bey diesen breche man indeß die Knospen, die sie etwa schon getrieben hatten, wieder ab, und erwarte solche, die der Stock erst nach dem Versetzen treibt, die also durch die Periode des Versetzens nicht geschwächt wurden. Will man diese einfachen Stöcke nicht auf Gartenbeeten haben, so lasse man sie in den Töpfen und verpflege sie den Sommer über gehörig. Man bringe sie aber nicht in die Nähe der Sommerlevkojen, weil sonst, aus oben angegebenen Ursachen, aus ihrem Samen öfters Bastardpflanzen erzogen werden.

Obgleich die Winterlevkojen bey gehöriger Wartung mehrere Jahre dauern können: so ist doch ihr erster Flor der beste, und man thut daher wohl, jährlich frische Stöcke zu ziehen. Wenn man die alten Stöcke indeß erhalten will, so setze man sie gleich nach der Blüthe um, sie mögen im Lande gestanden haben, oder in Töpfen geblieben seyn. Geschieht dieses noch in den warmen Sommertagen, so haben sie Zeit in der ihnen gegebenen guten Erde frische Wurzeln zu schlagen, und die verlornen Kräfte wieder zu ersetzen.

Winterlevkojen, die von der erſten Saat an in Töpfen geblieben ſind, ohne hernach in das freye Land umgepflanzt zu ſeyn, bleiben unanſehnlich, und gewähren dem Blumenliebhaber wenig Vergnügen.

Eine andere Art, die der Winterlevkoje ſehr ähnlich iſt, dennoch aber immer für verſchieden von derſelben gehalten wird, iſt

4) Die Fenſterlevkoje. Cheiranthus *fenestralis. Linn.*

die ihrer Kleinheit wegen auch die Zwerglevkoje heißt. Das Vaterland dieſer Pflanze iſt unbekannt. Sie ging im Jahr 1753 zu Upſal aus Samen auf, und wurde von da nach andern Orten als eine Seltenheit verſchickt. Als Unterſcheidungs-Merkmahle hat dieſe Art gedrängt-kopfartig bey einander ſtehende, rückwärts gekrümmte, gewellte Blätter, und einen ungetheilten Stängel, welches in den linneiſchen Schriften auf folgende Art gegeben wird: Cheiranthus foliis confertocapitatis recurvatis undatis, caule indiviſo. *Linn.* Syſt. veget. pag. 500. Spec. plant. p. 924. — Im übrigen iſt es eine zweyjährige Pflanze die 6 bis 10 Zoll hoch wird. Ihr Stamm ſteht aufrecht und iſt beynahe fingersdick. Die lanzettförmigen, vorn ſtumpfen Blätter, kommen an einem Kopf zuſammengedrängt, wie am Kohl, zum Vorſchein, ſind ſehr grau, am Rande wellenförmig gebogen übrigens etwas gekrümmt. Die Blumenſtengel zeigen ſich an den Seiten des Stängels und ſtehen aufrecht. Die Blumen ſind purpurroth und haben ſo wie auch die Schoten, mit denen der Winterlevkoje viele Aehnlichkeit. Ihr Geruch iſt aber ſchwächer, als bey der genannten Art.

sie ihre Wurzeln auch ins Land setz
rothen Blumen werden eine
seyn.

5) Die Ufer-Levkoje.
reus. Linn.

In den linneischen We
von den andern unterschieden:
lanceolatis subdentatis subtor
petalis emarginatis, siliquis
Veget pag. 500. Spec. Pla
Levkoje mit lanzettförmigen,
tigen fleischigen Blättern,
blättern und filzigen Schote
pin. 201. heißt sie Leucojum
folium. In Clus. hist. 1. p
maritimum minus.

Das Vaterland dieser P
des mittelländischen Meeres
reich und Italien. Sie wi
hoch, hat einen holzigen St
kleine wechselsweise stehende
Blätter stehen gleichfalls wech

Farbe, werden vor dem Verwelken aber purpurroth. Die Basis der Blumenblätter, die übrigens umgekehrt herzförmig sind, ist aber von Anfang an weiß. Die Staubfäden sind so lang als die von den Nägeln der Blumenblätter gebildete Röhre, worin diese Art etwas von den andern abweicht, welche kürzere Staubfäden haben. Die Schoten sind pfriemförmig, schmal, übrigens ziemlich gleichförmig, filzig und so lang als die Blätter. Die Dauer der Pflanze ist nur einjährig, obgleich man sie des holzigen Stängels wegen für bleibend halten sollte.

Den Samen dieser Art kann man im Herbst auf eine warme Rabatte säen, wo die Pflanzen stehen sollen. Wenn sie aufgegangen sind, erfordern sie eben keine andere Wartung mehr, als daß man sie vom Unkraute reinige und sie verdünnere, wo sie zu dicht an einander stehen. Diese Herbstpflanzen blühen im folgenden Junius, und bringen völlig reifen Samen. Säet man sie aber im Frühlinge aus, so blühen sie erst im Julius und August, und ihre Schoten kommen in unserm nördlicheren Klima nicht immer zur Reife. Wenn man aber den Samen zu zwey bis drey verschiedenen Zeiten aussäet, so erhält man wenigstens dadurch den Vortheil, daß man drey bis vier Monathe nach einander blühende Pflanzen hat.

6. Die Seestrands-Levkoje. Cheiranthus *maritimus. Linn.*

Diese Art unterscheidet sich durch elliptische, vorne stumpfe, übrigens grüne, im Anfühlen etwas scharfe Blätter, und einen weitschweifigen scharfen Stängel. Cheiranthus foliis ellipticis

geſperrt, weitſchweifig, etwa
hoch und von kurzen angedr
oder etwas rauh. Ihre B
lanzettförmig, vorn ſtumpf,
wenig zurückgebogen, grün,
etwas ſteif und rauh. Gege
ſie faſt unmerklich gezähnt.
Stammes ſtehen die Blume
oder Trauben. Die Blum
kehrt enförmig und bald ro
Farbe. Die Staubbeutel ſin
Blume verborgen.

In einigen Stücken ab
iſt diejenige Seeſtrands-Lev
in den Amoenit. acad. 4. p.
ren Miller in ſeinem Gärtn
12. gedenkt und die in *Tour*
224 unter dem Nahmen: He
pina, exigua vorkommt. Die
etwas zugeſpitzte Blätter, ei
Stängel, und aus der Bl

Aehren am Ende der Zweige hervor. Die Schoten sind ziemlich dünn und zart.

Wenn man diese Art zu zwey bis drey verschiedenen Zeiten, das erste Mahl im Herbst, zum zweyten Mahle gegen Ende des Monath Märzes, und darauf drittens zu Ende Aprils oder Anfang Mays in die Rabatten der Blumengärten aussäet, und man sie unter andere niedrig wachsende einjährige Blumen mischet: so tragen sie ungemein viel zur Abwechselung bey. Auch säet man sie als Einfassung der Rabatten aus; oder auch auf Stellen zwischen höher wachsenden Blumen.

Die hier beschriebenen Levkojen sind diejenigen dieser Gattung, die sich durch ihre grossen, schöngefärbten und mehrentheils auch sehr wohlriechenden Blumen zum Anbau in Töpfen und Blumengärten vorzüglich empfehlen. Außer diesen giebt es noch verschiedene andere Arten, die in den linneischen und anderen botanischen Schriften zu der Gattung Cheiranthus gerechnet, und in so fern von vielen Kräuterkennern Levkojen genannt werden. Da diese Arten sich aber durch Schönheit oder sonstige gute Eigenschaften nicht besonders auszeichnen, so kann man sie hier mit Stillschweigen übergehen. Wer sich weiter über sie belehren will, der wird in Millers Gärtner-lexicon, Theil I. Seite 671 — 682. und in linné's vollständigem Pflanzensystem, nach der dreyzehnten lateinischen Ausgabe, und nach Anleitung des Holländischen Houttuynischen Werks übersetzt und mit einer ausführlichen Erklärung ausgefertigt, Theil 8, Seite 310 — 321 vieles hierher gehörige finden. In letzterm Werke werden siebzehn verschied

ten von Levkojen aufgeführt. In der 9 Jahr später, nähmlich 1791, von Gmelin besorgten Ausgabe des Linneischen Syltema Naturae. Tom. II. Seite 984 — 985. ist die Zahl derselben bis auf 25 angewachsen. Wie stark sie in der von Willdenow angefangenen Bearbeitung der Species Plant. *Linn.* werden, oder nach etwanigen nöthigen Berichtigungen bleiben dürfte, steht noch zu erwarten.

Levertsweiler, ist ein Schwäbisches Pfarrdorf im Gebiethe des Klosters Salmansweil.

Lewes, ist ein sehr alter Burgflecken in der Englischen Landschaft Sussex, am Flusse gleiches Nahmens.

Lewetstein, ist nach bergmännischer Sprache ein serpentinartiger Stein, welcher zuerst in der Schweitz, hernach im Meißenschen gefunden worden, daraus, gleich wie von dem Serpentin, schöne Gefäße verfertiget werden.

Lewezow, ist ein Dorf in Hinterpommern, im Greifenbergischen Kreise, im Amte Sukow.

Lewin, auch **Lewinn**, ist ein kleines offenes Städtchen in der Grafschaft Glatz, im Hummelschen District, an der Böhmischen Gränze; es ist schlecht gebauet, und die Einwohner ernähren sich vom Ackerbau, Spinnen, und anderer bürgerlichen Nahrung. Es ist auch daselbst alles ziemlich wohlfeil. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren noch alle Einwohner der evangelischen Religion zugethan, jetzt aber ist alles eifrig katholisch.

Lewin, Löwen, ist ein Städtchen im Fürstenthum Brieg in Niederschlesien, dem Grafen von Bers als ein Majorat gehörig. Es liegt an der Neisse, und

und iſt wegen der Brücke und des Paſſes über dieſen Fluß ſehr nahrhaft.

Lewin, ein Marktflecken in Böhmen, im leutmeritzer Kreiſe bey Auſche.

Lewin, (Alt und Neu-) Churbrandenburgiſche Dörfer in der Mittelmark, im Oberbarnimſchen Kreiſe, im Bruchamt Wrietzen.

Lewis, iſt eine Schottländiſche Inſel, zur Grafſchaft Roß gehörig, deren ſüdlicher Theil Harries heißt. Sie trägt Getreide und Hanf; die Pferde und Kühe daſelbſt ſind klein; im Meer ſind Wallfiſche, Lachſe und Häringe. Feren iſt der beſte Platz darauf. Bey dem Dorfe Claſſernes findet man einen Druiden-Tempel.

Lewitz, iſt eine waldigte und moraſtige Gegend in Mecklenburg-Schwerin, zwiſchen Schwerin, Neuſtadt und Parchim, worin viel rothes und ſchwarzes Wildpret, wie auch wildes Waſſergeflügel ſich aufhält. Bey Neuſtadt iſt in der Lewitz ein herrſchaftlicher Luſtpalaſt. Herzog Friedrich Wilhelm hat das Jagdſchloß Rothenmoor in dieſer Wildbahn bauen laſſen. Sonſt iſt auch noch das Jagdſchloß Friedrichsmoor daſelbſt, und, als die Waldungen ehemahls ſich noch weiter erſtreckten, ſo war auch ſchon Ludwigsluſt nur ein Jagdſchloß, welches Herzog Chriſtian Ludwig hieß.

Lewitz, Löwitz, iſt ein Churſächſiſch-ſchriftſäſſiges Rittergut und Dorf im Neuſtädtiſchen Kreiſe, im Amte Wenda, eine Meile von Luckau.

Lex, heißt nach der kürzeſten Ueberſetzung ein Geſetz. Das Wort Geſetz aber hat verſchiedene Bedeutungen, wovon man Th. XVII. der Encyclopädie, S. 533 fgg. im Art. Geſetz, in Eichmanns Erklärungen des bürgerlichen R. Th. I. S. 7. und in dem Handbuche des N

chen Rechts in Deutschland ꝛc. Leipz. 1789. Th. I. S. 124 fgg. nachsehen kann. Das lateinische Wort *Lex* in allgemeiner Bedeutung, kann aber eben sowohl viele Auslegungen haben, und obgleich man in strengster Bedeutung den Begriff davon so umschreibt, daß man auf allen Fall eine Verhaltungsregel dadurch anzeigt, so hat doch *Matthias Martini* in seinem Lexicon philologicum von 1655 im Art. *Lex* mancherley angemerket, welches vielleicht — und da dieses Werk auch wohl nicht in eines jeden Gelehrten Händen seyn mag, der Mühe werth wäre, hier anzuführen; indessen der Raum erlaubt es nicht, und daher will ich nur das ausheben, was er in Hinsicht der Deutschen Uebersetzung und Erklärung anführet, wo es wörtlich heißt:

— — — „sicut Germani dicimus Gesetze. Nam „*Lex* dicitur ϑίϑαι, poni, cum rata esse „jubetur. Ita et Gothis lagen à legen, id est „ponere: et Slavonis Postawa. Staw est con„stitutio à stati stare. *Lex* est, quod stare et „fixum esse volumus, das wir wollen stät und „veste gehalten haben. Interest etiam meminisse, „veteribus Germanis pro lege fuisse, ehe. *Ki„lianus*: ee, eewe, vetus. Holland. *Lex* eeseter, „*legislator* et inde est nobis hodieque usitata „vox Ehehaft, legitimus atque inde omnino „duxerim Eid juramentum, a lege, sicut Lati„num a jure, alioqui nunc nobis Ehe tantum „pro conjugio nota vox est, quum veteribus „Ehe quoque testamentum significarit. Ab illo „conjugii significatu est Eidam, gener. Cete„rum in Saxonica veteri Bibliorum versione, „cujus exemplar inspexi, Halberstadii excusum „anno 1520 saepe pro voce *Lex* est non tan-

„tum

„tum Geſette, ſed et Ee. ut in Pſalm. 19. 8. „De unbefleckede Ee des HEren ys bekerende de „Selen. Pſalm 119. v. 1. Salich ſint de unbe„fleckeden yn dem Wege, de wanderen in der Ee „des HEren. 18. Opene myne Ogen, unde ick „ſchal merken de Wundere van dyner Ee. 27. de „Ee dynes Mundes is my gued boven duſent des „Goldes und Sülvers. Roman. 2. Alle, de daer „ſündigen anne de Ee, de werden vergaende anne „de Ee. und alle de daer ſündigen yn der Ee, „de werden geordelet dorch de Ee. Wente de „Höret der Ee, de ſynt nicht recht bey Gode: „Auer de Werke der Ee de werden gerecht ver„dyghet. legendum de Werker. Roman. 7. De „Ee ys geiſtlyk. Yck geue vulbord der Ee, dat „ße guth ſy. et tum ibi tum alibi paſſim. Ita, „quod Actor 19. v. 39. *ἐν τῇ ἐννόμῳ ἐκκλησίᾳ ἐπιλυ„θήσεται*, verſum eſt, dat mach werden entbunden „in der elíken Kerken. 1 Tim. 1. v. 8. Wy we„ten dat de Ee ys gud, de örer redeliken (νομίμως) „ghebruken. et nobis redlich, rationabilis, legiti„mus, aequus, eſt à reden loqui. Rede Belgis „eſt, ut λογος Graecis, oratio et ratio. Belg. „eſt vox aliis Germanis ignota, Wet. Kilia„nus: Wet *Lex. Dicitur* Wet à weten, *id eſt* „*ſcire. Debent enim leges ab omnibus in„telligi, ut inhibita declinent et permiſſa* „*ſectentur, l. leges C. de legibus. Eadem* „*ratione lex quoque Latine dici videtur,* „*quod publice legatur, ut omnibus nota* „*ſit. Nannius in Miſcell.* Wet *quaſi* Wit „*dici ait, ab albo nempe praetoris* Weten „intellige quod aliis Germanis eſt wiſſen, et „wit album, quod aliis weiß. Sed Wet, le„gem, melius forte derivemus à Wete, id eſt „prudentia, unde Wet ſenatus, qui et [illegible]

„Saxonica voce, quasi collegium sapientum. „Est enim *Lex* sapientum sententia. Illud „autem est ab eodem verbo, Weten, ïδειν, scire. „Sed tamen et Latini scitum pro lege dixe„runt. Lauwe, Louwe vox Anglosaxonum, et „hodie Anglorum *lawe*, *Danor*. lowen, Gal„lorum *loy*, Hispan *ley*, unam originem ha„bent etc.“

Die Juristen sagen gewöhnlich, die Lex, und verstehen darunter in engster Bedeutung diejenigen Römischen Verordnungen, welche sich auf gewisse Gegenstände beziehen, wovon hernach weiter gehandelt werden soll. Die vorzüglichsten Gesetze des Alterthums, welche zum Theil noch im allgemeinen, zum Theil besonders Einfluß auf unsere heutigen Verordnungen und Gesetze haben, besonders in den Deutschen Staaten, in welchen das Römische Recht von den Advocaten beständig genothzüchtiget wird, und worauf sie jeder Verordnung, oder jedem landesgesetz durch schielende Erklärungen, einen andern, oder wenigstens doch zweydeutigen Sinn zu geben suchen, der oft einen schwachen Richter verführet, sind die *Leges Germanorum*, oder die altdeutschen Gesetze, die *Leges Grecorum* oder Gesetze der ehemahligen Griechen, *Leges Judaeorum*, oder Gesetze der vormahligen Juden, und die *Leges Romanorum*, oder Gesetze der Römer.

Die *Leges Germanorum* kamen mehr auf eine natürliche Neigung zur Billigkeit, als viel geschriebene Verordnungen an, und, wenn sich ja einige Streitigkeiten erhoben, so machten die Vornehmsten unter den Deutschen, wenn die Sache nicht zu wichtig war, dem Streite ein Ende. Fielen aber besonders erhebliche Dinge vor, so

wurde

wurde die ganze Nation darüber zu Rathe gezogen. (*) Endlich machten ſich im 5ten Jahrhundert vier vornehme Franken Uſogaſt, Boſogaſt, Salegaſt und Windegaſt darüber, und verfaßten die ſo genannten *Leges Salicas*, welche zuerſt Baſilicus Henricus Herod zu Baſel 1557, und noch beſſer Friedrich Lindeberg zu Frankfurt 1613 mit andern herausgegeben haben. (**) Dieſe Geſetze hat hernach A. C. 798 Carl der Große verbeſſert und promulgiret, nach welcher Verbeſſerung ſie beſonders *Stephanus Balutius* herausgegeben hat.

Nächſt ſolchem Saliſchen Geſetze ſind die älteſten die *Leges Ripuariorum*, *Alamannorum*, und *Bojoariorum*, folglich die *Leges Longobardorum*, welche zuſammen *Melchior Goldaſtus* herausgegeben. (***) Endlich hat im 13ten Jahrhunderte ein Edelmann Epko von Repko auch die alten Sächſiſchen rechtlichen Gewohnheiten, erſt lateiniſch, und hernach auch deutſch zuſammen gebracht, und daraus den ſchon mehrmahls in der Encyklopädie angeführten Sachſenſpiegel gemacht, welcher bis jetzt noch in manchen Fällen in Sachſen ſeine Gültigkeit hat, und zuletzt in Leipzig 1732 in Fol. heraus gekommen iſt. Nach ſolchem hat ein gewiſſer Baron Barthold von Grimmenſtein, wie man glaubt, auch den bekannten, und in der Encyklopädie öfters angeführten Schwabenſpiegel verfertiget, (****) wovon in S. vorkommen wird.

Die

(*) *Tacit.* de Morib. germ. 5. 11.
(**) *Struv.* Biblioth. Jurid. c. 5. §. 2.
(***) *Struv.* l. c. §. 3.
(****) *Struv.* l. c. §. 4.

Die *Leges Graecorum* oder altgriechischen Gesetze sollen zuerst schriftlich bey den Locrensern in Groß-Griechenland, von Zaleukus verfasset worden seyn. Er gab vor, daß Minerva ihm solche im Schlafe dictiret habe, da er sie doch aus den Gewohnheiten der Spartaner, Athenienser und Cretenser zusammen gesammelt — sonst aber der erste war, der in seinen Gesetzen auch die Strafen auf die Verbrechen bestimmte, welche sonst in der Willkür der Richter standen. (*)

Denen zu Catanea in Sicilien und andern griechischen Städten daselbst, gab sie Charondas (**), den Spartanern Lycurgus, die er von dem Apollo empfangen haben wollte; (***) den Athenienfern zuerst Triptolemus, (****) darauf Draco. Diese beyden setzten aber so harte Strafen auf die Verbrechen, daß man sagte, die Gesetze wären nicht mit Tinte, sondern mit Blut geschrieben. Endlich ward auch Solon ein Athenienfischer Gesetzgeber. (*****) Diese Gesetze, sofern sie Privatsachen betrafen, waren auf große eichene viereckige Tafeln geschrieben, welche ἄξονες hießen, die aber den Gottesdienst und Staat angingen, auf dreyeckige eherne Platten, die man κύρβεις nannte; und zwar ἀναγραφὰς, und wurden in dem Prytaneo aufbehalten, wohin sie aus dem Schlosse

(*) *Strabo* lib. VI. p. m. 473. *Val. Max.* l. I. c. 2. Extern. n. 4. *Ubbo Emmius* de Rep. Gr. P. II. c. 18. et *Fabric.* Biblioth. Gr. lib. II. c. 14. §. 1. seqq.

(**) *Aristot.* Polit. lib. II. c. 10. et *Fabric.* l. c. §. 5. seqq.

(***) *Diod Sic.* l. 1. c. 98. et *Suid.* in Λυκοῦργος et *Fabric.* l. c. §. 10. seqq.

(****) *Fabric.* l. c. §. 14.

(*****) *Plutarch.* et *Laert.* in Solone. *Aelian* V. H. lib. VIII. c. 10.

Schlosse vor dem Ephialtes gebracht worden, damit sie jedermann desto besser vor Augen haben konnte.

Wenn aber jemand hernach ein neues Gesetz geben wollte, so mußte er es eine Zeitlang vor den Statuen der alten Heroen stellen, damit es von allen erwogen werden konnte, und, wenn es alsdann der Rath, das Volk und die Richter billigten, erlangte es seine Gültigkeit. So waren hingegen auch gewisse Männer die νομοφύλακες hießen, welche auf die Gesetze und deren Aufrechthaltung sehen mußten, in großem Ansehen; zum Zeichen ihrer Würde trugen sie eine weiße Binde um den Kopf, und hatten in den Versammlungen den Obersitz. Diese Gesetze hat *Sam. Petit* zusammen getragen, erläutert, und zu Paris 1635 in Fol. herausgegeben.

Sonst aber gaben auch noch ihre Gesetze Aeacus den Aegineten; Androdamas den Chalcidensern; Apis den Argivern; Aristocrates denen zu Rhegio; Ceres den Sicilianern; Cecrops den ältesten Athenienſern; Cercides den Arcadiern; Diagoras denen zu Mantinea; Diocles den Syracusanern; Dorymachus den Aetoliern; Mneſion den Phocenſern; Neſtor den Pyliern; Onomacrites den Cretenſern; Pegondes den Achäern; Parmenides den Eleatern; Phido den Corinthiern; Philolaus den Thebanern; Pittacus den Mytilenern; Protagoras den Thuriern; Rhadamanthus ebenfalls den Cretenſern; Saläthus den Crotoniaten; und Saon den Samothraciern.

Die *Leges Judaeorum* oder altjüdiſchen Gesetze waren entweder die Noachiſchen oder

Mosaischen. Jenes waren sieben Gebote welche von Noah seinen Kindern und Nachkommen vorgeschrieben haben soll. Sie waren

1) Daß sie keinen Götzen anbeten sollten.
2) Gott sollte als Schöpfer aller Dinge geziemend verehret werden.
3) Sie sollten keinen Todschlag begehen.
4) Sie sollten sich hüten für Ehebruch und Blutschande.
5) Sie sollten keinen Raub noch Diebstahl begehen.
6) Sie sollten Richter erwählen, welche nach diesen Geboten richteten. Und endlich
7) Daß sie von keinem Blute, oder noch lebenden Thiere essen sollten.

Die mosaischen Gesetze hingegen waren, welche den Israeliten beym Ausgange aus Aegyptem durch Mosen auf dem Berge Sinai gegeben worden, und man theilet sie in *legem moralem*, *ceremonialem* und *forensem*, deren zusammen 613 gezählet werden, so viel als Buchstaben in den 10 Geboten sind. Die Juden theilen diese wieder besonders in *Praecepta affirmantia* und *Praecepta negantia*, Gebote und Verbote, deren jener seyn sollen 248 an der Zahl, so viel der Mensch Glieder am Leibe habe, dieser aber 365, so viel als der Mensch Adern, oder das gemeine Jahr Tage habe. Wenn indessen die Juden von dem Gesetz, oder auch Buche des Gesetzes überhaupt reden, verstehen sie eigentlich die 5 Bücher Mosis darunter, von welchen sie behaupten, daß sie Moses mit eigner Hand geschrieben, und in einer Lade neben der Bundeslade aufbewahret habe; diese Handschrift sey aber verloren gegangen, und man weiß nicht, wo sie endlich hingekommen.

Die

Die *Leges Romanorum* waren zuerſt die Leges Regiae welche die Könige von dem Romulus an, bis auf den Tarquinium Superbum gegeben, und ehmahls *Sex. Papyrius* zuſammen getragen hat, daher ſie auch das *Jus Papyrianum* genannt worden ſind. Eins dergleichen mit ſeiner alten Schreibart, und zwar von dem Romulus ſelbſt, ſoll noch ſeyn. Sei. nuros. parentem. verbeſit. aſt. ole. ploraſit. ſacra. diucis. parentom. eſtod. Sei. puer. parentem. verbeſit. aſt. ole. ploraſit. puer. diveis. parentom. ſacer. eſtod. (*)

Nach dieſen waren die Geſetze der zwölf Tafeln, welche die Decemviri legum ſcribendarum zuſammen brachten, nachdem im Jahr der Stadt Rom 299 drey Geſandten Sp. Poſtumius Albus, A. Manlius, und P. Sulpicius Camerinus, nach Athen, Lacedämon und andere Städte Griechenlands geſchickt wurden, deren Geſetze, ſo viel ihnen für die Römer dienlich zu ſeyn ſchienen, abzuſchreiben, und nach Rom zu bringen. Sie brachten alſo im Jahr der Stadt 303 deren zehn Tafeln voll zuſammen, und da noch verſchiedenes zu fehlen ſchien, wurden im Jahr der Stadt 304 noch zwey Tafeln hinzu gethan, ſo daß es zwölf Tafeln wurden. Dieſe Geſetze aus Griechenland, ſollen von einem Manne Nahmens Hermondorus von Epheſus, der damals als ein Vertriebener in Italien lebte, in das lateiniſche überſetzt worden ſeyn, und man hat ihm zu Ehren, für ſeine Mühe eine Statüe auf dem Markt zu Rom errichtet.

(*) *Funcc. de Poesit. lat. ling. c. 3. §. 6.*

Zuerſt wurden dieſe Geſetze auf eichene Tafeln geſchrieben; allein, nachdem ſie das Volk genug erwogen und für gut befunden hatte, ließ man ſie in eherne Tafeln eingraben, und im Capitolio aufrichten. (*) Indeſſen ſind ſolche Geſetze dennoch eben ſowohl, als die königlichen verloren gegangen, nur, daß man von dieſen doch noch mehrere Reſte übrig hat, welche Joh. Nicolaus Funck mit ziemlicher Sorgfalt zuſammen geſucht, und in ſeinem, ſchon in der Anmerkung angeführten Tractat *de pueritia latinae linguae* c. IV. mit eingerückt hat. Nach dieſem handelte:

Tab. I. de in Jus vocando aliquo reo et Praetoris cognitione in foro.
II. de Judiciis atque furtis
III. de Rebus creditis.
IV. de Jure patrio et Connubii.
V. de Heredibus et Tutelis.
VI. de Dominio et Poſſeſſione.
VII. de Delictis.
VIII. de Juribus Praediorum.
IX. de Jure publico.
X. de Jure ſacro.

Hierauf enthält die Tab. XI die Supplemente zu den erſten 5 Tafeln, die XII aber zu den fünf letzten. Nach der Zeit kamen immer mehr Geſetze auf, weil dieſe alten nicht zulänglich ſeyn wollten, allen laſtern und Verbrechen genugſam vorzubauen. Doch konnten dergleichen nur geben die Conſules, Praetores, Dictatores, Interreges und Tribuni plebis; imgleichen ehemahls

(*) *Liv.* lib. III. cap. 57. *Dion. Halic.* lib. X. cap. 13. *Pompon.* de orig. Jur. l. 2.

mahls auch die Tribuni militum consulari potestate, und hernach ohne viele Umstände die Kaiser. Diese Gesetze erhielten von derjenigen Person den Nahmen, welche sie gegeben, unter welchen Nahmen sie auch noch den deutschen Juristen bekannt sind, und wornach noch oft entschieden — oder andere Gesetze erläutert, erkläret — oder auch verdrehet werden. Sie sind nach Hederichs Antiquitäten-Lexicon folgende in alphabetischer Ordnung:

Lex Acilia, (α) de Coloniis deducendis, hat den Nahmen von dem C. Acilio, einem Tribuno plebis, welches er A. V. 556 gab, daß 5 Colonien, jede von 300 Familien an die Ausflüsse des Vulturni und Linterni, nach Puteolen, Salerno und Buxento sollten abgeführet werden. Liv. lib. XXXIII. c. 29. Rosin. Antiqu. Rom. lib. VIII. c. 9.

Lex Acilia, (β) de repetundis, wurde A. V. 638 von dem M. Acilio Glabrione, als Bürgermeister, gegeben, nach dem auf eine strenge Art mit denen verfahren werden sollte, welche etwas von gemeinen Geldern unterschlügen. Cic. Procem. Verr. cap. 17. Sigon. de Jud. lib. II. c. 27. Rosin. libr. VIII. cap. 30.

Lex Aebutia, (α) de Centumviris, ward, wie man glaubet, A. V. 513 von dem Aebutio, einem Tribuno plebis, gegeben, und setzte die Centumviros mit ihrem Judicio ein. Gell. lib. XVI. c. 10. Manut. de Legg. c. 16. & Gronov. ad Gell. l. c.

Lex Aebutia (β) de curatione, wurde auch von dem Aebutione, einem Tribuno plebis, gegeben, und betraf die Ertheilung der Vollmacht und Besorgung einer committirten Sache. Cic. Agrar. II. c. 8. Manut. de Legg. c. 16. Rosin. lib. VIII. c. 7.

Lex Aelia (α) de Coloniis deducendis, wurde A. V. 559 von dem Q. Aelio Tuberone, einem Tribuno plebis, gegeben, und betraf die Abführung zweyer Lateinischen Colonien in das Bruttiische und Thuriische. Liv. lib. XXXIV. c. 53. Rosin. lib. VIII. cap. 9.

Lex Aelia (β) de Statilio, war von dem einem Tribuno plebis, gegeben, nach dem

Statilius, ein Lucaner, verurtheilet wurde, weil er die Thurier zweymal feindlich überfallen, welche denn solchem Aelio dafür eine Statuam zu Rom aufrichteten und ihn noch darzu mit einer güldenen Krone beschenkten. Plin. H. N. lib. XXXIV. c. 6.

Lex Aelia Fusia, de Obnunciatione, soll nach einigen nur ein Gesetz, nach manchen aber zwey besondere seyn, davon ersteres der Bürgermeister Q. Aelius Pætus, A. V. 586; das andere aber P. Furius s. Fusius Philo, A. V. 517 gegeben, beyde indessen von den Comitiis gehandelt, und sonderlich gewolt haben, daß so oft mit dem Volke gehandelt werde, die Augures darbey Acht haben sollten, was sich etwan für Zeichen sehen ließen, den Obrigkeiten aber frey stehen, zu obnuntiiren, oder wieder die Gebung eines Gesetzes zu proteſtiren. Cic. pro Sext. c. 14. Manut. de Legg. c 8. Rosin. lib. VIII. c. 3.

Lex Aelia Sanctia, de Vindicibus, wollte, daß ein reicher und wohlhabender für einen andern reichen und wohlhabenden Bürge werden solle, ob wohl sonst das ganze Gesetz gar zweifelhaft ist, weil in den MSCtis des Ciceronis davon nichts stehet, wo dessen gedacht werden soll. Cic. Top. cap. 2. Manut. de Legg. cap. 15.

Lex Aelia Sentia, de Manumissionibus, wurde A. V. 756 von den Bürgermeistern Sex. Aelio Catulo und C. Sentio Saturnino gegeben, und handelte sonderlich von Freylassung der Knechte, besonders aber, daß ein Knecht, der gebrandmarkt oder öffentlich gestäupet worden, wohl freygelassen, aber kein Röm. Bürger sollte werden können; item daß Knechte zum Nachtheil der Creditorum nicht sollten frey gelassen werden können, außer einen, als heres des Verstorbenen; daß keiner unter 20 Jahren einen Knecht sollte freygeben können, außer vor Gerichte; daß kein Patron seinen freygelassenen das Heyrathen verbieten sollte; oder sie verbinden, ihm zu geben, was sie verdieneten und endlich, daß ein undankbarer Freygelassener in die Knechtschaft sollte wieder zurück gezogen werden können. Justinian. Instit. lib. I. tit. 5. 6. 7. Manut. de Legg. cap. 14. Rosin. lib. VIII. c. 15.

Lex Aemilia, (a) de Censoribus, wurde A. V. 319 von dem Mamerco Aemilio, als Dictatore, gegeben, und darinn die Zeit der Censorum von 5 Jahren nur auf anderthalb gesetzt, wofür aber die Censores ihn aus

aus ſeinem Tribu verſetzten, und eine ſchimpfliche Schätzung auflegeten, denen es aber auch übel genug ergangen ſeyn würde, wo Aemilius nicht ſelbſt den Pöbel abgehalten hätte (*), wie es denn auch nichts hinderte, daß er nicht 7 Jahr hernach wieder zum Dictatore war erwählet worden (**).

Lex Aemilia (a) ſumtuaria ſ. cibaria, wurde A. V. 675 von dem M. Aemilio Lepido, als Bürgermeiſter, gegeben, und darin vorgeſchrieben, was für Speiſen, und wie viel derſelben die Römer ſich bedienen ſollten (***), wiewohl andere lieber den M. Aemilium Scaurum zum Urheber davon machen, und melden, daß er darinn die Glires oder Haſel-Mäuſe, die Auſtern und Muſcheln, auch die ausländiſchen Vögel zu ſpeiſen verboten habe (****).

Lex agraria war ein Geſetz von Aus- und Eintheilung der Felder, dergleichen Geſetze oft die größte Unruhe zu Rom verurſachten, und, unter andern waren Lex Caſſia, Licinia, Flaminia, Sempronia, Apuleia und Tullia, ſo jedes an ſeinem Orte zu ſehen.

Lex ambitus war ein Geſetz, worinn eine unrechtmäßige Beſtrebung um ein Ehren-Amt verboten wurde, dergleichen waren Lex Baebia, Calpurnia, Julia, Petilia, Pompeja und Tullia, ſo unter dieſen ihren Nahmen beſonders zu ſehen.

Lex Ampia Labiena, de Cn. Pompejo, wurde A. V. 662 von Tribunis plebis, dem T. Ampio und T. Labieno, gegeben, daß Pompejus M. die Ludos Circenſes in einem Triumph-Habite, mit einem Lorbeer-Kranze auf dem Kopfe, die Scenicos aber mit dergleichen Kranze und in einer Toga prætexta mit anſehen möchte. Vellej. lib. II. c. 40. & ad eum Voſſius & Burclerus l. c.

Lex Annalis, ſ. Lex Villia annalis.

Lex Annonaria war ein Geſetz von Verſorgung der Stadt Rom mit Getreyde und andern Victualien,

(*) Liv. lib. IV. c. 24.
(**) Id. l. c. cap. 31. Roſin. lib. VIII. cap. 5.
(***) Gell. lib. II. cap. 24. Macrob. Sat. lib. II. cap. 13. et Gronov. ad Gell. l. c.
(****) Plin. H. N. lib. VIII. c. 57. Aur. Victor de Vir. Illuſtr. c. 72.

dergleichen insonderheit waren Lex Appuleia, Julia, Clodia und Sempronia, so an ihren Orten zu sehen.

Lex Antia, sumtuaria, war ein Gesetz, welches Antius Restio ungefähr A. V. 680 gab, und darin verordnete, wie viel auf eine Mahlzeit verwendet werden, auch daß obrigkeitliche Personen nirgends hin zu Gaste, außer zu gewissen Personen gehen sollten (*). Welches Gesetz zwar gut war, aber nicht lange gehalten wurde, daher auch Antius nach dessen Gebung zu keinem Gast-Gebote mehr gekommen, damit er nicht mit ansehen dürfe, wie wenig man sich nach seinem Gesetze richte (**).

Lex Antonia, (α) de Dictatura, wurde von dem M. Antonio, als Triumviro reipublicæ constituendæ gegeben, daß sich niemand unterstehen sollte, einen Dictatorem zu erwählen, oder sich zu dergleichen erwählen zu lassen, bey Strafe, daß beyde hinzurichten jedermann erlaubt seyn sollte. Appian. de B. C. lib. III. ap. Pitisc. in Lex Antonia.

Lex Antonia, (β) judiciaria, war, nach welchem M. Antonius, als Bürgermeister, die Centuriones und Alaudas in die dritte Decurie, so der Tribunorum ærariorum war, versetzen wollte, es aber nicht zu Stande brachte, weil er noch, ehe es geschah, für einen Feind des Vaterlandes erkläret wurde. Cic. Phil. V. c. 5.

Lex Antonia, (γ) de cooptandis Sacerdotibus, war ein anderes Gesetz des erwähnten M. Antonii, als Bürgermeisters, welches von Erwählung der Priester handelte, das aber auch, wie andere Gesetze, bald wieder abgeschafft wurde. Lentul. ad Cic. Famil. lib. XII. Ep. 14. Cic. Phil. XIII. cap. 5. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Antonia, (δ) de Mense Julio, war noch ein Gesetz des Bürgermeisters M. Antonii, darin befohlen wurde, den Monat Quinctilem in Zukunft Julium zu nennen, weil Julius Cæsar in selbigem, nähmlich IIII. Idus oder den 12 gebohren worden. Macrob. Sat. lib. I. c. 12.

Lex Appuleia, (ε) de Agris dividundis, wurde A. V. 653 von dem L. Appuleio Saturnino, einem Tribuno plebis, gegeben, daß einem jeden alten Soldaten

(*) Gell. lib. II. c. 24.
(**) Macrob. Sat. lib. II. c. 3. Rosin. lib. VIII. c. 15.

daten 100 Jugera Landes in Africa zugetheilet werden ſollten, dergleichen er auch mit den Ländereyen in Gallia ciſalpina gethan haben wollte, woraus Marius die Cimbros wieder vertrieben hatte, ſo auch zum Theil geſchehen. Aur. Victor. de Vir. Illuſtr. cap. 73. Appian. de B. C. lib. I. Sigon de Ant. Jur. Ital. lib. II. cap. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Appuleia, (β) de Coloniis, wurde von nur beſagtem Appuleio gegeben, nach dem Marius befugt ſeyn ſollte, in jede Colonie 3 Römiſche Bürger zu benennen, weil aber die Abführung der Colonien nicht zu Stande kam, unterblieb auch ſolche Benennung. Cic. pro Balb. c. 21.

Lex Appuleia, (γ) frumentaria, war ein Geſetz, welches eben dieſer Appuleius geben wollte, nach dem ein Scheffel Weitzen oder Gerſte dem Volke um einen Semiſſem, und trientem aus den Römiſchen Korn-Speichern gelaſſen werden ſollte, welches aber Cæpio, als damahliger Quaeſtor urbanus, mit Gewalt hintertrieb. Cic. ad Herenn. lib. I. c. 12. & Auguſtin. de Leg. ap. Pitiſc. in Lex Appuleia.

Lex Appuleia, (δ) de Maieſtate, war ein Geſetz, welches eben vorbenannter Appuleius, A. V. 652 gab, da C. Norbanus der verletzten Majeſtät von dem P. Sulpicio beſchuldiget, von dem M. Antonio aber vertheidiget, allein auch aus Haß gegen Q. Servilium Cæpionem abſolviret wurde. Cic. de Orat. lib. II. c. 48. 49. Roſin. lib. VIII. c. 23.

Lex Aquillia, de damno injuriæ, iſt von einem Aquillio gegeben worden, der vermuthlich ein Tribunus plebis geweſen, ſonſt aber allerdings unbekannt iſt. Es erfoderte unter andern, daß wer eines andern Knecht, Magd, oder Vieh mit Unrecht getödtet, es bezahlen ſollte, nachdem es ſelbiges Jahr am meiſten gegolten; und, wo einer dem andern was zerbrochen, verbrannt oder ſonſt ruinirt, er ſo viel dafür bezahlen ſollte, als es die nächſten 30 Tage gegolten. Ulpian. & Cajus apud Manut. de Legg. cap. 30. & Pitiſc. in Lex Aquillia.

Lex Ateria Tarpeia, de Multa, war ein Geſetz, welches von den Bürgermeiſtern, Sp. Tarpeio Monta-

no und A. Arterio Fontinale, A. V. 300 gegeben und darinn ausgemacht wurde, daß die Obrigkeiten die vor sie gehörige Dinge mit Gelde strafen möchten; jedoch auch kein Verbrechen höher als 2 Ochsen, oder 30 Schafe, (*) wobey ein Ochse auf 100 Asses ein Schaf aber auf 10 taxiret wurde (**).

Lex Atia Labiena, de Sacerdotibus, war ein Gesetz, welches T. Atius Labienus, ein Tribunis plebis, A. C. N. 63 gab, und dahin gieng, daß das Volk die Sacerdotia oder Priester-Stellen zu vergeben haben sollte. Dion. lib. XXXVII. apud Pitisc. in Lex Atia Labiena.

Lex Atilia, (α) de Deditiis, wurde A. V. 543 von dem Lucio Atilio, einem Tribuno plebis, gegeben, darinn dem Rathe überlassen wurde, mit dem Vermögen der Campaner, Atellaner, Calatiner, und anderer, die sich auf Discretion an den Proconsulum Fulvium ergeben, zu ordnen, was er für gut befände. Liv. lib XXVI c. 33. Rosin. lib. VIII. cap. 31.

Lex Atilia, (β) de Tutoribus, wurde auch von einem Atilio, annoch vor A. V. 567 gegeben, und darinn verordnet, daß, wenn eine Frau oder Unmündiger keinen Vormund hätte, der Prætor und größere Theil der Tribunorum plebis ihnen dergleichen setzen sollten. Ulpian. ap. Pitisc. in Lex Atilia de Tutoribus, Sigon. de Antiq. Jur. C. R. lib. I. cap. 13. Rosin. lib. VIII. cap. 17.

Lex Atilia Marcia, de Tribunis militum, wurde A. V. 403 von den Tribunis plebis, L. Atilio und C. Marcio gegeben, daß die Tribuni militum von dem Volke erwählet werden sollten, und zwar damahls auf 4 Legiones deren sechzehn. Liv. lib. IX. c. 30. Rosin. lib. VIII. cap. 18.

Lex Atinia, (α) de Tribunis plebis, wurde A. V. 623 gegeben, und darinn ausgemacht, daß die Rathsherrn auch Tribuni plebis werden könnten. Gell. lib. XIV. c. 8. Rosin. lib. VIII. c. 6. Oisel. ad Gell. l. c.

Lex Atinia, (β) de Vsucapione, war ein Gesetz, welches unter andern setzte, daß eine entwandte Sache

(*) Dion. Halic. lib. X. c. 11.
(**) Festus in Peculium.

Lex Bæbia Cornelia (γ) 571 von den Bürgermeiſtern nelio, gegeben, und handelt unrechtmäßiger Beſtrebung Amte, doch iſt unbekannt, angekommen ſey. Liv. XLI. c 28. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Cæcilia (α) de Conſo von dem Q. Cæcilio Metello gegeben, und erforderte, daß walt wieder zugeſtanden wer Clodius genommen hatte. Dic cap. 5.

Lex Cæcilia (β) de Fullo von dem Cæcilio Metello, ein geben, und darin den Fullon geſchrieben. Plin. H. N. lib. X VIII. c. 13. & 31.

Lex Cæcilia, (γ) de Jure Stadt-Richter Q. Cæcilio Met gegeben, und darin verordne len Zöllen und Abgaben frey XXXVII. ap. Pitiſc. in Lex Cæci

Lex Cæcilia, (δ) de Repeti vor A. V. 597 ſchon gegeben, der geweſene Bürgermeiſter L. pus eben der Repetundarum m

und was der Dinge mehr waren (*). Woher aber auch zu glauben, daß ſie 2 Geſetze gegeben, weil ſie ſonſt in einem von 2 Dingen, nähmlich dem Trinundino, und den diuerſis capitibus, ſelbſt auf einmahl gehandelt haben würden (**).

Lex Caelia de Suffragiis, wurde A. V. 630 von dem Caelio, einem Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß auch in Iudicio perduellionis, das Volk ihre Stimmen mündlich, und nicht mit den Täfelchen geben ſollte. Cic. de Legg. lib. III. c. 16.

Lex Calpurnia, (a) de Ambitu, wurde von dem Bürgermeiſter Calpurnio Piſone A. V. 686 gegeben, worin unter andern auch eine ziemliche Geldſtrafe auf das unerlaubte Beſtreben nach den Ehrenämtern geſetzt war. Cic. pro Muren. c. 23. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 29.

Lex Calpurnia, (β) militaris, iſt ſofern unbekannt, daß man nicht weiß, von wem oder wann es gegeben worden, wohl aber, daß es gewollt, daß die Soldaten, die ſich unter den Hülfsvölkern vor andern wohl gehalten, das Römiſche Bürgerrecht, zur Belohnung bekommen ſollten. Siſenn. ap. Non. Cap. II. n. 300. Manut. de Legg. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Calpurnia, (γ) de Repetundis, wurde von dem L. Calpurnio Piſone Frugi, einem Tribuno plebis, a. C. N. 148 gegeben, und war das erſte, ſo de Repetundis, oder entwendeten gemeinen Geldern handelte. Cic. Verr. III. c. 84. Sigon. de Iudic. lib. II. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Camilla, (a) de Aedilibus curulibus, wurde A. V. 389 von dem M. Furio Camillo, nach des Raths Schluße, gegeben, daß von da an auch 2 Aediles Curules aus den Patriciis erwählet werden ſollten, welche ſich mithin der Sellæ curulis, wie die Bürgermeiſter, Cenſores und Dictatores, ſollten bedienen können, und das daher, weil die Ludi maximi den Göttern zu Ehren um einen Tag verlängert werden ſollten, die Aediles plebeii ſich aber nicht zu den Unkoſten verſtehen wollten, hingegen einige junge Patricii ſich freywillig darzu erboten, wenn ſie Aediles werden konnten, welches denn auch willig von allen angenom-

(*) Cic. pro Domo c. 20.
(**) Manut. de Legg. c. 28.

von dem C. Canuleio, ein
daß einem von dem Pleb
eine Patriciam, wie einer
heyrathen, wobey die P
Geſchrey machten, und al
de beſudelt und das Volk
die armen Hudler mußt
aus eben dem Zeuge unt
worden wären, wie die pl
eine bloße Einbildung ſey,
ſen, was Canuleius habe
1-6.

Lex Caſſia (α), de L
welches A. V. 268 der Bür
und wollte, daß von den
Hernicis abgenommen wor
das andere aber dem Rö
den ſollte; damit aber ſo
Plebem wider ſich aufbrach
den Latinis und Hernicis
wollte. Indeſſen war die
dergleichen hernach in de
größten Lerm verurſachet
Sigon. de Ant. Jur. Ital. lil
c. 10.

Lex Caſſia (β), de Patr

Portorum. [illegible] Lex [illegible] [illegible] [illegible]

lib. VIII. c. 12.

Lex Clodia, (δ) de Auſpi
dem P. Clodio als Tribuno p
ſelbiges verboten, auf keine
ſonſt Acht zu geben, wenn n
werde, wodurch ſonſt ma
noch Einhalt gethan werden
in Lex Clodia.

Lex Clodia (ε), de Not
von dem P. Clodio A. V. 6
ausgemacht, daß die Cenſores
Wahlen vorbey gehen, oder
belegen ſollten, der bey ihr
von beyden ſchuldig befunden
c. 25 in Piſon. c. 5 Roſin. lib.

Lex Clodia (ϛ), de Colleg
beſagten P. Clodio A. V 695
Collegia oder Innungen der
ker, welche durch viele Rathſ
den, wieder hergeſtellet, ſo d
gerichtet werden ſollten. Cic.
VIII. c. 31.

Lex Clodia, (ζ) de Vi; wu
Clodio gegeben, und darin fe
einen Römiſchen Bürger, ob
des Volks ſollte hinrichten laſſe

seine Stimmen durch die Täfelchen geben möchte, da sonst in diesem Falle es auch, nach dem Lege Cassia, mündlich geschahe. Cic. de Legg. lib III. c. 16 Manut. de Legg. c. 9. Rosin. lib. VIII. c. 3.

Lex Cornelia (α), de Captivis, war ein Gesetz, nach dem ein Testament, welches einer gemacht, ehe er in die Gefangenschaft gerathen, eben so gültig seyn sollte, als wenn er nicht in dieselbe verfallen sey, ob wohl sonst nicht bekannt ist, wenn und von wem dasselbe gegeben worden. Julian. l. Corn. ff. qui Test. fac. poss. Rosin. lib. VIII. c. 18.

Lex Cornelia (β), de Edictis perpetuis, wurde A. V. 686 von dem C. Cornelio, einem Tribuno plebis gegeben, und darin verordnet, daß die Prætores nach einem Edicto perpetuo richten, nicht aber sich allemahl erst dergleichen selbst machen sollten. Manut. de Senat. Rom. c. 10. Rosin. lib. VIII. c. 5.

Lex Cornelia (γ), de Falso, wurde von dem Cornelio Sylla A. V. 673 gegeben, und darin für einen Knecht der Tod, für einen freyen Menschen aber die Verweisung in eine Insel zur Strafe gesetzt, wenn einer ein falsches Testament, oder anderes dergleichen Instrument machte, schrieb, besiegelte, herläse, oder unterschöbe, oder auch ein falsches Petschaft stäche, oder wissentlich worauf druckte. (*) Und da solches Gesetz nicht nur Lex Instrumentaria, sondern auch nummaria genannt wird, (**) will man, daß darin auch zugleich die Verfälschung des Geldes, Prägung falscher Münze, (***) und überhaupt alles Privat-Münzen verboten geworden. (****)

Lex Cornelia (δ), de Infamia war auch ein Gesetz des nur besagten Syllæ, darin alles schimpfliche Reden wider einen andern verboten war. Cic ad Fam. lib. III. Epist. II. Manut. de Legg. c. 29.

Lex

(*) Pompon. de Orig. Jur. ff. l. 2. §. 32. Macer. l. 1 [illegible] publ. Jud.

(**) Cic. Verr. I. c. 42.

(***) Vlpian. l. 8. 9. ff. de Lege Cornelia de falso.

(****) Ascon. ap. Pitisc. in Lex Cornelia. Rosin. lib. VIII. c. 26.

Mann hatte, ihren Vormund oder Curatorem haben sollte. Cic. pro Muren. c. 12. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. 1 c. 13. Resin. lib. VIII. c. 17.

Lex Clodia (α), annonaria, wurde A. V. 695 von dem P. Clodio gegeben, und nach demselben dem Volke das Getreide umsonst gegeben, da sie sonst für den Scheffel einen semissem und trientem geben mußten, womit aber auch beynahe die Republik den fünften Theil der Einkünfte verlor. Cic. pro Sext. c. 25 Rosin. lib. VIII. c. 12.

Lex Clodia, (β) de Auspiciis, wurde ebenfalls von dem P. Clodio als Tribuno plebis, gegeben und durch selbiges verboten, auf keine Zeichen am Himmel und sonst Acht zu geben, wenn mit dem Volke gehandelt werde, wodurch sonst manchem schlimmen Gesetze noch Einhalt gethan werden konnte. Ascon. ap. Pitisc. in Lex Clodia.

Lex Clodia (γ), de Nota Censoria, wurde auch von dem P. Clodio A. V. 695 gegeben, und darin ausgemacht, daß die Censores keinen bey den Raths-Wahlen vorbey gehen, oder sonst mit einem Schimpf belegen sollten, der bey ihnen nicht angegeben und von beyden schuldig befunden worden. Cic. pro Sext. c. 25 in Pison. c. 5 Rosin. lib. VIII. c. 5.

Lex Clodia (δ), de Collegiis wurde ebenfalls vom besagten P. Clodio A. V 695 gegeben, und darin die Collegia oder Innungen der Künstler und Handwerker, welche durch viele Rathsschlüsse aufgehoben worden, wieder hergestellet, so daß auch selbst neue aufgerichtet werden sollten. Cic. in Pison c. 4. Rosin. lib. VIII. c. 31.

Lex Clodia, (ε) de Vi, wurde von eben demselben Clodio gegeben, und darin festgesetzt, daß niemand einen Römischen Bürger, ohne Gericht und Urtheil des Volks sollte hinrichten lassen. Vellei. lib. II. c 45.

Lex Clodia (ζ), de Victoriatis, wurde von dem P. Clodio gegeben, und betraf anberegte Römische Münze, die nach solchem Gesetze nicht Victoriati, sondern Auctoritati heißen sollen. Plin. H. N. lib. XXXIII. c. 13. Manut. de Legg. c. 17. Rosin. lib. VIII. c. 20.

Lex Clœlia, tabellaria wurde A. V. 635 von dem Clœlio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin verordnet, daß das Volk auch in caussa perduellionis seine

geweſen, noch Bürgermeiſter, wo er nicht erſt Prætor geweſen, auch keines von ſolchen Aemtern wieder ſollte annehmen dürfen, als bis nach 10 Jahren. (*) So hatte er auch verordnet, daß, wo einer cum imperio in eine Provinz gegangen, ſolches währen ſollte, bis er wieder nach Rom zurück gekommen, und, und da kein Succeſſor an deſſen Stelle käme, das Regiment ihm als von neuen aufgetragen heiſſen ſolle, wie auch, daß einer hingegen nur noch 30 Tage in der Provinz bleiben ſolle, wenn der neue Stadthalter in derſelben angelanget. (**)

Lex Cornelia (λ), Majeſtatis, iſt nicht bekannt weder von wem, noch wenn es gegeben worden, doch wurde C. Cornelius darnach angeklagt, daß er der Interceſſion ſeines Collegen, als Tribunus plebis, nicht Gehör gegeben, von dem Cicerone hingegen auch mit gutem Erfolg vertheidiget. Cic. in Piſon. c. 21. et Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Cornelia.

Lex Cornelia (μ) de Municipiis, wurde von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und darin den Landſtädten welche die Parthey wider ihn ergriffen hatten, Bürgerrecht und Felder genommen, jedoch kam es nur mit letztern zur Thätlichkeit. Cic. pro Dom. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Cornelia (ν), de Novis Tabulis, wurde A. V. 706 von dem P. Cornelio Dolabella, des Ciceronis Eidam, als Tribuno plebis, gegeben. Pluturch. in Anton.

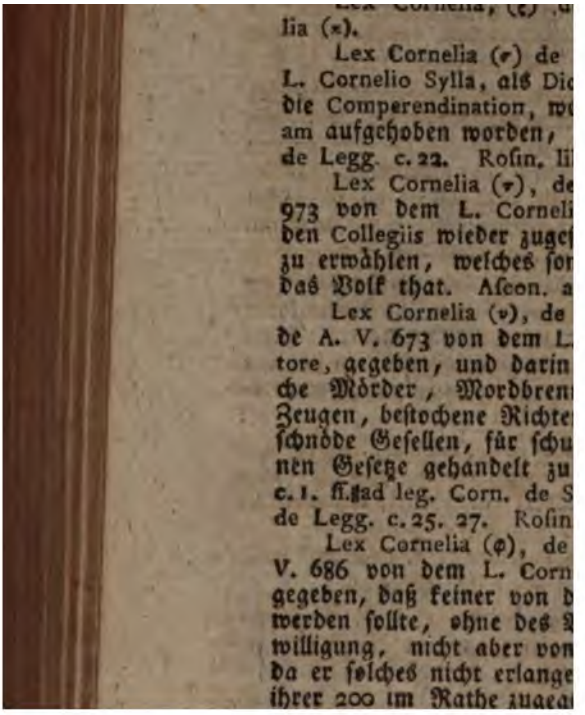
Lex Gornelia (ξ), de Parricidis, ſ. Lex Pompeja.

Lex Cornelia (ο), de Patriciis, wurde A. V. 370 von dem Sex. Cornelio, einem Tribuno plebis, gegeben, daß kein Patricius zu Rom auf dem Schloſſe, oder Capitolio wohnen ſolle. Liv. lib. VI. c. 20.

Lex Gornelia (π), de Proſcriptis, wurde A. V. 672 von dem L. Cornelio Sylla gegeben, und darin verordnet, daß, wer einen Proſcriptum oder in die Acht erklärten, aufnehme, das Leben verwirkt haben

(*) Appian. de B. C. lib. I. Roſin. lib. VIII. c. 5.

(**) Cic. Fam. lib. I. Epiſt. 9. lib. III. Epiſt. 6. Manut. de Legg. c. 10. Roſin. lib. VIII. c. 5.



lia (x).

Lex Cornelia (r) de
L. Cornelio Sylla, als Dic
die Comperendination, w
am aufgehoben worden,
de Legg. c. 22. Rosin. li

Lex Cornelia (r), de
973 von dem L. Corneli
den Collegiis wieder zuge
zu erwählen, welches so
das Volk that. Ascon. a

Lex Cornelia (v), de
de A. V. 673 von dem L.
tore, gegeben, und darin
che Mörder, Mordbren
Zeugen, bestochene Richte
schnöde Gesellen, für schu
nen Gesetze gehandelt zu
c. 1. ff. ad leg. Corn. de S
de Legg. c. 25. 27. Rosin

Lex Cornelia (φ), de
V. 686 von dem L. Corn
gegeben, daß keiner von d
werden sollte, ohne des
willigung, nicht aber von
da er solches nicht erlange
ihrer 200 im Rathe zugeg

andere: Zur eher 3 Sabinen werden solle (*), nur weiß ersten wollen, daß solches Gesetz nur wenig der Verzweifel bey den Gabinern, als der Feind der Romanen angeschrieben habe (**).

Lex Cornelia, (b) de Testamentis, ſ. Lex Cornelia (a).

Lex Cornelia, (c) de Tribunis, wurde von dem L. Cornelio Sylla, als Dictatore gegeben, und denn der Tribunis plebis das Recht benommen, Gesetze zu geben, Verordnungen des Volks einzuholen, und de perduellione zu hören, wie auch daß der, ſo Tribunus plebis gewesen, nachgehends an andere obrigkeitliche Aemter nicht weiter befördert können. Liv. Epit. 89. Rosin. lib. VII. c. 6.

Lex Curia wurde A. V. 454 von dem L. Curio Dentato, als Tribuno plebis, gegeben, darin ausgemacht worden, daß der Rath allemahl beſtätigen ſollte, was für Magiſtratum plebeius das Volk erwählet hatte. Cic. de Clar. Orat. c. 14. Aur. Victor de Vir. Illuſtr. cap. 33. et ad eum Schottus et Anna Faber l. c.

Lex curiata war ein Geſetz, daß in Comitiis curiatis war gegeben und angenommen worden. ſ. Comitia curiata.

Lex Decia, de Decemviris sacrificiis, wurde A. V. 442 von dem M. Decio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin geſetzt, daß 5 Männer verordnet werden ſollten, welche die Bücher über die Sprüche haben und wieder in gutem Stande erhalten ſollten. Liv. lib. X. c. 30. Rosin. lib. VII. cap. 14.

Lex Didia, ſumtuaria, wurde A. V. 610 gegeben, und darin verordnet, daß nicht nur die Stadt Rom, ſondern auch 2 Meilen um die Stadt herum ſolchen Gesetzen ſollten unterworfen ſeyn, und ſolchem nicht nur die, welche freiwillig Mahlzeits- und Abendmahlgenoſſen angenommen, als die Gesetze erlaubt, ſondern auch die, ſo nur zu Gaſte daher gewesen, nach dem Gesetze gehalten werden

(*) Gell. lib. II. c. 24.

(**) Marvil. Sag. lib. I. c. 25. Manut. de Legg. c. 3. Rosin. lib. VII. c. 15.

Lex Duilia, de Tribunis
von dem M Duilio gegeben
daß, wer die Republik ob
oder eine Obrigkeit ordnen
nicht an das Volk appellire
am Leben gestraft werden so
55. 56. Manut. de Legg. c. 5.

Lex Duilia Mœnia, de C
346 von dem M. Duilio und
plebis, gegeben, und darin
das Volk abwendig machen,
ren sollte. Liv. lib VII. c. 16.

Lex duodecim Tabularum,

Lex Fabia, (a) de Plagiar
gio wider die gegeben, welche
oder auch nur Knecht entfül
kauften, oder auch nur Wiss
That hätten, die sodenn um
den Bergwerken verurthei
ben gestraft werden sollten.
de leg. Fab. de plag. Hermog. it
c 29.

Lex Fabia (a) de Sectatori
zu Stande, weil es der Pöbe
te. Cic. pro Murena, cap. 34.

Lex Falcidia, Testamentaria

Plebeiis, Saturnalibus und einigen andern mehr, als 100 Aſſes, (1 Thaler, 6 Groſchen,) wenden, an 10 andern Tagen des Monats aber 30 Aſſes, (4 Groſchen,) und ſonſt ordentlich nur 10 Aſſes, (3 Groſchen,) aufgehen laſſen. Macrob. Sat. lib. II. c. 13. Gell. lib. II. cap. 24. Roſin. lib. VIII. c. 13.

Lex Flaminia, agraria, wurde A. V. 521 von dem C. Flaminio, einem Tribuno plebis, gegeben, daß die Picenſiſchen Felder, von denen die Galli Senones vertrieben worden waren, unter die alten Soldaten getheilt werden ſollten; ſo auch geſchahe, jedoch aber den Römern ſo großen Vortheil nicht brachte, weil die Gallier hernach deſto ärgere Feinde wurden. Polyb. lib. II. c. 21. Manut. de Legg. c. 13. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Flavia, agraria, war ein Geſetz, welches der Tribunus plebis, L. Flavius, gab, und wollte, daß die Armen die Felder, welche ſie von dem Rathe gekauft, gegen Wiedererſtattung ihres Geldes abtreten, oder die Intraden von 5 Jahren genommen und andere Länderenen dafür gekauft, und dem Pöbel, ſo derglichen nicht hätte, ausgetheilt werden ſollten. Cic. ad Attic. lib. I. Epiſt. 19. Manut. de Legg. c. 13. Sigon. de Ant. jur. Ital. lib. II. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Frumentaria war ein Geſetz, ſo von Austheilung des Getreides an das Römiſche Volk handelte, derſelben waren Lex Appuleia, Cincia, Cerealis und Sempronia.

Lex Furia iſt unbekannt, wenn und von wem es gegeben worden, auch worauf es ſo eigentlich gehandelt, außer daß es das Jus gentile betroffen, und auch von einem Tribuno plebis bey der Comitien Zeiten gegeben worden iſt.

Lex Fufia, de Civitate, wurde A. V. 692 von dem Conſule, M. Fufio Calene, gegeben, und wollte es, daß allen Italienern das Römiſche Bürgerrecht ertheilet werden ſollte, warüber ſich aber der Rath

(*) Cic. Verr. I. 1. c.

(**) Augustin. de Civ. D. lib. 23. Prid. in Lex I.

werden können; was aber
ſollte er vierfach erſetzen.
de Legg. c. 14. 16. Sigon. de

Lex Fuſia, de Comitiis,
Prætore, Q. Fuſio Caleno,
ordnet, daß bey den Comiti
fordert, und jede in ihrer
ſollten. Dio lib. XXXVIII.
lib. I. c. I. p. 209. ap. Pitiſc.

Lex Fuſia, (β) de Obn
Fuſia.

Lex Fuſia, (γ) ſ. Furia C
manumiſſione, wurde A. V.
millo und C. Caninio Gallo,
geben, und verordnete, da
bis auf 10 die Hälfte, von
Theil, von 30 bis auf 100
100 bis auf 500 der fünfte
niemahls, als 100 ſollten fr
nen. Vopiſc. Tacit. c. 11. Si
lib. I. cap. 12. Roſin. lib. VIII.

Lex Gabinia, (α) tabellar
dem Gabinio, einem Tribuno
te nach demſelben das Vol
mündlich, ſondern mit den
den Patriciis ſehr wehe geſch

Lex Gabinia, (γ) de Piratis, wurde A. V. 685 von dem Aulo Gabinio, einem Tribuno plebis, gegeben, und nach ſolchem dem Pompejo M. auf 3 Jahr der Krieg wider die Seeräuber auf dem mittelländiſchen Meere alſo anvertrauet, daß er bis 50 Meilen Landeinwärts zu befehlen, und von Königen und Städten ſollte fordern dürfen, was ihm nöthig ſey. Plutarch. in Pompejo; Vellei. lib. II. c. 31. & ad eum Voſſ. l. c.

Lex Gabiniana, de Legatis, wurde von einem A. Gabinio gegeben, und vermochte, daß den fremden Geſandten von dem 1 Febr. bis den 1 Martii beſtändig von dem Rathe Audienz gegeben werden ſollte, wie auch, daß man wider die aus den Provinzen auf eine bloße Handſchrift nicht Recht ſprechen ſolle, wogegen ſie aber auch zu Rom nicht Geld bergen durften. Cic. ad Attic. lib. V. Epiſt. 21. & Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex Gabiniana.

Lex Gellia Cornelia, de Civibus, wurde A. V. 681 von den Bürgermeiſtern, L. Gellio Poplicola und Cn. Cornelio Lentulo, gegeben und darin geſetzet, daß wem Cn. Pompejus, nach ſeiner Räthe Genehmhaltung, das Röm. Bürgerrecht gegeben, ſolches allerdings gültig ſeyn ſollte. Cic. pro Balb. c. 14. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Genucia, (α) de Conſulibus, wurde, wie einige meynen, A. V. 411 von dem Tribuno plebis, L. Genucio, gegeben, daß auch beyde Bürgermeiſter aus dem Plebe ſollten erwählet werden können. Liv. lib. VII. c. 42. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Genucia, (β) fœnebris, wurde auch A. V. 411 von dem L. Genucio gegeben, und darin aller Wucher verboten. Liv. lib. VII. c. 42. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Genucia, (γ) de Magiſtratibus, wurde von mit beſagtem Genucio auch A. V. 411 gegeben, und darin ausgemacht, daß einer in 10 Jahren ſein obrigkeitliches Amt nicht wieder ſollte erlangen, noch auch auf einmahl deren 2 zugleich haben können. Liv. lib. VII. c. 42. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Genucia Aemilia, de Clavo pangendo, wurde nach des Raths-Schluſſe, von den Bürgermeiſtern, C. Genucio und L. Aemilio, gegeben, daß der Prætor maximus jährlich an den Idibus des Septembris den

Lex Hirtia wurde A. V.
geben, und darin des Pomp
renämtern ausgeſchloſſen.
lin. lib. VIII. c. 5.

Lex Horatia, (α) de Ca
wollte, daß ſolche Veſtalin
Jahr alt wäre, abdanken
Teſtament möchte machen kö
ſchen Volke das ihr zuſtehen
hernach der Campus Martius
hatte. Gell. lib. VI. c. 7. Plu

Lex Horatia, (β) de Pro
dem Lege Duilia de Tribunis

Lex Hortenſia, (α) de N
daß die Nundinæ, welche ſonſ
und alſo daran Gericht gehal
die in die Stadt vom Lande
Streitſachen da mit ausmache
lib. I. c. 16. Roſin. lib. VIII. c.

Lex Hortenſia, (β) de Pl
von dem Dictatore, Q. Horte
Volks Schlüſſe eben ſo viel, al
ſollten. Juſtin. Inſtit lib. I. T
c. 27. Liv. Epit. XI. Pompon. L
Roſin. lib. VIII. c 7.

Lex Hoſtilia, de Furtis,
Bürgermeiſter A. Hoſtilio

auf ſollte anbauen können, wo er wollte, jedoch daß die das Jüngige darauf behielten, welche es emmahl mit Recht beſäßen, die aber etwas aus eigener Gewalt darauf eingenommen, und bebauet, die Koſten wieder bekommen, hingegen das Gebäude und Stelle gemein ſeyn ſollte (*). Und dieſes Geſetz wurde mit ausgenommen, daß es die Decemviri bey Stellung ihrer neuen Geſetze ſollten in ſeinem Werthe bleiben laſſen (**).

Lex Icilia, (a) wurde A. V. 261 von dem Sp. Icilio einem Tribuno plebis, gegeben, daß niemand einem Tribuno plebis, wenn er zum Volke redete, in die Rede fallen, ihn hindern, oder ihm widerſprechen ſollte; wo aber einer dawider handelte, ſolle er Bürgen ſtellen, daß er die Strafe erlegen wolle, die ihm die Tribuni plebis anlegen würden, wo er nicht ſelbſt am Leben geſtraft ſeyn wollte: da man aber der Strafe wegen nicht einig werden könne, ſolle das Volk den Ausſpruch thun. Dion. Halic. lib. VII. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Iulia, (a) de Adulteriis, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, und Iulia genannt, weil er in die Iuliiſche Familie war adoptiret worden, und ſollte nach demſelben ſowohl ein Ehebrecher ſelbſt, als auch ein Gelegenheitmacher dazu geſtraft werden. Jener ſollte hierbey in eine Inſel deportiret werden, oder, da ihn ein Vater bey ſeiner Tochter ertappte, ſollte er Macht haben, ihm ſelbſt das Leben zu nehmen, dafern er dergleichen der Tochter auch thäte, da ein Mann aber einen bey der Frau anträfe, und ihn nicht wolle, oder, gewiſſen Umſtänden nach, nicht dürfe hinrichten, ſoll er ihn mögen 24 Stunden bey ſich im Arreſte behalten, hernach aber der Obrigkeit ausliefern, und was dergleichen Dinge mehr waren. Manut. de Legg. c. 20. Roſin. lib. VIII. cap. 24.

Lex Julia (s), de aetate judicum, ſ. Aetas Judi

Lex Julia (γ), agraria, wurde A. V. 694, dem Julio Caſare, als Bürgermeiſter, gegeben, nach demſelben der Campus Stellas und Campanus

(*) Dion. Halic. lib. X. c. 8.
(**) Liv. lib. III. c. 32. Roſin. lib. VIII. cap. 8.

gel schlagen sollte, um die Zahl der Jahre darnach haben zu können. Liv. lib. VII. c. 3.

Lex Glaucia wurde von dem C. Servilio Glaucia, gegeben, und darin den Equitibus die Prærogativ wieder zugestanden, Gericht zu halten. Cic. de Clar. Orat. c. 62.

Lex Hirtia wurde A. V. 704 von dem A. Hirtio gegeben, und darin des Pompeii Anhänger von allen Ehrenämtern ausgeschlossen. Cic. Philipp. XIII. c. 16. Rosin. lib. VIII. c. 5.

Lex Horatia, (α) de Caia Terratia, al. Tarquinia, wollte, daß solche Vestalische Jungfer, wenn sie 40 Jahr alt wäre, abdanken und heyrathen, auch ein Testament möchte machen können, weil sie dem Römischen Volke das ihr zustehende Feld an der Tiber, so hernach der Campus Martius genannt wurde, geschenkt hatte. Gell. lib. VI. c. 7. Plutarch. in Poplicola cap. 4.

Lex Horatia, (β) de Provocatione, ist einerley mit dem Lege Duilia de Tribunis plebis.

Lex Hortensia, (α) de Nundinis, brachte mit sich daß die Nundinæ, welche sonst Feriæ waren, Fastæ seyn, und also daran Gericht gehalten werden könne, damit die in die Stadt vom Lande kommenden Römer ihre Streitsachen da mit ausmachen könnten. Macrob. Sat. lib. I. c. 16. Rosin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Hortensia, (β) de Plebiscitis, wurde A. V. 467 von dem Dictatore, Q. Hortensio, gegeben, daß des Volks Schlüsse eben so viel, als wirkliche Gesetze gelten sollten. Justin. Instit. lib. I. Tit. II. §. 4. Gell. lib. XV. c. 27. Liv. Epit. XI. Pompon. l. 2. §. 8. ff. de Orig. Jur. Rosin. lib. VIII. c. 7.

Lex Hostilia, de Furtis, soll A. V. 583 von dem Bürgermeister A. Hostilio, gegeben worden seyn, nach dem einer in deren Nahmen, die bey den Feinden gefangen, oder der Republik wegen abwesend waren, Klagen wegen eines Diebstahls sollte führen können. Justinian. Instit. lib. IV. tit. 10. Rosin. lib. VIII. cap. 19. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. c. 1. ap. Pitisc. in Lex Hostilia.

Lex Icilia, (α) de Aventino, wurde A. V. 297. von dem Tribuno plebis, L. Icilio, gegeben, daß der Mons Aventinus gemein seyn, und also ein jeder Römer darauf

pfänden oder gar veräußern ſolle; ob aber Cæſar oder Auguſtus das Geſetz gegeben, iſt unbekannt, Cajus l. 4. Lex Julia ff. de fund. dot. Cod. lib. V. tit. 13. de rei vx. alien. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Julia (A), judiciaria, wurde von dem C. Julio Cæſare gegeben, da er zum drittenmahl Bürgermeiſter war, und ordnete unter andern, daß, wenn ein Kläger oder Beklagter zu dem Richter ins Haus ging, er 100 Aureos Strafe geben ſollte; item, daß keiner gezwungen werden ſolle, wider ſeinen Schwiegervater, Eidam, Stiefvater, Stiefſohn u. ſ. f. zu zeugen. Modeſtin. l. vn. in fin. ff. de l. Jul. amb. Paull. l. lege Julia ff. de teſt. Manut. de Legg c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 21.

Lex Julia (B), de Legationibus liberis, ſoll eben das geweſen ſeyn, wodurch die Legationes liberæ auf 5 Jahr eingezogen worden. Cic. de Legg. lib III. c. 8. Zoſim. de Senatu Rom. lib. I. c. 16. ap Pitiſc. in Lex. Julia.

Lex Julia (C), de Limitibus, wurde von dem Julio Cæſare, als Dictatore, gegeben, und war nur eine Erneuerung des Legis Sempronia ſ. Lex Sempronia.

Lex Julia (D), Majeſtatis, ſoll, wie man will, ſich auch von C. Julio Cæſare herſchreiben, und wollte, daß die am Leben geſtraft werden ſollten, welche ſich etwas wider die Republik, und hernachmahls auch wider die Kaiſer unterfingen. Juſtin. Inſtit. de publ. Jud. §. 4. Auguſtin. et Hotomanus ap. Pitiſc. in Lex Julia.

Lex Julia (E), de maritandis Ordinibus, wurde A. V. 736 von dem Auguſto gegeben, nach dem ſeiner, ohne genugſame erhebliche Urſache, ohne Frau bleiben ſollte, dergleichen Geſetze denn auch ſchon vorher mehr, als eins gegeben worden war. Suet. Aug. c. 34. Tac. Annal. lib. III. c. 25. Liv. Epit. 59. Torrent. ad Suet. l. c. Roſin. lib. VIII. c. 16.

Lex Julia (F), de modo Pecuniæ poſſidendi, wurde von dem Julio Cæſare, als Dictatore, A. V. [illegible] gegeben, und erforderte, daß keiner mehr, als [illegible] LX. oder [illegible] halbern (ſiehe Thaler), an gemünzten Geld oder Silber beſitzen ſollte. Cic. ad [illegible] XXXXI. Tac. Annal. lib. VI. cap. 16.

Lex Julia (σ), de P
einem Verklagten 6 Patro
da vorher nur 4 zugelaſſ
gönnet wurden. Aſcon.

Lex Julia (τ), de P
Julio Cæſare gegeben, u
geſchehen ſollte, welche
bereichert hatten. Manut

Lex Julia (υ), de Pe
704 von dem Cæſare ge
die Schuldner ihre Gläub
daß ihre Güter taxiret i
dem innerlichen Kriege
Werthe den Creditoribus
Suet. Cæſ. c. 42. Sigon.
c. 11.

Lex Julia (φ), Conſu
A. V. 691 von dem C.
ſollten z. E. nach ſolche
ganz Griechenland davon
miſche Obrigkeit da was
eine Provinz gehenden Rö
ſonen und ihrem Gefolge
werden; die wieder aus
den Obrigkeiten ſollten in

Lex Julia (♁), de Pudicitia, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, und betraf inſonderheit die Unzüchtereyen zweyer Mannsperſonen mit einander. Juſtinian. Inſtit. lib. IIII. Tit. 5. Horat. lib. III. Od. 5. v. 20.

Lex Julia (☉), de Repetundis, wurde von dem C. Julio Cæſare gegeben, daß ſich niemand in ſeinem Amte gelüſten laſſen ſollte, zu nehmen, was ihm nicht gehöre. Cic. pro Sex. cap. 64. Sigon. de judic. lib. II. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 30

Lex Julia (☽), de Reſiduis, erforderte, daß niemand einiges Geld von dem, ſo der Republik gehörete, berechnet, verbauet oder ſonſt zu deren Beſten verwendet werden ſollte, inne behalten ſollte. Marcian. l. 4. ff. §. 3. ad leg. Jul. pecul. Paul. ibid. l. 9. §. 6. Manut. de Legg. cap. 24. Roſin. lib. VIII. c. 28.

Lex Julia (♃), de Sacerdotiis, wurde von dem Cæſare, als Dictatore, gegeben, und betraf die Wahl der Prieſter. Cic. ad Brut. Epiſt. 5. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. cap. 1. pag 212. et Pigh. Annal. Rom. lib. III. pag. 352. apud Pitiſc. in Lex Julia.

Lex Julia (♈), ſumtuaria, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, und wollte, daß an gemeinen Tagen nur 200 Seſtertien (oder 6 Thaler 6 Groſchen,) an den Kalendis, Idibus und andern Feſten nur 300 (10 Thaler, 10 Groſchen,) bey Hochzeiten aber nicht über 1000 (31 Thaler, 8 Groſchen) aufgewendet werden ſollten. Gell. lib. II. c. 24.

Lex Julia (♑), theatralis, wurde von dem Kaiſer Auguſto gegeben, daß die Römiſchen Ritter, die, oder auch deren Aeltern den Cenſum equeſtrem gehabt hatten, auf den erſten 14 Reihen Bänken bey den Schauſpielen ſitzen ſollten, ob ſie gleich ſolchen Cenſum nicht mehr beſäſſen. Sueton Aug. c. 40. Plin. H. N. lib. XXXIII. cap. 2. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. cap. 19. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Julia (♊), de Tutoribus, erforderte, daß denen von der Obrigkeit ein Vormund geſetzet würde, denen in dem Teſtament ihrer Väter keiner geſetzet worden. Juſtinian. Inſtit. de Atil. Tut. Roſin. lib. VIII. c. 17.

Lex Julia (♋), de Vi privata, war wider die gegeben, welche Leute zuſammenbrachten, und verhinderten, daß ein anderer nicht vor Gericht geführet würde, oder damit einen, jedoch ohne Waffe

und Waffen zusammen
Jagd, Reise oder Schi
war (*); oder einer auch
hatte (**); hingegen sollt
Knechte, zusammenbring
zu erregen; allein auch
treten lassen, Meyerhöf
Knaben oder Weibsen n
thümer mit bewehrter H
treiben (***); keinen Rö
Appellation torquiren geisse

Lex Junia (α), milita
dem Bürgermeister, M.
darin sowohl andere Ge
schafft, worin den Soll
erlassen worden. Ascon. a

Lex Junia (β), de Pe
V. 627 von dem M. Junio
gegeben, nachdem einer,
dern vergriffen, nicht alle
auch noch dazu ins Exsili
welches auch dem C. Cat
germeister, A. V. 639 w
lib. II. c. 27. Rosin. lib. V

Lex Junia (γ), de Pe
auch von dem Tribuno ple
ben, und sollten nach de
Rom fort gewiesen und in
werden. Cic. Off. lib. III.
Ital. lib. III. c. 1. Rosin. li

von etwas depoſſediren, einen ſchlagen oder ſtoßen ließ, ohne ihn doch zu tödten u. w. d. g. mehr war. Paull. l. legis Juliae ff. ad l. Jul. de vi priv. Vlpian ibid. l. ſi quis. Scaevol. ibid. l. hac lege, Roſin. lib. VIII. c. 27..

Lex Julia (*), de Vi publica, verbot Gewehr und Waffen zuſammen zu bringen, außer was zur Jagd, Reiſe oder Schifffahrt gehörete oder nöthig war(*); oder einer auch zu verkaufen, oder geerbet hatte(**); hingegen ſollte niemand Leute, freye oder Knechte, zuſammenbringen, Tumult oder Aufruhr zu erregen; allein auch keiner mit Gewehr ſich betreten laſſen, Meyerhöfe ſtürmen, Güter rauben, Knaben oder Weibſen nothzüchtigen, einem Eigenthümer mit bewehrter Hand von dem Seinigen vertreiben(***); keinen Römiſchen Bürger wider deſſen Appellation torquiren geiſſeln oder tödten laſſen ꝛc.(****)

Lex Junia (α), militaris, wurde A. V. 644 von dem Bürgermeiſter, M. Junio Silano, gegeben und darin ſowohl andere Geſetze, als auch eines abgeſchafft, worin den Soldaten einige Feldzüge waren erlaſſen worden. Aſcon. ap. Pitiſc. in Lex Junia.

Lex Junia (β), de Pecuniis repetundis, wurde A. V. 627 von dem M. Junio Penno, einem Zunftmeiſter gegeben, nachdem einer, der ſich an gemeinen Geldern vergriffen, nicht allein ſolche reſtituiren ſondern auch noch dazu ins Exſilium verwieſen werden ſollte, welches auch dem C. Catoni, einem geweſenen Bürgermeiſter, A. V. 639 wiederfuhr. Sigon. de Judic. lib. II. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 30.

Lex Junia (γ), de Peregrinis, wurde A. V. 627 auch von dem Tribuno plebis, M. Junio Penno, gegeben, und ſollten nach demſelben alle Fremden aus Rom fort gewieſen und in Zukunft davon abgehalten werden. Cic. Off. lib. III. c. 11. Sigon. de Ant Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Junia Licinia, wurde A. V. 691 von den Bürgermeiſtern, D. Junio Silano und L. Licinia Murena,

(*) Marcian. l. 1. ff. ad l. Iul. de vi pub.

(**) Scaevol. ibid.

(***) Marcian. l. c.

(****) Ulpian. ibid. l. lege Iulia. Roſin. lib. VIII. c. 27.

rœna, gegeben, und darin noch eine schärfere Strafe für den gesetzt, welcher bey Gebung eines Gesetzes das Trinundinum nicht beobachtet, als bisher üblich gewesen. Cic. Philipp. V. c. 3. Manut. de Legg. c. 16. Rosin. lib. VIII. c. 7.

Lex Junia Norbana, de Servis manumittendis, wurde A. V. 771 von den Bürgermeistern, M. Junio Silano und L. Norbano, gegeben, und darin den Knechten, wenn sie frey gelassen wurden, die Freyheit zugestanden, wie sie die Lateiner hatten. Hotomann. et Pighius ap. Pitisc. in Lex Junia Norbana.

Lex Junia Petronia, de Judiciis, wurde A. V. 813 von den Bürgermeistern, C. Junio Cæsonio und Petronio Turpiliano, gegeben, und darin ausgemacht, wenn unter den Judicibus die Meinungen über die Freyheit eines Knechts gleich wären, er solche bekommen solle, imgleichen, daß keinem Herrn mehr frey stehen solle, einen Knecht den Bestien vorzuwerfen; sondern, da er eine wichtige Klage wider ihn habe, solche vor Gerichte bringen solle. Hermog. l. lege Jun. ff. de Manumiss. Modest. l. circumcidere in fin. ff. ad l. Cornel. de Sicar. Rosin. lib. VIII. cap. 22.

Lex Junia Sacrata, wurde A. V. 260 von dem Tribuno plebis, L. Junio Bruto, gegeben, und darin dem plebi seine Magistratus Sacrosancti zugestanden, die ihn wider die Bürgermeister sollten schützen können. Dion. Halic. lib. VI. Rosin. lib. VIII. c. 6.

Lex Junia Velleja ordnete, daß man einen, der noch nicht gebohren worden, in seinem Testamente zum Erben sollte einsetzen können, wenn selbiger bey seiner Geburt nur sonst sein Erbe sey, mithin wenn der Sohn gestorben, die noch ungebohrnen Enkel, oder, da der Sohn noch lebet, auch die noch lebenden Enkel eingesetzt werden sollten, damit nicht wenn der Vater stürbe, sie das Testament über den Haufen werfen könnten, als die darin zur Ungebühr übergangen worden. Scævol. l. Gallus §. ille casus ff. de lib. et post. Rosin. libr. VIII. cap. 18.

Lex Labiena, de Sacerdotiis, wurde eine Zeit nach des Syllæ Tode, von dem Tribuno plebis, T. Atio Labieno, gegeben, und darin des Syllæ Gesetz aufgehoben, des Domitii aber wieder restituiret, nach dem das Volk die Priesterstellen wieder sollte vergeben können. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Lætoria (α), de Plebejis Magiſtratibus, wurde A. V. 292 von dem Lætorio, einem Zunftmeiſter, gegeben, daß in Zukunft die Tribuni plebis in Comitiis tributis erwählet werden ſollten, worauf denn deren auch ſo fort 5 erwählet worden da ihrer ſonſt nur 2 geweſen. Liv. lib. II. cap. 56. 57. 58. Roſin. lib VIII. c 7.

Lex Lætoria, (β) de Tutelis, wollte, daß Liederlichen, oder Leuten, die nicht wohl bey Verſtande wären, ihre Curatores geſetzt werden ſollten. Cic. Off. lib. III. cap. 15. et de N. D. lib. III. c. 30. Manut. de Legg. c. 5. Roſin. lib VIII c. 17.

Lex Licinia, (α) de Fœnore, wurde von dem L. Licinio Lucullo, Proconſule in Aſien, gegeben, und darin unter andern verordnet daß keine größere Zinſe, als die centeſima, gezahlet werden ſollte. Manut. de Legg. c. 16. Roſin lib VIII. c. 20.

Lex Licinia, (β) de Ludis Apollinaribus, wurde A. V. 545 von dem Prætore urbano, P. Licinio Varo, auf Begehr deß Raths gegeben, und verordnet, daß die Ludi Apollinares in Zukunft jedesmahl ihren gewiſſen und geſetzten Tag gefeyert werden ſollten. Liv. lib XXVII. cap. 23. Manut. de Legg. c. 3. Roſin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Licinia, (γ) de Sacerdotibus, wurde A. V. 608 von dem C. Licinio Craſſo einem Tribuno plebis, gegeben und dem Volke darin die Wahl der Prieſter zugeſtanden, welche bis dahin das Collegium der Prieſter gehabt hatte. Cic. de Amic. cap 25. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Licinia, (δ) de Sodalitiis, wollte, daß niemand Geſellſchaften oder Zünfte errichten, und ſich damit einen Anhang machen ſollte, der nach einem öffentlichen Amte ſtrebte. Cic. pro Plancio cap. 15. Manut. de Legg. cap. 30. Roſin. lib. VIII. cap. 31.

Lex Licinia, (ε) ſumtuaria, wurde von dem P. Licinio Craſſo Divite, A. V. 656 gegeben, und wollte, daß an den Calendis, Nonis und Nundinis einer nicht mehr als 30 Aſſes verzehrte, die andern Tage mehr nicht, als 3 Pfund geräuchert Fleiſch, eingeſalzener Dinge aber 1 Pfund; was aber die Erde, Bäume und Weinſtöcke geben, nach Gefallen, auftragen laſſen ſollte. Gell. lib. II. cap. 24. Macrob. Sat. lib. II. cap. 13.

Lex

Lex Licinia Aebutia, wird von manchen für ein, von manchen für 2 Geſetze, jedoch einerley Inhalts gehalten. ſ. Lex Aebutia.

Lex Licinia Caſſia, wurde A. V. 422 von den Bürgermeiſtern, P. Licinio Craſſo und C. Caſſio Longino, gegeben, und wollte, daß die Tribuni nicht von dem Volke, ſondern von den Bürgermeiſtern und Stadtrichtern, als Generalen, nach ihrem Gutbefinden, erwählet werden ſollten. Liv. lib. XXXXII. cap. 31. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Licinia Mucia, de civibus regundis, wurde A.V. 658 von den Bürgermeiſtern, L. Licinio Craſſo und Q. Mucio Scævola, gegeben und darin geboten, daß kein Lateiner ſich zu Rom für einen Bürger ausgeben, ſondern ſich jeder zu ſeiner Stadt halten ſollte, wodurch aber die Lateiner erbittert wurden und hernach einen ſchlimmen Krieg mit den Römern anfiengen. Cic Off. lib. III. c. 11. Aſcon. apud Pitiſc. in Lex Licinia Mucia, Manut. de Legg. c. 17. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. cap. 1. Roſin. lib. VIII. c. 1.

Lex Licinia Sextia, (α) de Aere alieno, wurde von dem C. Licinio Stolone und L. Sextio, als Tribunis plebis, A. V. 377 gegeben, und darin ausgemacht, daß, was an Zinſen bezahlet worden, von dem Capital abgezogen, und der Reſt zu 3 gleichen Theilen in 3 Jahren auch vollend wieder bezahlet werden ſollte. Liv. lib. VI. c. 35. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 11.

Lex Licinia Sextia, (β) de Agrorum modo, wurde auch von nur beſagten beyden Tribunis gegeben, und darin feſt geſetzt, daß niemand mehr als 500 Jocharten Feld (*), noch auch mehr als 100 Stück großes Vieh, und 500 Stück kleines haben ſollte (**); allein da Stolo hernach ſelbſt ſo fern dawider handelte, daß er 500 Jacharten, und ſein Sohn, den er emancipirte, auch 500 Jugera hatte, wurde er um 10000 Aſſes geſtraft, weil ſolches ein offenbarer Betrug wider das Geſetz war (***).

(*) Liv. lib. VI. cap. 55. Varr. de R. R. lib. I. c. 2.

(**) Appian. de B. C. c. 1.

(***) Liv. lib. VII. c. 16. Sigon. de Ant. Iur. C. R. lib. I. cap. 16. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Licinia Sextia, (γ) de Sacerdotiis, wurde auch von vorhin beſagten Tribunis plebis gegeben, und erforderte, daß anſtatt der Duumvirorum Sacris faciendis zehn dafür eingeſetzt, und zum Theil aus den Patricіis, zum Theil aber aus dem plebe ſollten genommen werden. Liv. lib. VI. cap. 41. Roſin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Licinia Sextia, (δ) de Tribunis militum, wurde ebenfalls von den beſagten Tribunis gegeben, daß keine Tribuni militum in Comitiis erwählet, wohl aber der eine Bürgermeiſter aus den plebejis ſollte genommen werden, ſo auch das Jahr hernach geſchah, da Licinius ſelbſt der erſte Conſul plebejus wurde. Liv. lib. VI. c. 35 et 42. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Livia, (ε) de Colonis, wurde von dem M. Livio Druſo, einem Tribuno plebis, A. V. 631 gegeben, daß 12 Colonien, jede von 3000 Mann, von Rom abgeführet werden ſollten. Plutarch. in C. Graccho cap 5. Roſin. lib. VIII. c. 9

Lex Livia, (ζ) de Decemviris agris dividundis, wurde gegeben, nachdem Carthago war erobert worden und deren Ländereyen ein etheilet werden ſollten. Manut. de Legg. cap. 13. et Roſin, lib. VIII. c. 10.

Lex Livia, (η) frumentaria, wurde von dem M. Livio Druſo, einem Tribuno plebis, A. V. 662 gegeben, und erneuerte den Legem Semproniam, daß dem Volke Mann für Mann Getreide von dem gemeinen gegeben werden ſollte. Liv. Epit. 71. Roſin. lib. VIII. c. 12.

Lex Livia, (θ) judiciaria, wurde auch von nur beſagtem Livio gegeben, und erforderte, daß von den Judicibus allemahl ſo viel von Rathsherrn, als Rittern, erwählet werden ſollten. Liv. Epit. 71. Appian. de B. C. lib. I. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Roſin. lib. III. c. 2

Lex Livia, (ι) nummaria, wurde eben von beſagtem M. Livio Druſo gegeben, und ließ zu, daß zu den Silber-Münzen der achte Theil Kupfer genommen würde. Plin. H. N. lib. LXXIII. c. 3. Manut. de Legg. cap. 17. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Livia, (ξ) de Sociis et Italis civitate donandis, wurde von mehr benanntem M. Livio Druſo gegeben, und dadurch den Bundesgenoſſen und andern in Italien

[illegible] Lex Manilia. [illegible]

Lex Manilia de Magistratibus ist unbekannt, worauf es eigentlich gegangen ist. Liv. Epit. 99. Manil. de [illegible]

Lex Manilia, durch welches Gesetz die Ordnung des Komitiorum Tributorum und [illegible] Komitien bestimmt wurde, [illegible] Liv. Epit. 97. Cic. pro Mil. c. 17. Rosin. lib. VIII. c. 23.

Lex Manilia (a) wurde A. V. 693 von dem C. Manilio Limetano, als Tribuno plebis, gegeben und errichtet. Daß eine Unterscheidung angestellet werden solle, auf welcher Art [illegible] der Freyheit des Römischen Raths nicht [illegible] sondern [illegible] Freunde [illegible] Sallust. Fr. [illegible] Asc. ad Cic. [illegible] Manut. de Legg. c. 17. Rosin. lib. VIII. c. 23.

Lex Manilia (b) de Limitibus, wurde von mit beigetretenen Mam. [illegible] v. 558 gegeben, und darin sonderlich anbefohlen, daß jede Art der Gränzen und Raine [illegible] Lex, wodurch es denn auch mit sammt seinen Nachkommen den Beynahmen Limitanus oder Limitaris bekommen hat. Sigon. Annal. Rom. lib. II. ap. Pighi. in Lex Manilia.

Lex Manilia, (c) de Libertinorum suffragiis, wurde A. V. 687 von dem Tribuno plebis, C. Manilio, gegeben, und darin den Libertinis in allen Tribubus zu stehen, ihre Stimmen bey den Versammlungen des Volks auch mit zu geben. Cic. pro Corn. et ad eum Ascon. l. c. Rosin. lib. VIII. c. 3.

Lex Manilia, (d) de Pompeio, wurde von eben solchem Manilio gegeben, und darin das Commando dem Pompejo wider den Mithridatem aufgetragen, so schlecht auch der Rath und andere damit zufrieden waren. Liv. Epit. 100. Plutarch in Pompejo c. 10. Rosin. lib. VIII. c. 14.

Lex Manlia, (a) de Epulonibus, wurde A. V. 558 von dem P. Manlio, einem Tribuno plebis, gegeben, und

darin wegen Vielheit der Opfer verordnet, daß 3 Epulones erwählet werden sollten, wie sie auch schon Numa angeordnet gehabt. Rosin. lib. VIII. c. 1.

Lex Manlia (β), de Vicesima, ist A. V. 396 von dem Bürgermeister, Cn. Manlio, gegeben worden, und mußten nach demselben die, so frey gelassen wurden den 20 Theil ihres Vermögens ins Aerarium abgeben. Liv. lib. VII. c. 16.

Lex Marcia (α), de Magistratibus, wurde von dem Marcio Censorino gegeben, und verbot, daß keiner zweymahl Censor werden sollte, ungeachtet er es selbst zweymahl gewesen. Plutarch. in Coriolano c. 1.

Lex Marcia (β), de Statiellatibus, wurde A. V. 621 (al. 580) von den Tribunis plebis, M. Marcio Sermone und C. Marcio Scylla, gegeben, und wollte, daß alle von den Statiellatibus, einem Liguriſchen Volke, von dem 1 Sextilis daſigen Jahrs, in Freyheit geſetzt, und wer einen davon hinterhielt, von dem Rathe geſtraft werden sollte. Liv. lib. XXXXII. c. 21.

Lex Maria (α), wurde A. V. 667 von dem M. Mario Gratidiano, einem Prætore, gegeben, daß die Münzen nach damahls erfundener Kunſt probieret werden sollten, ob ſie auch ihren richtigen Gehalt hätten (*), welches Geſetz dem Volke ſo angenehm geweſen, daß ſie dem Mario in allen Gaſſen ſeine Statue aufgerichtet (**).

Lex Maria (β), de Suffragiis, wurde A. V. 634. von dem C. Mario, als noch Tribuno plebis, gegeben und darin ſonderlich der Gewalt der Patricien in den Judiciis Einhalt gethan (***), wobey er ſonderlich auf die Stege oder Pontes vor den Septis enger oder ſchmähler machen ließ, weil ſonſt die Candidaten Leute abſchickten, die darauf ſtehen blieben und Acht gaben, was dieſer oder jener für ein Täfelchen in die Situlas warf (****).

Lex

(*) Cic. Off. lib. III. c. 20.

(**) Plin. H. N. lib. XXXIII. cap. 9. Roſin. lib. VIII. c. 20.

(***) Plutarch. in Mario c. 2. Manut. de Legg. c. 9.

(****) Cic. de Legg. lib. III. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Maria Porcia, ſ. Lex triumphalis.

Lex Memmia, de Calumniatoribus, ſ. Lex Remmia.

Lex Memmia, de reis poſtulandis, wollte, daß die nicht ſollten verklagt werden können, welche in öffentlichen Verrichtungen von Rom abweſend wären, bis ſie wieder zurück gekommen. Sigon. de Judic. lib. II. c. 9. Roſin. lib. VIII. cap. 22. Manut. de Legg. c. 15.

Lex Menenia Seſtia, de Multis, wurde A. V. 302 von den Bürgermeiſtern, T. Menenio Lanato und P. Seſtio Capitolino, gegeben, und darin geordnet, daß in Strafdingen ein Schaf auf 10 Aſſes, ein Rind aber auf 100 äſtimirt werden ſollte. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 22.

Lex Menſia, de Liberorum conditione, iſt nicht bekannt, wenn oder von wem es gegeben worden, indeſſen wollte es, daß außer der Ehe gezeugete Kinder des Vaters Stand haben ſollten, wenn die Ehe darzu käme, ohne ſolche aber der Mutter folgen ſollten; da aber dergleichen von einem Fremden und einer Römiſchen Bürgerinn gebohren waren, folgeten ſie doch auch dem Vater. Ulpian apud Pitiſc. in Lex Menſia; Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Metella, de Fullonibus, wurde von einem Metello, auf Betrieb der Cenſorum, gegeben (*), und ging die an, welche mit Waſchung und Zurechtmachung der Kleider zu thun hatten, ſollte aber Metilia und nicht Metella heißen (**).

Lex Metilia, de Dictatore, wurde A. V. 516 von dem Tribuno plebis, M. Metilio, gegeben und darin geſetzet, daß ein Magiſter Equitum dem Dictatore an Macht und Hoheit gleich ſeyn ſollte. Liv. lib. XXII. c. 25. 26. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Minucia (a), wurde A. V. 632 von dem Tribuno plebis, M. Minucio Rufo gegeben, und wollte, daß die Stadt Carthago, als eine Römiſche Colonie, wieder erbauet werden ſollte. Feſtus in Oſi ſunt; Pigh. & Hotomann. apud Pitiſc. in Lex Minucia.

(*) Plin. lib. XXXV. c. 17.

(**) Manut. de Legg. c. 18.

Lex Minucia (α), de Triumviris menſariis, wurde A. V. 537 von dem Minucio, einem Tribuno plebis gegeben ſ. Triumviri menſarii.

Lex Numæ (α), de Judiciis, war eines der alten Geſetze des Numæ Pompilii, von dem aber wenig mehr, als der Nahme bekannt iſt. Feſtus in Reus; Mannt. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (β), de Mola ſalſa, iſt ſo wenig, als vorhergehendes mehr bekannt. Plin. H. N. lib. XVIII. c. 2. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Numæ (γ), de Parricidiis, wollte, daß ein jeder, der einen freyen Menſchen umgebracht, pro parricida ſollte gehalten werden. Feſtus in Parricidii Quæſtores; Manut. de legg. c. 21. 26. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Numæ (δ), de Pellice, wollte, daß keine Concubine der Junonis Altar anrühren, oder zur Strafe mit niederhangenden Haaren ſolcher Göttinn ein Lamm zur Verſöhnung opfern ſollte. Gell. libr. III. c. 3. Feſtus in Pellices; Manut. de Legg. cap. 16. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (ε), de Polluctu, betraf die Fiſche, welche den Göttern ſollten gewidmet werden können, oder nicht, und ſoll, wie man will, etwan ſo geheißen haben: Piſces, qui ſquamoſi non ſunt, nec polluceto: ſquamoſes omnes, præter ſcarum, polluceto. Plin. H. N. lib. XXXII. c. 2. Scalig. ad Feſt. in Pollucere merces; Manut. de Legg. cap. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 5.

Lex Numæ (ζ), de Prædiorum Terminis, wollte inſonderheit, daß, wer einen Gränzſtein ausackerte, mit ſammt ſeinem Ackervieh den Göttern verfallen, oder ſacer ſeyn ſollte. Feſtus in Termino; Manut. de Legg. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Numæ (η), de Sepulcris, wollte daß ein vom Wetter erſchlagener Menſch, nicht ſollte verbrannt, ſondern an dem Orte begraben werden, wo er erſchlagen worden. Feſtus in Occiſum; & ad eum Scaliger l. c. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. libr. VIII. c. 8. pag. 559.

Lex Numæ (θ), de Spoliis opimis, wollte, daß, wo die Spolia opima, oder die Rüſtung eines feind-

lichen

haber Gemahl erlangt werden. der jüngere Gemahl dem [illegible] einen Sohn erwirbt, dem aber welcher in eigentum erbet. und Alles graubet wer den erlangt. Feſtus in Oppia. Rosin. lib. VIII. cap. 5. pag. 600.

Lex Numa [illegible] de Fur., wollte, daß man seinen Eyd in der Schwurhand nur gleicher halte, wenn ein Mensch verdammt werde [illegible], weniger Gesetz auch Feſtus anführt wird, weil es erst nach des Numa Tode bekannt geworden [illegible]. oder vielmehr weil es ein Fragment unter des Numa Regierung gegeben [illegible].

Lex Ovinia, frumentaria, wurde von dem M. Ovinius, als Tribun plebis, A. V. 633 gegeben, und darin der Lex Sempronia über den C. Gracchus in so fern vermindert, daß dem Römischen Volke nicht so viel Getraide, oder dem nur so wohlfeil gegeben werden sollte, als zuvor gegeben hatte, weil solches zum Ruin der Aemter gereichete. Cic. in Verr. c. 10. Off. lib. II. c. 21. Vgl. Annal. Rom. lib. III. apud Pighi. in Lex Ovinia.

Lex Ovinia de Sacerdotibus, wurde A. V. 453 von den Tribunis plebis, C. und Cn. Ovinius, gegeben und wollte, daß zu den 4 Pontificibus und 4 Auguribus, so alle Patricii waren, auch 4 Pontifices und 5 Augures plebei noch ernennet werden sollten. Liv. lib. X. c. 6. Rosin. lib. VII. c. 4.

Lex Oppia, de Matronis Mulebri, wurde A. V. 540 von dem C. Oppius, einem Tribuno plebis, gegeben, und wollte, daß keine Frau mehr als eine halbe Unze schwer Gold zu ihrem Schmuck haben, keine bunte Kleider tragen, noch in der Stadt und unter 1 Italiänische Meile von derselben auf einem Wagen oder Kutsche fahren sollte, es geschehe denn darüber um des Gottesdienstes willen. Liv. lib. XXXIV. c. 1. Tac. Annal. lib. III. c. 33. Manut. de Legg. cap. 18. Rosin. lib. VIII. c. 13.

Optima Lex heißt, wenn einer durch ein Gesetz alle Gewalt bekam, also, daß man von ihm nicht

[illegible] Plut. Q. N. lib. XIV. c. 12. Rosin. lib. VII. c. 5
[illegible] Liv. Annal. lib. [illegible].
[illegible] Rosin. c. Legg. c. 2.

appelliren oder provociren konnte, auf welche Art erſt ein Dictator erwählet (*), als auch das, nach welchem der Pontifex Maximus ein Mädchen zur Veſtaliſchen Jungfer wegnahm (**).

Lex Orchia, ſumtuaria, war das erſte dieſer Art und wurde A. V. 570 von dem C. Orchio, einem Tribuno plebis, gegeben. Es ſchrieb ſolches inſonderheit vor, wie viel einem erlaubet ſeyn ſollte, Gäſte zu einem Convivio zu bitten, und das ſelbſt nach des Raths Gutachten. Macrob. Sat. lib. III. cap. 17. Roſin. lib. VIII. c. 17.

Lex Ovinia, de Cenſoribus, iſt unbekannt, von wem und wenn es gegeben worden, ob es ſonſt wohl die Cenſores anging, daß ſie zu Rathsherrn die redlichſten Leute aus den Ständen erwählen ſollten. Feſtus in Præteriti Senatores; Roſin. lib. VIII. c. 4. & 5.

Lex pagana war ein tolles Geſetz, daß die Weiber auf dem Wege nicht ſpinnen oder einen Rocken unbedeckt tragen ſollten, weil ſolches aller guten Hoffnung entgegen ſey, und mache, daß das Getreide nicht gerathe. Plin. H. N. lib. XXVIII. c. 2. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Papia, de Civitate, wurde nach dem Lege Claudia de Civitate gegeben, und betraf nicht nur die Lateiner, ſondern auch alle andere Fremde, daß ſich deren keiner fälſchlich für einen Römiſchen Bürger ausgeben ſollte. Cic. pro Balb. c. 23. Val. Max. lib. III. c. 4. et 5. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1.

Lex Papia, de Peregrinis, wurde A. V. 688 von dem Tribuno plebis, C. Papio, gegeben, und darin anbefohlen, daß ſich alle Fremde, außer die Italiäner, von Rom wegmachen, und mithin nicht da wohnen ſollten. Cic. off. lib. III. c. 11, et Pro Arch. c. 5. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. cap. 2.

Lex Papia Poppæa, (a) de Connubiis, wurde A. V. 761 von den Bürgermeiſtern, M. Papio Mutilo und Q. Poppæo Secundino, gegeben, und darin zugeſtanden, daß alle ingenui libertinas zu Weibern nehmen möchten

(*) Feſtus in Optima Lex.

(**) Hotomano, et Pigh. ap. Piiſc. in Lex Optima.

möchten, außer die Rathsherren und deren Kinder nicht. Rosin. lib VIII. c 16.

Lex Papia Poppæa, (β) war von eben nur besagten beyden Bürgermeistern gegeben, (wo doch beyde Gesetze nicht gar nur eins gewesen sind) und ordnete unter andern, daß eine Frau die noch nicht 50 Jahr alt sey, keinen Mann nehmen solle, der 60 Jahr und drüber alt sey, oder umgekehrt, ein Mann unter 60 Jahren eine Frau über 60 Jahren u. s. f. sonst aber kam es in den meisten mit dem Lege Julia de maritandis ordinibus überein. Isidor. lib. V. c. 15. Tertull. Apolog. c. 4. Rosin. lib. VIII. c. 16.

Lex Papia Poppæa, (γ) de Ritu capiundæ Virginis Vestalis, war auch von nur besagten Bürgermeistern gegeben, und betraf die Art und Weise, wie eine Vestalische Jungfer erwählet werden sollte, sonderlich daß der Pontifex 20 unter allen auslesen, und diese sodann wieder loosen sollten, welche aber solches treffen würde, es auch ohne Widerrede werden sollte. Gell. lib. I. c. 12. Manut. de Legg. c. 2. Rosin. lib. VIII. cap. 1.

Lex Papiria, (α) de Assibus, wurde A. V. 563 von dem Tribuno plebis, C. Papirio Carbone, gegeben, und verordnete, daß in Zukunft die Asses nicht mehr 1 Unze, sondern nur 1 halbe schwer sollten ausgemünzet werden, jedoch daß der Valor doch bleiben, und man also mit einem neuen Asse von 1 halben Unze eben so viel sollte bezahlen können, als vorher mit einem von einer ganzen Unze. Plin. H. N. lib. XXXIII. c. 3. Manut. de Legg. c. 17. Rosin. lib VIII. c. 20. Vid. As.

Lex Papiria, (β) de Civitate, wurde A. V. 421 von dem Prætore, L. Papirio, gegeben, und denen von Acerris das Bürgerrecht, jedoch ohne suffragio, darin zugestanden. Liv lib. VIII. c. 17.

Lex Papiria, (γ) de Consecratione, wurde von dem Q. Papirio, einem Tribuno plebis, gegeben, (wenn aber, ist unbekannt), und darin verboten, daß kein Tempel, Altar, oder dergleichen etwas consecrirt oder geweihet werden sollte, ohne Geheiß oder Bewilligung des Volks. Cic. pro Dom c. 49. Manut. de Legg. c. 2. Rosin. lib. VIII. c. 1. Struv. Antiqu. Rom. c. 4. p. 221.

Lex Papiria, (δ) de Multarum æstimatione, wurde A. V. 325 von den Bürgermeistern, L. Papirio Crasso II. und L. Julio Julo, gegeben, und darin die

ſtrafen beſtimmet, deren Anſatz ſonſt bey den Richtern ſtand. Liv. lib. IV. c. 30.

Lex Papiria, (ε) de Sacramento, wurde von dem Tribuno plebis, L. Papirio, gegeben und darin verboten, daß keiner dem andern ohne Urſache Händel vor Gerichte machen ſollte. Feſtus in Sacramentum; Manut. de Legg. c. 18.

Lex Papiria, (ζ) tabellaria, wurde A. V. 621 von dem Tribuno plebis, C. Papirio Carbone, gegeben und darin verordnet, daß das Volk, beym Votiren wegen der Geſetze, ſich der Täfelchen bedienen ſollte. Cic. de Legg. lib III. c. 16. Manut. de Legg c. 9. Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Papiria, (η) de Tribunis plebis, wurde auch von nur beſagtem Papirio A. V. 623 gegeben, und darin frey gelaſſen, einen zum Tribuno plebis zu erwählen, ſo oft man wolle, welches Geſetz aber doch P. Scipio Africanus hintertrieb. Liv. Epit. 59. Roſin. lib. VIII. c. 6.

Lex Pedia, de Cæſaris Interfectoribus, wurde A. V. 711 von dem Bürgermeiſter, Q. Pedio, gegeben und darin alle, die den Cæſarem hinrichten helfen, ins Exilium verwieſen. Vellej. lib. II. c. 65. Roſin. lib. VIII. c. 27.

Lex Peducæa, de Inceſtu, wurde A. V. 640 von dem Tribuno plebis, Sexto Peducæo, gegeben. Cic. de N. D. lib. III. c. 30.

Lex Pennia, de Peregrinis, wurde A. V. 627 von dem Tribuno plebis, M. Junio Penno, gegeben, und darin verboten, daß ſich kein Fremder zu Rom beſtändig aufhalten ſollte. Feſtus in Respublicas; Cic. de Clar. Orat. c 28.

Lex Perſolonia war ein Geſetz, darin geſetzt wurde, was einer zu thun habe, deſſen Hund einen andern, oder deſſen Vieh beſchädiget, von welchem Geſetz aber auch ſonſt weder Zeit noch Urheber bekannt iſt. Paull. Sent. I. Hotomann ap. Pitiſc. in Lex Perſolonia.

Lex Petillia, (κ) de Ambitu, wurde A.V. 397 von dem Tribuno plebis, C. Petillio, gegeben, und darin die ungebührliche Beſtrebung, ſonderlich der hominum novorum, um die hohen Ehrenämter verboten. Liv. lib. VII. c. 15. Manut. de Legg. c. 28.

Lex

werden können, welches mit Gewalt weggenommen worden, noch auch das, davon einer entlaufen, da er Leute von fern kommen gesehen, und geglaubet, daß sie bewaffnet wären und ihn mit Gewalt depossediren wollten. Cic. pro Coel c. 29. Julian. l. non solum §. si dominus ff. de Usucap. Manut. de Legg. c. 23. Sigon. de Judic. lib. II. c. 33. Rosin. lib. VIII. cap. 27.

Lex Plautia Papiria, de Civitate, soll, nach einiger Meinung, einerley mit dem Lege Silvani et Carbonis seyn *), weil Silvanus eigentlich M. Plautius Silvanus, Carbo aber C. Papirius Carbo geheißen. Es erforderte indessen, daß denen, welche in alliirten Städten Bürger geworden, das Bürgerrecht auch zu Rom zugestanden werden solle, wenn sie anders damahls, da das Gesetz gegeben worden, in Italien wohnhaft gewesen und sich binnen 60 Tagen bey dem Prætore gemeldet **).

Lex Plætoria, de Lictoribus Prætoris urbani, wurde von dem M. Plætorio, einem Tribuno plebis, gegeben und wollte, daß der Prætor jederzeit 2 Lictores bey sich haben und das Recht bis auf den Abend oder zu der Sonne Untergang, (usque ad supremum) sprechen sollte ***), obwohl hernach ad supremum überhaupt genannt worden, wenn der Prætor in den Comitiis das Recht zu sprechen aufhörete und mithin Feyerabend machte (****).

Lex Poblicia, sumtuaria, wurde A. V. 774 von dem C. Poblicio Bibulo, einem Aedile, gegeben, und darin die vorher gegebenen Leges sumtuariae erneuert, weil deren Beobachtung ganz abkommen wollte. Tac. Annal. lib. III. c. 52. Pigh. ap. Pitisc. in Lex Poblicia.

Lex Pœtilia, de Ambitu, wurde A. V. 395 von dem Tribuno plæbis, C. Pœtilio, gegeben, und verbot, die Nundinas und andere Zusammenkünfte zu besuchen, um damit ein Ehrenamt zu erlangen. Liv. lib. VII. c. 15. Hotomann. ap. Pitisc. in Lex Pœtilia.

Lex

(*) Cic. pro Arch. c. 5.

(**) Manut de Legg. c. 17.

(***) Censorin. de Die nat. c. 24.

(****) Varro de L. L. lib. V. c. 2. Manut. de Legg. c. 7.

Lex Pœtilia Papiria, de Nexu, wurde A. V. 427 von den Bürgermeistern C. Pœtilio und L. Papirio, gegeben und darin gebeten, keinen Schulden halber mehr in Ketten und Banden zu schlagen, weil nicht eines Leib, wohl aber dessen Vermögen für das geliehene Geld haften sollte. Liv lib. VIII. c. 28. Pigh. ap. Pitisc. in Lex Pœtilia Papiria.

Lex Pompeja, (α) de Ambitu, wurde A. V. 701 von dem Cn. Pompejo M. gegeben und darin denen eine härtere Strafe gesetzt, welche sich auf verbotene Art um ein Ehrenamt bestrebet, zugleich aber auch die gerichtliche Untersuchung darüber dahin eingeschränkt, daß 3 Tage die Zeugen verhöret, sodann am vierten der Kläger 2 Stunden reden, der Verklagte aber 3 zu seiner Verantwortung haben sollte. Cic. in Brut. c. 94. Id. de Fin. lib. III. c. 1. Manut. de Legg. c 15. et 19. Rosin. lib. VIII. c. 29

Lex Pompeja, (β) de Civitate, wurde von dem Bürgermeister, Cn. Pompejo Strabone, A. V. 698 gegeben, und darin den Liguribus, Gallis Cispadanis und Venetis das Bürgerrecht den Transpadanis aber das Laterniſche Recht zugestanden. Plin. H. N. lib. III cap. 20 Sigon. de Ant. Iur. Ital. lib. III. c. 2. Manut. de Legg. c. 11.

Lex Pompeja, (γ) de Comitiis, wurde A. V. 701 von dem Cn. Pompejo Magno gegeben, und wollte, daß auf keinen, der abwesend wäre, in den Comitiis bey den Wahlen zu den obrigkeitlichen Aemtern gesehen werden sollte, den einzigen Jul. Cæsarem ausgenommen. Suet. Jul. Cæs. c 28. Dio lib XXXX. Appian de B. C. lib II. Manut. de Legg. c. 7. Rosin. lib. VIII. c. 5.

Lex Pompeja, (δ) de Judicibus, wurde auch von dem Cn. Pompejo, da er zum drittenmahl Bürgermeister war, gegeben, und darin sonderlich die Gerichte so viel möglich kurz gefaßt, so, daß 3 Tage die Zeugen verhöret, den 4ten die Richter erwählet, sodann auch der Kläger 2 Stunden, der Verklagte aber 3 reden möchte, die Richter aber sofort auch alsdann das Urtheil darauf fällen sollten. Cic. in Pison et Ascon ap. Pitisc. in Lex Pompeja.

Lex Pompeja, (ε) de Parricidis, wurde A. V. 698 auch von dem Pompejo, als Bürgermeister, gegeben, und darin alle, die Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Großvater, Großmutter, Stiefvater, Stiefmut-

ter,

ter, oder andere nahe Blutsfreunde umgebracht, erſt bis aufs Blut gepeiſcht, ſodann aber mit einem Hunde, Hahn, Affen und Natter in einen ledernen Sack geſteckt und ins Meer geworfen werden ſollten. Manut. de Legg. c. 27. Roſin. lib. VIII. c. 25.

Lex Pompeja, (ζ) de Vi, wurde von dem Pompejo A.V. 701 gegeben, weil damahls Clodius auf der Appiſchen Straße erſchlagen, die Curia angeſteckt und dem Interregi, M. Lepido, das Haus geſtürmet worden war. Aſcon. in Cic. et Roſin. lib VIII. c 27.

Lex Popilia oder Pompilia ſchrieb vor, wie es mit der Wahl der Veſtaliſchen Jungfern gehalten werden ſolle, ob es aber ſich von dem Numa Pompilio, oder ſonſt einem her ſchreibe, weiß man nicht Gell. lib. I. c. 12. Liv. lib. I. c. 20. Rævard. Conjectan. lib. III. c. 20. Hotomann. Antiqu. Rom. lib. I. c. 1. p. 228. ap. Pitiſc. in Lex Popilia.

Lex Porcia, de Civibus ſ. de Provocatione, wurde von dem M. Porcio Catone, oder, wie es glaublicher iſt, von dem Porcio Jacca, einem Tribuno plebis, A.V. 454 gegeben, und darin ausgemacht, daß bey hoher Strafe ſich keiner mehr unterſtehen ſollte, einen Römiſchen Bürger peitſchen oder ſonſt ſchlagen zu laſſen(*), welches doch aber nur ſonſt, nicht aber von den Lägern zu verſtehen, woſelbſt die Römiſchen Bürger keinesweges von den virgis befreyet waren, wenn ſie etwas derſelben werthes begangen hatten(**).

Lex Poſtumia, ſ. Lex Numæ de Vino.

Lex Publilia, (α) ſ. Lex Cornelia de Luſu.

Lex Publilia, (β) de Legibus et Cenſoribus, wurde A. V. 414 von dem Q. Publilio Philone, als Dictatore gegeben, und wollte, daß alle Plebiſcita ſtatt der Geſetze gelten ſollten; ingleichen, daß alle Geſetze in Conciliis centuriatis gegeben werden und der Rath ſie confirmiren ſollte; endlich daß auch der eine Cenſor ein plebejus ſeyn möchte. Liv. lib. VIII. c. 12. Manut. de Legg. c. 5. et 29. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex

(*) Cic. pro Rabir. c. 3. et 4. Liv. lib. X. c. 9. Sigon. de Ant. Jur. Civ. Rom. lib. I. c. 6. Roſin. lib. VIII. c. 2.

(**) Sigon. l. c. lib. I. c. 15.

Lex Publilia (7), de plebeis Magiſtratibus, wurde A. V. 281 von dem Volerone Publilio Philone, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin verordnet, daß die Magiſtratus plebei in Comitiis tributis, und nicht mehr in Comitiis curiatis erwählet werden, mithin die Patres davon ausgeſchloſſen ſeyn ſollten. Liv. lib. II. c. 56. Dion. Halic. lib. VIIII. Hotomann et Pigh. ap. Pitiſc. in Lex Publilia.

Lex Pupia wollte, daß an den Tagen, wenn Comitia gehalten wurden, beſonders aber vom 15 Januarii bis den 1 Februarii, kein Rath gehalten, und, da einer ein neues Geſetz geben wollte, darin gehindert werden ſollte. Cic. ad Fam lib. I. Epiſt. 4. Id ad Fratr. lib. II. Epiſt. 12, Roſin. lib. VIII. c. 4.

Lex Regia, de Imperio, überließ den Kaiſern die völlige Herrſchaft. Ulpian. L. 1. ff. de Conſtit. Princip. Roſin. lib. VII. c. 32.

Lex Remmia, de Calumniatoribus, wollte, daß falſchen Klägern ein K an die Stirn gebrannt werden ſollte, als der erſte Buchſtabe in Kalumnia, wie man ehemahls ſchrieb; ob ſolches Geſetz aber Remmia oder Memmia heißen ſoll, ingleichen von wem, oder wenn es gegeben worden ſey, weiß man nicht. Cic. pro Sext. Roſc. c. 19. Manut. de Legg. c. 30. Roſin. lib. VIII. c. 22.

Lex Rhodia, de Jactu mercium, hat den Nahmen von der Inſel Rhodus, weil die Rhodier ehemahls beſonders gute Seefahrer waren, und wurde in demſelben von dem gehandelt, was bey der Schiffahrt Streit geben konnte; ſonderlich, wie es zu halten, wenn zu Rettung des Schiffs ein Theil geladene Waaren ins Meer geworfen werden müßten. Von wem und wenn es gegeben worden, iſt unbekannt, jedoch beſtätigten es die Kaiſer Auguſtus und Antonius, ſofern es den Römiſchen Geſetzen nicht entgegen war. Iſidor. lib. IV. c. 17. Voluſ. Mæcian. §. Deprecatio ff. de Leg. Rhod. Hotomann. et Auguſt ap. Pitiſc. in Lex Rhodia.

Lex Romilia (8), de Adulterio, war von dem Romulo gegeben, und erlaubete einem Manne und den Freunden einer Frau, dieſe hinzurichten, wenn ſie des Ehebruchs konnte überführet werden. Manut. de Legg. c. 29.

Lex Romilia (9), de Auſpiciis, wurde auch von dem Romulo gegeben, und darin verſehen, daß nich

wichtiges unternommen werden sollte, man habe denn erst die Auspiciazu Rathe gezogen. Cic. de N. D. lib. III. c. 2. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (γ), de Conjugiis, schrieb sich auch von dem Romulo her und wollte, daß eine Frau die Sacra und alles Geld mit dem Manne gemein haben, auch, da keine Kinder da wären, dessen Erbin allein: da aber sich Kinder fänden, die Hälfte des Vermögens als Erbin bekommen sollte: allein, da sie auch etwas wider den Mann verbräche, sollte dieser sie mit ihren Freunden richten, und da sie eine Ehebrecherin oder Kindermörderin wäre, oder Wein söffe, sie am Leben zu strafen befugt seyn, er wolle sich denn nur von ihr scheiden. Dion. Halic. lib. II. c. 4. Manut. de Legg. c. 16.

Lex Romilia (δ), de Diis peregrinis, wollte, daß die Römer keinen fremden Gott, außer den Faunum verehren, noch auf eine fremde Art ihr Opfer thun sollten. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (ε), de Fabulosis Figmentis, war auch von dem Romulo gegeben, und verbot, von den Göttern was fabelhaftes oder erdichtetes zu erzählen. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (ζ), de Magistratibus, wollte, daß der Rath allein aus Patriciis bestehen, solche auch allein den Gottesdienst besorgen und das Recht sprechen sollten. Dion. Halic. lib. II. c. 4. Manut. de Legg. c. 4.

Lex Romilia (η), de Parricidio, war auch von dem Romulo gegeben, und rechnete alle Ermordung eines freyen Menschen für ein parricidium an. Manut. de Legg. c. 26.

Lex Romilia (ι), de Portis et Mœnibus erforderte, daß niemand in die Stadt, als durch die Thore kommen, die Mauern aber als heilig und unverletzlich seyn sollten. Cic. de N. D. lib. III. c. 40. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Romilia (κ), de Vigiliis nocturnis, wollte, daß des Nachts kein Gottesdienst in den Tempeln gehalten werden sollte, damit nicht unter dem Vorwande derselben es nicht allzuehrbar zugehen, oder man auch da gefährliche Zusammenkünfte halten, und etwas wider ihn anfangen möchte. Manut. de Legg. c. 2.

Lex Roſcia, Theatralis, wurde A. V. 686 von dem Tribuno plebis, L. Roſcio Othone, gegeben, und darin für die Equites ausgemacht, daß ſie bey den Schauſpielen allein und auf den erſten 14 Reihen ſitzen ſollten. Liv. Epit. 99. Cic. pro Muren. c. 19. Juvenal Sat. XIV. v. 322. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 19. Roſin. lib. V. c. 4. VIII. c. 1. et ad eum Dempſter. l. c.

Lex Rubrica wollte, daß die Ländereyen, ſo zu Carthago gehöreten, nach deſſen Eroberung ausgetheilet werden ſollten. Von wem aber und wenn ſolches Geſetz gegeben worden, weiß man nicht. Manut. de Legg. c. 13. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Rupilia, de Judicibus, wurde A. V. 621 von dem P. Rupilio, als Bürgermeiſter, nach andern aber noch als Prætore gegeben, und darin verordnet, daß, wenn ſich Streit zwiſchen Sicilianern, die nicht aus einer Stadt waren, ereignete, der Römiſche Prætor oder Statthalter ihnen Judices nach dem Looſe geben ſollte. Cic. Verr. II. c. 13. Sigon. de Ant. Jur. Provinc. lib. II. c. 5.

Lex Rutilia, de Tribunis militum, wurde A. V. 391 von dem Bürgermeiſter, C. Rutilio Rufo, gegeben, und darin den Bürgermeiſtern zugeſtanden, ſich auch ihre Tribunos militum im Kriege zu erwählen, welche denn daher von ihm auch Rufuli, herrachaber Rutili genannt wurden. Feſtus in Rufuli; Manut. de Legg. c. 5. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Sacrata hat den Nahmen von dem Monte ſacro, wohin ſich der Pöbel A. V. 260 retirirte, als ſie von den Patriciis gar zu ſehr gedruckt wurden, auch nicht eher wieder nach Rom kam, als bis ihm ſeine eigene und unverletzliche Obrigkeit die Tribuni plebis, zugeſtanden wurden (*). Wenn aber von Legibus ſacratis, als mehrern geredet wird, will man, daß ſolches nur von den unterſchiedenen Theilen deſſelben zu verſtehen ſey, da es an ſich nur ein Geſetz geweſen (**).

(*) Liv. lib. II. c. 33. Dion. Halic. lib. VI. c. 12.

(**) Manut. de Legg. c. 5. Sigon de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 6. Struv. Antiqu. Rom. c. 4. p. 222. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex ſacrata militaris, wurde A. V. 411 von dem M. Valerio Coruino, als Dictatore, gegeben, und enthielt, daß keines Soldaten Nahme, wider deſſen Willen, aus der Rolle der Soldaten wieder ausgelöſcht, noch auch einer, der Tribunus militum geweſen, wiederum Ordinum ductor oder erſter Centurio ſollte werden können. Liv. lib. VII. c. 41. Manut. de Legg. c. 12. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex ſatura war ein Geſetz, das von unterſchiedenen Dingen zugleich handelte (*); allein, da ein Geſetz je geweſen, welches dergleichen Nahmen gehabt, ſo iſt doch dergleichen hernach per Legem Cæciliam Didiam, zu geben verboten worden (**); und, da anderweits bey den Geſetzen mit angehänget wurde, neve per Saturam abrogato vel derogato, wollte dieſes ſo viel ſagen, daß man ein Geſetz nicht mit der Liſt ganz, oder auch nur zum Theil abſchaffen ſollte, daß, indem man dem Volke ſonſt was nützliches in einem Geſetze vorſchlage, dieſes Abrogation oder Derogation mit darin verſtecke, daß es das Volk ſo leicht nicht wahrnehme; ſondern, da man ja mit einem Geſetze dergleichen etwas thun wolle, ſolle man es beſonders dem Volke vortragen (***).

Lex Scantinia ſoll entweder den Nahmen von C. Scantinio Aricinio haben, der es gegeben, oder auch von dem C. Scantinio Capitolino einem Tribuno plebis, der nach ſolchem zuerſt condemniret wurde, als er ſeinen eigenen Sohn zur Sodomiterey gebrauchen wollen, daher auch abzunehmen, daß es dergleichen Boßheiten verboten haben müſſe. Cic. ad Fam. lib. VIII. Epiſt. 12. Philipp. III. c. 6. Tertull. de Monog. c. 12. Sueton. Domit. c. 8. & ad eum Torrent. l. c. Val. Max. lib. VI. c. 1. n. 7. Juvenal. Sat. II. v. 38 Manut. de Legg. c. 29.

Lex Scribonia (*), de Luſitanis, wurde von dem Tribuno plebis, L. Scribonio, gegeben, und darin geſetzt,

(*) Diomed. lib. III. p. 487. Ed. Putſch. Feſtus in Satura Lex.

(**) Vid. Lex Cæcilia Didia.

(***) Manut. de Legg. c. 42. Voſſ. Etymol. in Satura; Roſin. lib. VIII. 5, 6. Rivius et Popma ad Salluſt. B. I. c. 29.

ſetzt, daß die Luſitanier, welche ſich den Römern ergeben, demnach aber von dem Servio Galba verkauft worden waren, wieder in Freyheit geſetzt werden ſollten, welches aber dennoch auch unterblieb, da der Bube ſich ſehr barmherzig ſtellete, daß er das Volk endlich auf ſeine Seite zog, was auch ſonſt Cato ſelbſt darwider redete. Liv. Epit. 49. Cic. in Brut. c. 23.

Lex Scribonia (β), de Servitutum Uſucapionibus, wollte, daß die Freyheit endlich auch von einem Knechte ſollte erſeſſen werden können. Paull. l. ſequitur §. vlt. ff. de Uſucap.

Lex Sempronia (α), de Aere alieno, wurde A. V. 560 von dem Tribuno plebis, M. Sempronio, gegeben und erforderte, daß in Schuldſachen mit den Lateinern und andern Sociis eben die Geſetze gelten ſollten, welche unter den Römern üblich waren. Liv. lib. XXXV. c. 7.

Lex Sempronia (β), agraria, wurde von dem Tib. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis, gegeben, daß keiner mehr als 500 Jugera Landes beſitzen, das übrige aber unter den Plebem getheilet werden ſollte, und, da dennoch nicht alle Ländereyen bekommen könnten, ſollten die übrigen mit Gelde von des Attali Schätze befriediget werden, worüber ſich aber ein gräulicher Lerm bey dem Rath und Rittern erhob. Liv. Epit. 58. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. lib. III. cap. 1.

Lex Sempronia (γ), agraria, wurde von dem C. Sempronio Graccho, auch als Tribuno plebis, gegeben, war aber doch eben das, welches deſſen Bruder Tiberius ſchon vorgehabt hatte. Vellei. lib. II. c. 2. 6. Plutarch. in Tib. Grach. c. 4. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2.

Lex Sempronia (δ), de Capite Civium Romanorum wurde A. V 630 von dem C. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis, gegeben, und darin verboten, über das Leben eines Römiſchen Bürgers zu urtheilen, ohne Geheiß des Volks. Plutarch in Graccho cap. 4. Cic. Catil. III. c. 5.

Lex Sempronia (ε), de Centuriis evocandis, wurde A. V. 630 auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und darin verlanget, daß alle 5 Claſſen der Römiſchen Bürger zuſammen genommen, und die

Centurien daher erkieſet würden, durch welches Mittel die Armen ſowohl, als die Reichen, zum Votiren gekommen, und dieſen vollkommen weh geſchehen wäre, weil anderweits die Zahl der obrigkeitlichen Perſonen dennoch auf ſie ankam. Salluſt. ad Cæſ. de Rep. ordinanda, Roſin. lib. VIII. c. 3.

Lex Sempronia (ζ), de Civitate Italis danda, wurde von dem Tib. Sempronio Graccho A. V. 320 gegeben und ſollte, nach ſelbigem, geſammten Italiänern das Bürgerrecht ertheilet werden. Vellei lib. II. c. 2. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1.

Lex Sempronia (ϰ), de Coloniis deducendis, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, nach dem auch die Colonien auſſerhalb Italien abgeführet werden ſollten. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Vellei. lib. II. c. 15. Liv. Epit. 59.

Lex Sempronia (ϑ), de Fœnore, wurde A. V. 560 von dem M. Sempronio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin der Schelmerey vorgebauet, daß, da die Wucherer von Römiſchen Bürgern nicht mehr Zins nehmen durften, als die Geſetze zuließen, die Bundesgenoſſen aber unter dieſen Geſetzen nicht begriffen waren, ein Debitor die Schuld auf dieſe mußte ſchreiben laſſen, mit denen er ſich denn auch ſetzen mochte, wie er konnte, von dar an die Römiſchen Geſetze auch unter den Sociis gelten ſollten. Liv. libr. XXXV. c 7. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. III. cap. 11. Manut. de Legg. c. 16.

Lex Sempronia (ι), frumentaria, wurde A. V. 628 von dem C. Sempronio Graccho, als Tribuno plebis. gegeben, und wollte, daß dem Volke Mann für Mann der Scheffel Getreide aus den öffentlichen Kornhäuſern für einen trientem et ſemiſſem, oder fünfthalb Aſſem gegeben werden ſollte, zu welchem Ende das Getreide auch in gewiſſen Magazinen, ſo von ihm Horrea Sempronia hießen aufgeſchüttet wurde. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Liv. Epit. 60. Manut. de Legg. c. 17. Roſin. lib. VIII. c. 12.

Lex Sempronia (ϰ), de Hereditate Attali, wurde von dem Tiberio Sempronio Graccho gegeben, und wollte daß der ererbte Schatz des Attali unter die vertheilet werden ſollte, welche Felder bekommen, um ſich mit Schiff und Geſchirr in den Stand zu

ſetzen,

ſetzen, die Felder auch beſtellen zu können. Liv. Epit. 58. Plutarch. in Gracch. c. 5.

Lex Sempronia (α), judiciaria, wurde A. V. 630 von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und, da zuvor allemahl 300 Rathsherren auch Judices mit waren, ſollten nach dieſem Geſetze dergleichen auch 300, oder nach andern 600 Equites mit ſeyn, wodurch denn Gracchus machte, daß, da ſonſt Rath und Equites wider ihn zuſammenhielten, ſelbige nunmehr auch uneins wurden. Plutarch. in Gracch. c. 4. Liv. Epit. 60. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Manut. de Legg. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 21.

Lex Sempronia (β), de Judiciis, wurde auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und ſollte nach ſelbigem niemand in den Judiciis hintergangen werden. Auguſtin. et Hotomann. ap. Pitiſc. in Lex Sempronia.

Lex Sempronia (γ), de Limitibus, wurde A. V. 620 von dem Tiberio Sempronio Graccho gegeben, und darin geordnet, daß man durch die fines actuarios, ſowohl gehen möchte, als auf einem gemeinen Wege. Hygin. de limit. conſtituend. et Roſin. lib. VIII. c. 11.

Lex Sempronia (ξ), de Magiſtratibus, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und ſollte nach demſelben keiner ein Ehrenamt wieder bekommen, wenn er von dergleichen einmahl wäre entſetzet worden. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Sempronia (ο), de Militibus, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und wollte, daß den Soldaten die Kleider oder Montur umſonſt gegeben, und nicht von ihrem Solde wieder abgezogen, ins gleichen keiner ein Soldat zu werden gezwungen werde, der noch nicht 17 Jahr alt ſey. Plutarch. in C. Gracch. c. 4. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. I. c. 15. Roſin. lib. VIII. c. 14.

Lex Sempronia (π), de Provinciis, wurde von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und darin begehret, daß der Rath noch vor den Comitiis conſularibus ausmachen ſollte, welche Provinzen den Bürgermeiſtern zufallen, dieſe aber hernach unter einander looſen ſollten, wenn ſie deſigniret worden, welche jeder beſonders haben ſollte. Cic. pro Dom. c. 9.

pro Balb. c. 27. Manut. de Legg. c. 10. Rosin. lib. VIII. c. 8.

Lex Sempronia (ε), de Suffragiis, wurde auch von dem C. Sempronio Graccho gegeben, und wollte, daß alle Italiäner den Römischen Bürgern im Votiren gleich seyn sollten. Plutarch. in C. Graccho c. 4. Rosin. lib. VIII. c. 5.

Lex Sempronia (ϛ), de Viis muniendis, wurde ebenfalls von dem C. Sempronio Graccho A. V. 630 gegeben, und darin versehen, daß alle Straßen gepflastert, gerade zugeführet, die Pfützen und Löcher ausgefüllet, Brücken, da es nöthig war, gebauet, auf den Seiten Ränder aufgeführet, und alle Meilen mit ihren Säulchen und daran geschriebenen Zahlen der Meilen bemerket würden, mithin leicht die rühmlichste Unternehmung von allen dieses sonst unruhigen Mannes war. Plutarch. in C. Graech. c. 4. Rosin. lib. VIII. c. 31.

Lex Servilia (ζ), agraria, wurde A. V. 690 von dem Tribuno plebis, P. Servilio Rullo, gegeben, und sollten nach demselben alle Ländereyen, Häuser und was unter dem L. Sylla und Q. Pompejo zur Republik gezogen worden, verkauft, für das Geld Felder in Italien angeschafft, und neue Colonien dahingeführet, anbey auch die Campanischen und Stellatischen Felder mit unter die Bürger vertheilet werden, welches Gesetz aber Cicero noch hintertrieb. Cic. Orat. tribus c. Rullum; Idem contr. Pison. cap. 2. Sigon de Ant. Jur. Ital lib. II. cap. 2. Rosin. lib. VIII. c. 10.

Lex Servilia (η), de Civitate, wurde von dem C. Servilio Glaucia gegeben, und wollte es, daß den Lateinern das Römische Bürgerrecht ertheilet werden sollte. Cic. pro Balb. c. 24. Manut. de Legg. c. 17. Rosin. lib. VIII. c. 2.

Lex Servilia (θ), de Judicibus, wurde von dem Bürgermeister, Q. Servilio Cæpione, A. V. 647 gegeben, und darin geordnet, daß Rathsherren und Ritter zugleich die Judicia zu versehen haben sollten. Cic. in Brut. c. 43. et 44. Tac. Annal. lib. XII. c. 60. Jul. Obsequens de Prodig. c. 101. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 18. Manut. de Legg. c. 15. Rosin. lib. VIII. c. 21.

Lex Servilia (ι), de Repetundis, wurde A. V. 663 von dem C. Servilio Glaucia, als Prætore, gegeben, und handelte mithin von Erstattung der entwendeten ge-

[redacted]

nennen pflegte. Cic. pro Balbo. Fest. c. 4. Sigon. de Judic. lib. I. c. 27. Manut. de Legg. c. 22. Rosin. lib. VIII. c. 30.

Lex Sertia, de Magistratibus, wurde A. V. 385 von dem L. Sertio gegeben und machte, daß allemahl der eine Bürgermeister aus den Plebejis erwählet werden sollte. Liv. lib. VI. c. 42.

Lex Sicinia, de Tribunis plebis, wurde A. V. 262 von dem Sp. Sicinio, als Tribuno plebis, gegeben, und machte, daß, wenn ein Tribunus zum Volke redete, ihm niemand in die Rede fallen, widersprechen, oder sonst hindern, widrigenfalls aber Bürgen stellen sollte, daß er die ihm von den Tribunis zuerkannte Strafe bezahlen wolle, oder da er keine Bürgen stellen wollte, am Leben gestraft und dessen Güther confiscirt werden sollten. Dion. Halic. lib. VII. c. 4.

Lex Sillia, de Ponderibus, wurde von den beyden Tribunis plebis, P. und M. Sillis, gegeben, und sollte nach demselben ein Quadrantal Wein 80 Pfund, ein Congius 10 Pfund wegen: Sex Sextarii sollten ein Congius, 48 Sextarii aber ein Quadrantal seyn. Sechzehen Pfund sollten in einem Modio oder Scheffel seyn, und wer derselben Maaß und Gewicht nicht hätte, sollte mißjährlich gestraft werden. Festus in Publica pondera.

Lex Silvani et Carbonis, de Peregrinis, wurde A. V. 664 von den Zunftmeistern, Silvano und Carbone, gegeben, und darin gesetzt, daß wenn Fremde zu der Zeit, da das Gesetz gegeben wurde, ihre häusliche Wohnung in Italien besäßen, und innerhalb 60 Tagen von da an sich bey dem Prætore melden würden, für Römische Bürger passiren sollten. Cic. pro Arch. c. 4. Sigon de Ant. Jur. Prov. lib. III. c. 1. Rosin. lib. VIII. c. 2.

Lex Sulpicia (a), de Aere alieno, wurde A. V. 665 von dem Tribuno plebis Servio Sulpicio, gegeben, und darin verboten, daß ein Rathsherr nicht über 2000 Drachmas (250 Thaler,) Schulden machen sollte. Plutarch. in Sylla. c. 8. Sigon. de Ant. Jur. C. R. lib. II. c. 11. Rosin. lib. VIII. c. 4.

Lex Sulpicia (b), de Bello Macedonico, wurde A. V. 553 von dem P. Sulpicio Galba, als Bürgermeister, gegeben, daß Philippus König in Macedonien mit Krieg angegriffen werden sollte. Liv. lib. cap. 6.

Lex Sulpicia (γ), de Bello Mithridatico, wurde von dem Tribuno plebis, P. Sulpicio, gegeben, daß dem Syllæ das Commando wider den Mithridatem abgenommen, und dem C. Mario gegeben werden ſollte. Vellej. lib. II. c. 18. Liv. Epit. 77. Plutarch. in Mario. c. 20.

Lex Sulpicia (δ), de Civibus novis, wurde auch von nur beſagtem Sulpicio A. V. 665 gegeben, und darin geſucht, daß die Italiäner, ſo 8 neue Tribus ausmachten, durch alle 35 alte Tribus zerſtreuet werden ſollten; allein es war ſolches Geſetz entweder nicht zu Stande gekommen, oder doch wieder von dem Sylla caſſiret worden. Liv. Epit. 77. Sigon de Ant. Jur. Ital. lib. III. c. 1. Roſin. lib. VIII. c. 2.

Lex Sulpicia (ε), de Libertorum Suffragiis, wurde von eben nur beſagtem Sulpicio gegeben, und gieng dahin, daß die Libertini in allen 35 Tribubus ihre Stimmen ſollten geben können, da ſie vorher nur zu den 4 Urbanis gerechnet wurden, und mithin wenig zu ſagen hatten. Manut. de Legg. c. 9.

Lex Sulpicia Sempronia, de Templis et Aris, wurde A. V. 449 von den Bürgermeiſtern, P. Sempronio und P. Sulpicio, gegeben, daß niemand einen Tempel oder Altar, ohne Bewilligung des Raths, oder gröſtentheils der Tribunorum plebis, widmen oder dediciren ſollte. Liv. lib. IX. c. 46.

Lex ſumtuaria war ein Geſetz, welches dem allzugroßen Aufwande, ſonderlich auf Gaſtgeboten, Einhalt thun ſollte, dergleichen waren Lex Aemilia, Antia, Cornelia, Didia, Fannia, Julia, Lacinia und Orchia.

Lex Tabellaria war ein Geſetz, welches wollte, daß die Stimmen auf Täfelchen geſchrieben, und nicht mündlich gegeben werden ſollten, um mit deſto mehrerer Freyheit ſeine Meynung entdecken zu können, dergleichen Geſetze denn waren Lex Caſſia, Cœlia, Gabinia und Papiria.

Lex talaria wird, dem Anſehen nach, nur zum Scherz alſo genannt(*), oder allenfalls auf ein altes Geſetz geſehen, darin verboten geweſen, bey Gaſtgeboten mit Talis zu ſpielen (**).

Lex

(*) Plaut. Mil. glor. Act. II. Sc. 2. v. 9.

(**) Taubmann. ad Plaut. l. c. Roſin. lib. VIII. c. 31.

Lex Tapulla war ebenfalls ein nur zum Scherz abgefaßtes Geſetz, wie es bey Schmauſereyen gehalten werden, welches in einem luſtigen Gedicht Valerius Valentinus entfaſſet hat. Feſtus in Tapullam legem, et ad eum Scaliger et Dacerius l. c. Dempſter. ad Roſin. lib. V. c. 29.

Lex Tarpeia Aeternia, ſ. Ateria, de Multis, wurde A. V. 300 von dem Tarpejo Montano Capitolino und A. Aterio Fontilano, als Bürgermeiſtern, gegeben, und nach ſelbigen in Strafſachen ein Schaf auf einen Decuſſem, ein Ochs aber auf einen Centuſſem geſetzt. Feſtus in Peculatus.

Lex Terentia Caſſia, frumentaria, wurde A. V. 680 von den Bürgermeiſtern, M. Terentio Lucullo und C. Caſſio Varo, gegeben, und betraf die Erkaufung des Getreides in Sicilien, das von da nach Rom gebracht wurde. Cic. Verr. III. c. 70. V. 21.

Lex Terentilla war ein Geſetz, welches C. Terentillus Arſa, als Tribunus plebis, A. V. 291 geben wollte, und darin vortrug, durch 5 Männer eine Verfaſſung zu ſtellen, wie ſich die Bürgermeiſter gegen die Römiſchen Bürger verhalten ſollten; das aber nicht zu Stande kam, jedoch Gelegenheit gab, daß die Decemviri legibus ſcribendis erwählet, und die Geſetze der XII Tafeln entfaſſet wurden. Liv. lib. III. c. 9. Roſin. lib. VIII. c. 5.

Lex Thoria, de Vectigalibus, wurde von dem Tribuno plebis, Sp. Thorio, gegeben, und ſollten nach ſolchem alle Felder von den Abgaben frey ſeyn, wobey zugleich verſehen wurde, was etwa mit dem Hüten darauf zu beobachten ſeyn möchte. Cic. Brut. c. 36. de Orat. libr. II. c. 70. Sigon. de Ant. Jur. Ital. lib. II. c. 2. Manut. de Legg. c. 13. Roſin. libr. VIII. cap. 10.

Lex Titia (α), de Luſu, ſ. Lex Cornelia.

Lex Titia (β), de Muneribus, war ein Geſetz, welches für geleiſtetes Patrocinium in einer Rechtsſache einiges Geſchenke anzunehmen verbot. Auſon. Epigr. LXXXVIII. v. 1. Tac. Annal. lib. XI. c. 3.

Lex Titia (γ), de Tutoribus, ſ. Lex Julia.

Lex Titia (δ), de Vectigalibus, wurde A. V. 654 von dem Tribuno plebis, Sex. Titio, gegeben, und darin vorgeſchrieben, daß ein Quaeſtor die Zinſen auch von Agris publice aſſignatis eintreiben ſolle. Val. Max. lib. VIII. c. 1. n. 3. Roſin. lib. VIII. c. 10.

Lex Trebonia (α), de Provinciis, wurde von dem C. Trebonio, einem Tribuno plebis, gegeben, und darin dem Pompejo Spanien, Craſſo Syrien, und dem Caeſari Gallien und Germanien auf 5 Jahr zugeſtanden und da Cato ſich allzu ſehr dawider ſträubete, wurde er dafür auf des Trebonii Befehl in Arreſt geleget. Liv. Epit. 105. Auguſtin. de Legg. in Trebonia, et Hotomann. Antiqu. Rom. libr. I. cap. I. p. 237. ap. Pitiſc. in Lex Trebonia.

Lex Trebonia (β), de Tribunis plebis, wurde A. V. 305. von dem L. Trebonio gegeben, und darin dahin geſehen, daß bis 10 Tribuni plebis allemahl erwählet werden ſollten. Liv. lib. III. c. 64. 65. Roſin. lib. VIII. c. 6

Lex tribunitia hieß ein Geſetz, welches ein Tribunus plebis gegeben hatte (*), oder durch welches Wahl auch der Tribunorum plebis Wahl, Amt und Gewalt beſtätiget wurde (**).

Lex triumphalis war ein Geſetz welches vorſchrieb, wer und wie einer triumphiren ſollte, beſonders daß einer die Ehre nicht haben ſollte, er habe denn 5000 rechtmäßige Feinde erleget. Val. Max. lib. II. c. 8. n. 1. et Hotomann. item Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex triumphalis.

Lex Tullia (α), de Ambitu, wurde von dem M. Tullio Cicerone, als Bürgermeiſter, gegeben, und darin der unrechtmäßigen Beſtrebung nach einem Ehrenamte vorgebauet. Cic. in Sext. c. 64. Idem in Vatin. c. 15. Manut. de legg. c. 5. & 28.

Lex Tullia (β), de Legatione libera, wurde auch von dem M. Tullio Cicerone, A. V. 690 gegeben, und darin ausgemacht, daß die Legationes liberae nicht länger als ein Jahr währen ſollten. Cic. de Legg. lib. III. c. 8. Roſin. lib VIII. c. 5.

Lex Valeria (α) de Formianis &c. wurde A. V. 568 von dem Tribuno plebis, C. Valerio Tappo, gegeben, daß die von Formiis, Fundis und Arpino, nebſt dem Bürgerrechte, auch das Jus Suffragii haben ſollten. Liv. lib XXXVIII. c. 36. Roſin. lib. VIII. c. 2. et 3.

Lex Valeria (β), de Magiſtratibus, wurde von dem P. Valerio Poplicola, nach Vertreibung der Könige, gege-

(*) Cic. in Rull. II. c. 8.
(**) Liv. lib. V. c. 55. Hotomann. et Auguſtin. ap. Pitiſc. in Lex, tribunitia.

gegeben, und betraf ſonderlich die Einrichtung des neuen Regiments. Dion. Halic. lib. V. cap. 3. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Valeria (γ), de Provocatione, wurde A. V. 254 von dem P. Valerio Poplicola, als Bürgermeiſter gegeben, und darin einem Römiſchen Bürger zugeſtanden, daß er von dem Rathe und andern Obrigkeiten allemahl an das Volk appelliren, und wider ſolche Appellation niemand einen Römiſchen Bürger ſollte ſchlagen, binden, oder hinrichten laſſen. Liv. lib II. c. 8. Dion. Halic. lib. V. c. 3. Val Max. lib. IIII. cap. 1. n. 1. Manut. de Legg. c. 16. Roſin. libr. VII. c. 5.

Lex Valeria Horatia (δ), de Provocatione, wurde A. V. 304 von den Bürgermeiſtern, L. Valerio und M. Horatio, wieder erneuert, und die Appellation an das Volk jedem Römer wieder eingeräumt, nachdem ſelbige von den Decemviris war aufgehoben worden. Liv. lib. III. c. 55. Manut. de Legg. c. 8. Roſin. libr. VIII. c. 2.

Lex Valeria (ε), de Provocatione, wurde abermahl von dem Bürgermeiſter, M. Valerio Coruo. A. V. 453 erneuet. Liv. lib. X. cap. 9. Roſin. lib. VIII. c. 2. et 3.

Lex Valeria (ζ), de Quadrante, wurde A. V. 667 von dem Bürgermeiſter, P. Valerio Flacco, gegeben, und darin verordnet, daß die Schuldiger ihren Gläubigern den vierten Theil wieder bezahlen, die übrigen drey Theile aber wegfallen ſollten, wiewohl doch einige ſolche drey Theile auch lieber nur von der Zinſe, nicht aber von dem Capitale verſtehen wollen. Vellei lib. II. cap. 23. Manut. de legg. c. 16. Sigon. de Ant. Jur C. R. lib. II. cap. 2. Roſin. lib. VIII. cap. 20. Boecler. ad Vellei l. c.

Lex Valeria (ε), de Quaeſtoribus, wurde von dem Bürgermeiſter, P. Valerio Poplicola, gegeben, und wollte, daß jährlich 2 Quaeſtores von dem Volke aus den jungen Patriciis erwählet werden ſollten, welche die öffentlichen Einkünfte einnahmen, verwahreten und Rechnung darüber führeten. Plutarch. in Poplicola cap 5. Roſin lib. VIII. cap. 6.

Lex Valeria (ς) Horatia, de Tribunis plebis von den Bürgermeiſtern, L. Valerio und M. Ho-

geben, und darin die Tribuni plebis angenommen und beſtätiget. Liv. lib. III. cap. 54.

Lex Valeria (ι), Horatia, de Comitiis tributis, wurde ebenfalls von nur beſagten Bürgermeiſtern gegeben, und darin ausgemacht, daß, was das Volk in Comitiis tributis heiſſen würde, ſtatt eines Geſetzes ſeyn ſollte. Liv. libr. III. cap. 54. Manut. de Legg. cap. 8.

Lex Valeria (κ), de Sylla, wurde von dem L. Valerio Flacco, als Interrege, gegeben, und darin alles, als recht beſtätiget, was Sylla gethan und angeordnet hatte. Cic. contra Rull. Orat. III. cap. 2.

Lex Valeria (λ), de Vectigalibus, wurde von dem P. Valerio Poplicola, als Bürgermeiſter, gegeben, und darin dem Volke alle Abgaben abgenommen. Plutarch. in Poplic. cap. 5. Manut. de Legg. cap. 16.

Lex Varia, de Majeſtate, wurde A. V. 662 von dem Tribuno plebis, Q. Vario, gegeben, und darin anbefohlen, zu unterſuchen, auf weſſen Verurſachen die Alliirten des Römiſchen Volks bewogen worden, einen Krieg wider dieſes anzufangen. Val. Max. lib. VIII. c. 6. n. 4. Manut. de Legg. c. 21. Roſin. lib. VIII. cap. 23.

Lex Vatinia (α), de alternis Conſiliis, wurde von dem Tribuno plebis, P. Vatinio, gegeben, und darin die alterna conſilia verworfen (*) obwohl nicht bekannt iſt, was ſolche eigentlich geweſen (**).

Lex Vatinia (β), de Coloniis, wurde auch von beſagtem Vatinio gegeben, und wollte, daß Caeſar eine Colonie nach Nouocomum abführen ſollte. Suet. Jul. Caeſ. c. 28. Roſin. lib. VIII. c. 9.

Lex Vatinia (γ), de Provinciis, wurde ebenfalls A. V. 694 von dem P. Vatinio gegeben, und darin verſehen, daß Caeſar die ihm decretirten Provinzien 5 Jahr behalten ſollte. Sueton. Jul. Caeſ. c. 22. Cic. in Vatin. c. 15. Roſin. lib. VII. c. 8.

Lex

(*) Cic. in Vatin. c. 11.

(**) Auguſtin. et Pigh. apud Pitiſc. in Lex Vatinia.

Lex Vectibulicia handelte von Freylaſſung der Servorum publicorum (*), was aber das Vectibulicia ſeyn ſolle, will niemand wiſſen, wo es nicht Vettica Publicia heiſſe, und alſo ſolches Geſetz von den Bürgermeiſtern C. Publicio Certo und Vettico Publico, A. V. 850 gegeben worden (**).

Lex Viaria, wurde A. V. 703 von dem Tribuno plebis, C. Curione, gegeben, und darin dem Volke die Beſſerung der Straſſen angerathen, worüber die Aufſicht ſich Curio auf 5 Jahr ausbat. Appian. de B. C. lib. II. Cic. ad Fam. lib. VIII. Epiſt. 6.

Lex de Vigeſima hereditatum, ſiehe Vigeſima.

Lex Villia, annalis, wurde A. V. 574 von dem Tribuno plebis, L. Villio Annale, gegeben, und darin ausgemacht, wie alt einer ſeyn ſollte, wenn er dieſes oder jenes Ehrenamt erlangen wolle, wovon denn Villius hernach mit ſeiner Familie eben den Zunahmen Annalis bekommen. Liv. lib XXXX. c. 43. Ovid. Faſt. V. v. 65. Cic. de Legg. lib. III. Roſin. lib. VIII. cap. 5. Lipſ. de Magiſtr. Rom. c. 4.

Lex Viſcella, ſ. Viſellia, de Libertinis, wurde A. V. 776 von dem Bürgermeiſter, L. Viſellio Varo, gegeben, und darin den Libertinis verboten, ſich der Rechte der Ingenuorum anzumaſſen, wo ſie nicht das jus aureorum annulorum von dem Kaiſer erlanget hätten. L. unic. C. ad l. Viſcell. Roſin. lib. VIII. c. 15.

Lex Voconia, de Hereditaribus mulierum, wurde A. V. 584 von dem Tribuno plebis, Q. Voconio Saxa, gegeben, und wollte, daß niemand eine Frau oder Jungfer über mehr, als den vierten Theil ſeiner Verlaſſenſchaft einſetze, ob wohl einige melden, daß es gewollt, man ſolle gar kein Weib zu Erben einſetzen, wenigſtens die cenſi nicht, oder die bis 100000 HS. im Vermögen hatten, welches aber hernach bis auf den vierten Theil davon, oder 25000 Seſtertien geſetzet worden iſt. Cic. Verr. I. c. 42. Id de Senect. c. 5. Liv. Epit. 41. Gell. lib. VII. c. 13. Roſin. libr. VIII. c. 18. Cellar. ad Plin. Paneg. cap. 42. Gronov. ad Gell. l. c.

Leyer,

(*) L. 3. C. de Serv. reip. manumittendis.

(**) Rutgerſ. Var. Lect. lib. II. c. 6.

Lexicon, ist eine aus dem Griechischen entlehnte Benennung eines **Wörterbuchs**, wofür man auch, doch aber mit schlechtem Erfolge, die Ausdrücke **Nahmenbuch** oder **Aufschlagebuch**, einzuführen gedachte. Es hat aber das Wort **Lexicon** oder auch **Lexikon** schon das deutsche Bürgerrecht gewonnen, und jeder Schüler weiß schon was darunter verstanden wird, daher will ich mich dabey nicht aufhalten.

Lex Martini ist in der Republik Lucca das Gesetz, nach welchem der Adel daselbst allein die Regierung führen soll.

Lex mentalis, ist ein vom König Eduard in Portugal, aus dem 15ten Jahrhundert herrührendes Gesetz, vermöge dessen des Königs Sohn, wenn er einmahl geistlich geworden, niemahls zur Krone kommen kann; und wenn der König etwas von den Krongütern verschenkt, solches dem Erstgebornen derjenigen Familie, welcher es gegeben worden, zu Theil wird, und niemahls auf Frauenzimmer fällt, auch, wenn kein männlicher Erbe vorhanden, wieder zur Krone kommt.

Lexow, ist ein herzogl. Mecklenb. Schwerinisches Gut im Klosteramte Dobbertin.

Lex regia, begreift in Dännemark die Fundamentalgesetze in sich, nach welchen man sich bey der Erbfolge des königlichen Hauses richten soll ꝛc. **Friedrich der Dritte** hat es nach erhaltener Souverainität gegeben, und im Msc. bey dem königlichen Archive verwahren lassen; endlich aber ist es 1710 in Dänischer Sprache herausgegeben worden.

Ley, heißt bey den Schiffern, sich unter dem Winde, oder gegen den Wind befinden, woher sie sagen

lage: a der Ler Felder, wenn sie den Pflug der Bauer nehmen.

Ler, ist auch die Benennung der Leute der Bauer.

Ler, ist es für sich allein nehmen Wort, welches eigentlich ein Hauptwort verbindet Verhältniß ist, und eigentlich den Weg, Gang oder auch die Art, Richtung, das Verhältniß, bedeutet. In Oberdeutschen lautet man es auch Lage oder Lege. Man sagt viele Wörter sagt man auch zu einigen Zeit- Art- und Fürwörtern; z. E. einer, eine Art, gewesen, bedeutig, bewesen: jemand sonderlich Gut, sein besonderes Leben. Absonderlich Leute, einzelne Sachen; besonderlich einer einander; sonderlich Dinge &c. i. n. In Oberdeutschen sagt man auch anderer für, von anderer Art, welches aber in Hochdeutschen nicht thunlich ist. Die Kennzeichen und Endungen dieser allgemeinen Benennung, welche den Inhalt der meisten, sind in Hochdeutschen el, ens, und ung: adelich, sonderlich, verlieblich und mannlich. In Oberdeutschen pflegt man deren noch mehrere. Denn für herrlich, adelich, adelig, schelich. In Oberdeutschland kommen endlich vor, daß man sagt einer Art. Andere als Schriftsteller haben manierlich, seltsam, sonderlich, von mancherley Natur oder einer Art u. s. f.

Ler, ein adeliges Gut in Westphalen in der fürstlich Fürstenbergischen Herrschaft Erwitten, im Kirchspiel Rüthen.

Leybi, ein Dorf in Schwaben, in der Ritterschaft Ortenau, im Amt Hachberg.

Leyden, s. Leiden in Holland.

Leyen, zur Leyen, ist ein Schloß und Herrschaft in Churtrierischen an der Mosel, nebst

Stammhaus des reichsgräflichen Geschlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg ist.

Leyenfels, ist ein bischöflich Bambergisches Schloß und Amt in Franken, im Hochstifte Bamberg.

Leyer, (die) ist eigentlich der Nahme eines musikalischen Instruments, welches beym Ottfried Lira, im Niedersächsischen Lier, Lire, im recht Platten Liä, Leyä, und wegen der Nachahmung ihres eintönigen Klanges auch ein Minnel heißt. Die heutige Leyer ist von der Leyer der Alten sehr unterschieden. Jene hat äußerlich fast die Gestalt einer Laute, und zuweilen vier bis sechs, zuweilen aber auch nur drey Darmsaiten, wovon eine besonders stark und dick ist, wie die starken Saiten auf dem Violon. Alle die Seiten sind an einem Ende auf dem Resonanzboden befestiget, und auf der andern am Halse der Leyer mit Wirbeln, damit sie gestimmt werden können. Unter diesen Saiten befindet sich ein hölzernes Rad mit einer Kurbel, so daß alle Saiten oben das Rad berühren, und da die Oberfläche des Rades mit pulverisirtem Colophonium bestreuet wird, so geben beym Umdrehen des Rades mittelst der Kurbel alle Saiten zugleich den Ton an, in welchen sie gestimmet worden sind.

Hat die Leyer nur drey Seiten, so ist die dickste Seite dem Grundtone gewidmet, diese wird nun in ein tiefes F, G, oder A gestimmt, die darauf folgende in der Quinte des Baßtones, und die dritte allenfalls in der Octave. Sind vier Saiten daran, so kommen drey zum Baß, und sind im Grundton, in der Terze und Quinte gestimmt, und die vierte giebt die Octave an. Längst der Leyer ist eine kleine Tastatur, welche 8, 12 auch

auch 16 Tasten enthält. Diese Tasten werden mit der linken Hand angedrückt, und alsdann drücken sie auf eine oder mehrere der Discant-Saiten, welche oft auch nicht unmittelbar das Rad berühren, sondern nur durch den Druck dazu gelangen. Unter diesen Saiten worauf die Tasten drücken, liegt eine Art von Steg wie bey der Zither, auf welchem sich von Draht oder auch von Holz diejenigen Erhöhungen befinden, welche, wenn die Saiten darauf gedrückt werden, solche länger oder kürzer machen, und also dadurch den höhern oder tiefern Ton der Saiten verursachen.

Wird mit der Kurbel das Rad nicht gedrehet, so giebt keine Saite einen Ton an, drehet man aber, ohne die Tasten anzudrücken oder darauf zu spielen, so hat man, so lange als gedrehet wird das ewige Einerley von den auf dem Rade liegenden Baß-Saiten, und eben diese Töne begleiten schnarrend auch alles übrige was auf der Leyer gespielt wird, ohne eine Abwechselung machen zu können, sie möchten denn anders gestimmt, oder so gestellt worden seyn, daß sie das Rad nicht berühren. Gewöhnlich hat der Leyermann seine Leyer mit einem Riem über die Schulter hängen, wo er alsdann mit der linken Hand spielt und mit der rechten drehet. Es ist dis Instrument jetzt nur noch bey einigen Leuten auf dem Lande gebräuchlich, die damit herum ziehen und auf solche Weise ihr Brod suchen. Der Klang der Leyer ist zuweilen erträglich, da aber wegen der großen Einfachheit des Instruments nichts als nur sehr unvollkommene Stücke gespielt werden können, so ist die Leyer auch nicht mehr unter die jetzt gangbaren musikalischen Instrumente zu zählen.

Die Leyer der Alten war eine Art von Harfe, welche anfänglich drey Saiten hatte, deren Zahl

mit der Zeit bis auf sechzehn vermehret wurde. Man spielte sie, wie die Harfe, mit bloßen Fingern. Wahrscheinlich stammen unsere jetzigen Spitzharfen von der Leyer der Alten ab. Merkur soll die Leyer zuerst erfunden, und sie dem Apoll übergeben haben, welcher sie hernach zu mehrerer Vollkommenheit gebracht, und dem sie hernach als ein Attribut zugeeignet ward. Wenn sie auf Münzen neben einem Lorbeerzweige und Messer geprägt steht, so deutet sie die appollinarischen Spiele an. Wenn sie in den Händen eines Centauren ist, so ist es Chiron, der Lehrer des Achilles. Eine, oder zwo verschlungene Leyern, zeigen die Städte an, wo Apollo als Haupt der Musen angebetet ward. Ein Prunkgerüst aus einer Leyer und allerley alten Pfeifen zusammen gesetzten Merkmahlen eines Helden, kann seine Liebe zu den schönen Künsten und Wissenschaften anzeigen. Die Griechen und Römer hielten die Leyer in Ehren, und gebrauchten sie bey ihren Gastmahlen. Die damahligen Poeten bedienten sich derselben auch, und spielten darauf, wenn sie das Lob ihrer Helden oder andere Freudenlieder absangen, woher diese Art Dichtkunst den Nahmen *Lyrica* bekam.

Figürlich bekommen verschiedene Dinge, welche so wie das Rad einer Leyer umgedrehet werden, im gemeinen Leben den Nahmen Leyern. So wurde die Winde an einer Armbrust auch ehedem die Leyer genannt. In der Schweitz ist die Leyer eine Art Butterfaß, welches mit einer Handhabe zwischen zwey Hölzern umgedrehet wird. Die Leyer der Bortenwirker ist ein Stock mit einem beweglichen Querholze, die Kette zu Borten und Bändern, von dem Schweifrahmen auf die Schweifspule abzuwickeln. Die Vogelsteller nennen eine

auf

auf Pfählen bewegliche Walze, welche mit kleinern dergleichen bewickelt wird, eine Leyer, und nach einer verderbten Aussprache eine Lewer, oder Lewer. In großen Küchen, hat man Bratenleyern, oder Wasbratern, mehrere Spieße zugleich mittelst einer einzigen Kurbel umzudrehen. An dem Pfluge ist die Leyer ein zweieckiges Holz, welches durch das Pfluggestelle gehet, und die Pflugsaure trägt, worum die Pferde gespannet werden; vielleicht, weil es in einer beständigen Bewegung ist, daher es auch an einigen Orten das Pflugrennet genannt wird. Man sehe den Art. Pflug.

Leyer, Lyra, ist auch die Benennung eines Gestirnes gegen Norden, welches aus zehn bemerkbaren Sternen bestehet, und welchem Sternbilde man nach der alten Astrologie die Eigenschaft der Venus und des Merkurs beylegte. Es wird auch Vultur cadens, Fidicula, Chelys und auf arabisch Wega genannt. Es geht mit dem Schützen auf, und geht unter, wenn die Jungfrau aufgehet.

Leyer am Pflug; s. Pflug.

Leyermann, ist derjenige, welcher mit einer Leyer herum gehet, und für Geld darauf spielet. Im Niedersächsischen sagt man Lirendreyer, im rechten Platten Lüirdreyk. Eine Frau mit einer Leyer, eine Leyerfrau, niedersächsisch Lierfru, und rechte platt Lüirfrug.

Leyern, ist ein Verb. regulare. neutr. mit dem Hülfsworte haben — bedeutet, auf der Leyer spielen; im Niedersächsischen liren, im Platten lüirn. Im figürlichen und verächtlichen Verstande, auf eine einförmige Art sprechen, oder singen. Daher sagt man: Er leyert uns etwas daher

Leyern, ein Verb. regular. neutr. welches nur im gemeinen Leben üblich ist, und bedeutet, saumselig in seinen Verrichtungen seyn, oder zaudern. **Den ganzen Tag etwas leyern**, den ganzen Tag säumen, zögern, oder sich bey unerheblichen einförmigen Dingen aufhalten, und nicht zum bestimmten Zwecke kommen.

Leygestern, ist ein Hessendarmstädtisches Dorf in der Wetterau, im Amte Hüttenberg.

Leyhaus; s. **Leihhaus**.

Leykauf; s. **Leihkauf**.

Leykuchen, sind in den Salzkothen, Stücke Schlotten, welche man oben auf den Bord des Herdes und der Salzpfanne legt, damit die Hitze an den Seiten der Pfanne recht hinauf streichen könne. Die erste Hälfte dieses Wortes ist vermuthlich das in verschiedenen Gegenden Ober- und Niederdeutschlandes noch übliche **Leye**, im Niedersächsischen **Leiden**, welches Schiefer bedeutet, und zu dem Geschlechte der Wörter Flach, Platte, Blech u. s. f. gehöret. **Leyendecker**, **Leidendecker** ist daher ein Schieferdecker, **Leyendach**, ein Schieferdach, **Leidensticken**, der Griffel zu einer Schreibtafel von Schiefer u. s. w.

Leymen, ist ein Churpfälzischer Flecken in der Unterpfalz, im Oberamte Heidelberg, wo guter Wein wächst.

Leysau, ein ritterschaftliches Gut und Dorf im Fränkischen Ritterort Gebürg.

Leysegel, sind bey der Schifffahrt schmahle Segel, welche man an den verlängerten Rahen wehen läßt, um mehr Wind zu fassen, und welche auch **Beysegel**, **Reffe** und **Bonniten** heißen.

Leinitz, ein königl. Preuß. Dorf in Oberschlesien, im Fürstenthum Troppau.

Leyſtadt; ſ. Lenſtadt.

Leyte, Leytha, iſt ein Fluß, welcher in Steyermark entſpringt, und ſich in der Wieſelburger Gespannſchaft, bey Altenburg in einen Arm von der Donau ergießt.

Lezendorf, iſt ein Churſächſiſches Dorf im Neuſtädter Kreiſe, im Amte und bey Weyda, ſchriftſäßig nach Endſchütz gehörig.

Lezin, iſt ein Vorpommeriſches Dorf im Anklamſchen Kreiſe, im Amte Klempenow.

Lezing, Leezen, iſt ein königl. Däniſches Kirchdorf im Herzogthum Holſtein, im Amte Segeberg, bey Oldesloh.

Lezlingen, iſt ein Churbrandenburgiſches Dorf und Jagdhaus, in der Altenmark, im Tangermündiſchen Kreiſe, im Amte Neuendorf, eine Meile von Gardelegen.

Lezoux, (lat. Landolſum) iſt eine kleine Franzöſiſche Stadt von 559 Feuerſtellen, an der Heerſtraße von Clermont nach Lyon, zwiſchen den Flüſſen Allier und Dore in Auvergne, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement des Puy de Dome.

Lezzer Heller, iſt ein Churſächſiſcher Ort in der Oberlauſitz bey Markrönd.

Liama; ſ. Th. XXVIII. der Encyklopädie im Art. Kamel S. 26. von dem Peruaniſchen Kamel. (*)

Liampo, iſt das weſtliche Vorgebirge gegen Oſten, an China, in der Provinz Chequiang, nebſt einer Stadt gleiches Namens.

(*) Die Schreibart Liama iſt der einzige Schreibfehler nur Eins durch einen Druckfehler, aber durch ein ſonſtiges Versehen entſtanden, denn es wird eigentlich Lama, nicht Liama, Liama aber auch Llama geſchrieben. Jedoch kommt dieſes Thier in einem andern Art. Lama Llama Llamas.

Liancourt, ist ein Marktflecken und Lustschloß des ehemahligen Herzogs von Rochefaucault in Isle de France, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement der Oise. Dieser Flecken liegt in einer überaus reitzenden Gegend an dem Flüßchen Are, das von Clermont herkommt, und in die Oise fällt. Es ist hier ein schönes, mit Gräben umgebenes, von Quadersteinen gebauetes Schloß, und ein geschmackvoller Schloßgarten mit Cascaden und Springbrunnen.

Lianen, deren Benennung von dem Französischen Worte lier, binden herkommt, sind eine Art holziger Seile von ungleicher Länge und Dicke und verhältnißmäßiger Stärke, und man begreift unter diesem Nahmen überhaupt alle die Pflanzen, die mit einer großen Menge Ranken oft eine beträchtliche Strecke fortlaufen, Bäume und Sträuche umwickeln und diese nicht selten auf eine solche Art mit einander verbinden, daß die Gebüsche und Wälder dadurch ganz undurchdringlich werden. Schon unter den Europäischen Pflanzen giebt es verschiedene, die man mit diesem Nahmen belegen kann, zum Beyspiele einige Lonicceren (Lonicera Caprifolium, Periclymerum et cet.), Winden (Convolvulus), Osterlucey (Aristolochia), Stickwurz (Bryonia), Lienen (Clematis), und besonders den Hopfen, Humulus Lupulus *Linn.*), der bekanntlich nicht nur in Gärten an Stangen gezogen wird, sondern auch häufig an Zäunen, in Gebüschen und Brüchen wächst, und diese mit seinen Ranken öfters so sehr durchschlingt, daß man sich mit jedem Schritte verwickelt. Ungleich größer und von beträchtlicherem Einflusse für den ganzen Zustand der Waldungen und Gebüsche ist die Zahl der **Lianen** aber in einigen wärmeren Gegenden, vorzüglich in dem wilden

und

und ſumpfigen Südamerika. Verſchiedene von dieſen ſind ſchon beſchrieben und man findet unter andern in *Fuſée Aublet.* Hiſtorie des plantes de la Gujane Françoiſe. Tomi IV. Lond. et Paris. 1775 in 4. mehrere auch abgebildet, wohin z. B. einige Arten von den Gattungen Cubeea, Dimorpha, Bauhinia, Schwenkefeldia, Convolvulus, Hippocratea u. ſ. w. gehören. Viele ſind noch weniger unterſucht und ſie machen einen großen Beſtandtheil des Reichs der Vegetabilien in jenen großen Wildniſſen aus, die den Naturforſchern noch in ſo vielen andern Rückſichten Stoff zu Unterſuchungen darbieten werden. In dieſen Weltgegenden ſind die Lianen zum Theil von 6 Zoll im Durchmeſſer, und ſteigen als ein hohes eine beträchtliche Stelle, die durch den niederen Wuchs und durch die Berge der zu ernährenden mannichfaltigen großen Pflanzen noch bedeutender wird. Es mit ſeltenen ereignet es, daß der Baum, den ſie umſchlingen, ihnen unterliegt, während die Liane, die an ihm in die Höhe ſteigt, nach aufwärts ſtrebt, und an ihre höhere Stärke behauptet, indem ſie eine ausgebreitete unmittelbare und mittelbare Stütze verliert, dem höhern Triebe die Kraft entziehen kann zu ſteigen. In Europa, wo wir in unſern Treibhäuſern haben, ſteigen ſie nur ſelten mit Kraft auf die Spitze des höchſten Baums, von wo ſie ihre Zweige wie ein Seil, ſchlaffe Bänder, herabhängen laſſen. Oft aber ſind die nächſten Bäume auch ſchon ſo von einem Baum zum andern ſtark in einander verflochten, daß ſie keine weite Entfernung, die ſie brauchen, um das Ende ihrer Stütze zu finden. Da nun aber ſelten ein Baum in ſeinem Stamm ſo ſtark iſt, daß er nicht von einer ſtarken Liane, die ihn umſchlungen hat, in ſeinem Wachsthum gehindert werden könnte, ſo ſind die Lianen, die ſich um ihn ſchlingen, ſelten ſtark genug, ihn zu erdrücken, ehe ſie ſelbſt von ihm erdrückt werden. Es muß dann den

Baum sogar abhauen und die Lianen halten ihn noch immer aufrecht, welches Joh. Reinh. Forster auf seiner Reise um die Welt unter andern in Neuseeland zu bemerken Gelegenheit hatte, wo er, um die schönen Blumen eines hohen unbekannten Baumes zu bekommen, denselben abhauen ließ, aber seinen Zweck nicht erreichte, weil die Lianen, die den Baum umschlungen hatten, ihn aufrecht hielten. (*) Auch auf den Inseln Frankreich und Bourbon giebt es viele Lianen. Wenn man dort Holzschläge anstellen will, so schneidet man ungefähr 200 Bäume am Fuße durch. Die Bäume bleiben dessen ungeachtet aber noch immer aufrecht stehen, bis man auch die Lianen abgehauen hat, und denn erst stürzt ein ganzer Theil des Waldes in einem Augenblicke mit großem Krachen nieder.

Ueber Lianen findet man noch manches aufgezeichnet in la Condamine Relation d'un Voyage fait dans l'interieur de l'Amerique meridionale depuis la mer sud jusqu'a la Guyane, und in einem Aufsatze vom Herrn Professor Düval in dem ersten Bande der Schriften der regensburgischen botanischen Gesellschaft. 1792. Seite 97 — 108. Etwas hieher gehöriges kann man auch schon im VIIten Theile dieser Encyclopädie und zwar unter dem Artikel Celasterbaum No. 2. finden, welcher sich indeß nur auf die eine Art Celastrus scandens *Linn.* bezieht.

Liard, im Holländischen Deut, (teruncius Gallicus) ist eine kleine Französische Kupfermünze von drey Deniers; die ersten welche unter Franz dem Ersten

(*) Dieses ist aus einer mündlichen Erzählung des verstorbenen Forsters genommen.

Ersten gemünzt wurden, waren von Silber; seit 1654 aber sind sie alle von Kupfer. Auch giebt es deux-liards, (doppelte Liards) deren sechs Deniers, also nach Preußischem Gelde ohngefähr drey Pfennige machen.

Libanon, ist ein merkwürdiges Gebirge in dem ehemahligen Syrien welches in der Bibel auch Aram heißt und von dem Arabern Scham, oder Al Scham, wegen seiner Lage gegen Jemen, dem es zur Linken liegt, genannt wird. Syrien ist aber unter den neuern Reisebeschreibern und Erdbeschreibern unter dem Nahmen Soristan bekannt, und das Gebirge wird häufig Lebanon, lateinisch Libanus genannt. Es hat, wie Büsching schreibt, seinen Nahmen von der Weiße seiner Gipfel; denn das Erdreich, womit sie bedeckt sind, ist ziemlich weiß, und auch die Felsen sind hellgrau. Daher scheint es von ferne, als ob der Berg mit Schnee bedeckt sey: Wenn man aber in die Gegenden kommt, die von fern weiß aussehen, so findet man keinen Schnee, sondern einen weißen und hellgrauen Boden, wie uns solches Stephan Schulz aus eigner Erfahrung bezeugen will. Die Verschlingungen dieser Gebirge in einander sind so groß, daß alte und neue Erdbeschreiber noch nicht darüber einig sind, welche von diesen Gebirgen zum Libanon, oder zum Antilibanon gehören.

Von der Lage und den Richtungen, welche diese Gebirge nehmen, läßt sich nur so viel mit Gewißheit sagen, daß beyde am mittelländischen Meere hin sich ziehen, und oft so sehr in einander hinein sich verwirren, daß man von fern keine deutliche Absonderung derselben bemerken kann. Sie laufen alsdann in die Breite von Westen nach Osten hinüber zu den palästinischen

Grenz-

Grenzgebirgen, in die Länge aber von Norden nach Süden über die Landenge von Sues hinweg, und verlieren sich im Sinai des peträischen Arabiens. Die hebräische Bibel macht keinen Unterschied unter dem Libanon und Antilibanon, allein, die griechische Uebersetzung thut es.

Büsching führt die Meinung der alten Erdbeschreiber, und die Verschiedenheiten der Landkarten in Ansehung dieser Gebirge an, und bemerkt, daß selbst de la Roque und Pococke, welche diese Gebirge mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und Gelehrsamkeit bereiset und besehen, es nur zu errathen gesucht, und also es auch nur muthmaßlich angegeben haben, ob dieser oder jener Berg von den innern Bergen und Hügeln zum Libanon oder Antilibanon gehöre. Volney (Th. 1. S. 267.) dehnt das Gebirge Libanon auf die Bergkette von Kesroan und dem Drusenlande aus, und beschreibt sie sehr mahlerisch.

Aus den Berichten der Reisebeschreiber wissen wir, daß diese Gebirge in die Länge und Breite von großen und kleinen Thälern und Ebnen durchschnitten sind. Die größte Ebne welche die Araber Al Bkaa, die Europäer aber Bka, Beka, Bukka, Bakka, Volney auf seiner Karte Beqaa nennen, erstreckt sich von Nordosten gegen Südwesten. In ihr liegt die Stadt Balbek, von welcher man nach Damask südostwärts, und meistentheils zwischen hohen Hügeln durchgeht; denn es sind zwischen beyden Orten drey hinter einander liegende und durch schmahle Thäler getrennte Reihen von Bergen, durch und über welche man der Breite nach in etwa 16 Stunden kommt.

Die

Die anſehnliche Höhe dieſer Gebirge erhellet nicht nur daraus, daß man ſie in der Ferne, um die Gegend der Inſel Cypern, und von derſelben ſehr erhöhet kann, wie Maundrell und de la Roque bemerken, ſondern auch daraus, weil ſie überhaupt genommen einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt, und auf ihren höchſten Gipfeln beſtändig gewissen Schnee gefunden wird. Nach Volney iſt die Höhe von der Gebirge nach nicht durch das Barometer zu beſtimmen; man bemerket ſie aber auch von weitem an dem Gebirge befindlichen Schnee, welcher in ſehr heißen Sommern eine Höhe von 15 bis 1800 Fuß erreichen, und ſelbſt daraus, daß viele Berge nie eine ſolche Höhe haben möchten, welchen benahe immer ſchneichte Häupter ermangeln. Doch iſt zu merken, daß der Libanon niedriger iſt, als der Alpen und Pyrenäen.

Der Schnee dieſer Gebirge iſt für Syrien ſehr merkwürdig. Man ſieht ihn im Sommer von weitem, und benutzt ihn, um das Getränk kühler zu machen. Eben ſo iſt dieſer Schnee gleichfalls der merkwürdigſte Mineralkörper in ihnen, in welchem die Gemsenjagd unterſuchet, und der Reiſende am meiſten damit ſie. Der Schnee über die an der Nordſeite der Gebirge [illegible] Winter [illegible] Sommer [illegible] Schnee [illegible] Schnee [illegible] [illegible] [illegible]

Der Libanon ist vorzüglich deßhalb berühmt, weil er in uralten Zeiten die kostbaren Cedern hervorbrachte, von welchen in der Bibel die Rede ist. Aber jetzt sucht man daselbst diese edlen Bäume fast vergebens. Man sehe den Art. Ceder. Das Klima wird dort immer wärmer, folglich auch trockner, und daher ist nicht zu hoffen daß jemahls dort wieder eine Cedernwaldung entsteht. Nach den allerneuesten Nachrichten sollen nur noch 5 Cedern daselbst verhanden seyn.

Libatio, war eine Art eines Opfers, da man bald einen Kuchen von Mehl, Honig und Oehl auf den Altar legte, und etwas weniges davon in das Feuer that, und verbrannte; bald aber auch etwas Wein, Milch, Oehl und andere Sachen auf den Alter goß.

Libau, ist eine Handelsstadt und Hafen an der Ostsee in Curland. Sie hat meistens hölzerne Häuser, eine ansehnliche lutherische Stadtkirche, eine katholische Kirche, eine gute Schule und wohlhabende Einwohner.

Libby, ist eine Art Flachs, welche auf der Insel Mindanao mehr zum Oehlschlagen, als zum Spinnen und Weben in großer Menge gebauet wird.

Libell, hierunter versteht man in der Lehre von den Processen am häufigsten eine Klageschrift, im allgemeinen aber, ein jedes Schreiben, oder auch eine Bittschrift.

Libella, war eine Silbermünze bey den Römern, ohngefähr so viel als ein As, und machte etwa so viel aus, als ein Preußischer Dreyer.

Libelle; s. **Wasserjungfer.**

Libellus gladiatorius, war eine Schrift, worin angezeigt wurde, welchen Tag ein Gefecht der Gladiatoren gehalten werden sollte, damit das

Volk

Bell solches wäre, und sich bey dem Schmiede
erfinden könne.

Liberi; s. Livrey, auch Mandat, der Zimmer
Liberey, ist ein neueres Wort, womit man in
diesem eine Bibliothek bezeichnet. Man sagt
auch Libraey, weil es von dem lateinischen libri
herkommt. In der Bibel kommt es 2 Macc.
cabäer Cap. 2 v. 13 vor.

Liberi, waren bey den alten Römern diejenigen
Knechte, welche aus ehelichen Leibern von
den Herrn der Manumission und Freyheit
theilhaftig und also aus der Leibeigenschaft
gesetzt waren. Diese waren unter in einem
Jahrhunderte bey den Römischen Leuten i gemeinen
Standen, in mancherley andern Dienst

Bey der Geburt eines Knechtes war
Gebrauch, wenn die Hebamme das Kind
Erde legte, wenn sie sich von gebaren hatte. Zu
welcher Zeit sie sich auch stellt, so
der Herr gebohren seyn möchte. Bey der Ma
numission gebrauchte die Römische viele mit mehr
Umständen. Die Arten der gerichtlichen
und schriftlichen Freylassung waren folgende:

1, Per [illegible], wenn der Herr
frey zu werden mit Bewilligung seines Herrn
in die Gemeinschaft eingeschrieben wurde.

2, Per [illegible], wenn der Herr
seinem Herrn vor dem Consul in einer Sache
in die Hand gethan gethan wurde, mit Gebe
auf, daß er nur frey sey, und die Freyheit
habe, und seinem Herrn weg zu gehen. Hi
rauf diese Worte gab der Herr dem Knec
eine Ohrfeige, und ließ ihn so i mehr um
gehen, wie der Herr: als weil dass diese
Weise frey sey. Darauf wurde der Herr

von dem lictor drey oder vier Mahl, mit einem kleinen weißen Stäbchen, welcher *Vindicta* hieß, auf den Kopf geschlagen, alsdann in den Tempel der Feronia geführt, wo er den Huth als das Zeichen der Freyheit bekam. Sein Nahme wurde in die öffentlichen Nachrichten (acta publica) eingetragen, und die Ursache seiner Loslassung angemerkt. Zuletzt beschenkte ihn sein Herr mit einem weißen Kleide, und mit einem Ringe. Dies war die gewöhnlichste Art.

3) *Per testamentum*, wenn der Herr in seinem lezten Willen befahl, daß sein Knecht N. N. frey seyn sollte, welches kurz gegeben wurde: N N. servus meus liber esto.

Außer diesen gab es noch drey außerordentliche Arten der Freylassung, als:

1) *Per epistolam*, wenn der Herr an seinen Knecht in Abwesenheit schrieb, daß er frey seyn sollte.

2) *Per amicos*, wenn der Herr in Beyseyn einiger Freunde dem Knechte die Freyheit zusicherte.

3) *Per convivia*, wenn der Herr ein besonderes Gastmahl anstellte, dabey er dem Knechte nicht nur die Freyheit ertheilte, sondern ihn auch mit speisen ließ; doch mußten hiebey drey Arten von fünf Zeugen seyn. Durch die drey ersten Arten der Freylassung erlangten die Liberti das völlige Römische Bürgerrecht; durch die drey letztern aber nur das lateinische Recht.

Von der Freylassung der jetzigen Leibeigenen in Deutschen Provinzen, sehe man den Art. Leibeigenschaft.

Libertinus, war Anfangs der Sohn eines Freygelassenen; nachher aber hieß Libertinus und Libertus einerley, nur mit dem Unterschiede, daß

Liber-

Libertinus ein Freygelaſſener heißt, in Rückſicht auf ſeinen Stand und andere Leute; Libertus aber, in Rückſicht und Verhältniß mit ſeinem Herrn. So war z. B. *Tiro* ein Libertus des *Cicero*, wenn man von ihnen beyden redet; ein Libertinus aber, wenn man von ihm und dem Atticus, als Leuten von ungleichem Stande handelt.

Liberum veto, heißt, oder vielmehr hieß in der ehemahligen polniſchen Regierungsverfaſſung, der freye Widerſpruch, oder diejenige Freyheit, da der geringſte Edelmann ſo wohl, als der Vornehmſte das Recht hatte, bey allgemeinen Verſammlungen den Schlüſſen, welche nach ſeiner Meinung dem Vaterlande und deſſen Geſetzen zum Nachtheil gemacht worden waren, zu widerſprechen, und dawider zu proteſtiren, ohne daß er ſchuldig war, die Urſache ſeines Wiederſpruches dabey nahmhaft zu machen. Man bediente ſich hierbey der Redensart: *Nie pozwalam*, welches ſo viel heißt, als, ich widerſpreche, ich gebe meinen Willen nicht dazu, ich verbiete es u. ſ. w. Hierüber kann man im Hannoveriſchen Magazin v. J. 1769. St. 99. Col. 1578 weiter nachſehen.

Liberh, Libethen, ſlaw. Lubjetowa, iſt eine Ungariſche freye Bergſtadt, in der Soler Geſpannſchaft, deren Einwohner Böhmiſche Slawen ſind, und etwas über 1000 ausmachen. Ihre Bergwerke waren ehedem ſehr goldreich; jetzt aber geben ſie nur etwas Kupfer und Eiſen.

Liberhriden, iſt ein Beynahme der Muſen, den ſie von einem ihnen geweiheten Brunnen erhalten haben, welcher ſich in Magneſien befand.

Libitina, *Venus libitina* war zu Rom die Göttinn der Begräbnisse, in deren Tempel alles Leichengeräthe verkauft ward. Von jedem Todten mußte daselbst etwas gezahlet werden, und da solches angeschrieben wurde, so konnte die Obrigkeit auch leicht sehen, wie viel Menschen in einem Jahre gestorben waren. (Man sehe hierüber den Art. Leiche, und zwar dort, wo von den Römischen Begräbnissen gehandelt worden ist. Im Tempel der Juno Lucina hingegen, mußte für jedes neugeborne Kind etwas erleget werden; daraus man die Zahl der Gebornen abnehmen konnte.

Libitz, ist ein Dorf im Königingrätzer Kreise in Böhmen, und deswegen merkwürdig, weil der heilige Adelbertus, Bischof zu Prag daselbst geboren worden. Seine Aeltern sollen von vornehmen Geschlechte gewesen seyn. Als ihn seine Aeltern zu weltlichen Dingen erziehen wollten, fiel er in eine Krankheit, nachdem man ihn aber auf den Altar der heiligen Maria trug, wurde er wieder gesund. Hierauf schickte ihn sein Vater in seinem 16ten Jahr nach Magdeburg, um sich auf Wissenschaften zu legen, und als er dieses vollbracht hatte, kehrte er wieder in sein Vaterland, da er denn im Jahr 983, unter Kaiser Otto dem Zweyten an des verstorbenen Erzbischofs zu Prag Stelle kam. Im Jahr 989 legte er dieses Amt wieder ab, reisete nach Rom, und von dort nach Cassino, und nahm in dem Kloster des heiligen Bonifacius und Alexius den Mönchshabit an. Im Jahr 994 mußte er auf Befehl des Pabstes Johann wiederin sein Bisthum gehen; er konnte aber wegen erregter Verfolgung nicht lange dort bleiben, und begab sich also nach Ungarn, woselbst er den König Ste-

phan

phan taufte, und noch viel Gutes sonst stiftete. Das Jahr darauf verfügte er sich wieder in gedachtes Kloster, aber mußte auf Befehl Gregors des Fünften nochmahls von dort weg, und zu fremden Völkern gehen, um ihnen das Evangelium zu predigen, welches er auch in vielen Französischen Provinzen verrichtete. Ob er nun gleich Willens war, hiernach nach Prag wieder zurück zu kehren, so wurde er doch durch den grausamen Tod seiner Brüder und Verwandten abgeschreckt, und hielt sich daher einige Zeit bey dem Herzoge in Pohlen Boleslaus auf. Im Jahr 997 nahm er eine Reise nach Preußen vor, woselbst er aber sammt seinen Gefährten in eben demselben Jahr von den Heyden mit Spießen erstochen, ihm auch der Kopf abgehauen, und auf einen Pfahl gesteckt wurde, daß er also seinen Lauf durch den Märtyrertod vollendete. Boleslaus kaufte hierauf seinen Leichnam an sich, und verlegte ihn nach Gnesen, woselbst er viel Wunder (nach seinem Tode soll —) gethan haben. Sein Arm ist vom Kaiser Otto dem Dritten, welcher sein Grab in Person besucht, nach Rom gebracht, und daher wird er von vielen Nationen verehrt. Man sehe das ausführliche Heiligen-Lexicon ꝛc. vom Jahr 1719. Col. 13 sqq.

Libmühl, Liebmühl, ist eine kleine Stadt und Schloß an der Carbin, in Ostpreußen; sie war vormahls eine Residenz der alten Pomesanischen Bischöfe. In dieser Gegend kann man 70 kleine Inseln zählen.

Libochowan, ist ein Marktflecken an der Elbe im Leutmeritzer Kreise in Böhmen, wo guter Weinwachs ist.

Libochowitz, ist ein Schloß und Marktflecken eben daselbst, dem Fürsten von Dietrichstein gehörig.

Libongos, ist ein grober Zeug, den die Europäer zur Handlung nach Loango und andern Orten auf der Afrikanischen Küste gebrauchen.

Libourne, ist eine volkreiche Französische Handelsstadt von 900 Feuerstellen, (wovon 502 in ihrem Gebiet gelegene nicht mit gezählet sind,) in Guyenne, jetzt Hauptort eines Cantons im Departement der Gironde. Sie liegt am rechten Ufer der Dordogne, beym Zusammenfluß mit der Ille, 6 Französische Meilen von Bordeaux, wovon es eine Waarenniederlage ist.

Libratio lunae, ist eine besondere Bewegung die man an dem Monde wahrnimmt, da es scheint, als wollte er sich um seine Axe wenden, allein, wenn er kaum ein wenig angefangen, bald wieder zurück kehrt.

Libs, wird in der Schifferſprache der Westsüdwestwind genennet, bey den Italiänern Libeccio. Es ist dieses der Wind, welcher von Süden gegen Westen 67 Grade und 30 Minuten abweicht.

Licca, Lyka, ist eine Landschaft in Croatien, welche theils unter Oesterreich, theils unter den Türken steht, und deren Einwohner Lykaner genannt werden.

Licent, von dem lateinischen Licentia, ist eine in vielen Ländern übliche Benennung derjenigen Abgabe, welche von ausgehenden Waaren ein für alle Mahl gegeben wird, in weiterer Bedeutung, von einer jeden Art des Zolles und der Accise, welche von Waaren entrichtet wird, und im weitläuftigsten Verstande versteht man darunter Accise, Impost, Auflage, Aufschlag, Tailles und mehrere andere Abgaben, die von beweglichen Gütern, als von Materialien der Gewerbe, und den daraus entstehenden Waaren und Producten, vornehmlich

gefunden oder von Einheimischen und Fremden, bey dem Ein- und Ausgehen derselben in die dazu bestimmten Oerter entrichtet zu werden pflegt. Holland, welches in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und hernach vorzüglich 1572 in der Person Wilhelms von Oranien die eigentliche Form erhielt, indem man diese beybehielt, Waaren in fremde Länder zu führen, und den von Deutschen Reichsständen auf einander folgenden, der diese Würde zugleich mit den Verlust der Freyheiten und Güter ausgesetzet.

Die Einschränkung der Zölle durch die Reichsgesetze, um erlaubte und nothdürftige Gewerbe, Unterhalt und Handlung unter Ausländern gemein zu machen, Auflagen u. d. g. zu fordern. Der Licent oder die Auflage wird in den Universal und Particularlicent oder Auflage eingetheilet. (*) Die erstere muß von allen und in Ansehung aller Gewerbe kommenden Dingen entrichtet werden. Die Particular Auflage oder Licent ist nur auf gewisse besondere Dinge eingeschränkt.

Es hat gleich bey seinem Anfange der Licent, eben wie auch noch jetzt, seine Gegner und auch seine Vertheidiger gefunden. Indeß ist so viel gewiß, wenn der Beschwerte seinen Unterhalt und selbst gemachten Bedürfnisse durch einige Geldbeyträge an die Staatscasse unterhalten muß, und diese einzelne Abgabe dem Unterthan bequemer ist, so ist es ein sehr gutes, und zur Vermehrung der

(*) In den Preußischen Staaten ist bey den Abgaben der Unterthanen das Wort Licent nicht mehr gebräuchlich, sondern dafür heißt es, Licent-Gelder, Licent-Kammer, Licent-Sachen u. s. w.

Staatseinkünfte dienliches Mittel; wenn aber der Arme eben so viel, und von ihm unentbehrlichen Dingen, als der Reiche entrichten muß, wenn man den Licent oder die Accise als die erste Finanz-Maxime betrachtet, wenn sie Theurung und Ruin der Manufacturen, oder des Verkehrs mit Fremden zum Nachtheil des Activhandels verursacht, oder wenn sie das kostbare Opfer wird, welches man dem Geitz oder Muthwillen der Licent- oder Accise-Bedienten darbringt, so hat sie aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, noch vielen und gegründeten Tadel wider sich. Oft hat man bey dem Licent auch die allerdings löbliche Absicht, manche aus weit entlegenen Gegenden hergehohlte, und ganz wohl zu entbehrende Dinge, die nichts desto weniger beträchtliche Summen aus einem Lande ziehen, und am Ende die besten Länder erschöpfen, auch ohne ausdrückliches Verboth, allmählig in ihre Heimath zu verweisen. Daher sind wenigstens in einigen Deutschen Staaten, die dem ersten Ansehen nach starke Abgaben auf Toback, Caffee u. s. w. entstanden.

Vorzüglich sind die Abgaben von den aus- und einpassirenden Waaren, und denjenigen Dingen die zur Consumtion gerechnet werden, in den Hannoverischen Staaten mit dem Nahmen Licent beleget, obgleich in andern Provinzen als Mecklenburg u. s. w. dieser Ausdruck auch sehr bekannt ist, woselbst man nicht Steuerstube, sondern Licent-Stube Licent-Inspector u. s. w. sagt. Ob nun gleich der Licent (*), anfänglich nur gering war, so

(*) Im Mecklenburgischen sagt man gewöhnlich die Licent, weil man dieses Wort, als aus dem Lateinischen entlehnet, für weiblichen Geschlechts hält.

[redacted] daß man ihn gewiß gegen jetzige Zeugen nicht zu Zeichen brauchen könne, so finden sich doch auch ihrer immer sehr viele, die sich aus ganz verschiedenen Gemüthsarten sehr angelegen seyn lassen, zu deren Ehre allerley Unterschied zu machen. Dies veranlasset in den Hannoverischen Gelehrten Zeitungen, mancherley Anmerkungen, worin ich einen sehr vorzüglichen Grundsatz wegen aus den akademischen Gesinnungen 1736 entdecke; er betrift die Untersuchung der Frage: Ob man bey verschiedener Denkungsart des Lesers an einer Unrichtigkeit sey, und ein ruhiges Gewissen behalten könne?

§. 1.

Diese Frage muß weder ganz besonders vertheidiget und die mehresten werden in der Vertheidigung gefährlich unterscheiden ob man durch einen besondern gelehrten Fehl sich zum ruhigen Lesen des Irrthums verbindlich gemacht habe, oder nicht. In ersten Falle werden sie darin haben, daß seine Vertheidigung ohne Sünde geschehen könne. im letztern Falle können sie es nur für sein wirkliches Verbrechen ansehen, welches die Strafen verdienet.

§. 2.

Demnach, so ist diejenige unbesonnen, welche die erstvorgelegte Frage. Sie setzen die Sünde in der Vertheidigung des gelehrten Irthums, nicht aber in der Vertheidigung des Irrthums, und ändern nur eine gewisse Verbindlichkeit, derselben nicht abzufragen, wenn nicht eine besondere ordentliche Verbindung hinzu kommt.

§. 3.

Was kann man für Gründe haben, diese Frage zu nehmen? Ich will versuchen, solche ausfindig zu machen.

1. Meistens scheint man sich vor, es wäre eine Klemigkeit, da der Irrthum nur geringen Nachtheil

versehenen Lizentcasse nicht merklich sey, wenn man gleich derselben einen kleinen Beytrag entziehet. Der König habe so viele Einkünfte daß man nicht nöthig habe, solche mit seiner Beläſtigung zu vermehren.

2) Es wären Leute bestellet, die auf den richtigen Ertrag des Lizents Acht haben müßten; wenn diese es an Aufmerksamkeit fehlen ließen, so könne man mit autem Gewissen sich solchers zu Nutze machen.

3) Je mehr man gäbe, je mehr müsse man geben, und wenn man alle Auflagen richtig bezahlen solle, so würde man am Ende selbst keinen Unterhalt finden.

4) Die Abgabe des Lizents sey mit so vielen Weitläuftigkeiten, Mühe und Beschwerden verknüpft, daß deren Vermeidung allein zureichend sey die Verschweigung der Lizentbaren Sachen zu entschuldigen.

§. 4.

Vielleicht sind noch mehrere Gründe, mit denen man sich bey dieser unerlaubten Bereicherung zu beruhigen suchet. Die meisten aber werden doch auf den Eigennutz, oder auf die Bequemlichkeit hinauslaufen. Es ist nöthig, solche zu beleuchten, um desto mehr, da auch sonst ehrliche und tugendhafte Leute sich kein sonderliches Gewissen daraus machen, wenn gleich die Licentcasse nicht das Ihrige erhält, und dabey nicht genugsam überlegen, wie sehr dadurch GOtt, die Obrigkeit und der Mitbürger beleidiget werde. Ich weiß gewiß, daß der Lizentverkürzungen viel weniger seyn würden, wenn ein jeder von dieser dreyfachen Beleidigung vergewissert wäre, und bin deswegen gewilliget, zu versuchen, ob ich meine Landesleute davon überführen, und dadurch die Sünde dieser Art vermindern könne.

§. 5.

Um diesen Endzweck zu erreichen, und dasjenige gründlich vorzustellen, was ich theils zur Widerlegung der vorhin gemeldeten Gründe, die den Lizentbetrug auf der guten Seite darlegen, anzuführen nöthig habe, theils hiernächst zur Bewährung einer unwidersprechlichen Verbindlichkeit zum richtigen Abtrage dienen soll: so muß ich von der Historie und den wahren Umständen des Licentwesens etwas voraus setzen.

§. 6.

§. 2.

Es kann als ausgemacht angenommen werden, daß die Einwohner eines Landes zu dem Ende von Gesetzen und Obrigkeiten geleitet und beherrscht werden müssen, damit sie durch gute Ordnung in Friede und Ruhe erhalten werden. Der Landesherr, welcher die Gesetzgebung besitzet, hat dadurch in der Hand gleich die nöthigen Mittel, gute Gesetze zu machen, die die allgemeinen Umstände es erfordern.

§. 3.

In allen Zeiten sind solche Fälle nicht zu hoffen, wo ein vorgefaßter Krieg davon zu verabscheuen ist, oder gar nicht geführt werden. Wie aber in jetzigen Zeiten ein für jedermann drückender Krieg das ganze menschliche Geschlecht beunruhiget, und die Völker gegeneinander erbittert, eine unsinnige Menge Menschen auf den Beinen zu haben, mit denen sie so oft nicht wissen, was sie anfangen sollen: so erfordern die Umstände, daß jedermann in Vertheidigungsstande zu stehen, und sich eine nöthige Macht anzuschaffen in Bereitschaft zu halten. Dieses ist der Grundsatz, von welchem man in Ansehung des so genannten Gleichgewichts sagt, daß eine unaufhörliche Vermehrung der Kräfte die Folge aus diesem Verhältniß der Mächte gegeneinander sey. Ein jeder besonderer Fürst sieht sich genöthiget, nach der Verhältniß seines Vermögens und seiner Lande eine solche Macht beständig auf den Beinen zu erhalten, um sich nicht von seinen Nachbarn zu sehr überlegen und seinen Staat dadurch in Gefahr zu setzen, oder wenigstens seine Vortheile gegen sie nicht zu verlieren.

§. 4.

Die ganze erschreckliche große Kosten machte das Land zu einem Gefängniß, und so solche unmittelbar auf die Grundstücke der von Grund und Boden lebenden Unterthanen gelegt werden, so würde dadurch, und durch andere der Völker Mittel, sich in andere Beschäftigungen zu setzen, so unvermögend, daß sie von Abgaben zu leben, in den Städten meistens Haus und Hof verlassen müßten. Dieses vermindert die Anzahl der

tragenden, und zugleich nahmen die Einkünfte, die zur höchstnöthigen Beschützung und Sicherheit des Landes bestimmet waren, so sehr ab, daß mit dem, was etwa noch herbey geschaffet werden konnte, auszulangen nicht möglich war.

§. 9.

Man mußte deswegen auf ein anderes Mittel bedacht seyn, um die nöthigen Kosten, auf eine die Unterthanen weniger beschwerende Art, aufzubringen, und dieses Mittel fand man in Anlegung des Lizents, welcher besage des Landtagesabschiedes von 1686. in selbigem Jahre eingeführet, und dagegen die Contribution, womit die liegenden Gründe belegt waren, aufgehoben wurde.

§. 10.

Es ist dem Zwecke dieser Abhandlung nicht gemäß, die großen Vorzüge hier anzuführen, welche diese Veränderung dem Lande zugezogen. Sie sind denen bekannt, welche die Umstände der damaligen Zeiten wissen; zu Erreichung meiner Absicht muß nur von Verwendung der Gelder, die aus dem Licent erfolgen, noch etwas angeführet werden, welches oben erwähnter Landtagsabschied von 1686. in mehrern erzählet.

§. 11.

Man treibet diese Einnahme keinesweges so hoch, wie sie kann gebracht werden, sondern man verlangt nur eine gewisse, zwischen unserm höchsten Landesherrn und den Ständen festgesetzte Summe, welche daraus alljährlich nothwendig aufkommen muß; geschiehet solches nicht, so wird mit löblicher Landschaft überlegt, woher und was Weise solcher Abgang schleunig und unverweilt zu ersetzen. In dem Falle müssen mehrere Stücke unter den Licent gezogen, oder die alten höher belegt werden. Wenn aber mehr, als oben erwähnte festgesetzte Summe erfolgt: so werden davon solche Ausgaben bezahlet, wozu die sämmtlichen Unterthanen Beytrag zu thun schuldig sind, und zu deren Einnahme außerdem, nach mehr

erwähnten

[redacted]

§. 14.

Von den Ausgaben, die ohne der Unterthanen Beschwerde, und ohne daß sie davon etwas erfahren vom Licent, seithem vorstehende Verminderungen geschehen, bezahlt worden, die aber dennoch von der Art sind, daß solche durch besondere Nebenanlagen, besage oftangeführten Landtages-Abschieds von 1686. §. 3. hätten aufgebracht werden müssen, will ich unter vielen andern nur derer erwähnen, die 1739. und 1740. zum Behuf der Türkensteuer, und Abhaltung der damals drohenden Pest, ferner 1741. zum Behuf der Prinzeßinnensteuer, bey Vermählung der Durchlauchtigsten Prinzeßinn Maria von Hessen, Königl. Hoheit verwendet sind. Ich könnte diesen noch hinzu fügen, was die Interims-Verpflegung der Nothleidenden bey großen Brandschaden, die Vorkehrungen gegen die einbrechende Viehseuche, die Unkosten wegen der Reichsfestung Philippsburg, Wegebesserungen, Baubegnadigungsgelder, Beförderung der Manufacturen, und viele andere Dinge erfordert haben, die sämmtlich zum wahren Nutzen des Landes gereichen, und dem Lande selbst aufzubringen obliegen.

§. 15.

Wären nun nicht die Licentverkürzungen so sehr angewachsen, so hätten nicht nur obige Erlassungen dem Lande und den Unterthanen beständig und vollkommen angedeyen, sondern überdem noch viele Ausgaben zu des Landes Besten und Aufnahme vom Licent bestritten werden können. Dieses ist um desto gewisser, da die Anzahl der Menschen sich nicht vermindert, sondern vielmehr vergrößert, und mit dem Zuwachse derer, welche licentbare Stücke verbrauchen, auch nothwendig die Einnahme des Licents sich vermehren müßte. Es ergiebt sich aber das Gegentheil, und woher kommt dieses? gewiß größten Theils daher, daß ein jeglicher sich mehrerer Künste befleißiget, wodurch er dem ihm obliegenden Beytrage sich zu entziehen, und solche Verkürzungen so heimlich zu spielen weiß, daß deren Entdeckung schwer ist. Ich sage mit Vorbedacht größten Theils, weil mir wohl bewußt ist, daß auch die vermehrte Theurung der Lebensmittel das Ihrige dazu beytrage, welche einen jeden nöthiget, sich mehr einzuschränken, und den

Auf-

Die zweyte Einwendung beziehet sich darauf, daß die Bedienten, welche auf richtige Abtragung des Licents sehen sollen, desfalls mehr Aufmerksamkeit verwenden müßten, und könne man in deren Ermangelung sich ihre Nachläßigkeit mit gutem Gewissen zu Nutze machen. Ist es aber wohl von vernünftigen Menschen zu glauben, daß sie diese Entschuldigung im Ernste vorbringen können? Böse und ungezogene Kinder, denen es an hinlänglicher Ueberlegung fehlet, pflegen wohl bey ermangelnder Aufsicht derer, die Acht auf sie haben sollen, sich solches zu Ausführung ihrer Kindereyen zu Nutze zu machen, aber von Leuten, die sich selbst vorstehen können, sollte man dergleichen Gedanken nicht erwarten. Ist mir eine Sünde deswegen erlaubt, weil ich sie im Verborgenen begehe, und wird eine Uebelthat gerechtfertiget, wenn sie nicht offenbar wird? auf diese Weise thäten Diebe und Mörder nicht unrecht, wenn nur ihre Bosheiten nicht ans Tages Licht kommen; und wie ist es der geringen Anzahl der Licentbedienten möglich, daß sie alle Licentverkürzungen, die in so manchen Haushaltungen vorgehen, und mit so vieler List und Vorsicht verübet werden, entdekken können. Es bleibt also von dieser Entschuldigung nichts übrig, welches nur einiger maaßen zur Beschönigung der unerlaubten Licentverkürzung dienet.

Die dritte Ablehnung des richtigen Licentabtrages fällt aus den erzählten Umständen von Verwendung solcher Gelder weg. Sie werden nicht in einer unbestimmten Summe aufgenommen, mithin ist keine Vergrößerung davon zu besorgen, und wenn nur ein jeder dazu das Seinige giebt, so kann das nöthige füglich aufkommen.

Anlangend die vierte Einwendung, so ist zwar den Gesetzen nach nöthig, daß die licentbaren Stücke vor dem Gebrauch an dem dazu bestimmten Orte versteuret, auch beym Schlachten das geschlachtete Vieh gewogen werde. Da aber die hierzu gesetzten Leute einem jeden sofort und gern zu Dienste sind, so ist die dabey vorfallende Weitläuftigkeit von wenigem Belang, und bey weitem nicht gegen die Bemühungen und den Aufenthalt zu rechnen, der in andern Landen verursachet wird. Wenn man auch die Bemühungen und die Vorsorge untersuchen wollte, so die Verbergung der licentbaren Stücke erfordert, so wird dadurch

gewiß

gewiß die Weitläuftigkeit, die man bey richtigem Abtrage etwa zu übernehmen hat, um ein großes überwogen.

§. 17.

Der Hauptbewegungsgrund zu dieser unrechtmäßigen Verwerthung ist wohl in einer strafbaren, niederträchtigen und sündlichen Habsucht zu suchen. Wenn ich also diesen Grund beschreiben will, so werde ich erweisen müssen, daß dieser Habsucht allerdings die Benennungen zukommen, womit ich solche belege.

§. 18.

Könnte ich hoffen, bey einigen durch Aufsehung des göttlichen Worts eine Ueberzeugung zuwege zu bringen, so fehlet es gar nicht an biblischen Zeugnissen, welche zu den öffentlichen Abgaben diejenigen verbinden, so solche abzutragen schuldig sind. Christus gab den Zinsgroschen für sich und Petrum, auch befahl er dem Kayser zu geben, was des Kaysers ist. Paulus will, man solle nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen den obrigkeitlichen Verordnungen gehorchen, und gerne Steuren, Scherz und Zoll, dem der solche zu fordern hat. Die wenige werden sich dadurch bewegen lassen, da wir leider! nur gar zu oft sehen, daß den bürgerlichen Auflagen kaum in geistlichen Dingen gleichet werde. Ich muß mich also anderer Gründe gebrauchen, wenn ich einen gemeinen Verfall finden und die Schädlichkeit des unrechten Verfahrens schildern will.

§. 19.

Da ich mich eines solchen Vertrages zu bemächtigen habe, den ein jeder, auch der einfältigste begreifet, so darf ich bey der allgemeinen Verbindlichkeit, vermöge welcher ein jeder, der in einer Gesellschaft lebt, auch die Lasten der Gesellschaft tragen zu helfen, verpflichtet ist, nicht aufhalten. Ich will aber hoffentlich einen jeglichen überzeugen, daß derjenige, welcher den seinem verkürzet, eine eben so böse That begehe, als ein Dieb, der seinem Nä-

das Geld aus der Tasche stielet und dieser Diebstahl ist um desto gefährlicher, je weniger man sich davor in Acht nehmen kann.

§. 20.

Oben ist schon gemeldet, daß nothwendig eine gewisse festgesetzte Summe aus dem Licent aufkommen müsse, und daß man genöthiget sey, in deren Ermangelung den Lizent entweder zu verhöhen, oder mehrere Stücke darunter zu ziehen. Derjenige nun, welcher den Licent von den belegten Stücken nicht richtig erleget, verkürzet eben dadurch alle, die hierin der Ordnung nachkommen, indem er veranlasset, daß sie unter größere Lasten und Abgiften gesetzt werden. Ist aber wohl ein großer Unterschied zwischen dem vorhanden, welcher durch sein unerlaubtes Verfahren seinem Mitbürger mehrere Ausgaben aufbürdet oder der ihm wirklich das Geld wegnimmt. Alle Eigenschaften, so bey Bestimmung eines Diebstahls erfordert werden, sind auch hier gegenwärtig. Er suchet einen unerlaubten Vortheil, bringt den gewissenhaften Nachbar, welcher mehr Anlagen übernehmen muß, wider seinen Willen um sein Geld, und zwar betrügerischer Weise. Wird gleich in peinlichen Untersuchungen ein solches Verbrechen dem Diebstahl nicht gleich geachtet, so wird doch im moralischen Betracht darunter nur wenig Unterschied zu finden seyn. Es lässet sich auch beweisen, daß hierdurch den getreuen Unterthanen mehr Schaden von einem solchen Betrüger, (welchen Nahmen ich nunmehro füglich gebrauchen zu können, vermeyne) geschiehet, als durch einen Diebstahl ihnen zugefüget werden könnte. Lasset uns zwey Brantweinbrenner, oder zwey Kaufleute bey einander setzen, wovon der eine seine Abgaben richtig erleget, der andre aber der Bezahlung des Lizents sich entziehet, so ist der letzte durch solchen Betrug in den Stand gesetzt, seine Waaren ein ansehnliches wohlfeiler zu verkaufen, als jener; er ziehet also alle Nahrung an sich, und ist Ursach, daß eine ganze Familie, wegen ihres gerechten Verfahrens an den Bettelstab geräth. Ein Schaden der diesem unschuldigen Nachbar durch einen offenbaren Diebstahl zugefüget würde, kann weit geringer, und doch zureichend seyn, dem Diebe

die

[redacted]

Diese Entschuldigung ist ganz ohne Grund; gesetzt, daß dieses noch so unmerklich wäre: so bleibt es allemahl ein Betrug, ein unerlaubter Gewinn, ja ein Diebstahl, eben so gewiß, als es ein Diebstahl bleibet, wenn einem reichen Becker eine einzige Semmel entwendet wird, die nur einen Pfennig werth ist. In Ansehung eines ganzen Landes würde zwar diese geringe Licentverkürzung von einem einzigen nicht merklich, so wenig bey der Casse, als in Ansehung der Nahrungtreibenden Kaufleute seyn. Da aber solche von so vielen geschiehet, und die ganze Summe aus diesen Kleinigkeiten gesammlet werden muß; so ist allerdings auch hierbey auf eine jede Kleinigkeit ein sorgfältiges Augenmerk zu nehmen.

§. 23.

Ich bin versichert, daß viele gewissenhafte ehrliche Leute sich mancher solcher Licentverkürzung schuldig wissen. Ich bin aber von diesen überzeugt, daß sie nimmermehr solche begangen haben würden, wenn sie dieselbe von der Seite angesehen hätten, wie ich sie vorgestellet, nnd wie sie wirklich ist. Diese sind bisher zu entschuldigen gewesen. Sie sind es aber hinkünftig nicht mehr, und ich hoffe zuverläßig, daß sie sich dieses unanständigen Vortheils niemahls wieder bedienen werden. Aus der Ursache hat die ganze Beschaffenheit des Licentwesens denen, so solche nicht gewußt, auch nicht wissen können, vor Augen geleget werden müssen. Es ist diese Sache von der Wichtigkeit, daß billig die Prediger ihre Zuhörer davon unterrichten, und die Schulmeister den Kindern bey der ersten Erziehung einen Abscheu gegen alle Licentbetrügereyen beybringen sollten.

§. 24.

Manche sind so übel gesinnet, daß sie keinen Vorstellungen Gehör geben, die auf die Religion, die Billigkeit und die Wohlanständigkeit sich gründen. Diese haben keine anderen Regeln ihrer Handlungen, als diejenigen, woraus sie selbst einen Vortheil ziehen; und wenn sie einen Gewinn haben können, so ist es ihnen einerley, ob sie solchen mit Recht, oder mit Unrecht, mit Schaden des Nächsten, oder auf erlaubte Weise genießen. Wollte Gott, daß gar keine, oder doch wenige

der-

dergleichen Denkungsart führen möchten! Wer mit dem Licentweſen umgehet, findet aber deren leider! mehr als zu viel, die ſogar durch eidliche Anlobung ſich nicht verbinden laſſen, aufrichtig zu Werke zu gehen. Ich muß ſolchen niederträchtigen Seelen zu überlegen geben ob ſie nach ihren eigenen Grundſätzen nicht beſſer thun, wenn ſie dieſen kleinen anſcheinenden Gewinn fahren laſſen, und hinkünftig die ihnen obliegenden Abgiften ohne Betrug entrichten. Die viele Vorſichtigkeit und Mühe, ſo ſie zu Verſteckung ihrer Unart gebrauchen müſſen; die Gefahr, ſo ſie laufen, entdeckt und beſtraft zu werden; die Sünde, welche ſie dadurch begehen, daß ſie andere verführen, ihnen zu Ausführung ihres Betrugs behülflich zu ſeyn, und wohl gar deswegen Eid und Pflicht aus den Augen ſetzen; Alles dieſes darf ich ihnen nicht vorhalten. Sie kehren ſich daran nicht. Nichts reizet ſie, als der Gewinn, den ſie zu machen vermeynen. Ich muß ihnen alſo erweiſen, daß ſolcher Gewinn nur eingebildet, und keinesweges wahrhaftig vorhanden ſey, und ich glaube, daß ſolches zu erweiſen ſtehe. Wie viel empfängt der Müller oder Mühknecht dafür, daß er nebſt euch erdrückig wird, und die unverlicentete Uebermaaße mit durch die Mühle laufen läßt, oder auf einen geldſeyen Zettel zweymal Korn annimmt? Was müßt ihr denen bezahlen, die das nicht verlicentete Korn heimlich, und meiſtens in der Nacht zur Mühle bringen, und das Mehl oder Schrot daher holen? Wenn ihr dazu euer eigenes Hausgeſinde gebrauchet, wie viel müßt ihr ihm zu gute halten, weil es um euren Betrug weiß, und euch aus Furcht, daß es ſolchen entdecke, in die Nothwendigkeit ſetzet, zu ſeiner Faulheit, Verſäumniß der Arbeit, Verbringung des Eurigen, oder wohl zu Hausdieberey und Untreue ſtille zu ſchweigen? Wie könnet ihr von euren Knechten und Mägden Treue gegen euch verlangen, da ihr ſie ſelbſt lehret, Untreue gegen eure Obern und euren Nächſten auszuüben, da ihr ihnen dazu Anleitung gebet, da ihr ihnen mit ſo ſchlechten Exempeln vorleuchtet? Koſtet es euch ferner nicht ein großes, bisweilen diejenigen zu verblenden, die Amtshalber darauf ſehen ſollten, daß es mit Entrichtung des Licents richtig zugehe? und nimmt nicht die Connivation und die Strafe, ſo ihr bey einer einzigen Entdeckung eures Betrugs erlegen müßt, den etwa übrig geblie ringen Vortheil völlig weg? Ihr verlieret

als dieses. Habt ihr nicht, um mehrere Käufer anzulocken, wohlfeiler verkauft, und einen Theil des verkürzten Licents euch als einen Gewinn angerechnet; als einen Gewinn, der vorhin beschriebenermaaßen in nichts verwandelt ist? Ist nicht hierdurch der Verlust, den ihr erlitten, doppelt, bey der Einnahme sowohl, als bey der Ausgabe zu spüren? Der Schade, welchen ihr bey der Licentverkürzung habt, ist noch größer. Denn da die Licentcasse dadurch doch allemal leidet, wenn gleich der Betrüger keinen wahren Vortheil hat, vorhin aber mehrmalen angezeigt ist, daß dieselbe das nöthige Geld zu der darauf haftenden Ausgabe haben muß: so wird durch Verhöhung oder Vermehrung der licentbaren Stücke auch derjenige, so bisher vervortheilet hat, genöthiget, auf eine andere Weise den Beytrag zu thun, den er vorhin entzogen hat; und vielleicht drückt ihn solches mehr, als geschehen seyn würde, wenn er beym Abtrage des Licents aufrichtig zu Werke gegangen wäre, mithin den anderweiten Aufsatz vermieden hätte.

§. 25.

Wie sehr würde sich ein jeder, der es mit dem Vaterlande gut meynet, freuen, wenn gegenwärtige Abhandlung den Nutzen hätte, alle diejenigen auf andere Gedanken zu bringen, die bisher durch Licentverkürzungen ihrem Gewissen, ihrem Nächsten und sich selbst so vielen Nachtheil vorsetzlich zugefüget. Man kann aber solches, da die Welt so sehr im Argen lieget, nicht durchgängig hoffen, und man muß deswegen alle mögliche Mittel vorkehren, die Menschen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, wenn sie nicht dazu von selbst geneigt sind. Bisher haben die meisten Unterthanen die wahre Beschaffenheit des Licentwesens nicht vollkommen gewußt, wenigstens nicht geglaubt, daß es ihnen selbst so sehr zur Last käme, wenn die Licentvervortheilungen Ueberhand nehmen. Hiervon wird ein jeder nunmehr überzeugt seyn. Es ist nicht wohl möglich, daß der Licent sehr häufig verkürzt werde, ohne daß solches zur Wissenschaft mehrerer Leute gelange. Viele die nicht selbst zur Absicht auf das Licentwesen bestellet sind, stehen in der Meynung, daß sie keine Verräther

ther abgeben müßten, daß es ihnen gleichgültig seyn könne, wenn ihr Nachbar, ihr Häusling den Licent inne behält, und sich damit einen Vortheil macht, daß er seine Gefahr selbst stehen müsse, kurz, daß es sie nicht angienge, und haben deswegen die Verrortheilungen verstecken helfen, oder doch dazu stille geschwiegen. Da aber am Tage lieget, wie sehr ein jeder durch solche Betrügereyen leidet, und wie merklich diejenigen, so aufrichtig zu Werke gehen, durch ihre unartigen Mitbürger gedrückt werden: so gehört es zur Erhaltung eines jeglichen Privatvermögens, wenn er mit darauf Acht giebt, daß ein jeder von dem, was er verbrauchet, das bezahle, was darauf gelegt ist. Es kann also keinem verdacht werden; wenn er zu Erhaltung des Seinigen, und zu Abwendung einer unverdienten Beschwerde dahin siehet, daß allen Licentverkürzungen möglichst vorgebeuget werde, und wenn er zu deren Entdeckung und Bestrafung, so viel an ihm ist, beyträget. Hierdurch werden eine unendliche Menge derselben verhütet, und gewiß in kurzem es möglich gemacht, daß dem Lande eine neue Erleichterung angedeihen könne, wozu unser allergnädigster König so sehr geneigt ist. Bey den bisherigen Umständen aber muß gerade das Gegentheil erfolgen, und ein neuer Licentaufsatz nothwendig geschehen.

§. 26.

Ein Wort habe ich noch mit den Soldaten zu reden. Ein großer Theil von denen, die ihre Garnison an Grenzorten haben, stehen in dem gegründeten Verdachte, daß sie aus den benachbarten Landen unverlicentete Waaren heimlich holen, und selbige verkaufen mithin ein großes zur Benachtheilung der Nahrung und Verkürzung derjenigen beytragen die sie doch billig für Schaden beschützen sollten. Ich weiß wohl, daß man solches, wenn es kund wird, scharf bestrafet, und die Officier sind es nicht, denen diesfals etwas zur Last gelegt werden kann. Meistens aber wird es so heimlich gespielet, und sie finden selbst bey den Bürgern, mit denen sie den Vortheil öfters theilen, so viel Beystand, daß selten hinter die Wahrheit zu kommen ist. Möchte diesen doch sämmtlich das Unrecht in seiner wahren Größe

vorgestellet werden, welches sie thun. Die Disciplin unserer Miliz ist, GOtt Lob! so beschaffen, daß sogar die kleinesten Diebereyen scharf bestrafet werden, und die eingeführte gute Denkungsart unserer Regimenter verabscheuet auch unter den gemeinen Soldaten diejenigen, welche nur den Verdacht auf sich, laden daß sie jemanden eewas entwenden. Was thut aber ein Mousquetier, Reuter oder Dragoner, der den Ltcent verkürzet, anders, als daß er die Casse bestiehlt, aus welcher er besoldet wird? als daß er diejenigen drücket, von denen er seinen Unterhalt genießet? als daß er das Vermögen derer schwächet, die er beschützen sollte? Ich hoffe, daß ein den gemeinen Soldaten hiervon gegebener Unterricht sie abhalten werde, mit dieser unanständigen Art, einen niederträchtigen Vortheil zu suchen, sich weiter abzugeben.

§. 27.

Es sind noch verschiedene Schlüsse aus vorstehender Ausführung zu ziehen. Ich will aber, da die geschriebene Bogenzahl ohnehin über Vermuthen angewachsen ist, nur noch eine Anmerkung beyfügen, welche zur Verbesserung der Licenteinnahme ein grosses betragen, mithin die Unterthanen in ihren Abgaben erleichtern, und zugleich die Nahrung sehr befördern könnte. Aus dem, was vorhin gesaget ist, folget von selbst, daß die Last des Lizents um desto mehr vermindert wird, je mehr wir Unterthanen, die hierzu etwas beytragen, herbey bringen können. Es stehet bey uns selbst, die Zahl dieser Unterthanen zu vergrössern, wenn wir uns sämmtlich vorsetzen, ihnen Beschäftigung zu geben wovon sie sich zu nähren im Stande sind. Solches ist gar leicht, wenn wir die bisher nur gar zu sehr eingewurzelte Liebe zu den Dingen, insonderheit Kleidungsstücken, ablegen, die ausserhalb Landes verfertiget werden. Thun wir dieses: so geben wir vielen tausend Leuten Unterhalt, die dafür unsre Abgaben tragen helfen, und solche uns erleichtern. Wir ziehen eine Menge fremde Meister und Gesellen ins Land, die wir sonst auswärts ernähret, denen wir unser Geld zugeschickt und die wir dadurch in den Stand gesetzt haben daselbst die Auflagen zu bezahlen. Wir haben also ei-

ne

[redacted] doppelte Thaler rechnen, nämlich Herrenthaler. Die hier [redacted] Thalerfüße [redacted]. und Herrenthaler, [redacted] Herrenthaler [redacted]. Würde der Vortrag allerdings, daß man den [redacted] Herrenthalern einen Vorzug vor andern einräume: es kann es nun [redacted] die Kaufleute [redacted] Sorgfalt [redacted] werden und diese Erinnerung [redacted]. wenn die Preise der einheimischen Manufakturen [redacted] daß sie [redacted] Waaren [redacted] Preise [redacted] könnten. Dieses erfordert denn die Sorgfalt [redacted] unserer Herrschaft [redacted] und die Aufsicht [redacted] Hand gegen, die Fabrikanten [redacted]. Unser Feld liefert [redacted] nicht nur [redacted] Hände und [redacted] Lebens. sondern [redacted] Feld [redacted] andern [redacted]. und [redacted] die Fremden, daß man die Fremden andern Orten [redacted]. Dem [redacted]. [redacted] viel Orte Gelegenheit [redacted] [redacted] der Thüre [redacted] [redacted] [redacted]

Wir Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König ꝛc. ꝛc. ꝛc. Fügen hiemit zu wissen: wasmassen wahrgenommen worden, daß obwohl durch die vermittelst der Verordnung vom 4ten August 1775 gemachte Einrichtung des Steuerwesens in Unsern Fürstenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen der Licentcasse beträchtliche Zuflüsse verschaffet worden, dennoch die Einnahme davon nicht so ausgefallen sey, als man billig erwarten sollen.

Wenn nun solches hauptsächlich mit daher rühret, daß die Unterthanen, zum Theil zwar wohl aus Unwissenheit und Nachläßigkeit, zum Theil aber auch aus freventlichem Vorsatz und Gewinnsucht der Einrichtung des Licents und der Kriegessteuer sich oft entziehen, obwohl sie dadurch sich selbst unverständigerweise schaden, indem es größtentheils hieran lieget, wenn neue Steuer angelegt und sie von mehrern Seiten angegriffen werden müssen, anstatt daß die alten, wenn sie richtig einkämen, zu Bestreitung der Landesbedürfnisse hinreichen, ja wohl gar einen solchen Ueberschuß gewähren würden, daß man auf ihre Verminderung, wie Wir nach Unserer Landesväterlichen Vorsorge für Unsere Unterthanen längst gewünscht haben, zu deren Erleichterung Bedacht nehmen könnte; als haben Wir für dienlich befunden, die vorhandene Licentordnung denen, so sie vielleicht in Vergessenheit gestellet, von neuem in Erinnerung zu bringen und einzuschärfen; denen aber, welche sie muthwillig übertreten, Unsere ernstliche Meynung wegen ihrer unvermeidlichen nachdrücklichen Bestrafung zu erklären und bekannt zu machen, indem Wir festiglich gewillet sind, dem eingerissenen Unwesen zu steuern, und die erfor-

der-

[redacted]

[redacted]

[redacted]

1. [redacted]

2. [redacted]

Orte der Abladung abgeliefert und nachgesehen werden.

Es wird daher die häufige, insonderheit von den Schiffern gebräuchlich gewesene Angebe derselben, unter dem Namen trocken Gut, oder unwissend, Inhalts der unter dem 2ten und 10ten Julii 1773 ergangenen Rescripte aus Unserer geheimden Rathsstube, nochmahls hiemit untersagt und verordnet, daß alle licentbare Waare, so heimlich hereingebracht, nicht als solche in ihrer wahren Quantität angemeldet und ohne Paßirzettul betroffen wird, ohne alle Entschuldigung eines Versehens des Absenders, Schiffers oder Fuhrmannes, entweder ganz oder der nicht angegebene Ueberschuß verfallen seyn, man sich lediglich an der Waare und dem Empfänger halten, und dieser noch überdem, wenn ein Dolus vorkommen sollte, Inhalts der Licentordnung bestraft werden soll; es wäre dann einzig und allein, daß er sich wegen eines ihm nicht beyzumessenden Versehens gidlich reinigen könnte, oder daß an sich selbst und in continenti klar wäre, daß es Speditionsgut sey, und sofort, ohne in des Spediteurs Gewahrsam und Waarenlager zu kommen, ausser Landes gehen sollen, in welchen Fällen dennoch Denunciantengebühr zu erlegen ist.

3) Gleichwie die richtige Anmeldung der licentbaren Sachen nicht allein, wie bey vielen die irrige Meynung ist, wenn jemand solche zur Handlung und feilem Verkauf erhält, sondern auch alsdann zu beobachten ist, wenn er sie blos zu eigenem Gebrauch mit der Post oder sonst kommen läßt, mitbringen, oder ge-

es nicht nach dem Paßirzettul völlig vorhanden; so erfolgt diese Erstattung nicht, und sind die Fuhrleute, Krämer und Packenträger sofort, oder wenn sie die Licentstube vorbeygegangen seyn und den Zettul nicht abgeliefert haben sollten, bey ihrer nächsten Wiederkunft anzuhalten, daß sie Rede und Antwort geben, wo sie das Gut abgesetzt, damit die Defraude weiter untersucht werden könne; wie sie sich denn auch verordnetermaßen aller Nebenwege zu enthalten haben.

5) Wenn aber dergleichen Waare zuvörderst an die Factors und Spediteurs gelangt und etwa bis auf weitere Ordre oder Gelegenheit in der Niederlage bleibt, muß der Paßirzettul dem Thorschreiber oder der Licentstube präsentirt werden, darauf nicht in den Händen des Spediteurs bleiben, sondern abgeliefert, und wenn das Gut demnächst weiter gehet, ein neuer genommen, und darauf 6 Mgr., so an der Grenze zu erstatten, deponirt werden.

6) Ueberhaupt hat jeder Empfänger licentbarer Sachen für dergleichen Paßirzettul einzustehen und also darnach zu fragen, und soll keine Entschuldigung, daß sie von den Fuhrleuten oder sonst verlohren sind, gelten, sondern dafür 3 Mgr., wie von dem verlohrnen Accisezettul, bezahlt werden.

Damit auch die Paßirzettul, welche über unverlicentete Sachen ausgegeben sind, bey der Revision gehörig zum Vorschein kommen und man versichert sey, daß darunter kein Unterschleif vorgehe; so haben in den großen Städten die Adjuncti, und in den kleinen Städten und auf dem Lande die Controlleurs alle

solche

ſolche Zettul mit dem Regiſter zu collationiren und nachzuſehen, ob die Waare entweder unveracciſet weiter gegangen, oder an dem Orte, wo der Zettul abgeliefert iſt, veracciſet, oder auch in die Abrechnungsbücher notirt ſey; und ſind zu deſſen Verſicherung die Paſſirregiſter von ihnen zu unterſchreiben.

7) Bleibet zwar nach wie vor verſtattet, dasjenige, was Kaufleute, Krämer und andere in groſſen Quantitäten erhalten, in den erlaubten Fällen auf Abrechnung zu ſtellen; es haben aber ſelbige die Waare jederzeit richtig anzumelden, den Licent, ſo wie ſolche debitirt wird, zu geſetzter Zeit abzutragen, und ſelbſt, ſowohl als die Einnehmer, dahin zu ſehen, daß die Abrechnungsbücher bey dem Ab- und Zuſchreiben in guter Ordnung bleiben, indem denſelben lediglich nachzugehen iſt. Und damit dabey alle Unordnung und Unterſchleif deſto beſſer verhütet werde, ſollen die Einnehmer von Zeit zu Zeit entweder ſelbſt oder durch die Controlleurs, die Landcontrolleurs und deren Aſſiſtenten aber ſo oft, wie ſie es gut und nöthig finden, die Vorräthe nachſehen und mit dieſen Büchern vergleichen. Wenn ſich ſodann ein Ueberſchuß findet, weswegen der Kaufmann oder Krämer ſich nicht ſofort klärlich legitimiren kann, iſt ſolcher verfallen und nach Beſchaffenheit der Umſtände weitere ordnungsmäſſige Strafe zu erkennen.

8) Soll auch auf dasjenige, was entweder von ſolchen auf Abrechnung geſtellten oder veracciſeten Sachen wieder auſſer Landes gehet, ſo weit es die Verordnung geſtattet, abgeſchrieben werden, oder die Licentreſtitution erfe

Als aber die Casse dabey vielfältig Schaden leidet, wenn der verlangte Paßirzettul abgegeben wird, ohne daß bey Emballirung der Waare ein Licentbedienter zugegen gewesen, sie nachgesehen und nach Beschaffenheit versiegelt, oder wenn auch an der Grenze der Licent erstattet wird, bevor die Licentschreiber visitirt, ob die Waare würklich vorhanden sey; so wird hiemit den Licentbedienten alles Ernstes befohlen, sich hiebey auf das genaueste nach Vorschrift der Licentordnung zu verhalten, und sollen selbige, wenn Entdeckung eines Unterschleifes befunden wird, daß sie sich einer groben Nachlässigkeit schuldig gemacht, oder wohl gar mit dem, der die Licentrestitution erschlichen, durchgestochen haben, Inhalts der Ordnung unabbittlich mit dem Verlust des Dienstes, und sowohl, wie dieser, schwer am Leibe gestraft werden.

9) Weil auch gar viel darauf ankommt, daß der heimlichen Hereinschleppung unverlicenteter Sachen und Erschleichung der Licentrestitution auf alle Weise gesteuert werde; so werden die Licentbedienten insgemein, insonderheit aber Landcontrolleurs erinnert, auf die Ein- und Ausfuhr genau zu achten, und wenn sie Verdacht haben, sich aus einem Quartiere in das andere zu benachrichtigen; und sollen selbige, wenn sie dergleichen Schleichhandel, heimliche Niederlagen licembarer Waaren, vornemlich an der Weser und Leine und in den Dörfern und Gärten vor den großen Städten, oder auch Betrügereyen bey der Licentrestitution solchergestalt zur Anzeige bringen, daß die Defraudanten überführt werden können, außer den Confiscationen und Denunciantengebühren, eine Prä-

mie

mie von 5 bis 15 Rthlr., nach der Sachen Wichtigkeit und Ermäßigung Unserer geheimen Rathsstube, aus der Licentcasse zu gewärtigen haben.

10) Einpassirende Fremde behalten zwar die für sich selbst bey sich habende Sachen frey, müssen aber selbige anmelden, nöthigenfalls versiegeln lassen und bey ordnungsmäßiger Strafe davon an niemand etwas überlassen, weswegen sie denn von den Thorschreibern und den Licentbedienten in den Posthäusern hieran erinnert werden sollen.

Auch haben die Thorschreiber diejenigen, so bey gesperrten Thoren, oder sobald es dunkel wird, etwas hereintragen, oder mit Schiebkarrn und offenen Wagen in die Städte kommen, zu visitiren, und sollen die Sperrgeldeinnehmer hiezu gleichfalls verpflichtet seyn.

11) Was bey den im Lande selbst vorfallenden licentbaren Sachen und Consumtibilien zu beobachten ist, muß zwar allen Unterthanen schon hinlänglich bekannt seyn; zum Ueberfluß aber wird erinnert, daß bey Vermeidung ordnungsmäßiger Strafe alles Getreide und Korn zum Brodbacken, Mehl, Malz, Viehschroot, Grütze und Graupen, allerley Saamen, Buch- und Nüsse zum Oelschlagen, ehe es geschlachtet wird, bey der Licentstube angemeldet, der erforderliche Zettul darüber genommen, gehörigen Orts abgegeben, und wenn der Licent entrichtet ist, solches in das Quittanzbuch geschrieben werden muß. Und hat ein jeder sich dergleichen Buch anzuschaffen, dasselbe nicht in der Licentstube zu lassen, sondern mit sich zu nehmen und aufzubewahren, indem, wenn aus dem Quittanzbuche und Licentregister die Veracciſung nicht dargethan werden kann, die denuncirte Defraude für erwiesen anzusehen ist.

Von

Aus eben dieser Ursache ist auch die Zeichnung der im Lande verfertigten Peruquen, Hüthe, Strümpfe und des Pelzwerks an dazu schicklichen Stellen nicht zu versäumen.

12) Nachdem auch vorgekommen ist, daß der Gebrauch des gestempelten Papiers in vielen Stücken aus der Acht gelassen, ja von vielen gar dafür gehalten wird, daß solcher bey außergerichtlichen Geschäften und Documenten, wovon der Anschein oder die Meynung nicht ist, daß sie öffentlich bekannt werden, gar nicht nöthig sey; so erneuern Wir hiemit, was desfalls in der Licentordnung Cap. VIII. enthalten ist; Wir erinnern demnach zuvorderst alle sowohl bey Unsern Collegiis, als Städten, Aemtern und Gerichten bestellte Personen, Botenmeister, Canzellisten, Pedellen, Canzleyboten und Gerichtsdiener, welche die Supplicata und Exhibita annehmen, und, was darauf expedirt wird, weggeben, hierauf zu achten, bey 2 Rthlr., wenn sie nicht die rechte Sorte, und bey 4 Rthlr. Strafe, wenn sie gar ganz ungestempeltes Papier angenommen, als worauf Wir dieselbe mit Veränderung des §. 32. aus bewegenden Ursachen hiemit herabsetzen. Es sollen auch bemeldete Collegia und Obrigkeiten selbst hierüber halten, und dagegen der vierte Theil dieser Strafe ihrem Fisco oder Sportulcasse zufließen.

Die Notarii müssen vorgeschriebenermaßen ausdrücklich beeidigt werden.

Und wie Wir hiemit nochmals befehlen, daß auch allerdings bey allen, es sey mit Einheimischen oder Auswärtigen, vorfallenden Privat-Negotiis und Contracten jedes Original des darüber auszufertigenden Documents, imgleichen die Privatrechnungen und Quittungen der Krä-

mer

mer, Wirthe und Handwerker, auf das verordnete Stempelpapier geſchrieben werden ſollen; als ſoll auch nicht ferner geſtattet ſeyn, nach dem obwaltenden Mißbrauch die Worte: mit gehörigem Stempel zu bezeugen, Nota, Copia u. d. gl. darauf zu ſetzen, ſondern ſolches als eine Defraude beſtraft werden, es mögte denn erwieſen werden, daß das Stempelpapier nicht zu bekommen geweſen, wofür ſodann der Licentes dieſes Ort zu atteſtiren hat. Wer eine ſolche Rechnung, Taxirung oder Document auf ungeſtempeltes und nicht mit dem rechten Stempel verſehenes Papier ausſtellet, ſoll nur Verordnung des §. 33. in 2 Rthlr., wer es aber annimmt, in 4 Rthlr. Strafe jedesmal unabbittlich verfallen ſeyn, und davon die Hälfte dem Denuncianten gereichen, wenn es aber der Ausſteller oder Annehmer ſelbſt anzeigen ſollte, ihm außerdem die Strafe erlaſſen werden. Nur in dem Falle, wenn ein und dieſelbe Rechnung zu mehrerhalb Summarien übergeben werden muß, kann dieſelbe mit dem Worte Copia ohne Stempel paſſiren; es muß aber der Tag, da ſie zum erſtenmal auf gehörigem Stempelbogen übergeben worden, darauf notirt, auch kein größeres Quantum darauf geſetzt werden. Die Taxirung muß allezeit entweder unter die erſte Rechnung, oder beſonders auf einen Stempelbogen geſchrieben werden.

19) Da auch der Taxe gar viel dadurch entzogen wird, daß in die gewöhnlichen Taxirbücher gantze Acta, ſo ſoll auf eben die Weiſe, wie nach dem Cap. VII. §. 4. der Taxordnung bey den Taxirbüchern der Innehmer geſchehen, und worauf ferner geachtet werden muß, der eben geſetzte Satz ſowohl von dem Taxe der Innehmer, das erſte Blatt in allen

chen Contobüchern, die mit den Weinschenken, Krämern, Schlächtern, Bäckern, Fischhändlern, Krügern u. s. w. gehalten werden, weil sie die Stelle der Rechnungen und Quittungen vertreten, mit gestempeltem Papiere beleget werden, und darinn auf keine höhere Summe Rechnung zu führen, noch zu quittiren verstatter seyn, als auf welche der Stempel nach der Verordnung zureichet.

14) Einem jeden, wenn er auch kein Licentbedienter ist, stehet frey, die bemerkten Defrauden zu denunciiren, und hat er, wenn er sie erweislich macht, die Confiscations- und Denunciantengebühren zu gewärtigen. Die Licentbedienten sollen sich nicht unterstehen, dergleichen Denuncianten wider ihren Willen namhaft zu machen, bey Verlust ihres Dienstes und nach Befinden weiterer scharfer Strafe.

15) Vornemlich aber ist es die Schuldigkeit der Licentbedienten, Controlleurs und Visitatoren auf alle und jede Defrauden zu achten, sich alle Mühe zu geben sie zu entdecken, zu dem Ende die verordneten Visitationes und Consumtionsproben fleißig vorzunehmen und dahin zu sehen, ob auch die Licentordnung in allen Stücken befolgt werde. Würde ein oder anderer darinn nachlässig befunden, sich dem Gesöff ergeben, und auf geschehene Warnung sich nicht bessern, oder wohl gar mit den Defraudanten unter einer Decke spielen, und sich durch Geschenke, es sey an Geld, Getränke oder Naturalien, zu unerlaubter Nachsicht verleiten lassen, soll derselbe seines Dienstes entsetzet und außerdem nach Befinden bestraft werden.

16) Dahingegen hat ein jeder Licentbedienter, welcher sein Amt getreulich verrichtet und dabey mit der vorgeschriebenen Bescheidenheit verfah-

ren

ter, ohne alle Furcht und Anſehen der Perſonen die entdeckten Unterſchleife gehörigen Orts anzuzeigen, und ſich dabey aller Sicherheit und Unſers Landesherrlichen kräftigen Schutzes zu verſichern; und wie demnach nochmals allen und jeden, inſonderheit auch denen zum Militair-Etat gehörigen Perſonen, bey Vermeidung Unſerer ſchweren Ungnade, unterſagt wird, ſich der Einforderung des Licents zu widerſetzen; alſo ſollen auch diejenigen, welche den Licentbedienten bey Ausübung ihres Amts ungimpflich begegnen, oder ſich wohl gar thätlich an ihnen vergreifen, nach Beſchaffenheit der Umſtände, Inhalts der Licentordnung mit Geld- oder harter Leibes- und Karrenſchiebenſtrafe belegt werden, und haben die Obrigkeiten, wenn dergleichen Fälle vorkommen, ſolche ſofort zu unterſuchen und nach Anweiſung der Patente vom 20ſten October 1745 und 18ten April 1765 an Unſere geheimde Rathsſtube zu berichten, damit ſelbige die Art der Strafe beſtimme und deren Vollſtreckung zu Vermeidung des Eindrucks ſchleunig verfügen könne.

17) Was nun die Unterſuchung und Beſtrafung der entdeckten Defrauden und Contraventionen anlangt; ſo ſind darüber zwar ſchon hinlängliche theils allgemeine, theils beſondere Verordnungen vorhanden, und trauen Wir Unſere Licent-Commiſſarios im Gnaden zuverläſſig, daß ſie die Licentgerichten alle halbe Jahr ohne Mangel in ihrem ganzen Diſtrict abhalten, ſowohl davon als von dem Betragen der Licentbedienten die halbjährigen Berichte erſtatten, ſich an der Licentordnung ſtricte halten, davon für ſich nicht abgehen und ohne alles Anſehen der Perſon darnach erkennen ſollen; weswegen dann auch einem Denuncianten frey ſtehen ſoll, wenn

erweisliche Defraude von einiger Erheblichkeit entweder nicht untersucht, oder gelinder, als die Ordnung besagt, gesprochen worden, sich bey Unserer geheimen Rathsstube zu beschweren.

Sollten jedoch Fälle vorkommen, daß Zweifel entstünde, wie zu erkennen sey; haben die Commissarii vorgedachter geheimen Rathsstube die Entscheidung einzuholen.

Insonderheit aber ist der Unterschied, welcher der Licentordnung nach, zwischen Fremden und Einheimischen gemacht werden muß, und ob nur aus Ignoranz oder Versäumniß in Modo peccirt, oder die Casse wirklich defraudirt, und ob solches dolose geschehen sey? wohl zu bemerken; und sind also:

1) Fremde, welche so wenig in hiesigen Landen gewesen, daß ihnen die Licentordnung völlig unbekannt seyn könne, von der Strafe frey; jedoch haben

2) auch diese, wenn sie nach dem §. 10. von den Thorschreibern und in den Posthäusern gewarnet worden, so wie Einheimische, welche nur in Modo peccirt und die Casse nicht defraudirt haben, gelinde Denunciantengebühren bis 18 Mgr. zu erlegen.

3) Fremde, welche in hiesigen Landen bekannt und wahrscheinlich Kenntniß davon haben können, sind zwar von der Confiscation frey, wenn sie die Casse verkürzt haben, zahlen jedoch nach Cap. I. §. 1. der Licentordnung.

4) Einheimische sowohl, als Fremde, die so oft in den hiesigen Landen gewesen, daß sie die Licentordnung wissen können und müssen, sind, wenn die Casse verkürzt ist, obgleich solches nur aus Versäumniß geschehen, und kein Vorsatz sich hervorthun mögte, in den Fällen, wo die Strafe nicht specialiter de-

terminirt iſt, nach dem Cap. XIII. §. 5. mit der Confiſcation;

5) aber vorſetzliche Defraudanten nach eben dieſem Paragraph zu beſtrafen.

6) Kommt niemand die Verſäumniß als eine Entſchuldigung zu ſtatten, ſondern er iſt als ein vorſetzlicher Defraudant anzuſehen, wenn er die licentbare Waare entweder conſumirt, oder binnen drey Tagen nach erlangter Wiſſenſchaft von dem Empfang nicht angezeigt hat, und ſodann die Verkürzung denunciiret, imgleichen wenn vor Ablauf der drey Tage ſein Vorſatz zu defraudiren vermuthlich wird. Wer aber ohne vorhergegangene Entdeckung ſein Verſehen ſelbſt anzeigt und den Licent bezahlet, iſt frey.

7) Sollen auch unter die vorſetzlichen Defraudanten alle Hehler und Helfer, welche heimliche Niederlagen licentbarer Waaren bey ſich verſtatten, und zu den Defrauden wiſſentlich hülfliche Hand leiſten, gerechnet und denſelben gleech beſtraft werden.

13) Weil auch zu Erhaltung größerer Aufmerkſamkeit und ſtärkeren Eindrucks bey den Acciſanten nöthig iſt, daß die dictirten Strafen ohngeſäumt executirt werden, ſolches aber an theils Orten nicht geſchiehet, und wohl gar am Ende das Erkenntniß vereitelt wird; Als werden alle Obrigkeiten und Gerichtsperſonen hiemit ernſtlich angewieſen, daß, ob ſie zwar bey dem Licentgerichte gegenwärtig ſeyn müſſen, und in ſofern der Acciſanten ſich anzunehmen haben, daß ſelbige hinlänglich gehöret und die Denuntiationes genugſam erörtert werden, ſie dennoch den Licent-Commiſſariis beförderlich ſeyn, unnöthige Weitläuftigkeiten vermeiden, und die erkannten Geld- oder Leibesſtrafen auf das ſpä-

teſte vor Ablauf des Viertelſahres, worin ſie dictirt worden beytreyben und vollſtrecken laſſen ſollen.

19) Gleichwie Wir nun allen und jeden in gedachten Unſern Fürſtenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen anbefehlen ſich hiernach allerunterthänigſt zu achten; als haben auch Unſere hohen Collegia, Hof- Civil- und Militairbedienten, Amts- Stadt- und Gerichtsobrigkeiten mit Fleiß darüber zu halten, daß dieſem Mandat und der dadurch eingeſchärften Licentordnung gebührend nachgelebt werde, ſich die Handhabung derſelben angelegen ſeyn zu laſſen, die unter ihnen ſtehende Bediente darauf anzuweiſen, und den Licentbedienten, wo es nöthig, ſchleunig nachdrückliche Hülfe zu leiſten.

Und damit niemand ſich mit der Unwiſſenheit entſchuldigen, ein jeder aber zu Vermeidung aller Ungelegenheit und der nach aller Strenge zu verfügenden empfindlichen Beſtrafung ſich deſto beſſer beleh- könne, ſoll gegenwärtiges Mandat, ſammt dabey befindlichem Verzeichniſſe, nicht allein gewöhnlicher Orten durch öffentlichen Anſchlag bekannt gemacht, ſondern auch in allen Wein- und Caffeehäuſern, Herbergen, Wirthshäuſern und Krügen, vornemlich an den Gränzen, ſo wie vor den Thorſchreiberhäuſern und Licentſtuben, an einem Orte, der in die Augen fällt, angeheftet werden, und allezeit bey Strafe eines Reichsthalers für den Denuncianten vorhanden ſeyn, und iſt von den Land- und andern Controlleurs hierauf zu achten.

Gegeben unter Unſerer eigenhändigen Unterſchrift und beygedrucktem geheimen Canzleyinſiegel.

St. James den 1ſten Auguſt 1777.

(L. S.) GEORGE REX.

J. F. C. v. Alvensleben.

So

So wie der Zweck einer jeden einfachen und kleinern Gesellschaft nicht ohne gewisse Ausgaben erreicht werden kann; so unvermeidlich sind auch die Ausgaben, welche die große Gesellschaft, der Staat, zu seiner Erhaltung bedarf. Hat nun aber der ganze Staat, mithin ein jedes Mitglied desselben an dem Vortheile Antheil, der durch diese Ausgaben gesucht wird, so ist es natürlich, daß auch jedes Mitglied, oder jeder Unterthan, einen Theil derselben zu übernehmen schuldig sey. Denn, was kann man für einen gegründeten Anspruch an einem Nutzen, an einem Gewinnst machen, wenn man nicht das Seinige dazu mit beytragen will? Mit welchem Rechte kann man verlangen, daß sich der Wohlstand des Staates auch auf einen selbst erstrecke, wenn man ihn nicht will erhalten helfen? Und, ist es nicht eine so bekannte als richtige Regel: Wer den Vortheil haben will, muß auch den Schaden übernehmen; und wie kann jemand mit Recht bloß am Gewinste — nicht aber an dem Verluste Theil nehmen wollen? — Wer den Endzweck will, der muß auch, wenn er ein rechtschaffener und weiser Bürger im Staate seyn will, die Mittel wollen, die dahin führen. — Wer seine Güter, sein Vermögen und Glücksumstände in Sicherheit wissen will, der muß auch diejenigen Ausgaben sich gefallen lassen, ohne welche diese Ruhe und Sicherheit nicht erhalten, noch, wenn sie schon verloren ist, wieder hergestellet werden kann. —

Dies war schon immer der Fall; auch ist es noch, und wird es auch bleiben, vielleicht immerfort, wenn auch selbst nach der Krusianischen Lehre das beliebte tausendjährige Reich schon längst hätte angehen müssen.

Bey der Errichtung der Reiche und Staaten hat man die weise Vorsorge ehedem gebraucht, zu Besorgung der nöthigen Ausgaben derselben gewisse Güter auszusetzen, damit die Unterthanen für ihre Person und Güter von dem Beytrage zu diesen Ausgaben befreyet blieben. Diese Domainen oder Kammergüter reichten vor Zeiten vollkommen hin, die ordentlichen Ausgaben des Staates zu bestreiten. Allein, nachdem die Fürsten anfingen, vielleicht auch hinlängliche Ursache hatten, nicht mehr mit den Hof- und Kriegesdiensten ihrer Lehensleute zufrieden zu seyn, und sich sowohl eigne Hofbediente, als beständige Soldtruppen zu halten, gezwungen waren, und sich nach der Maße rüsten mußten, als es die Nachbaren thaten; — nachdem die Pracht, der Aufwand, und daher die Theurung zunahm; — auch wohl in einigen Ländern die Kammergüter durch üble Wirthschaft in der Unterthanen Hände geriethen; so war es nicht mehr möglich, daß der Fürst seinen Hof und den Staat mit den ihm ausgesetzten Gütern erhalten konnte. Daher mußten die Unterthanen nothwendig mit ihrem besondern Eigenthume ihrem Fürsten, wollten sie anders, daß ihr Staat in seiner vorigen Verfassung bleiben sollte, zu Hülfe kommen, und einen Theil der öffentlichen Abgaben übernehmen. Nun waren zwar diese Beysteuern Anfangs größtentheils außerordentlich, und wurden zu Tilgung dieser oder jener Staatsschuld gefordert; als sich aber solche durch mehr als eine Ursache mehrten, so konnte es nicht anders seyn, es mußten aus den Steuern, die nur sonst auf eine Zeitlang hätten dauern sollen, beständige und ordentliche Abgaben werden.

Diese, im Ganzen, (oder auch in einigen besondern Fällen genommen), wohlthätige Einrich-

tung

tung wurde aber schon bald von den Einwohnern des Staates angefeindet, wozu sie einige gewisse Ursachen zu haben glaubten: — denn, statt daß ein jeder Unterthan ohne Ausnahme nach dem Verhältnisse seines Standes und Vermögens, einen Theil dieser Abgaben übernehmen sollte, weil der Nutzen derselben, nähmlich der Wohlstand des Staates einem jeden zu gute kommt; so wurden doch theils ganze Classen und Stände, theils einzelne Personen, aus Vorurtheilen und irrigen Gründen, von der Allgemeinheit der Pflicht, Abgaben zu erlegen, entbunden; wodurch die geringern schatzpflichtigen Stände, ob sie gleich durch den Umsturz des Staates nicht so viel hätten verlieren können, als jene, desto mehr beschweret wurden.

Der Adel rühmte seine großen Dienste, die er dem Staate bey der ehemahligen Kriegsverfassung leistete, und glaubte, daß er so, wie im übrigen, also auch in diesem Stücke von den niedrigen Ständen seiner Mitbürger, müßte unterschieden werden. — Der geistliche Stand hatte in den vorigen finstern Zeiten zu viel Ansehen, und zu viel zu sagen, als daß man ihm das Theilnehmen an den Bedürfnissen des Staates hätte zumuthen dürfen. Er leitete seine Befreyung schon von Berge Sinai, und aus den Privilegien der ersten Kaiser her, obwohl der sehr gelehrte Schluß nicht richtig war, weil die heilige Gerichtsbarkeit [illegible] kann, [illegible] von den Zehenten, und einem Theil der Güter lebte; der [illegible] in der ersten Kirche [illegible] Zeiten [illegible] — Was [illegible]

Befreyung von den Abgaben, pflegen die Bedienten des Fürsten gemeiniglich zu genießen; sie können solche aber nicht aus dem Grunde fordern, daß sie mittelst ihrer Person dem Landesherrn und dem Vaterlande dienen. — Denn, für diesen persönlichen Dienst werden sie besoldet. Je vorzüglicher und wichtiger dieser Dienst ist, desto einträglicher und stärker pflegt ihr Gehalt zu seyn. — Man setze aber nun einmahl den Fall, ein feindlicher Einbruch verheere dem Adel seine Güter, verringere dem Geistlichen seine Einnahme, und setze den Fürsten außer Stand, die Dienste seiner Bedienten ferner zu gebrauchen, oder zu bezahlen, wie doch jetzt hin und wieder in Deutschland der Fall vorkommen könnte; — leiden sie nicht dadurch in gleicher Maße mit ihren übrigen Landesleuten, und haben sie nicht gleichen Vortheil dabey, daß solche Drangsalen des Krieges aufhören, und das Land aus dem Elende errettet werde? — Mit welchem Rechte wollen und können sie fordern, daß ihre Mitbürger mit ihrem Vermögen ihnen zu ihren vorigen Glücksumständen wieder verhelfen sollen?

Es ist aber fast unmöglich, den Licent, die Accise, und die übrigen Auflagen auf die Nahrungs und Kleidungsstücke, so unter die Staatseinwohner zu vertheilen, daß sie alle — Weise und Unweise, Reiche und Arme, völlig zufrieden gestellet sind; aus diesem Grunde kommt es, daß, so viele Vortheile diese Art der öffentlichen Anlagen auf der einen Seite hat, sich auch eben so viele Ungemächlichkeiten auf der andern zeigen; indem oft von unentbehrlichen Lebensmitteln eine arme, aber zahlreiche Familie, mehr gebraucht, als eine reiche, aber dabey weniger zahlreiche. Hierüber wird im Art. Steuer mehr gesagt werden.

Licen-

Licentiat, aus dem lateinischen Licentiatus, ist derjenige, der in einer der obern Facultäten seine Gelehrsamkeit bewiesen, und davon durch eine öffentliche Disputation Probe abgeleget hat, worauf er feierlich zu einem Licentiaten, oder zu einer solchen gelehrten Person, die die Erlaubniß hat, Doctor zu werden, und die Vortheile und Vorrechte eines Doctors genießt, erkläret worden. Weil bey den Feierlichkeiten der Licentiatur und des Doctorats auf einigen Universitäten fast kein anderer Unterschied betrachtet wird, als daß die erstere keine Mahlzeit erfordert, so pflegt man daher die Licentiaten scherzweise nüchterne Doctoren zu nennen. Sie genießen, wie schon gesagt, die Vorrechte und Freyheiten eines Doctors in vielen Stücken, außer daß, wo ausdrücklich ein Doctor erfordert wird, sie nicht zugelassen werden, ingleichen in dem kaiserlichen und Reichskammergerichte, wo die bürgerlichen Beysitzer graduiret seyn sollen, Licentiaten sowohl, als Doctores aufgenommen werden. In einigen Reichsstädten werden keine Doctores im Rathe als Mitglieder angenommen, sondern Licentiaten, welche sich zu solchem Posten Hoffnung machen, nur als licentiaten promoviren. Ein Licentiat darf den Doctortitel nirgends anders annehmen, als wo er pro licentia examiniret worden ist.

In den gelehrten Beyträgen zu den Braunschweigischen Anzeigen vom Jahr 1781. St. 26. befindet sich ein kleiner Aufsatz unter dem Titel: Also sollte man bey allen Gilden Licentiaten halten; welcher meiner Meinung nach einiges Nachdenken verdient. Es heißt darin: „Es ist gewiß eine „sehr große Unbequemlichkeit, daß den uns alle „Handwerksgesellen, welche heyrathen, und ihr

„Hand-

„Handwerk für sich allein treiben wollen, die „Meisterschaft nehmen, und sich in alle damit „verknüpfte Kosten und Beschwerden stürzen müs„sen. Meines Ermessens wäre es besser, wenn „hier ein Unterschied gemacht, und jedem Gesel„len, der seine Lehrjahre ausgehalten, und was „sonst von ihm erfordert wird, erfüllet hätte, er„laubt würde, sich als Licentiat, oder Freygesell „zu setzen, und auf diese Weise sein Handwerk „zu treiben.“

„Der wahre Meister behielte allein das Recht, „Jungen und Gesellen zu halten, der Licentiat „hingegen arbeitete bloß mit seiner eigenen Hand. „Jener behielte die Ehre und den Titel der Mei„sterschaft, dieser hingegen dürfte sich dessen nicht „bedienen; zur Amtsversammlung kämen sie zwar „alle, aber die Freygesellen könnten nie Gilden„meister werden, und müßten das verrichten, „was sonst dem jüngsten Meister oblieget. Der „Freygesell könnte bey jedem Meister arbeiten, „aber nicht umgekehrt, und das Publikum, das „die Wahl hätte, einen Meister oder einen Frey„gesellen zu gebrauchen, könnte sich nicht beschwe„ren, wenn es von letztern auch schlechter bedie„net würde, weil es sich selbst beyzumessen hat, „daß es sich an einen Freygesellen gewendet.“

„Der Freygesell, wenn er sonst das Hand„werk gehörig erlernet, und seine Reise verrichtet „hätte, könnte, sobald er sich dazu im Stande „sähe, die Meisterschaft noch immer nehmen (*);

„vor-

(*) Dies ist ein Widerspruch; denn der Hr. Verfasser sagt kurz zuvor mit diesen Worten, daß der Freygesell nie Gildemeister werden könne, vielleicht macht er einen wesentlichen Unterschied zwischen Gildemeistern und solchen

„darfür aber genieße er doch stets das Recht,
„sich erst einmal zu erwerben, und zu versuchen,
„ob er zu dem erforderlichen Verlage gelangen
„werde.“

„Jetzt mehren sich viele Beichter, die voraus
„sehen, daß sie noch lange nicht in der Stadt
„kommen werden, weder Jungen zum Beichten
„zu halten, und das Handwerk in Ehren zu
„treiben, wovon durch die Annahme der Licentiat
„sich ernähren, oder noch gar in Stunden ver
„dienen: darin würde aber mißfallen, wenn sie
„immer dem Titel von Licentiaten das Handwerk
„treiben könnten. In manchen Orten finden sich
„bereits dergleichen Einrichtungen unter andern
„Namen und Gestalten: warum wollte man sie
„in denselben nicht einstweilen zulassen, wenn es
„nützlich ist. Der damit verbundene kleine Ehr
„geiz, daß sie nun zu Ehren und Würden
„gelangen, und keine Verrichtungen mit Beichten haben
„dürfen, weil jeder Licentiater immer einen
„Herrn zu werden, um für und für Ehr
„ist der damit verbundenen Ehre und Seligkeit
„würdig zu machen.“

Mir dünkt aber, es brauche ein Beich
vater noch einer Inquisition in sich sich zu erkundigen,
daß er, wenn er sie sagen darf, durch die

sten, welche vom Landesherrn privilegirt werden soll. —
Solcher sollte es billig einer mehr, als der privilegirten
Aerzte, als sie noch dann einer und gekommen und
als noch der Universitäten sey nur blos von Aerzten
eines Handwerks ausgeübet und verübet werden soll
ches doch zu zum Theil das Curiren verdirbt
nehmlich Dummheit und Unwissenheit ausrottet und alle
Empirie bricht. Sie will darüber mich sie
der Empiricorden noch mehrlängige erklärt

licentiatenschaft, der andern Meister Junge in gewissen Stücken wieder wird. — Er kann immer so lange Gesell bleiben, bis er Vermögen und Verstand genug hat, Meister zu werden. Schon lange haben Maurer- Zimmer Weber- und andere Gesellen in kleinen Städten geheyrathet, wenn es ihnen an dem Nothwendigen fehlte, sich als Meister etabliren zu können; — hier in Berlin heyrathen auch viele andere Gesellen, wenn sie aufgehöret haben zu schwärmen, und sittlich zu leben anfangen, und sie kommen besser als Gesell fort, als mancher wüster und unwissender Meister, und sind nicht geschoren, indem sie dabey ihre Gesellenfreyheit behalten, da hingegen der so genannte licentiat schon immer in vieler Hinsicht gebunden seyn würde, und unter einem gewissen elenden Gildezwange leben müßte, wobey vielleicht noch unsäglicher Verdruß wäre. —

Licenza, ist ein Dorf, 14 italiänische Meilen von Tivoli, und 5 bis 6 von Vicovaro. Es liegt an einem Bache gleiches Nahmens, welcher vor Alters Digentia geheißen hat. Im Thal bey diesem Orte hat Horazens Landgut gelegen. Dieses ist 1761 von dem Abt Dominikus de Sanctis in seiner dissertatione sopra la villa di Orazio, und hernach von dem Abt Capmartin de Chaupy in drey starken Octavbänden, die von 1767 bis 1769 zu Rom gedruckt worden, mit überflüssiger Weitläufigkeit bewiesen.

Lich, ist eine kleine Stadt in der Wetterau mit einem Schlosse, am kleinen Fluß Wetter; sie ist die Residenz eines Grafen von Solms.

Lich, ist ein in der Deutschen Sprache sehr fruchtbares Suffixum, Bey- und Nebenwörter zu bilden, wovon die erstern, wenn es anders die

Sa-

Sache leidet, nach der ordentlichen Regel compariret werden als: licher und lichste. Diejenigen Wörter, welche dieses Suffixum annehmen können, findet man in Herrn Adelungs grammatisch-kritischen Wörterbuche ꝛc. Th. 3. Col. 194 fgg. angeführt.

Lichen, auch **Lychen** geschrieben, ist eine kleine Stadt in der Ukermark zwischen Seen, in denen besonders schöne Muränen oder Marehnen gefangen werden. Die vorzüglichste Nahrung der Einwohner kommt von der starken Holzflösse, und dem Handel mit Balken und Brettern. Der eine See wird Fegefeuer genannt.

Lichen, ist der lateinische, so wie λειχὴν der griechische Nahme einer großen Pflanzengattung, die Linné mit zu seinen Algis rechnete, und die man im Deutschen gewöhnlich **Flechten** nennt, weil verschiedene Arten dieser Gattung ungefähr das Ansehn von Flechten (einer bekannten Hautkrankheit) haben, und sich auch auf eine ähnliche Weise an der Rinde der Bäume, an Holz, Erde, Ziegeln und Felsen verbreiten. Von den hierher gehörigen Gewächsen ist im XIVten Theile der Encyclopädie Seite 65 und flg. im Artikel **Flechte** Nr. 3. zwar schon gehandelt und manches von der verschiedenen Gestalt, dem Nutzen und dem Nachtheil derselben angeführt. Da seit dem Jahre 1786, in welchem dieser Aufsatz geschrieben wurde, aber so viele neue Flechten entdeckt sind, und die wachsende Menge der Arten Veranlassung zu verschiedenen Versuchen gegeben hat, eine richtigere Eintheilung derselben zu entwerfen, um ihre Auffindung im Systeme zu erleichtern und sie selbst nach einer natürlicheren Ordnung einzureihen; und da man seitdem verschiedene neue Versuche angestellt hat, die lichenen zur Färberey

und sonst zu benutzen: so wird es nöthig seyn, hier zu dem Artikel Flechte noch einen Nachtrag zu liefern, um die Leser der Encyclopädie mit dieser so ausgedehnten Pflanzengattung etwas bekannter zu machen, welches hier füglich geschehen kann, da der Nahme *Lichen* einem großen Theile des deutschen Publicums ohnehin eben so bekannt als Flechte ist, und beyde völlig gleichbedeutend sind.

Zu Linné's Zeiten und auch noch späterhin vereinigte man unter dem Gattungsnahmen *Lichen* viele Gewächse mit ganz unbekannten oder auch sehr abweichend gebildeten Befruchtungswerkzeugen, und sahe hierbey mehr auf eine ungefähre Annäherung ihrer äußern Theile, als auf natürliche Verwandtschaft. Die neueren Botaniker, die sich mit einer genaueren Untersuchung der Lichenen beschäftigten, fühlten das Bedürfniß, dieselben nach strengeren Regeln, als es bisher geschehen war, zu ordnen, weil ihre Zahl fast mit jedem Tage vermehrt, und also die Schwierigkeit, sie von einander zu unterscheiden auch immer größer wurde. Herr Persoon in Göttingen theilte sie in mehrere Gattungen, wobey er auf Frucht, Blüthenstand und bey einigen Gattungen auch auf die Beschaffenheit des ganzen Körpers Rücksicht nahm. Der Herr Medizinal-Rath Schrader in Göttingen gab in seinem Spicileg. Flor. Germ. einen Entwurf zu einer zweckmäßigen Eintheilung der Lichenen, der ganz auf die Beschaffenheit der Frucht gegründet ist, und in so fern den übrigen in der Botanik angenommenen und größtentheils auch befolgten Grundsätzen ganz entspricht. Schade indeß, daß wir noch keine vollständige Beschreibung aller, oder

auch

auch nur der deutſchen Flechtengewächſe, nach dieſen Grundſätzen eingerichtet, erhalten haben. Dieſe beyden ſcharfſichtigen Unterſucher der kryptogamiſchen Gewächſe trafen mit andern aber darin zuſammen, daß man vor allen Dingen von der Zahl der eigentlichen Lichenen abſondern müſſe:

1) Solche flechtenartige Gewächſe, die zwar, ſo wie die kleineren Lichenen, auch eine Kruſte, aber keine runde Schüſſelchen, ſondern längliche, rillenförmige, öfters äſtige Befruchtungstheile haben (*), und legten dieſen den Nahmen Opegrapha bey, wofür man im Deutſchen den Nahmen Rillenflechte wählen kann. Hierher gehört unter andern Lichen ſcriptus (**) und rugoſus *Linn.*, welcher erſtere nach der Beſtimmung des Herrn Perſoon Opegrapha pulverulenta heißt und wozu vielleicht noch andere Opegraphen gerechnet werden können, da Linné's Beſchreibung zu allgemein iſt, ſo daß ſie auf mehrere Arten paßt. Lichen rugoſus heißt nach Perſoon Opegrapha faginea und eine ſogenannte Varietät davon, die an der glatten Rinde junger Eichenſtämme wächſt, Opegrapha quernea. Außer dieſen giebt es aber noch verſchiedene andere Rillenflechten, die theils von den Herren Perſoon und Schrader in Göttingen ſchon beſchrieben ſind, theils zu den noch unbeſchriebenen gehören. Im Ganzen glaube ich, daß Deutſchland etwa 20 Rillenflechten aufzuwei-

(*) Receptacula oblonga vel varia (Lirellae) cruſtae tenui adnaſcentia. Schrader ſyſtematiſche Sammlung Krypt. Gewächſe 2te Lieferung Seite 15.

(**) Siehe XIV. Theil der Encyclopädie Seite 69.

zuweisen hat, die sämmtlich an Baumrinde wachsen und sich durch die Farbe der Kruste, durch die Gestalt, Größe, Ramification und andere Eigenheiten der Rillen von einander unterscheiden.

2. Solche die statt der Schüsselchen kleine runde Befruchtungswerkzeuge, im feuchten Zustande mit einer samenschwangeren Gallertmasse angefüllt, enthalten, welche auf einer blätterartigen oder krustenförmigen Substanz angewachsen, oder mehrentheils von derselben umschlossen sind. Hedwig wählte für diese den Nahmen Endocarpon. Persoon den Nahmen Varrucaria. Letztern Nahmen behielt Schrader bey, setzte folgenden Gattungs-Charakter fest: Receptacula (Sphaerulae) frondi vel crustae innata, cava, in statu humido gelatina seminifera referta — und rechnete außer einigen kleinen Gewächsen unter andern den Lichen trapeziformis *Zoega*, *Dickson*, hierher. Auch kann man vielleicht mit gutem Rechte den Lichen miniatus *Linn.* hierher ziehen, von dem unten gelegentlich, und zwar unter Umbilicaria noch etwas vorkommen wird.

3. Solche die rundliche Befruchtungsgefäße haben, welche sich endlich oben gleichförmig öffnen und die Samen von sich geben, übrigens auf ungetheilten Stielen sitzen. Diese Gattung hat Herr Persoon Calicium genannt und ihr folgenden Charakter beygelegt. Receptacula subrotunda, apice demum aequaliter dilatata emittunt pulverem seminalem compactum. Caules simplices. Die hierher gehörigen Gewächse sind

sehr

ſehr klein und kommen an Baumrinde und altem Holze vor.

4. Solche, die ſchildförmige Befruchtungsgefäße haben, welche am Rande des (etwas ausgedehnten) Laubes angewachſen ſind, mit dem Nahmen Peltigera, von welcher Gattung hernach indeß noch ausführlicher gehandelt werden wird.

5) Solche, deren Befruchtungstheile eine Kugel bilden, die ſich zur Zeit der Reife in mehrere ungleiche Klappen theilt, (*) übrigens bey der einen bis jetzt nur bekannten Art am Ende der Aeſte oder des Hauptſtängels ſitzen. Dieſe Gattung hat Herr Perſoon Sphaerophorum genannt. In dem Hoffmanniſchen botaniſchen Taſchenbuche von 1795 Seite 131 heißt dieſes, vorzüglich auf dem Harze anzutreffende Gewächs, Stereocaulon globiferum. In der Mantiſſa p. 133. Lichen globifer.

6) Solche, deren Befruchtungstheile aus kleinen erhöheten Rillen beſtehen, die aber faſt concentriſch oder ſchneckenförmig um einander gewunden ſind, ſo daß ſie in der Ferne betrachtet wie Schildchen ausſehn. Hierher gehören die ſogenannten Nabelflechten, umbilicati *Linn.*, die man auch ſo fort mit dem Nahmen Umbilicaria belegte.

7) Noch verſchiedene andere, die zum Theil mit den eigentlichen Schwämmen nähere Verwandtſchaft als mit den lichenen hatten, i.

(*) Pericarpia subglobosa, apice inaequaliter debiscentia: pulverem seminalem compactum. Gmel. Linn.

B. Lichen ericetorum ſtipitatus *Linn.*, welchen Ehrhardt Lichen Baeoemyces, Perſoon aber Baeoemyces roſeus genannt haben; ferner Lichen pertuſus *Linn.*, Lichen radiciformis *Linn.* Lichen roſeus *Schreb.*, Lichen fungiformis *Web.*, Lichen byſſoides *Linn.* und andere.

Nach der Abſonderung dieſer unächten lichenen blieb die Zahl derſelben aber doch noch immer zu groß, als daß man ſie wie eine Gattung zu behandeln Neigung haben konnte. Mehrere Botaniſten, z. B. Dillen, Haller und andere nach ihnen hatten ſchon vordem für einige ſich durch beſondere Eigenſchaften auszeichnende Flechten auch eigene Gattungsnahmen gewählt, und dadurch einen Wink gegeben, die lichenen wie eine ganze Pflanzenfamilie zu betrachten und in mehrere Gattungen zu theilen. Um ſo mehr wählte ſpäterhin der Herr Profeſſor Hoffmann, bey ſeiner Bearbeitung der Flechten, eine neue Eintheilung, um das Studium derſelben zu erleichtern. Schon in ſeiner Enumeratio Lichenum. Faſc. I. — IV. Erlang. 1784. 4. c. Tab. und dem 1790 unter dem Titel: Plantae Lichenoſae. Lipſ. in Fol. T. I. ꝛc. c. Tab. folgenden Werke ſetzte er neue Gattungen feſt. 1795 erſchien in dem 2ten Theile ſeines botaniſchen Taſchenbuches aber eine andere Eintheilung der lichenen, worin er verſchiedene ſeiner früheren Benennungen ganz aufhob, oder zu Unterabtheilungen einiger größeren Gattungen machte. Hier ſieht er die lichenen als eine natürliche Familie an, die er mit dem Nahmen Scutellata belegt, und theilet ſie, nach Ausſchluß der unter N. 1. 2. 3. und 7., aber mit Inbegriff der unter N. 4. 5 und 6. bemerkten Arten

in

in neun Gattungen, Genera, die er Collema, Peltigera, Umbilicaria, Cladonia, Stereocaulon, Usnea, Lobaria, Pſora und Verrucaria nennt, und die er unter folgenden allgemeinen Merkmahlen mit einander verbindet: die weiblichen Befruchtungstheile ſind in kreisförmigen Schüſſelchen, welche flach oder erhaben, am Rande geſtrahlt, oder kahlrändig, mit einem bemerklich hervorſtehenden Rande verſehen, oder ohne einen beſondern Rand ſind. Die Schüſſelchen ſind übrigens zuweilen ſchneckenförmig gewunden und hangen entweder am Mittelpuncte der Unterfläche, oder am Rande mit den übrigen Theilen des Flechtgewächſes zuſammen. Letzteres iſt von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit: gallertartig, lederartig, nabelförmig, ſtängelartig aufgerichtet, riemförmig, haarartig, blätterig, kalkartig, ſchorfartig, lange dauernd, mit mannigfaltigen kleinen Fortſätzen (*). Das Schüſſelchen ſelbſt enthält in ſeiner Oberfläche eine etwas verworrene haarförmige Subſtanz, worin die Samenkörner befindlich ſind. — In dem erwähnten Taſchenbuche iſt dieſes etwas kürzer auf folgende Art ausgedruckt: Fructificationes femineae in ſcutellis orbicularibus, planis, convexis, radiatis vel nudis, mar-

(*) Bey der botaniſchen Benennung trift man zuweilen den Fehler an, daß man kleine Abänderungen in der Benennung der Pflanzen, die in ihrer Natur nicht gegründet ſind, und bey genauer Beobachtung nicht beſtehen können, als eigene Gattungen annimmt, und dadurch die Verwirrung vermehret. Solche kleine Abänderungen ſind [illegible] Gattungen nicht [illegible] Gattungen [illegible] Gattungen [illegible] Gattungen

ginatis ſ. immarginatis, vel ſpiraliter contortis, centro vel margine affixis frondibus variis: gelatinoſis, coriaceis, umbilicatis, cauleſcentibus, foreis, filamentoſis, foliaceis, tartareis, leproſis, perennantibus, in propagines (Beſimina *Neck.*) varie efflorescentibus. Singula ſcutellata intra ſubſtantiam filamentoſo — ſtupeam connata recondit ſemina. (*)

Hierauf folgen nun die Gattungen ſelbſt mit ihren beſonderen Charakteren, nähmlich

1) *Collema.* Gallertflechte. Das Laub durchſichtig, gallertartig. Die Schüſſelchen geränder. Frondes diaphanae, gelatinoſae. Scutellae marginatae. (**)

2) *Peltigera.* Schildflechte. Das Laub lederartig. Die Schüſſelchen zuſammen gedrückt, am Rande angewachſen. Frondes coriaceae. Scutellae compreſſae margine adnatae.

3) *Umbilicaria.* Nabelflechte. Das Laub blätterig, ſchildförmig. Die Schüſſelchen gewunden. Frondes foliaceae peltatae. Scutellae contortae.

4) *Cladonia.* Strunkflechte. Das Laub ſtängelartig aufgerichtet, rund, inwendig hohl. Die Schüſſelchen knollenförmig. Frondes cauleſcentes teretes intus cavae. Scutellae tuberculoſae.

(*) Man ſehe die Einleitung zur XXIV. Klaſſe in dem erwähnten Taſchenbuche, und zwar N. VII.

(**) Frons, Laub, gebraucht man in der botaniſchen Kunſtſprache von ſolchen Gewächſen, bey denen ſich der Stamm gleich in blattartige Lappen oder doch ſonſt theilt, und Früchte trägt, ohne in ſeiner Subſtanz eine andere Beſchaffenheit anzunehmen. Dieſe Benennung iſt beſonders von Farrenkräutern, Flechten und Tangen gebräuchlich.

5) *Stereocaulon.* Korallenflechte. Das Laub ſtängelartig aufgerichtet, rund, inwendig feſt. Die Schüſſelchen knollen- oder kugelförmig. Frondes cauleſcentes teretes ſolidae. Scutellae tuberculoſae, globoſae.

6) *Usnea.* Haarflechte. Das Laub riem- oder fadenförmig Die Schüſſelchen geſtrahlt oder kahlrändig. Frondes loreae vel filamentoſae. Seutellae radiatae aut nudae.

7) *Lobaria.* Lappenflechte. Das Laub lappig, zerſchlitzt, vieltheilig, aufgerichtet oder niedergedrückt. Die Schüſſelchen gerändert. Frondes lobatae, laciniatae, multifidae, erectae, depreſſae. Scutellae marginatae.

8) *Pſora.* Schorfflechte. Die Kruſte blätterförmig gebildet. Die Schüſſelchen gerändert, erhaben. Cruſta effigurata. Scutellae marginatae, convexae.

9) *Verrucaria.* Warzenflechte. Die Kruſte blattlos: entweder ſchorf-, oder kalkartig. Die Schüſſelchen gerändert oder ungerändert. Cruſta aphylla: leproſa, tartarea. Scutellae marginatae, immarginatae. (*)

Gegen dieſe Hoffmanniſche Eintheilung der Lichenen läßt ſich nun zwar verſchiedenes mit Grunde einwenden, beſonders, daß ſie gröſtentheils nur nach dem äußern Anſehen der Flechtengewächſe und dem Wuchſe derſelben entworfen iſt, ohne auf die Gleichförmigkeit ihrer Befruchtungstheile Rückſicht zu nehmen. Wir vereinigen Gewächſe in eine Gattung ohne auf ihre

(*) Verrucaria iſt nach Hoffmann alſo eine ganz andere Gattung als nach dem Entwurfe von Perſoon oder Schrader, wovon oben die Rede war.

Truncus zu sehen, gleichviel ob er stamm- strauch- oder stängelartig ist, wenn sich nur die Fructifications-Theile gleich sind — sagt deßhalb Schrader in dem ersten Stücke seines Journals für die Botanik, Seite 50. Wem würde es daher einfallen, Jxia *fruticosa* deswegen von den übrigen Arten ihrer Gattung zu trennen, weil sie strauchartig ist? Wer wird zweifeln, daß die Justiciae *acaules, caulescentes,* und *fruticosae* eine natürliche Gattung ausmachen? Wer wird es mißbilligen, daß Linné die *Echinomelocacti,* die *Cerei erecti,* die *Cerei repentes* und die *Opuntiae* der alten Botaniker unter dem Nahmen *Cactus* in eine Gattung vereinigte? Wer wird ähnliche Verbindungen bey der *Euphorbia* u. m. a. Gattungen, die in Hinsicht des Truncus so außerordentliche Verschiedenheiten zeigen, nicht natürlich finden? — Gelten ferner nicht diese nähmlichen Gesetze bey Farrenkräutern, Moosen u. s. w? Mit welchem Rechte können daher *Verrucaria, Pfora, Lobaria, Cladonia, Usnea* und *Collema* als besondere Gattungen angesehen werden? Ist in Hinsicht des Truncus, eine *Verrucaria* mehr von einer *Pfora* verschieden, als eine *Opuntia* von einem *Echinomelocactus* oder *Cereus?* Weicht eine Pfora mehr von einer Lobaria ab, als eine Justicia *acaulis* von einer Justicia *fruticosa?* Findet sich nicht mehr Aehnlichkeit zwischen einigen Lobarien (z. B. Lobaria *aculeata*) und einigen Usneen, als zwischen einer Euphorbia herbacea und einer Euphorbia fruticosa? —

Auch das kann man tadeln daß z. B. bey der Gattung *Collema* bloß auf die Beschaffenheit der Substanz gesehen ist, da doch in der Gat-

Gattung *Lobaria* Arten vorkommen, die unter ſich in Anſehung der Subſtanz eben ſo verſchieden ſind, als die Gallertflechten von den Lappenflechten nur ſeyn können. Dabey enthalten einige Gattungen z. B. *Stereocaulon* Arten, die man gar nicht unter der Ueberſchrift Scutellata aufſuchen würde, und in andern Gattungen, als Collema, Umbilicaria, Usnea, Verrucaria u. ſ. w. findet man Arten aufgeſtellt, die man nur für Spielarten, oder durch Alter und Standort entſtandene Abänderungen eines und deſſelben Gewächſes halten kann.

Bey dem allen verdient die Hoffmanniſche Bearbeitung der Lichenen hier gleichwohl eine nähere Beachtung, weil ſie von dem größten Theile des botaniſchen Publicums als ein willkommenes Geſchenk mit Beyfall aufgenommen iſt, und wir zur Zeit von den vielen deutſchen Flechten, deren Zahl beynahe bis auf 300 ſteigen mag, noch kein vollſtändigeres Verzeichniß haben. Und wenn das Hoffmanniſche Taſchenbuch ſich ſeinem Plane nach auch nur auf Deutſchland beſchränkt: ſo giebt es gleichwohl Gelegenheit, ſich von dem Charakter aller bis jetzt bekannten Flechten einige ungefähre Vorſtellungen machen zu können. Ich will daher einige der vorzüglichſten Flechten ausheben, die Linneiſchen; die Hoffmanniſchen und andere Synonyme derſelben zuſammen ſtellen, und dabey die im XIVten Theile der Encyclopädie erwähnten etwas näher zu beleuchten ſuchen, in ſo fern ſie es bedürfen, damit diejenigen, die von ihnen zur Färbung, zur Arzeney oder ſonſt Gebrauch zu machen wünſchen, über ihr Auffinden und ihre Unterſcheidung v
lichen Arten, weniger in Verlegenheit ble

ches bey den bloß Linneischen Bestimmungen öfters der Fall ist, da diese zu kurz sind, und auf mehrere Arten passen. Bey einigen Arten wird es vielleicht aber schwierig seyn, die rechten Synonyme zu treffen, da Hoffmann bey seiner letzten Bearbeitung der Lichenen auf Linné wenig Rücksicht nahm, wenn er in vielen Fällen auch den linneischen Trivial-Nahmen stillschweigend beybehalten hat.

I. Collema. Gallertflechte.

Die zu dieser angenommenen Gattung gerechneten Arten sind alle von mehr oder weniger gallertartiger Substanz, so daß sie bey dürrem Wetter zum Theil ganz unförmlich zusammen trocknen, bey der ersten Befeuchtung aber wieder aufquellen und ihre wässerichte, zitternde Beschaffenheit annehmen. Von Gestalt sind sie sehr verschieden, einige häutig ausgebreitet, andere lappig, blätterig, fein zerschlitzt, oder aus kleinen wässerichten Kugeln und andern aufgetriebenen Theilen bestehend, und das von der Größe einer Linie im Durchmesser bis auf 1 — 2 Zoll. Die Farbe ist nie sehr hervorstechend; gewöhnlich grau- oder bräunlich-grün, gelblich, schwarz, röthlich u. s. w. Ihre Befruchtungstheile bestehn in geränderten Schüsselchen, die zuweilen mitten auf dem Laube, zuweilen am Rande desselben sitzen, bey einigen Arten sehr selten, bey andern wieder sehr häufig und gedrängt gefunden werden. (*) Ihre Vege-

(*) Durch diese Schüsselchen unterscheiden sich die Gallertflechten von den Gallertschwämmen, Tremellis, die eine ganz andere, aber ohne starke Vergrößerung nicht bemerkliche Fructification haben, wenn einige Arten den Gallertflechten auch sehr nahe kommen. Das beste, was kurz-

Vegetations-Zeit fällt in den Herbſt und Frühling, wenn es häufiger regnet. In feuchten Gebirgen findet man ſie immer. — In den linneiſchen Werken kommen verſchiedene hierher gehörige Arten unter der Abtheilung Lichenes *gelatinoſi* vor. Zur Arzeney oder zum ſonſtigen unmittelbaren Nutzen der Menſchen hat man von den bis jetzt bekannten Gallertflechten noch keinen bemerkenswerthen Gebrauch zu machen gelernt, welches wahrſcheinlich die Urſache iſt, warum in dem obigen öfters erwähnten Artikel Flechte keiner derſelben gedacht wird. Der Herr Profeſſor Hoffmann zählt in Deutſchland übrigens mit Einſchluß des in dem botan. Taſchenbuche Seite 161. in der Anmerkung zur Pſora ſquamata erwähnten Collema *ramuloſum*, 27 Arten, von denen nachfolgende die merkwürdigſten ſind.

1. Collema *Veſpertilio*. Schwarzhäutige Gallertflechte. Kreisförmig ausgebreitet, rundgelappt, von Falten runzlich, ſchwarzgrün. C. orbiculatum lobatum plicato-rugoſum nigreſcens. Hoffmann bot. Taſchenb. 1795. Seite 98 *N.* 1. *Ejd. Plantae lichen. t.* 37. *Fig.* 2 — 3. Lichen Lactuca *Web. ſpicib. flor. goett. p.* 252. n. 280. Lichen nigreſcens. *Hudſ. Flor. angl. p.* 450. *n.* 56. *Linn. Suppl. Plant. p.* 451. *Gmelin Syſt. Natur. Tom. II. p.* 1369. Lichenoides gelatinoſum membranaceum, renue, nigricans. *Dill. Hiſt. Muſc.* 138. *t.* 19. *F.* 20. — Dieſe Art findet ſich häufig an Felſen und an etwas feuchten Baumſtämmen in den

Kürzlich über eine Art der Tremellen erſchienen in eine Inaugural-Diſſertation de Tremella Noſtoch. Herrn Doctor Hedwig in Leipzig, einem Sohne ſeines berühmten Pflanzenforſchers gleiches

den mehrsten Gegenden von Deutschland. Sie besteht aus mehreren neben einander ausgebreiteten schwarzgrünen, oder doch sehr tief braungrünen gallertartigen, dünnen Häuten, die zuweilen zusammen eine rundliche Fläche von 1 — 2 und mehr Zoll im Durchmesser einnehmen. Die Häute sind eigentlich nur da, wo sie entstanden, an dem Felsen oder an der Baumrinde befestigt, hängen sich aber doch auch weiter fort allenthalben an der Unterlage an, so daß man sie, besonders wenn sie trocken sind, selten ohne sie zu zerschneiden oder sonst zu beschädigen losmachen kann. Sie sind übrigens ziemlich faltig, so daß sie ein runzliches Ansehen haben. Am äußern Ende sind sie in einige stumpfe, runde Lappen getheilt. Schüsselchen die bey dieser Art übrigens braunröthlich sind, und mitten auf den Häuten sitzen, wird man selten gewahr. Wegen der Aehnlichkeit dieser Flechte mit den Flügeln einer Fledermaus hat der Herr Professor Hoffmann sie Coll. Vespertilio genannt.

Oefters findet man diese Art dicht mit kleinen Körnern oder Gallertkugeln besetzt und sie hat dann viele Aehnlichkeit mit dem im Hoffmann a. a. O. Seite 99. N. 5. aufgeführten Collema *granulosum*, welches gleichfalls sehr häufig in Deutschland und zwar an ähnlichen Stellen wie die eben benannte gefunden wird. Das C. granulosum kann man aber dadurch von der obigen Art unterscheiden, daß die Blätter sich vielmehr in einen Wirbel zusammen kräuseln und auf beyden Seiten mit kleinen Gallertkugeln besetzt sind, da man diese bey dem Coll. Vespertilio nur auf der obern Seite bemerkt. Uebrigens sind die Gallertkörperchen bey der letztern Art

unten

unten noch befeſtigt; bey C. granuloſum ſind ſie gewöhnlich ganz los und ſcheinen Fortſätze (propagines) zur Erhaltung der Art zu ſeyn.

2. Collema *auriculatum*. Ohrförmige Gallertflechte. Die Blätter dickfleiſchig, etwas auf einander liegend, und aufgerichtet, buchtig-gelappt, oder gekerbt; die Schüſſelchen niedergedrückt, röthlich, am Rande gekerbt oder mit kleinen Spitzen beſetzt. C. imbricatum ſinuoſo-lobatum crenulatum; ſcutellis depreſſis muricatis ruſeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 98. N. 3. Lichen cochlearus *Dickſ. Faſc. I. Tab. II. F.* 9. — Dieſe Art wächſt vorzüglich zwiſchen Mooſen an feuchten Felſen und Baumſtämmen, beſonders in Gebirgsgegenden. Die Größe iſt von 1 — 2 Zoll im Durchmeſſer. Junge Exemplare, die ſich noch nicht entwickelt haben, ſehen zuweilen faſt wie gefrorne Waſſertropfen aus, worin ſie mit der Tremella Noſtoch in einem Alter Aehnlichkeit hat. Von Farbe iſt ſie viel heller als die vorhergehende, öfters grau- oder gelblichgrün. Ihre Subſtanz iſt ſehr wäſſerigt. Die Blätter dick und häufiger gelappt oder gekerbt, am Rande aufgerichtet. Die kleinen Körner, die man zuweilen auf ihrer Oberfläche findet, machen zuletzt in Blätter aus. Gefunden iſt ſie beſonders auf dem Harze, dem Fichtelgebirge, bey Jena, Salzburg ꝛc. — Uebrigens wird diese Art von dem Herrn Doctor Bernhardi in Erfurt (*), nur für eine Varietät von C. [illegible] gehalten.

3 Coll.

(*) Linnaeum plantarum illuſtrarum. Lipsiae [illegible] Bernhardi. Specie [illegible] botanica [illegible] genu[illegible] nem. Mant[illegible] [illegible]n Schreibers Journal für die Botanik [illegible] Erfurt [illegible] Heft [illegible] — [illegible]

3. Collema *tomentosum.* Filzige Gallertflechte. Etwas über einander liegend, buchtig, gelappt, auf der obern Seite mit kleinen Körnern, auf der untern mit Haaren besetzt; die Schüsselchen flach, röthlich. C. subimbricatum sinuatum lobatum, granulis superne villis inferne obsitum; scutellis planis rufescentibus. Hoffmann a. a. O. Seite. 99. N. 4. Lichen myochrous. *Ehrhardt crypt. exsicc.* 286. *Bernhardi l. c. p.* 18. Lichen saturninus *Dicks. Fasc. II. Tab. VI. f.* 8. Lichen discolor *Achar. Kongl. vet. ac. nya Handl. T. XVI. p.* 16. 12. *T. I. f.* 5. — Diese Art wächst vorzüglich an Weiden und andern Baumstämmen zuweilen auch an Felsen. Im nördlicheren Deutschlande hat man sie nur sparsam bemerkt, im südlichen ist sie hier und da sehr gemein. Schlüsselchen sieht man aber äußerst selten daran. Ihre Substanz ist übrigens nicht sehr wässericht. Die Häute sind dünne, rundlich gelappt, von ½ bis 1 und mehr Zoll ausgebreitet. Auf der obern Seite schwärzlich- oder bläulich-grau und öfters mit kleinen Körnern besetzt, welche man bey vielen lichenen, und besonders bey solchen, die selten Schlüsselchen tragen, bemerkt, und welches man mit Recht für eine Art der Fortpflanzung hält. Diese kleinen Körner werden nähmlich vom Winde und durch andere Zufälle von der Mutterpflanze getrennt und wachsen auf dem neuen Standorte wie eine eigne Pflanze fort. Die untere Seite dieser Flechte ist dicht mit kleinen weißlichgrauen Haaren bedeckt, woran man sie sehr leicht von den übrigen bis jetzt bekannten unterscheiden kann.

4. Collema crispatum und laciniatum Hoffmann a. a. O. Seite 100. N. 6. und 7. werden von

von mehrern Botanikern nur für eine Art gehalten, da die von Hoffmann angegebenen Bildungen in einander übergehen, oder doch zu wenig von einander unterſchieden ſind. Das Laub iſt übrigens in viele Theile geriſſen, die übereinander liegen, am Rande aufſteigend, gewellt, gekerbt und ſchüſſeltragend ſind. Im Deutſchen kann man ſie geriſſene Gallertflechte nennen. Ben den botaniſchen Schriftſtellern heißt ſie: Lichen *jacobaeaefolius*, fronde laciniata, laciniis imbricatis, margine adſcendente undulato crenulato ſcutellifero. *Bernhardi l. c. p* 11. und *Tab. I. f.* 5. *a.* Schrank baierſche Flore Seite 530. *n.* 1532. Lichen marginalis. *Hudſon. Flor. angl. p.* 534. *n* 44. Lichen decumbens *Oeder. Flor. Dan.* 26. *T.* 463. *f.* 1. 2. — Dieſe iſt eine der gemeinſten Gallertflechten, die indeß am häufigſten an Kalkſteinen wächſt. Sie breitet ſich faſt kreisförmig etwa 1 Zoll im Durchmeſſer aus, und ihre Lappen ſind in viele ſchmale und gekerbte Theile, alle von ſchwarzbrauner oder ſchwarzgrüner Farbe, zerſchlißt. Einige Botaniſten verwechſeln ſie mit Lichen fahlunenſis Linn. von dem ſie ſich unter andern aber durch die gallertartige Subſtanz ſogleich unterſcheidet.

5. Collema *criſpum.* Kraufe Gallertflechte. Ueber einander liegend, gelappt: die Lappen kurz, dick, rundlich, gekerbt, niedergedrückt, oder ein wenig aufgerichtet; die Schüſſelchen flach oder erhaben, geründert. C. ſubrimbicatum lobatum lobis abbreviatis; depreſſum erectiusculum rotundatum craſſiusculum; ſcutellis plano-convexis marginatis. Hoffmann a. a. O Seite 121. N. 9.

Dieſe

Dieſes iſt eine Form, worunter ſich der ſo ſehr variirende Lichen criſpus Linn. Syſt. veg. ed. Murr. p. 959 und anderer zeigt. Der Herr Doctor Bernhardi rechnet ſogar Coll. glaucescens, criſpum, obſcurum, criſtatum und lobatum, Hoffmann, zu einer Art, und giebt davon unter dem Nahmen Lichen pulpoſus folgende Unterſcheidungs-Merkmahle an: fronde lobata, lobis imbricatis dentatocrenatis, ſcutellis in media planta ubique erumpentibus; und als Synonyme ſetzt er zu dieſer polymorphen Pflanze Lichen criſpus und criſtatus Linn. Hudſon. Wulffen. Lichen criſpus Schreb. Weber. Schrank. Lichen criſtatus Leers. Lichen murorum Necker. Ausmachen läßt es ſich indeß nur durch anhaltende Beobachtungen, ob die verſchiedenen Formen zu einer oder zu mehreren wirklich verſchiedenen Arten gehören, welches aber bey dieſen Flechten ſehr ſchwierig iſt, da ſie ſich in der Jugend und im Alter, und ſo auch im feuchten und trockenen Zuſtande ſo unähnlich ſind. Hier kann es vielleicht genügen, zu bemerken, daß die zu den angeführten Nahmen gehörigen Arten oder Varietäten, wie man ſie nennen will, an der Erde, an Mauern und Steinen wachſen, von dicker, fleiſchiger, braun- oder ſchwarzgrüner Subſtanz, mannigfaltig gewunden und ſpitzer oder rundlicher gekerbt ſind, und ſich in kleinen Kreiſen von ½ — 1 Zoll und weiter ausbreiten.

In der Preisſchrift: Commentatio de vario Lichenum uſu vom Profeſſor Hoffmann, ihon 1787, merkt der Herr Verfaſſer Seite 37. von einer Collema criſpa; gelatinoſa nigricans, foliis imbricatis lobatis criſpis, ſcutellis concoloribus, die auf Steinen wächſt und aller Ver-

mu-

muthung nach eben dieß genannte Collema crispum des Handbuchs iſt, an, daß er bey Unterſuchung der Beſtandtheile dieſes Gewächſes viel Schleim, und Gallert, durch Zuſetzung von etwas Laugenſalz aber keinen Salmiak (Sal ammoniacum) erhalten habe. In Urin gelegt nahm es eine ſehr weiße Farbe an. Mit Alaun und Eiſenvitriol gekocht gab es eine bleiche bräunlichgreiſe Farbe.

Außer dieſen giebt es noch verſchiedene gröſſere Arten, die zum Theil auch ziemlich häufig ſind, die man hier indeſſen übergehen kann, wo es genug iſt, nur die vorzüglicheren heraus zu heben. Von den kleinen will ich nur einer erwähnen, die der ſchwarzen Flecken wegen, die ſie häufig an Steinen bildet, auffallend iſt. Das iſt

6. Collema nigrum. **Schwarze Gallertflechte.** Körnig, ausgebreitet, ſchwarz, mit gleichfarbigen etwas eingedrückten Schüſſelchen. C. byſſinum nigrum; ſcutellis immerſis concoloribus. Hoffmann a. a. O. S. 103. Lichen niger Bernhardi. l. c. p. 5. — Dieſes kleine Gewächs ſieht man ſehr viel auf Kalk- oder auf Sandſteinen. In der Ferne ſcheinen es ſchwarze Flecken zu ſeyn. Genauer betrachtet ſind es lauter kleine Gallertkörner mit ſchwarzen Schüſſelchen untermiſcht, die die Steine in Flecken von ein und mehr Zoll im Durchmeſſer überziehn, welche am Rande gewöhnlich mit einer ins dunkelblaue fallenden Einfaſſung verſehen ſind. Im trocknen Zuſtande ſieht dieſe Flechte ſehr unanſehnlich aus. So wie man aber einen Tropfen Waſſer darauf fallen läßt, nimmt ſie ihre Geſtalt gleich wieder an.

3. Peltigera *horizontalis.* Horizontale Schildflechte. Flach, ausgebreitet, gerissen-gelappt; die Schilder eyrund, flach und wagerecht. P. plana laciniato-lobata; scutellis horizontalibus planis. Hoffmann a. a. O. Seite 107. Lichen horizontalis *Linn. Wulffen in Jacq. coll.* 4. *t.* 16. — In der Ferne dem Lichen caninus ähnlich, auch auf eben solchen Stellen, wie dieser, jedoch etwas seltener vorkommend. läßt sich von diesem aber gleichwohl ohne Mühe und besonders dadurch unterscheiden, daß die Schilder zwar auch auf stielartigen und aufgerichteten Verlängerungen der Blattlappen sitzen, aber flach sind und eine horizontale Richtung haben, statt daß sie beym Lichen caninus senkrecht stehen und an den Seiten stark umgekrümmt sind. Von dieser Art giebt es eine kleinere Varietät, die sehr viele Schilder hat.

4. Peltigera *aphthosa.* Warzige Schildflechte. — Hoffmann a. a. O. Seite 107. *n.* 5. Lichen aphthosus. *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1616. — Siehe den XIVten Theil der Encyclopädie Seite 79. n. 18.

5. Peltigera *venosa.* Aderige Schildflechte. Aufsteigend, unten aderig; die Schilder wagerecht, flach, kreisförmig. P adscendens, subtus venosa; scutellis horizontalibus planis orbiculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 107. *n.* 6. Lichen venosus *Linn. Spec. Plant. T. II. p.* 1615. Lichenoides parvum virescens, peltis nigricantibus planis. *Dill. Hist. Musc.* 208. *t.* 28. *f.* 109. — Ein hübsches kleines Gewächs, das man öfters an etwas abschüssigen Seiten in Hohlwegen und in Waldungen an kleinen Hügeln findet. Das Blatt ist im frischen

Zu-

Zuſtande auf der obern Seite grün, auf der untern weißlich, mit braunen, ſich nach oben theilenden Adern. Oben iſt das Blatt gewöhnlich breiter als unten und theilt ſich in 2 — 4 kurze ſtielartige Verlängerungen, die kreisförmige, ſchwarze, wagerechte Schilder tragen.

6. Peltigera *papyracea*. Papierartige Schildflechte. Faſt lederartig, geriſſen, ſtumpf gelappt, auf beyden Seiten glatt; die Schilder an der Unterſeite ſitzend. P. ſubcoriacea, laciniata obtuſe lobata utrinque glabra; ſcutellis poſticis. Hoffmann a. a. O. Seite 108. n. 7. — Dieſe und eine nahe verwandte Art, die Hoffmann Peltigera *tomentoſa* nennt und die ſich von der papyracea durch eine etwas zähere Subſtanz und eine kleine filzartige Bedeckung, beſonders auf der untern Seite, unterſcheidet, heißen beym *Linné* Lichen reſupinatus. Spec. Plantar. *Tom. II. p.* 1615. auch beym *Weber Spic. flor. goett.* 267. und *Wulff. in Jacq. collect. tom.* 4. *p.* 257. *t.* 12. *f.* 1. — Man findet dieſe Flechte an Baumſtämmen vorzüglich in Gebirgswäldern, als am Harze, im Salzburgiſchen und anderwärts. Das beſte Kennzeichen, ſie von andern deutſchen Schildflechten zu unterſcheiden, beſteht in dem Stande der Schilder, die ſich an den Enden der Lappen zeigen, aber nach der untern Seite gerichtet ſind. Die Größe dieſes Gewächſes iſt verſchieden; doch ſteigt ſie ſelten über 2 oder 3 Zoll in die Länge. Die Farbe graubräunlich, auf der untern Seite heller. Die Schilder röthlich. Die Schilder dehnen ſich zuweilen beträchtlicher aus. Am Rande ſind ſie immer mit häutigen Theilen eingefaßt, von denen ſie vor ihrer Entwickelung eingeſchloſſen waren.

6. Die Peltigera *rufescens*, röthliche Schildflechte, (eine etwas ungewisse Pflanze,) und die Wald-Schildflechte, Peltigera *sylvatica*, oder Lichen sylvaticus *Linn. Syst. veg. p.* 961. welchen man in den thüringischen, salzburgischen und andern Waldungen findet, und an den kleinen, wie mit feinem weißen Papier ausgefutterten runden Grübchen auf der Unterseite leicht erkennen kann, sind die beyden übrigen, von Hoffmann noch angeführten Deutschen Schildflechten. Außer diesen giebt es in Deutschland noch zwey hieher gehörige Pflanzen, nähmlich

7. Peltigera *chlorophylla*. Gewellte Schildflechte. Das Blatt länglich mit aufsteigendem krausgewellten Rande; oben glatt, grau- oder bräunlichgrün, unten gelblichweiß und feinaderig; die Schüsselchen röthlich. P. margine adscendenti-crispo, superne laeviuscula olivacea, inferne venosa pallescenti-albida, scutellis rufescentibus. *Willdenow.* — Diese lange übersehene Flechte wächst an Baumstämmen in Nadelholzwaldungen, und zwar in den mehresten Gegenden Deutschlands von der Ostseeküste bis zu den Italiänischen Gränzen. Sie ist die kleinste von den bekannten Schildflechten, und besteht aus mehrern neben einander wachsenden länglichen, ½ bis ¾ Zoll langen und halb so breiten, halb aufgerichteten Blättern, die auf der obern Seite olivenfarben, oder heller bräunlich- oder gelblich-grün, auf der untern aber blasser, gewöhnlich schmutzig oder gelblich-weiß, und mit lauter kleinen aderförmigen, aber nicht anders gefärbten Erhöhungen durchzogen sind. Der Rand der Blätter ist nach oben gerichtet und wellig-gekräuselt, welches dieser Art vorzüglich eigen ist. Die Schüs-

sel-

selchen sitzen auf kleinen aufgerichteten Verlängerungen der Blatt-Substanz und sind etwa von der Gestalt, wie bey der aderigen Schildflechte; nur ist ihre Farbe nicht schwarz, wie bey dieser, sondern röthlich oder röthlich-gelb. Die Schüsselchen bemerkt man aber selten. Nur in recht alten Waldungen erblickt man sie zuweilen, welches bekanntlich bey mehrern nicht gern blühenden Lichenen der Fall ist. Uebrigens muß man sich hüten, diese Schildflechte nicht mit jungen Exemplaren von der eisengrauen Lappenflechte, Lobaria glauca *Hoffm.* zu verwechseln, womit sie zuweilen Aehnlichkeit hat, wovon sie sich, um nur ein Kennzeichen anzugeben, aber durch die kleinen Adern auf ihrer Unterseite leicht unterscheiden läßt.

8. Peltigera *crocea.* Feuerrothe Schildflechte. Kriechend, länglich-rund, stumpf-gelappt, flach; oben bräunlich-grün, unten feuerroth, aderig, haarig; die Schilder flach, auf der Blattfläche angewachsen. Lichen *croceus,* foliaceus repens subrotundus planus: subtus venosus villosus croceus, peltis sparsis adnatis. *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1616. *Flor. dan. t.* 263. Lichenoides subtus croceum, peltis appressis. *Dill. Hist. Musc.* 221. *t.* 30. *f.* 120. — Diese schöne Schildflechte findet man in Deutschland nur auf hohen Alpen, als in Tyrol, Kärnthen, Salzburg, Steyermark, und zwar in der Nähe des so genannten ewigen Schnees. Sie drückt sich neben Felsen oder sonst dicht an den Boden an, und dehnt sich von 2 — 4 Zoll in die Länge aus. Ihre obere Seite ist grün oder bräunlich-grün. (*) Hin und wieder auf

(*) Durch ein Vergrößerungsglas endeckt man auf der Oberfläche lauter kleine weiße, labyrinthisch gekrümmte und

derselben, doch mehr gegen den Rand hin, sitzen die Schilder, welche kastanienbraun, ziemlich kreisförmig, 2 bis 4 Linien im Durchmesser, und ganz auf der Fläche des Blatts angewachsen sind. In der ersten Jugend sind sie mit einem blassen Häutchen bedeckt, das bey weiterer Entwickelung derselben zerreißt und vergeht. Der Rand der Flechte ist rundlich-gelappt und ein wenig in die Höhe gebogen. Die untere Seite ist im frischen Zustande sehr schön saffrangelb oder feuerroth. Sie ist stark geadert und hat einzelne Wurzelzasern von gleicher Farbe. Alles ist gleichsam mit einem feinen Filze überzogen. Im trocknen Zustande werden die Adern braun; das übrige bleibt saffrangelb. (*)

III. Umbilicaria. Nabelflechte.

Die zu dieser Gattung gehörigen Arten bestehen in rundlich ausgebreiteten und nur in ihrem Mittelpuncte an den Felsen befestigten Blättern. Einige Arten sind auf beyden Seiten glatt, andere sind auf der obern Seite mit kleinen Körnern und spreuartigen Theilen besetzt, andere nur am Rande stark gefranzt. Auf der untern Seite sind einige grubig, andere behaart. Im feuchten Zustande sind sie weich, fast etwas gallertartig; im trocknen spröde und leichtbrechend. Die Schüsselchen haben eine ganz eigne Gestalt, indem sie aus mehrern längeren erhöheten Rillen bestehen, die

und durch einander verschlungene Linien, so wie Carduus marianus sie im Großen hat.

(*) Wenn man es etwas genauer nimmt, kann man diese Art nicht mit unter den Hoffmannischen Gattungs-Charakter von Peltigera bringen, da die Schilder nicht am Rande, sondern auf dem Blatte angewachsen sind. Es mag indeß gut seyn, mehr auf das Schild selbst, als auf seinen Stand zu sehen, und dann ist dieß eine ächte Peltigera.

die kreis- oder schneckenförmig um einander gewunden sind. In diesem Stücke scheint zwischen den Nabelflechten und den oben erwähnten Rillenflechten, Opegrapha, einige Verwandtschaft Statt zu finden. Die mehrsten Nabelflechten wachsen übrigens nur auf hochliegenden Schiefer-, Gneuß, Granit- und andern Felsen von härterer Substanz. An Marmorfelsen sieht man sie nie, auch auf den höchsten Alpen nicht. Einige Arten kommen hier und da auch in niedrigeren Gegenden vor, wenn hier Felsen von erwähnter Beschaffenheit sind.

1. Umbilicaria *polyphylla*. Vielblätterige Nabelflechte. Ueber einander liegend, auf beyden Seiten glatt; auf der obern graubraun, auf der untern tiefschwarz. U. imbricata utrinque glabra, superne fusco-aenea, inferne atra. Hoffmann a. a. O. Seite 109. *n.* 1. Lichen *polyphyllus*. Linn. Spec. Plant. Tom. II. p. 1618. Lichenoides tenue pullum, foliis utrinque glabris. *Dill. Hist. Musc.* 225. *t.* 30. *f.* 129. — Eine der gemeinsten Nabelflechten, die auch schon auf ziemlich niedrigen Gebirgen, z. B. im Thüringer Walde, gefunden wird. Sie besteht aus vielen kleinen, auf der obern Seite braunen, auf der untern tiefschwarzen, verschieden gebogenen, am Rande etwas gekerbten Blättern, die an hoch und frey liegenden Felsen wachsen, im feuchten Zustande weichhäutig, im trocknen sehr spröde sind. Mit Schüsselchen findet man sie sehr selten. — Es giebt noch eine Varietät, oder doch sehr nahe verwandte Art, die auf beyden Seiten tiefschwarz ist. Diese nennt Hoffmann Umbilicaria anthracina und der Abt Wulfen Lichen anthracinus; so wie auch eine andere,

die nur aus einem etwas größeren Blatte beſteht, welches der Lichen glaber. *Achar. in kongl. vet. Acad. Handl.* 15. *t.* 2. *fig.* 5. iſt. Dieſe Abweichungen ſcheinen aber bloß zufällig zu ſeyn, indem man Uebergänge von der einen zu der andern findet. Und was die Farbe betrifft, ſo bemerkt man zuweilen Exemplare, die auf der obern Seite ſo wohl braun als ſchwarz ſind.

2. Umbilicaria *flocculoſa*. Beſtreute Nabelflechte. Unbehaart, ziemlich glatt, braunſchwarz; auf der untern Seite etwas grubig. U. undique nuda ſublaevis, fuſco-nigra, inferne ſparſim lacunoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 110. Lichen flocculoſus. *Wulffen in Jacq. coll.* 3. *t.* 1. *fig.* 1. — An Felſen auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes außerordentlich gemein. Auch findet man ſie da öfters mit Schüſſelchen. Auf dem Fichtelgebirge kommt ſie ſparſamer vor. Sonſt hat man dieſe Art noch nicht in Deutſchland bemerkt. Sie hat übrigens mit der vorſtehenden in einigen Stücken Aehnlichkeit. Nur iſt ſie größer von Blättern und die Blätter ſelbſt ſind auf der obern Seite gewöhnlich mit kleinen Körnern oder länglichen ſpreuähnlichen Theilchen beſetzt, an der untern aber voller Grübchen. Ihre Farbe fällt öfters ins ſchwarz- oder braungrüne.

Die Umbilicaria hyperborea (die nordiſche), griſea (die greiſe) und eroſa (die durchlöcherte Nabelflechte) die zu Linne's Zeiten auch noch nicht bekannt waren, findet man auf allen deutſchen etwas höheren Gebirgen, vorzüglich auf den Alpen. Die hyperborea iſt braunſchwarz, unbehaart, auf der obern Seite mit kleinen blatter-

arti-

artigen Erhöhungen beſetzt, die ſie etwas runzlich machen; unten mit flachen Grübchen. Die griſea oben aſchgrau und glatt, unten ſchwarzbraun und voll ſpreuartiger Wärzchen. Dieſe trägt ſeltener Schüſſelchen Die eroſa iſt ſchwärzlich, eingeſchnitten-gelappt, und fein geriſſen-durchlöchert, ſo daß ſie, gegen das Licht gehalten, wie ein Sieb ausſieht. Letztere wird höchſtens einen Zoll im Durchmeſſer, die hyperborea 1 — 2, die griſea ½ bis 1 Zoll.

3. Umbilicaria *puſtulata*. Schwarzkleyichte Nabelflechte. Auf der obern Seite blaſig aufgetrieben, aſchgrau, mit ſchwarzer Kleye beſetzt; unten mit tiefern Grübchen. U. ſuperne puſtulata inflata furfuracea, ſubtus lacunoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 111. Lichen puſtulatus *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1617. Lichenoides puſtularum cinereum et veluti ambuſtum. *Dill. Hiſtor. Muſc.* 227. *t.* 30. *f.* 231. Siehe den XIVten Theil der Encyclopädie Seite 81.

4. Umbilicaria *crinita*. Randhaarige Nabelflechte. Bläulich-aſchfarben, unten bleicher; die Blätter etwas über einander liegend gefaltet; der Rand behaart. U. imbricato-plicata margine undique crinita. Hoffmann a. a. O. Seite 112. Lichen proboſcideus. *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1617. *Hedwig Stirp.* 2. *t.* 1. *A.* Lichenoides foliorum lacuniis crinitis. *Dill. Hiſt. Muſc.* 149. *t.* 20. *f.* 42. — Diese Nabelflechte iſt daran ſehr leicht zu erkennen, daß ſie allenthalben am Rande mit ſtarken ſchwarzen Haaren beſetzt, übrigens, ein Paar bleiche Härtchen auf der Unterſeite ausgenommen, glatt iſt. Gewöhnlich bemerkt man aber noch verſchiedene

ten auf den Blättern, und kleine erhöhete dunklere Puncte. Im Alter verlieren sich die Haare öfters, auch scheinen die Falten zuzunehmen. Dann ist diese Nabelflechte nicht zu unterscheiden von der Umbilicaria *corrugata* (runzliche Nabelflechte) Seite 112. N. 7. im Hoffmannischen Taschenbuche, welche so bestimmt wird: undiqua nuda, superne reticulato-rugosa. Im Grunde betrachtet gehören diese beyden auch wohl ganz zu einer Art, da man so viele Uebergänge von der einen Gestalt zur andern findet, daß sich gar keine Gränze ziehen läßt.

5. Umbilicaria *spadochroa*. Grüngraue Nabelflechte. Oben aschfarben-blaßgrün, glatt; unten bräunlich, hin und wieder behaart oder mit spreuartigen Wärzchen besetzt. U. cinereo-glauca, laeviuscula, subtus sparsim fibrillosa papillosa subfusca. Hoffmann a. a. O. Seite 113. Lichen polyrrhizos *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1618. aber nicht *Acharius*. — Diese Nabelflechte ist nach Hoffmann eigentlich als eine Abart von seiner Umbilicaria hirsuta anzusehn. Da die spadochroa indeß häufiger vorkommt und auch schon an niedrigeren Felsen, öfters in tiefen Thälern gefunden wird: so habe ich sie hier ausgehoben. Sie wird etwa 1 Zoll im Durchmesser, und ist übrigens an den gegebenen Charakteren leicht zu erkennen. Mit Schüsselchen findet man sie in Deutschland aber selten. — Die hirsuta erlangt auf den deutschen Alpen, so wie in Schweden, zuweilen auch eine Größe von 4 Zoll im Durchmesser. So kommt sie unter andern in der Zem im Salzburgischen vor.

6. Umbilicaria *vellea*. Zottige Nabelflechte. Braungrau, glatt, gelappt; unten und am Rande

stark-

ſtarkhaarig und ſchwarz. U. fuſco-aenea, glabra lobata, ſubtus margineque hirſutiſſima atra. Hoffmann a. a. O. Seite 113. Lichen velleus *Linn. Dill. Hiſt. Muſc. t.* 82. *f.* 5. Lichen pellitus *Achar. in kongl. Vet. Acad. Handl. t.* 3. *f.* 2. — Siehe den XIVten Theil der Encyclopädie Seite 81. n. 20.

Hier kann man gelegentlich noch eines Gewächſes erwähnen, das Linné und andere ſonſt auch zu den Lichenibus umbilicaris oder Nabelflechten rechneten, nähmlich den Lichen *miniatus*, foliaceus gibbus punctatus: ſubtus fulvus *Linn. Spec. Plant. Tom II. p.* 1617. Lichen pulmonarius alpinus cinereus. *Hall. Helvet.* 75. *t.* 2. *f.* 2. Lichen miniatus *Jacq. Miſc. auſtr.* 2. *t.* 10. *fig.* 3. *Dill. Hiſt. Muſc. Tab.* 30. *fig.* 127. — Daß man es des Mangels der Schüſſelchen wegen nicht zu den eigentlichen Lichenen zählen könne, iſt oben ſchon erwähnt. Dieſes Gewächs hat übrigens einen ähnlichen Bau, wie die Nabelflechten, iſt 1 — 1½ Zoll im Durchmeſſer, rundlich, mit einigen ſtumpfen Lappen ausgebreitet oben aſchfarben und ſchwarz punctirt, unten bräunlich oder röthlich (mennigroth eigentlich nie) und wächſt an Marmor- und an Schieferfelſen hin und wieder, und das auch in den niedrigſten Gegenden in ſehr großer Menge. Mit Alaun gekocht giebt dieſes Gewächs eine graubräunliche, etwas ins grüne ſchlagende Farbe, etwa ſo wie Tab. 28. fig. 32. in Prange's Farben-lexicon. (*)

IV. *Cladonia.* Strunkflechte.

Eine zahlreiche Pflanzengattung, die auch Schrader in ſeinem Spicileg. Flor. germ.

(*) Siehe Hoffmanni Commens. de vario Lichen pag. 46.

Gestalt der Frucht wegen von den ächten lichenen trennete, nach näherer Untersuchung derselben sie damit aber wieder vereinigte. Hoffmann zählt bloß in Deutschland außer vielen Varietäten 37 Arten dazu. Andere, als Weber, Scopoli ꝛc. sahen viele von Hoffmann jetzt als Arten beschriebene als bloße Varietäten an, da die Formen bey den hierher gehörigen Gewächsen so vielen Abänderungen unterworfen sind. Die äußere Gestalt der Strunkflechten ist übrigens strauchförmig und sehr ästig, oder pfriemförmig und wenig ästig, oder ganz astlos und bechertragend, wobey an dem Rande oder in der Mitte des Bechers oft wieder Becher, und das wohl 3 bis 4 über einander aufwachsen, — oder vielköpfig, so daß der Strunk oben mit einigen zusammengedrängten Fructifications-Knollen besetzt ist. Viele haben eine Unterlage, die aus vielen schuppenartigen Blättern, öfters nur kleinen Körnern besteht. Inwendig ist der Strunk hohl. Die Befruchtungswerkzeuge sind keine eigentlichen Schüsselchen, sondern kleine rundliche, entweder hell- oder dunkelbraune, oder scharlachrothe Knollen, die an den Enden der Aeste, oder am Rande der Becher sitzen. Einige Arten hat man indeß noch gar nicht blühen gesehen, und man rechnet sie ihrer übrigen Aehnlichkeit wegen nur hierher. Die mehrsten Arten wachsen auf der Erde in Waldungen und Heiden, oder auf altem Holze.

* Strauchähnliche Strunkflechten.

1. Cladonia *rangiferina*. Reinthierflechte. In den Achseln durchlöchert, sehr ästig: die Aestchen ziemlich gleichhoch und umgebogen. C. perforata ramosissima: ramulis fastigiatis nutantibus.

bus. Hoffmann a. a. O. Seite 114. Lichen rangiferinus *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1620. *Dill. Hiſt. Muſc. t.* 16. *fig.* 30 — Außer den im 14ten Theil der Encyclopädie Seite 83 angegebenen Benutzungsarten läßt dieſe Strunkflechte ſich auch noch zur Färberey anwenden. Man weicht ſie einige Wochen mit Eiſenvitriol ein und färbt dann Wollenzeug gelblichbraun damit. Die bekannte Wald-Varietät (Lichen rangiferinus ſylvaticus) giebt aber keine Farbe. (*)

Es giebt noch 2 Strunkflechten, die ſonſt nicht genau von der eben genannten unterſchieden wurden nähmlich Cladonia *racemoſa* und *rangiformis Hoffm. l. c. p.* 114. *n.* 2. *et* 3. die in den deutſchen Waldungen auch ſehr gemein ſind. Die erſtere iſt daran zu kennen, daß ſie ihre kleinen Fruchtknollen auf beſondern Stielen in Geſtalt einer Traube trägt. Die unfruchtbaren Stängel ſind ſehr äſtig, die Aeſtchen aber nicht umgebogen. Die letztere iſt kleiner als die rangiferina. Ihre Aeſte ſind ausgeſperrt, dünn, gablicht getheilt, an der Spitze braun. Die kleinen Fruchtknollen ſind hier und da zerſtreut.

2. Cladonia *furcata*. Gabelichte Strunkflechte. Ja den Achſeln durchlöchert, äſtig-ausgeſperrt; die Aeſte gabelicht, nackt, fruchttragend, geſtrahlt. C. perforata ramoſo-divaricata: ramulis furcatis nudis ſcutelliferis radiatis. Hoffmann a. a. O. Seite 115. *n.* 4. *Dill. Hiſt. Muſc. t.* 16. *fig.* 27. *Hagen Hiſt. Lichenum n.* 68. *Tab.* 2. *fig.* 10. — Dieſe Strunkflechte findet ſich bey uns häufig auf etwas feuchtem Heydeboden. Ihre Farbe iſt graubräunlich

(*) Hoffmann Comment. et Ic. p. 55.

oder graugrün. Ihr Wuchs ist sehr verschieden, wovon Dillen in der citirten Figur viele Proben gegeben hat. Sie ist ästig und krümmt sich mannigfaltig durcheinander. Oefters ist sie mit kleinen grünlichen Blättern besetzt. An den Enden der Aeste sieht man häufig viele kleinere Aeste strahlförmig ausgehen, welche Früchte tragen. — Mit Eisenvitriol färbt sie, ohne lange Einweichung, graugrün.

3. Cladonia *uncialis*. Zollhohe Strunkflechte. In den Achseln durchlöchert, nackt, mit wenigen kurzen und spitzen Aesten. C. perforata nuda breviter ramosa et ramulosa: ramulis acutis. Hoffmann a. a. O. Seite 117. *n.* 9. Lichen uncialis *Linn. Spec. Plant. Tom. II. p.* 1621. Coralloides perforatum minus molle et tenue. *Dill. Hist. Musc.* 99. *t.* 16. *f.* 22. — Sehr gewöhnlich auf Felsen, die ein wenig mit Erde bedeckt sind; auch in dürren Waldungen und sonst. Es giebt mehrere Spielarten von dieser Strunkflechte, die sich vorzüglich durch die verschiedene Dicke und Höhe der Stämmchen unterscheiden. Gewöhnlich wird sie etwa zollhoch, wächst in dichten Rasen, und besteht aus vielen ziemlich einfachen, gelblich- oder grünlich-weißen, hohlen Röhrchen, die oben mit kurzen, spitzen und an der Spitze braunen Aesten besetzt sind. In den Winkeln der Aeste, oder den sogenannten Achseln, sind sie durchlöchert, so wie die mehrsten Strunkflechten dieser Abtheilung. — Wenn man diese Flechte 14 Tage in Urin und ungelöschten Kalk einweicht, dann hinlänglich Wasser zu der Masse gießt, und eine Auflösung von Zinn so wie etwas Essig, worin Eisenfeile aufgelöset ist, hinzuthut: so kann man damit asch-

*** Pfriemförmige, öfters bechertragende Strunkflechten.

5. Cladonia *gracilis.* **Dünne Strunkflechte.** Die Unterlage blätterig, der Strunk aufgerichtet, dünn, bechertragend; der Rand des Bechers mit Fruchtknöllchen und pfriemförmigen Spitzen besetzt. C. fronde foliacea, stipite erecto gracili scyphifero, margine scutellifero prolifero subulato. Hoffmann a. a. O. Seite 119. *n.* 17. Lichen gracilis *Linn. Syst. veget. Ed.* 14. 963. *Dill. Hist. Musc. Tab.* 14. *fig.* 13. — Auf Heydeboden, in Waldungen und an Felsen, die mit etwas Erde bedeckt sind, ziemlich häufig. Man kann diese Art leicht unterscheiden, indem sie aus vielen 1 — 1½ Zoll hohen, fast fadendünnen, oben ein Becherchen tragenden Strünkchen besteht, die von schmutzig brauner Farbe sind. Viele Strünke gehen oben ganz spitz zu, ohne einen Becher zu tragen. Die Becher sind am Rande übrigens mit kleinen braunen, öfters etwas gestielten Knollen, oder mit pfriemförmigen Spitzen besetzt, die zuweilen ½ Zoll lang auch wohl länger werden, zuweilen auch wieder kleine Becher hervorbringen. — Mit Alaun und Eisenvitriol zubereitet giebt diese Flechte eine gräuliche Farbe, so wie Tab. 36. f. 29. des erwähnten Farbenlexicons.

**** Bechertragende Strunkflechten.

6. Cladonia *pyxidata.* **Bechertragende Strunkflechte.** Die Unterlage blätterig, der Strunk in einen deutlichen Becher erweitert. C. fronde foliacea, stipite in scyphum distinctum dilatato. Hoffmann a a O Seite 121. *n.* 21. Lichen pyxidatus *Linn. Systema veg.* p. 963.

p. 963. *Vaill.* Paris. Tab. 21. Fig. 11. — Diese sehr gemeine Flechte, die man auf moderndem Holze, und an schattigen und etwas feuchten Stellen in Waldungen und sonst häufig findet, wird gewöhnlich ½ bis ¾ Zolle hoch. Sie besteht aus einfachen Strünken, die aus einer blätterigen und stäubigen grauen Unterlage aufwachsen, grau und bestäubt sind, und sich oben in ziemlich gleichförmige Becher, welche am Rande öfters ein wenig gekerbt sind, erweitern. Es giebt aber viele Varietäten, von denen einige Autoren nicht wissen, ob sie sie bloß für ein Spiel der Natur, oder für eigne Arten halten sollen. Scopoli wirft sie in seiner Flor. carniolica alle in eine Art zusammen. Hoffmann unterscheidet folgende, mit der obigen verwandte Unter-Arten. a) Clad. exilis. b) Clad. simplex. c) Clad. incana. d) Clad. tubaeformis. e) Clad. fimbriata. f) Clad. verticillata. g) Clad prolifera — die sich durch verschiedene Merkmahle von einander unterscheiden, wie man es großentheils schon aus den bloßen Nahmen sehen kann. Alle diese, von denen die letztern zuweilen 2 bis 4 mahl sprossend sind, wo nähmlich aus der Mitte, oder am Rande des Bechers wieder ein Becher, und aus diesem wieder einer, und so fort erwächst, tragen aber nur sehr kleine oder gar keine Fruchtknollen. Diejenige Art, die große braune Fruchtknollen am Rande der Becher trägt, nennt, Hoffmann Cladonia tuberculosa, Seite 122. n. 22. In Linné's Spec. Plant., so wie in dieser Encyclopädie, Theil XIV. Seite 82. sind, nach der Beschreibung zu urtheilen, diese beyden, nähmlich Cladonia pyxidata und tuberculosa *Hoffm.* mit einander verbunden und als eine Art angesehn. — In Ansehung des Gebrauchs der becher-

tragenden Strunkflechte gegen den Keichhusten sind die neueren Versuche wieder günstig ausgefallen. Hoffmann rühmt von ihr, daß er selbst über ihre heilsame Kraft gegen dieses Uebel durch Erfahrung belehrt sey, daß sie so gar den Schafen beym Husten gute Dienste leiste, wenn sie sie fräßen. Auch hat vor einigen Jahren der Herr Doctor Dillen*) sie wieder in Schutz genommen, und sie gegen Schwindsucht, trocknen Husten, in hysterischen Zufällen und sonst gerühmt. Eben so *Van Woensel* in Petersburg. Chemisch zerlegt zeigt sie viele schleimige und bittere Theile, so daß sie nährend und stärkend seyn muß.

7. Cladonia *coccinea*. Scharlachrothe Strunkflechte. Die Unterlage blätterig, der Strunk aufgerichtet, bechertragend, die Fruchtknöllchen sitzend oder kurzgestielt, scharlachroth. C. fronde foliacea, stipite erecto scyphifero, scutellis sessilibus, substipitatis coccineis. Hoffmann a. a. O. Seite. 123. n. 23. *Dill.* Hist. Musc. t. 14. fig. 7. — Diese unterscheidet sich von der Cladonia pyxidata nicht bloß durch die scharlachrothen Fruchtknollen am Rande der Becher, sondern auch durch die weißgelbliche Farbe des ganzen Gewächses, da die Cl. pyxidata mehrentheils grau oder grünlich-grau ist. Im übrigen ist ihre Bildung der pyxidata freylich sehr ähnlich mit der sie einen Standort gemein hat, und sie gleicht ihr noch mehr, wenn durch Alter die hochrothen Fruchtknollen braun geworden sind. Man findet auch von dieser einige Varietäten, mit sprossendem Rande oder Mittelpuncte, mit stark blätterigem

*) I. Dillenius Dissertatio de Lichene pyxidato, Moguntiae 1785.

gem Strunke u. ſ. w. Eine andere Art, die man ſonſt auch wohl mit dazu gerechnet hat, iſt Cladonia macilenta Hoffmann Seite 126. n. 33. Dieſe hat gleichfalls ſcharlachrothe Fruchtknollen; ſelbige ſind aber nicht auf dem Rande eines Bechers vertheilt, ſondern ſitzen wie ein Köpfchen zuſammen. Doch halten einige Botaniker dieſe nicht für weſentlich verſchieden von der coccinea; ſo wie ſie vermuthlich auch von Linné, und daher auch in dieſer Encyclopädie Theil XIV. Seite 82. mit dazu gerechnet iſt. — Um die Anwendbarkeit dieſer Flechte zur Färberey zu unterſuchen, ließ Hoffmann *) die rothen Fruchtknollen pulveriſiren, mit an der Luft zerfloſſenem Weinſteinſalze anfeuchten, darauf 24 Stunden ſtehen, und dann Waſſer zugießen. Das gab zwar eine rothe Farbe; die Baumwolle nahm davon aber nur eine ſehr blaßrothe Farbe an. Darauf weichte er die ganzen Pflanzen mit Kalk und Urin einige Wochen ein, verdünnete die Maſſe hernach mit hinlänglichem Waſſer, ſetzte etwas Ammoniakal-Salz hinzu und kochte Wollenzeug darin. Das gab eine grau-bräunliche Farbe. Mit Eiſenvitriol aber eine etwas dunkel graugrüne, ſo wie Tab. 46. fig. 70. des Farben-Lexicons. Die Cladonia pyxidata gab auf eben die Art, und zwar mit Eiſenvitriol zubereitet, eine grau-grüne Farbe.

V. Stereocaulón. Korallenflechte.

Die nach der Hoffmanniſchen Eintheilung zu den Korallenflechten gehörigen Gewächſe unterſcheiden ſich von den Strunkflechten vorzüglich durch den feſten (d. i. inwendig nicht hohlen) Stamm. In ihrer übrigen Bildung ſind ſie ſehr verſchie-

*) Commentat. de [illegible]

den. Einige sind sehr niedrig, fast nur wie eine Kalkrinde an Felsen ausgebreitet, und haben kleine kurze oft wenig ästige Stämme. Andere sind mehrere Zolle hoch, sehr ästig und zum Theil mit vielen kleinen schuppen- oder spreuartigen Blättern besetzt. Ihre Befruchtungswerkzeuge bestehen theils in kleinen Knollen, die an den Enden oder Seiten der Aeste sitzen; theils in Kugeln, die sich bey der einen Art (Stereocaulon globiferum. — Sphaerophorum Coralloides. Persoon) in ungleiche Theile öffnen. Ihr Wohnort ist gemeinhin an Felsen. Ihre Dauer ist der härteren, kalkartigen Substanz wegen nicht so beschränkt, wie bey weicheren Arten.

1. Stereocaulon *Corallina*. Incrustatförmige Korallenflechte. Krustenförmig, kalkartig, inwendig aus kleinen runden, dicht zusammen gedrängten, gleichhohen, und ein wenig ästigen Stämmchen bestehend; die Schüsselchen knollig, schwarz. St. crustaceum tartareum intus obscure ramulosum: ramis fastigiatis confertissimis teretibus; scutellis tuberculosis nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 129. n. 1. Lichen corallinus *Wulffen* in Jacq. coll. 2. t. 13. Lichen corallinus. *Linn.* Syst. veget. p. 958. *Web.* Spicil. Fl. Goett. p. 201. n. 256. — Ueberzieht Sand-, Schiefer-, Granit und andere Felsen oft mehrere Fuß in der Ausdehnung, so daß sie davon schon in der Ferne ganz weiß erscheinen. An Kalkfelsen findet man diese Flechte nie. An den genannten Felsen siehet man sie aber in den Thälern und auf den höchsten Alpen. Wenn sie sich zuerst ansetzet besteht sie aus lauter kleinen runden weißen Erhöhungen, die dem Felsen ein punctirtes Ansehen geben. Diese wachsen

ſen nach und nach zu kleinen, beynahe eine Linie langen, hin und her gebogenen und etwas äſtigen Stämmchen auf, die aber ſo gedrängt ſtehen, daß ſie faſt nur eine Kruſte bilden, und man ihre einzelnen Theile nur durch ein Vergrößerungsglas deutlich unterſcheiden kann. Im nächſten Jahre ſetzt ſich hierauf wieder eine neue Lage an, die eben ſo wie die vorige beſchaffen iſt, während welcher Zeit die vorige immer mehr zuſammengedrängt und kruſtenartig wird. So geht dieſes fort, und man ſiehet daher dieſe Korallenflechte zuweilen von der Dicke eines halben Zolles. Die kleinen etwas knollenförmigen ſchwarzen Schüſſelchen kommen an den Enden der Aeſte hervor, und ſcheinen daher auf der Kruſte zu ſitzen, wenn die Flechte inzwiſchen weiter gewachſen iſt, und die untern Theile in die Kruſte übergegangen ſind. Sie ſind aber klein, und man muß ein Glas zu Hülfe nehmen, um ſie genau zu unterſcheiden. Der Herr Profeſſor Hoffmann hat noch ſtumpfe, am Ende hier und da braune Aeſtchen bemerkt, die ein Grübchen am Stamme zurück laſſen, wenn ſie abgefallen ſind. — Einen Gebrauch hat man von dieſer Art noch nicht gemacht.

2. Stereocaulon *paſchale*. Cypreſſenförmige Korallenflechte. Strauchähnlich, feſt, mit blätterartigen Schuppen, und mit knollenförmigen, anfänglich geränderten bräunlichen Schüſſelchen dicht bedeckt. St. fruticuloſum ſolidum, crusta folioloſa tectum ſcutellisque tuberculoſis ab initio marginatis ſubfuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 130. n. 7. Lichen paſchalis. *Linn.* Syſt. veget. p. 963. Coralloides criſpum et botryoides alpinum. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 114. t. 17. fig. 33. — Mehr auf höheren felſigen Bergen als in Ebe-

nen zu Hause. Doch findet man diese Flechte zuweilen in Gegenden, wo Heydekraut wächst, in großer Menge, nur etwas kleiner wie auf Gebirgen. Sie wird gewöhnlich 1 — 2 Zoll hoch und gleicht einem Bäumchen, dessen Aeste sich nach allen Seiten ausbreiten und umkrümmen. Das ganze Gewächs ist übrigens mit einer Menge kleiner grünlichen, auf der Unterseite weißen, verschieden gestalteten und abstehenden Blättchen oder Schuppen bedeckt, auch die Enden der Aeste tragen zahlreiche blaßbraune Fruchtbälgchen, die anfänglich gerändert sind. Ein Unkundiger könnte sie vielleicht mit einigen Varietäten von den Hoffmannischen Strunkflechten, besonders von der Cladonia furcata, spinosa und squamosa verwechseln, da diese häufig auch mit vielen blätterartigen Schuppen bedeckt sind. Am geschwindesten wird sie sich indessen durch den Stamm unterscheiden lassen, da dieser bey den Strunkflechten hohl, bey den Korallenflechten aber fest ist. — Nach Linné's Bericht fressen die Rennthiere diese Flechte eben so wohl, als den Lichen rangiferinus, das ausschließlich sogenannte Rennthiermoos. — Mit Alaun und Vitriol eingeweicht giebt sie eine grau-grüne Farbe, so wie Tab. 29. fig. 27. des Farben-lexicons. *)

Zu dieser Gattung kann man vielleicht auch die Orseille, den berühmten Lichen Roccella, rechnen, der für die Färberey so wichtig ist. Von dieser an den Felsen der Inseln des Archipelagus, der afrikanischen Küste und besonders der canarischen und capoverdischen Inseln wachsenden Korallenflechte ist im LVIIIsten Theile der Encyclopädie in dem Artikel Lackmus, S. 435 ꝛc. weitläufig

*) Hoffmanni Comment. et cet. p. 53.

fig gehandelt, und besonders die verschiedene Verfahrungsart bey der Zubereitung der Farbe gezeigt. Zur Kenntniß des Gewächses selbst, das diesen wichtigen Farbestoff liefert, kann man indeß noch Folgendes nachtragen: *)

„In der Jugend besteht diese Flechte aus vielen dünnen, geraden, steifen Stämmchen, die dichte und gedrängt mit einander aus einer kalkartigen Basis herausſprossen, in eine hornartige Spitze auslaufen, und mehr und weniger von Farbe braun sind. Von dieser Beschaffenheit war jenes Exemplar, von dem Herr Houttuyn auf Taf. CIII. Fig. 14. (in eben diesem Linneischen Pflanzensysteme) eine sehr wohlgerathene Zeichnung mitgetheilet hat, und von dem die eigentliche Orseille genommen wird. In der Folge schießt sie stärker in die Höhe, wird dicker an den Stämmchen und Aestchen, ist auswärts braun, inwendig kreidenartig weiß, und der Länge nach abwechselnd sichtbarer mit gewissen weißlichen Wärzchen besetzt, die besondern etwas abgebrochenen oder abgelöseten Narben nicht unähnlich sehen. Zuweilen nimmt man auch einige ziemlich große rundliche, schwarzbraune, mit einem weißen Streife erfüllte Knöllchen an derselben wahr, von welchen es wahrscheinlich ist, daß vorher mehrere anwesend und auf den Wärzchen selbst befindlich gewesen seyn möchten."

Den im angeführten Werke noch weiter gelieferten Abbildungen und Beschreibungen zu Folge giebt es von dem Lichen Roccella noch verschiedene Abänderungen. Tab. CIV. Fig. 1—4. daselbst stellen Pflanzen aus den canarischen Inseln vor, von denen die Fig. 1. abgebildete 3—4 Zoll hoch, bleich zimmtbraun ist, sich mit runden Aesten von der Dicke eines Strohhalms bis zur Dicke eines mäßigen Federkiels mannigfoltig ausbreitet und sich durch einander krümmt. Es

*) Aus dem vollständigen linneischen Pflanzensystem 3 Theil, 2tes Band. Nürnberg 1787. Seite 5.

ist mit den erwähnten Wärzchen besetzt, welche an einigen Aesten weiß, flach, mit einer besondern Oeffnung versehen, an den andern hingegen mit den Aesten gleichfarbig, rundlich-erhaben und völlig geschlossen sind *). Die 2te und 3te Figur daselbst stellen Orseille-Pflanzen von mannigfaltig gekrümmter Gestalt, und bleicherer Farbe und mit Wärzchen vor, die größtentheils rund, wie Pfefferkörner, und weißlich sind. Die 4te Figur zeigt ein breitästiges oder blätterförmiges Gewächs von bleicher zimmtbrauner Farbe, und mit ähnlichen Wärzchen, wie bey der ersten Figur. Der Wuchs gleicht dem Lichen fraxineus Linn. Sehr wahrscheinlich ist dieses aber nur eine Spielart von dem Lichen fuciformis Linn., mit dem die Orseille öfters versetzt wird. Unter der sicilianischen Orseille finden sich zuweilen Exemplare, die völlig weißlich-aschgrau sind, so wie ansehnliche breitästige oder blätterige, von denen in dem angeführten Werke Tab. CIV. Fig. 6. eins abgebildet ist, welche indessen vielleicht auch zu einer andern Pflanzenart zu rechnen sind. Die sicilianische Orseille kommt übrigens mit der canarischen in allen Stücken überein.

VI. *Usnea.* Haarflechte.

Hierzu gehören verschiedene auch in den deutschen Waldungen und an hohen Felsen sehr gemeine Gewächse von fadenförmiger oder riemähnlicher, häufig sehr ästiger Gestalt und von sehr verschiedener Farbe. Einige sind der Queere nach ein-

*) Letzteres ist vielleicht der unreife Zustand der Fruchtknöllchen. Aus der erwähnten Oeffnung läßt sich übrigens schließen, daß Lichen Roccella nach den Grundsätzen der neuern Botanisten kein eigentlicher Lichen, sondern vielleicht ein Sphaerophorum *Persoon* ist.

eingeborſten und werden gegliederte genannt; andere ſind von zäherer Oberfläche, ſo daß ſie nicht berſten, und heißen ungegliederte oder fadenförmige. Der Wuchs iſt übrigens aufgerichtet oder aus Schlaffheit herunterhangend, letzteres öfters aber nur eine Folge des Standorts oder des Alters. Die Befruchtungswerkzeuge beſtehen in Schüſſelchen, die am Rande glatt oder geſtrahlt ſind. Außer dieſen haben ſie, ſo wie viele andere lichenen, noch mehlichte Warzen, welche Hedwig für den Sitz der männlichen Blüthe, ſo wie die Schüſſelchen für den der weiblichen hielt. Merkwürdig iſt es aber, daß einige Haarflechten noch mit einem dritten Theile verſehen ſind, der von den Schüſſelchen und Mehlpuncten ganz verſchieden iſt. Dieſer Theil hat das Anſehen eines Schüſſelchens, iſt aber um vieles kleiner, anders gefärbt, und wird im ältern Zuſtande gewöhnlich runzlich. Dillen bemerkte dieſen Theil bey einigen Haarflechten und hielt ihn für das eigentliche Schüſſelchen derſelben. Den nähmlichen Irrthum haben auch einige andere Botaniſten begangen. Da er indeß von den Schüſſelchen ganz verſchieden iſt, und ſehr oft mit dieſen und den Mehlwarzen an einem und dem nähmlichen Individuum zugleich vorkommt, ſo muß er als ein beſonderer Theil angeſehen werden. Der Herr Medicinal-Rath Schrader in Göttingen, der ganz kürzlich zuerſt auf dieſen Theil der Haarflechten aufmerkſam machte *) und deſſen Angaben hier benutzt ſind, hat ihn vorläufig zur Unterſcheidung von den Schüſſelchen und den mehlichten Warzen

*) Man ſehe das erſte Stück ſeines Journals für die Botanik. Göttingen 1799 Seite 52 — 53. und Tab. 3. fig. 1. 2.

zen Tuberkel (Tuberculum) genannt, und vermuthet, daß dies ein zweyter Weg der Fortpflanzung dieser Flechten sey. An der mikroscopischen Untersuchung ist er durch trübes Wetter verhindert worden.

* Gegliederte Haarflechten.

1. Usnea *plicata*. Verworfene Haarflechte. Hangend, die Riemen ästig, verworren; die Schüsselchen gestrahlt. U. loris pendulis ramosis implexis; scutellis radiatis. Hoffmann a. a. O. Seite. 132. n. 1. Lichen plicatus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1622. Usnea vulgaris, loris longis implexis. *Dill.* Hilt. Muse. 56. T. 11. f. 1. — Findet sich vorzüglich in Nadelgehölzen in etwas gebirgigen Gegenden. Auch an den Stämmen und Aesten der Zürbelnuß, Pinus Cembra, auf hohen Alpen in der Nähe des ewigen Schnees, kommt diese Flechte vor. Sie besteht übrigens in 6 bis 12 Zoll langen, aschgrauen oder etwas gelblichgrauen, nicht selten mit einem eisengrauen Puder bestreuten, und sehr ästigen und in einander verflochtenen Fäden, die riem- oder haarförmig sind. Die Schüsselchen sitzen an den Enden der Seitenästchen und sind gestrahlt, oder auch ziemlich glatträndig. Ihr gewöhnlicher Durchmesser beträgt 3 — 4 Linien. „Häufiger bemerkt man bey ihr die Tuberkeln, wenigstens pflegen vollkommen ausgewachsene Exemplare doch mit einigen versehen zu seyn. Diese sind anfänglich etwas hohl, denn convex, und bekommen gewöhnlich im Alter einen ungleichen Rand. Ihr Durchmesser beträgt $\frac{1}{2}$ bis eine ganze Linie; seltener kommen sie größer vor. Durch die Lupe bemerkt man an den kleinern Aesten sehr oft kleine Vertiefungen, welche den Anfang von Tuberkeln ausmachen, sich

ſich aber nie, oder doch äußerſt ſelten ganz; entwickeln. Im vollkommenen Zuſtande haben die Tuberkeln eine gelblich braune Farbe, die ſpäterhin auch wohl etwas dunkler zu werden pflegt. — Mehlichte Warzen finden ſich ebenfalls bey dieſer Flechte, oft in Geſellſchaft der Scutellen, öfterer aber ohne dieſelben." *) — Dieſe Flechte war vordem in den Apotheken unter dem Nahmen Usnea bekannt, und man ſchrieb ihr zuſammenziehende Kräfte zu. Auch in dem Würtembergiſchen Apothekerbuche wird ſie unter dem Nahmen Muscus arboreus quernus als ein vorzügliches adſtringirendes und anodynisches Mittel angerieſen. Hoffmann, der über die innern Wirkungen dieſer Flechte zur Gewißheit kommen wollte, nahm ſie pulveriſirt zu einer halben Drachme, und fand, daß ſie abführend und urintreibend ſey. Der Geruch des Pulvers hatte mit dem der Ipecacuanha Aehnlichkeit. Wenn man ſie von Fichten und Birken ſammelt, ſoll ſie nach Kalm, Swed. Ath. T. VII. 256. die braune in Alaun eingeweichte, und hernach mit ihr gekochte Wolle grün färben. Mit einer Zinn-Solution und Alaun erhielt Hoffmann eine rothbraune Farbe. Die Lappländer gebrauchen dieſe Flechte, um ſie ihren, durch vieles Gehen wund gewordenen Füßen unterzulegen. Auch wird ſie bey Verwundungen zum Blutſtillen gebraucht. Uebrigens ließen ſich die innern weißen Fäden vielleicht mit zum Papiermachen anwenden. **)

2. Usnea *barbata*. Bärtige Haarflechte. Die Riemen hangend, äſtig, fadenförmig; m.: die.

*) Schraders Journal für die Botanik. 1ſtes Stück. Seite 54 — 55.

**) Hoffmann Comment. et cet. p. 57 — 58.

vielen abstehenden Seitenfäden. U. loris pendulis ramosis filamentosis-filamentisupatentibus. Hoffmann a. a. O. S. 132. n. 2. — Nach des Herrn Medicinal-Raths Schrader Behauptung ist diese vom Herrn Professor Hoffmann gemeinte Usnea barbata; nicht Lichen barbatus *Linn.*, sondern nur eine Abart von dem vorhergehenden Lichen plicatus; so wie er den Lichen barbatus *Linn.* auch nicht als eine eigne Art ansieht, sondern mit dem Lichen articulatus *Linn.* und der Usnea articulata *Hoffm.* zu einer Art rechnet. Bey der Unbeständigkeit der bis jetzt zur Unterscheidung gebrauchten Merkmahle, und den Abänderungen dieser Flechten auf verschiedenen Standörtern, ist es schwer, feste Gränzen zwischen ihnen zu ziehen, und es auszumachen, was dieser und jener Verfasser eigentlich gemeinet habe. Da es indessen wahrscheinlich ist, daß Hoffmann unter Usnea barbata im Jahr 1786, als er die Versuche mit lichenen anstellte, eben das Gewächs verstand, welches er 1795 dafür nahm, weil er zu beyden Zeiten *Dill.* Hist. Musc. Tab. 12. fig. 6. citirt: so will ich hier die Hoffmannische Pflanze nach seiner eignen Angabe näher bezeichnen. Diese Art, (so übersetze ich seine Worte in dem Taschenbuche) ist von der vorstehenden (seiner Usnea plicata) kaum specifisch verschieden. Meine Exemplare, die in verschiedenen Gegenden von Europa aufgenommen sind, haben bald dickere bald dünnere Riemen, die zuletzt fadenförmig werden und sich verwickeln. An den Seiten sind sie mit Querfäden bedeckt. Die Oberfläche ist von Puncten rauh, hier und da quer eingeborsten, und dadurch gleichsam in Glieder, wie es bey dieser Abtheilung gewöhnlich ist, ab-

ge-

geſondert, ſo daß man den innern Faden ſehen kann. *) Die Schüſſelchen kommen hier und da, wie bey der vorſtehenden Art hervor, ſind kreisförmig, flach, am Rande geſtrahlt. Zwiſchen dieſen bemerkt man andere kleinere, etwas knollenförmige, röthliche, und im feuchten Zuſtande fleiſchichte Schüſſelchen, die am Rande nackt, oder unten von fortwachſenden Fäden geſtrahlt ſind. **) — In der Comment. de vario Lichenum uſu p. 58. führt Hoffmann von der Usnea barbata nun an, daß ſie in Lauge gekocht die Haare vermehren und ihr Ausfallen verhindern ſolle; und daß man ſie in Penſylvanien in Waſſer macerire und roth damit färbe. Auch hätten einige ſie in weiblichen Krankheiten gerühmt. Seine eignen Verſuche beſtanden darin, daß er dieſe Flechte vierzehn Tage mit Urin und ungelöſchtem Kalke einweichte, und darauf mit einem Zuſatze von Alaun Wollenzeug gelbbraun gefärbt erhielte, ſo wie Tab. 46. fig. 66. des Farben-lexicons. — Unter dem Nahmen Lichen barbatus findet man übrigens in mehrern Büchern Haarflechten angegeben, die von großen Wirkungen ſeyn ſollen. Nach Herrmann (Cynoſ. Mat. med. 2. p. 182.) iſt Lichen barbatus ein ſchläfrig machendes, magenſtärkendes, Erbrechen und Diarrhöen aufhaltendes, blutſtillendes Mittel, deſſen Kräfte auch in der Gelbſucht, ſo wie wider das Mißgebähren wirkſam befunden ſind.

*) Dieſe, ſo wie einige andere Flechten, beſteht aus zähen Fäden, die mit einer dicken und leicht einſchrumpfenden äußern Rinde umkleidet ſind. Wenn die Rinde gliederartig abgetheilet iſt, denn werden die innern zähern Fäden gröber, die dieſe Glieder noch immer zuſammen halten. F.

**) Oben wurden dieſe, nach Schrader, Tuberkeln genannt.

sind. Jetzt scheint man diesen Angaben indeß wenig Glauben beyzumessen. *)

3. Usnea *hirta* Sträubige Haarflechte. Die Riemen aufgerichtet, ästig, fadenförmig; die Schüsselchen nackt oder gestrahlt. U. loris erectis ramosis filamentosis; scutellis nudis. Hoffmann a. a. O. Seite 133. n. 3. — Lichen hirtus *Linn.* ist zwar keine eigenthümliche Pflanze, indem sie nach den Beobachtungen mehrerer Botaniker nur eine verkümmerte Abart entweder von Lichen plicatus, wohin sie Schrader rechnet, oder von Lichen floridus ist, wozu sie Ehrhardt schlug, weil er **) bey dieser eben sowohl gestrahlte Schüsselchen als bey Lichen floridus fand, und mithin der von Linné angegebene Unterscheidungs-Charakter wegfiel. Gleichwohl

*) Dieses hat vielleicht den Grund, daß man sonst zuweilen unrichtig beobachtete, und hier und da Erfolge wahrnahm, die ganz andern Ursachen als den geglaubten zugeschrieben werden mußten. Uebrigens ist auch das ein sehr gewöhnlicher Fall, daß man bey neueren Versuchen ganz andere Gewächse anwendet, als man nehmen sollte, weil eines Theils die gegebene Beschreibung der Gewächse vielleicht zu unvollkommen, andern Theils derjenige, der den Versuch anstellet, zu unkundig in der Botanik ist, als daß er von einer Beschreibung den gehörigen Gebrauch machen könnte. Manche Mittel, die man sonst rühmte, hat man in neuern Zeiten unwirksam gefunden. Auf der Insel Corsika gebrauchte man z. B. den Fucus Helminthochorton *Linn.* mit glücklichem Erfolge gegen Würmer; jetzt hat man nach verschiedentlicher Anwendung dieses Mittels gar nichts von der gewünschten Wirkung verspürt. Das Mittel selbst botanisch zu untersuchen mag dabey aber wohl versäumt seyn. Wenigstens erhält man in vielen angesehenen deutschen Apotheken unter dem Nahmen Fucus Helminthochorton ein Gemisch von 10 bis 14 Arten von kleinen Ulven, Ceramien, Ceramien, Conferven, Fucussen; von dem ächten Fucus Helminthochorton ist öfters aber auch nicht eine Spur dabey.

**) Man sehe seine Beyträge. 1 Band. Seite 145.

wohl ist es weniger schwierig zu bestimmen, was für ein Gewächs unter dem Nahmen Lichen hirtus verstanden wird. Die mehrsten Botanisten und auch Hoffmann meinen diejenige Haarflechte, die bey uns sehr häufig an Zäunen, Pallisaden, Bäumen und anderem Holzwerke wächst, selten über 1 bis 1½ Zoll hoch wird, dabey aus aufgerichteten, sehr ästigen, mit einem gelblichgrauen, körnigen Staube besetzten Riemen oder Fäden besteht, an denen man sehr selten Schüsselchen bemerkt. *) Die Schüsselchen sind (nach Hoffmanns Bemerkung) übrigens röthlich, etwas knollenförmig, am Rande nackt (nach Ehrhardt und Schrader am Rande gestrahlt) anfänglich ein wenig ausgehöhlt, und denen der vorstehenden Usnea barbata ähnlich. Von dieser Usnea hirta, dem Lichen hirtus *Linn. Dill.* Hist. Musc. t. 13. fig. 12. sagt Hoffmann nun daß man sie im Decoct als ein haarstärkendes Mittel empfohlen habe. Pulverisirt erregt sie ein heftiges Niesen. Eingenommen greift das Pulver durch seine Schärfe den Schlund an. Aeußerlich angewendet soll es ein vorzügliches sarkotisches Mittel seyn. Pulverisirt und 14 Tage mit Urin und Kalk eingeweicht kann man nach einem Zusatze von Eisenvitriol damit gelbbraun färben. Ohne Einweichung, aber mit Alaun und Eisenvitriol gekocht, wird die Farbe blaß gelbröthlich.

4. Usnea *florida.* Sterntragende Haarflechte. Die Riemen aufgerichtet, mit kleinen Höcker-

*) Wenn diese Flechte in dichten Waldungen wächst, wird sie länger und fängt an herunter zu hangen. Denn ist man ungewiß wozu man sie rechnen soll.

ckerchen besetzt, gleichhoch, fadenförmig-ästig; die Seitenfäden abstehend; die Schüsselchen etwas groß und stark gestrahlt. U. loris erectis ramosis filamentosis; scutellis radiatis. Hoffmann a. a. O. S. 133. n. 4. Lichen floridus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1624. *Schrad.* Journal für die Botan. 1. Stück. Seite 80. *Dill.* Hist. Musc. t. 13. fig. 13. — Diese bekannte und wenig streitige Art ist besonders in den alten Waldungen an den Aesten der Eichen, Buchen und Nadelholzbäume zu Hause. Die Riemen stehen gewöhnlich aufrecht, werden 1 — 3 Zoll lang, sind oft mit kleinen unregelmäßigen Höckerchen besetzt und davon etwas scharf, und an den Seiten mit vielen, unter einem rechten Winkel abstehenden Fäden versehn. An den Enden der Hauptriemen oder größeren Aeste sitzen Schüsselchen, deren Fläche, ohne die Strahlen des Randes, zuweilen 6 — 9 linien im Durchmesser hält. Die Farbe dieser Flechte ist ein mattes grüngrau. — Von den Tuberkeln dieser Art hat der Herr Med. R. Schrader in dem öfters erwähnten Werke Tab. III. fig. 1. 2. Abbildungen gegeben. — Außer einigen arzeneylichen Kräften, die man dem Lichen floridus beylegt *) giebt er, pulverisirt und 14 Tage mit Urin und Kalk eingeweicht, dem mit Alaun gekochten Wollenzeuge eine blasse gelblich-grüne Farbe, so wie Tab. 47. fig. 88. des Farbenlexicons.

5. Usnea *flaccida*. Weiche Haarflechte. Die Riemen hangend, schlaff, etwas zusammengedrückt-grubig; die Schüsselchen glatträndig. U.

*) Man sehe Hoffm. Comment. p. 57.

U. loris pendulis flaccidis compreſſo-lacunoſis. Hoffmann a. a. O. Seite 133. n. 6. Lichen divaricatus *Linn.* Syſt. veget. p. 964. Lichen (mollis) fronde articulata pendula intus tomentoſa; ramis furcatis compreſſis; ſcutellis orbicularis glabris. *Necker* Method. Muſc. p. 74. n. 35. *Schrad.* Journ. l. c. p. 81. Usnea mollis, ramis longis compreſſis. *Dill.* Hiſt. Muſc. p. 62. t. 12. f. 5. — Dieſe Flechte iſt ſonſt faſt gar nicht in Deutſchland angezeichnet, obgleich ſie in vielen Gegenden, als im Thüringiſchen, Fränkiſchen, Bayerſchen ꝛc. ſehr häufig in Nadelgehölzen gefunden wird, und ſich ſehr leicht unterſcheiden läßt. Sie iſt übrigens ſchlaff und weich und hängt 6 — 10 Zoll lang herunter. Ihre grünlich- oder gelblich-weißen Riemen ſind ſehr äſtig, an den Seiten grubig eingedrückt und haben daher öfters eine etwas eckige oder zuſammengedrückte Geſtalt. Wenn man ſie zerreißt kommt ein ſehr weißes, feinfilziges Gewebe zum Vorſchein. Die Schüſſelchen ſind röthlichgelb, glatträndig, etwa 2 — 3 linien im Durchmeſſer und ſitzen an den Seiten der dickern Aeſte. — Den Gebrauch dieſer Flechte betreffend, ſo werden ihr eben die Kräfte wie dem Lichen barbatus zugeſchrieben. Mit Alaun färbt ſie blaß-porcellanfarben, wie Tab. 47. fig. 71. des Farben-lexicons.

** Ungegliederte Haarflechten.

6. Usnea *chalybeiformis*. Drahtförmige Haarflechte. Fadendünne, niederliegend, ziemlich einfach, doch hin und wieder äſtig und gebogen. U. filamentoſa decumbens ſimpliciuſcula vage ramoſa flexuoſa. Hoffmann a. a. O. Seite 135. n. 10. Lichen chalybeiformis *Linn.* Sor-

Plant. Tom. II. p. 1623. Usnea rigida horſum vorſum extenſa. *Dill.* Hiſt. Muſc. 66. t. 13. fig. 10. — An Baumrinde beſonders in Nadelgehölzen, an Zäunen, Brettern, Felſen. Herr Schrader hält dieſes Gewächs, ſo wie die Usnea implexa und ramuloſa *Hoffm.* nur für Varietäten von dem bekannten Lichen jubatus *Linn.* der ſich nach dem verſchiedenen Standorte unter verſchiedenen Geſtalten zeigt. So viel iſt indeß gewiß, daß wenn Lichen jubatus auch ſehr variirt, es manchem ſchwer ſeyn wird, ſich zu überzeugen, daß aus dem jubatus auch der chalybeiformis werden könnte. Wer aber viel beobachtet, wird öfters ſolche Uebergänge und Annäherungen entdecken, von denen er nicht weiß, ob er ſie zu dem einen oder dem andern rechnen ſoll. — Diejenige Form, die man gewöhnlich Lichen chalybeiformis nennt, beſteht aus ſchwarzen oder grauen, ziemlich einfachen und runden Fäden, die ihres Glanzes wegen mit Draht einige Aehnlichkeit haben. Sie ſind übrigens doch etwas äſtig, in einander verwickelt und liegen an Rinde, Holz oder Felſen an. Ihre Achſeln ſind ein wenig zuſammengedrückt. Die Schüſſelchen, welche man übrigens äußerſt ſelten bemerkt, ſind am Rande glatt. — Mit Eiſenvitriol und Alaun giebt ſie beynahe dieſelbe, doch ein wenig dunklere Farbe, als die vorſtehende.

7. Usnea *lanea*. Wollichte Haarflechte. Fadenförmig, niederliegend, ſehr äſtig, verworren, braunſchwarz und glänzend. U. filamentoſa decumbens ramoſiſſima implexa fuſca nitida. Hoffmann a. a. O. Seite 135. Lichen laneus. *Ehrhardt* crypt. exſ. 70. — Dieſe Haarflechte wächſt auf Granit- und andern harten Felſen

auf

auf hohen Bergen, als dem Brocken, dem Rieſen- und Fichtelgebirge und den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes. Sie ſieht faſt eben ſo wie ſchwarze Wolle aus; nur ſind die Fäden ein wenig dicker und im trocknen Zuſtande viel härter. Die Schüſſelchen ſind mehrentheils glatträndig öfters ſind ſie indeß mit ein paar Strahlen verſehn, welches fortwachſende Aeſte ſind. Wenn ſie älter wird, verliert ſie den Glanz und nimmt eine dunklere Farbe an. Denn iſt ſie Usnea lanata *Hoffm.* Seite 136. Sehr wahrſcheinlich iſt dieſes Gewächs auch von der Usnea pubescens *Hoffm.* Seite 136. n. 12. gar nicht verſchieden, ſondern eine und dieſelbe Art. *)

8. Usnea *ochroleuca.* Gelblichweiße Haarflechte. Aufgerichtet, rund, gabelförmig äſtig: die Aeſte ausgeſperrt, fadenförmig, gabelig, an den Spitzen ſchwärzlich; die Schüſſelchen glatträndig, graublau. U. erecta teres dichotoma ramoſa: ramis divaricatis filamentoſis furcatis apice nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 137. n. 15. Lichen ſubvireſcens. *Gmel.* Syſt. Nat. Tom. II. p. 1378. n. 344. a. Lichen flavidus. *Gmel.* ibid. p. 1379. n. 313. — Dieſe ſchöne Flechte, die auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes neben Felſen und zwiſchen andern Flechten ſehr gemein iſt, entdeckte Ehrhardt zuerſt auf dem Harze. Er nannte ſie Lichen ochroleucos und gab folgende Beſtimmung davon: L. filamentoſus, dichotomo-ramoſus, teres, erectiusculus, inarticulatus, inanis, ochroleucos; ramis divaricatis, apicibus furcatis, nigris. Sie wird

*) Man ſehe unter andern Schraders Journal. Seite 70. 71.

gewöhnlich einige Zolle hoch, und hat eine glatte und glänzende Oberfläche, worauf hin und wieder weiße etwas mehlichte Warzen sitzen. Wenn sie nahe bey andern Pflanzen stehet, so saugen ihre Aeste sich an, welches unter andern auch viele Strunkflechten thun. Fructifikation hatte man sonst noch nicht gesehn. Auf den Alpen blühet sie indeß zuweilen mit glatträndigen Schüsselchen, die an den Seiten der Aeste sitzen, und deren sanft ausgehöhlte Fläche eben die graublaue oder schwärzliche Farbe hat, die den Spitzen der Aeste eigen ist. Versuche zu irgend einer Benutzungsart hat man mit dieser Flechte noch nicht angestellt, weil sie noch nicht lange bekannt ist. Uebrigens hat man sie jetzt auch auf der Schneekoppe in Schlesien und in der Schweitz gefunden.

9. Usnea *vulpina*. Fuchs-Haarflechte. Aufgerichtet, zusammengedrückt, grubig, gabelförmig-ästig, die Aeste ziemlich gleich hoch, alles mehlicht, citronengelb; die Schüsselchen ungleichrändig, braun. U. compresso-lacunosa ramosa dichotoma fastigiata citrina. Hoffmann a. a. O. Seite 138. n. 16. Lichen vulpinus *Wulff.* in Jacq. Misc. 2. Tab. 10. fig. 4. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1623. n. 79. — Soll nach Herrn Doctor Roths Angabe auf Mauern, Dächern und an Zäunen im Bremischen gefunden werden. Sehr schön kommt sie in Deutschland übrigens an den Stämmen und Aesten der Cemberfichten oder Zirbelnußbäume (Pinus Cembra *Linn.*) auf hohen Alpen vor. Hier erreicht sie zuweilen die Dicke von mehreren Linien im Durchmesser und eine Höhe von 6 — 8 Zollen, und trägt häufig Schüsselchen, die man bisher noch nicht gesehen hatte. Ihr

Wuchs

Wuchs ist übrigens buschicht, öfters von der Art wie bey der Usnea hirta, zuweilen mehr auseinander gesperrt. Stamm und Aeste sind unordentlich grubig, etwas zusammengedrückt und eckig, im trocknen Zustande hart und zähe. Die Farbe ist bey jüngern Exemplaren blendend citronengelb, bey ältern schmutzig-gelb. Alles ist mit einem gleichgefärbten körnigen Staube bedeckt, welches wahrscheinlich lauter Fortsätze (propagines) sind, da man auch in der Nähe von solchen Exemplaren, die keine Schüsselchen tragen, eine unendliche Menge junger Pflanzen aufkeimen sieht. Die Schüsselchen sitzen am Ende der Aeste, sind im jüngern Zustande kugelartig geschlossen, dehnen sich hernach mit ungleich eingerissenem oder höckerigen Rande bis auf 4 — 6 linien im Durchmesser aus und sind braun. — Von dem Gebrauche dieser Flechte sehe man den XIVten Theil der Encyklopädie Seite 85. n. 27.

VII. *Lobaria.* Lappenflechte.

Hoffmann rechnet zu dieser Gattung 62 deutsche Arten und einige Halbarten, oder solche Gewächse, in Ansehung derer er noch ungewiß ist, ob er sie für eigne Arten halten soll. In der äußern Bildung weichen diese vielen Lappenflechten sehr von einander ab. Ihr Laub ist gelappt, gerissen, oder vieltheilig, und entweder aufgerichtet oder nieder- und auf einanderliegend, und das von einigen linien bis an 6 Zoll in die Länge oder Ausdehnung. Die Substanz derselben ist weichhäutig, fleischicht, papierartig, bey einigen Arten auch hart wie Horn. Die Fructificationstheile bestehen in Schüsselchen, die gewöhnlich glatträndig sind. In Ansehung der Farbe

lassen sich fast alle Verschiedenheiten auffinden, als schwärzlich, grau, bläulich, grün, röthlich, weiß, gelb mit verschiedenen Abstufungen ꝛc.

* Lappenflechten mit grubigem, aufgerichteten Laube.

1. Lobaria *fraxinea*. Eschen-Lappenflechte. Aufgerichtet, gerissen, breitgedrückt, nackt; die Schüsselchen ein wenig gestielt, zerstreut auf dem Laube hervorkommend. L. erecta laciniata compressa nuda; scutellis undique sparsis subpedunculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 138. n. 1. Lichen fraxineus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. Lichenoides longifolium rugosum rigidum. *Dill.* Hist. Musc. p. 165. Tab. 22. fig. 59. — Eine der größten und gemeinsten deutschen Flechten, die nicht nur an den Stämmen der Eschen, sondern auch der Eichen, Buchen, Erlen, Weiden ꝛc. gefunden wird. Sie besteht aus einem oder mehrern neben einander hervorkommenden aschgrauen Blättern von länglicher Gestalt, 3 — 6 Zoll lang, und 1 — 2 Zoll breit, die auf den beyden Flächen stark grubig und runzelich, am Rande in unordentliche Abschnitte gerissen sind. Feucht sind sie sehr weich, und beugen sich um, im trocknen Zustande sind sie hart und zähe. Die Schüsselchen sind groß und ansehnlich, weißlich, ein wenig ausgehöhlt, und an einem kurzen Stiele, der einem umgekehrten Kegel gleicht, befestigt. — Mit einem Zusatze von Ammoniakal-Salz färbt diese Flechte bleich-aschgrau. Wegen der Zähigkeit ihrer Theile ließe sie sich vielleicht, so wie andere Flechten von ähnlicher Art zum Papiermachen anwenden. *)

2. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 43.

2. Lobaria *farinacea*. Mehlichte Lappenflechte. Aufgerichtet, in viele Theile gerissen, zusammengedrückt; am Rande mit mehlichten Warzen L. erecta laciniata compressa margine verrucoso-farinacea. Hoffmann a. a. O. Seite 139. n. 2. Lichen farinaceus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1613. Encyclopädie Theil XIV. Seite 75. n. 13. — Eine mit dieser sehr nahe verwandte Art ist die Lobaria *squarrosa*, erecta laciniata squarrosa compressa fastigiata margine eroso-farinacea *Hoffm.* l. c. p. 139. oder Lichen squarrosus *Persoon* in An. bot. 14. 35. die auch sehr gemein in Deutschland ist, und an Bäumen und Felsen wächst. Die Hauptunterscheidungs-Merkmahle der L. squarrosa von der farinacea bestehen darin, daß die squarrosa viel dickbuschichter wächst, dabey breitere Aeste hat, und diese nicht mit einzelnen Mehlwarzen besetzt, sondern an den Seiten gleichsam als von Würmern ausgenaget, und auf diesen Stellen mit einem mehlartigen weißen Staube bedeckt sind.

3. Lobaria *calycaris*. Geschnäbelte Lappenflechte. Aufgerichtet, mehrtheilig, zusammen gedrückt, nackt, steif; die Schüsselchen unten mit einem langen Sporn. L. erecta laciniata compressa nuda rigida; scutellis subtus calcaratis. Hoffmann a. a. O. Seite 139. n. 3. *Dill.* Hist. Musc. T. 23. fig. 62. Lichen calycaris. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1613. n. 36. Encyclopädie Theil XIV. Seite 75. n. 14. — Diese Flechte deren Nahme zwar sehr bekannt ist, wird gleichwohl oft mit einer ganz davon verschiedenen Art verwechselt. Das ist die Lobaria *populina*, erecta caespitosa laciniata: laciniis superne dilatatis turgidis fastigiatis. Hoffmann Seite 140. n. 4. Die Unterschiede zwischen bey-

den bestehen kürzlich darin, daß die Lob. calycaris wenige Aeste hat, die dazu dünner, aus einander gesperrt und spitzig sind. Das Schüsselchen sitzt dabey an der Seite eines Astes, dessen Verlängerung wie ein 4 — 8 Linien langer Schnabel oder vielmehr wie ein Horn fortgeht. Die Lob. populina wächst dagegen in dichten Büscheln, mit oben dicker und breiter werdenden, zahlreichen, gleichhohen Aesten, die wie abgestumpft erscheinen, und also unter den Schüsselchen kein so langes Horn bilden können. Doch scheinen diese verschiedenen Formen nicht ganz standhaft zu seyn, sondern durch Varietäten sich einander zu nähern. — Von dem Lichen calycaris machte man in Montpellier sehr wahrscheinlich den wohlriechenden Haarpuder, den man Moospuder nannte. Man weiß dieses zwar nicht mit Gewißheit; doch vermuthen es die mehrsten, weil dieser Lichen sich so fein zerreiben läßt. Die Zubereitung hat schon Joh. Bauhin Hist. 1. P. 11. p. 88. gezeigt. Auch findet man sie im December-Stück des zweyten Jahrgangs der deutschen Ephemeriden Seite 51. in der Anmerkung. Man muß sich überhaupt wundern, daß man jetzt nicht mehrere Flechten von ähnlicher Beschaffenheit z. B. Lichen farinaceus, prunastri ꝛc. zu einem solchen Gebrauche anwendet, da sie doch allenthalben sehr häufig vorkommen, und einen leichten und sehr weißen Puder geben, der die Haare stärkt, seiner Trockenheit und anziehenden Kraft wegen alle Feuchtigkeiten des Kopfes an sich nimmt, und so wenig an der Haut als an den Haaren klebt. Man könnte dadurch gewiß eine beträchtliche Menge Stärke ersparen, die jetzt zum Pudermachen verbraucht wird. *)

4. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 43 — 44

4. Lobaria *prunaſtri* Weiße Lappenflechte. Aufgerichtet, mehrtheilig, breitgedrückt, auf der untern Seite weiß; am Rande mit kleinen mehlichten Warzen. L. erecta laciniata compreſſa ſubtus incana, margine verrucoſo-farinacea. Hoffmann a. a. O. Seite 140. n. 5. Lichen prunaſtri. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. Encyclopädie Theil XIV. Seite 78. n. 16. Dieſe ſehr gemeine Flechte läßt ſich von einigen ähnlichen Arten beſonders dadurch unterſcheiden, daß ſie auf der obern Seite bläulich- oder grünlichgrau, auf der untern aber mit einem ſehr feinen und weißen, oder doch weißlichen Filze bedeckt iſt. Ihre Schüſſelchen zeigen ſich nicht häufig. Im übrigen beziehe ich mich auf die angezeigte Stelle in der Encyclopädie und ſetze nur noch folgendes hinzu. In Aegypten und den angränzenden Gegenden wird von dieſer Flechte die unter dem Nahmen *Schoebe* in ganzen Schiffsladungen von den Inſeln des Archipelagus nach Alexandrien gebracht wird, der Gebrauch gemacht, daß man eine Handvoll davon zwey Stunden in Waſſer legt, und dieſes Waſſer zur Zubereitung des ungeſäuerten Brotes anwendet, um demſelben einen eignen, und den Türken ſehr angenehmen Geſchmack zu geben. Auch der Lichen furfuraceus wird dazu genommen; doch bringt man dieſen nicht ſo häufig nach Alexandrien. *) Das Würtembergiſche Apothekerbuch gedenkt dieſer Flechte unter dem Nahmen Muſcus acaciae und empfiehlt ihren Gebrauch bey den Vorfällen der Gebärmutter und des Afters, auch bey ähnlichen Zu-

*) Man ſehe: Flora aegyptiaco-arabica ſive deſcriptiones plantarum quas per Aegyptum inferiorem et Arabiam felicem detexit illuſtravit Petr. Forſkaal. Havniae 1775. in 4. p. 193.

Zufällen, wider welche zusammen ziehende Mittel angewendet werden müssen. Von der Anwendung zum Puder ist bey der vorstehenden Art gelegentlich schon etwas vorgekommen. *) Die schöne rothe Farbe, die sie geben sollte, hat man in neueren Versuchen nicht erhalten. Hoffmann weichte sie vier Wochen ein und kochte sie darauf mit hinlänglichem Wasser und Eisenvitriol. Das gab aber eine wenig gesättigte Farbe. Nach einem Zusatze von Kupfervitriol aber eine schöne braunviolette Farbe, so wie Tab. 36. fig. 35. des Farben-lexicons.

5. Lobaria *tinctoria*. Färbende Lappenflechte. Aufgerichtet, etwas breitgedrückt, vieltheilig, die Einschnitte wieder zusammengehend, am Ende gabelig, frey, gleichhoch und mehlicht. L. erecta subcompressa laciniata: laciniis anastomosantibus, ultimo furcatis liberis fastigiatis farinaceis. Hoffmann a. a. O. Seite 141. n. 7. Lichen *tinctorius*, erectus, laciniis angustis compressis anastomosantibus: extremitatibus liberis furcatis. *Weber* spic. flor. goett. 241. Lichen tinctorius. *Ehrhardt*. crypt. exs. 266. — Diese Flechte ist noch nicht lange, und daher auch erst wenig bekannt. Weber und Ehrhardt haben sie an Felsen auf dem Harze, und der Herr Doctor Derharding in Mecklenburg gefunden. Die Schüsselchen sind mit dem Laube von gleicher Farbe. Das Laub ist im trocknen Zustande steif. Durch die Lupe bemerkt man auf seiner Oberfläche hin und wieder schwarze Puncte. Die verschiedenen Theile oder Einschnitte dieser Flechte haben das Eigenthümliche, daß sie sich wieder mit einander verbinden, so daß in dem

*) Hierson handelt auch noch De Jean, des Odeurs. p. 427.

dem Laube der Flechte alſo allerley Oeffnungen entſtehn. Gegen das Ende theilen ſich die Einſchnitte aber gabelig und ſind frey. Sie ſind übrigens mit etwas Mehl bedeckt. — Das Auffallendſte an dieſer Flechte iſt die Eigenſchaft, daß ſie, mit heißem Waſſer begoſſen, ſogleich eine Purpurfarbe giebt.

6. Lobaria *rigida*. Steife Lappenflechte. Hornartig, ſchiefaufſteigend, etwas zuſammengedrückt, linienförmig, vieltheilig, braunſchwarz; die Schüſſelchen am Ende, von gleicher Farbe. L. erecta ſubcompreſſa adſcendens cornea lineari-multifida fuſco-nigra: ſcutellis terminalibus concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 142. n. 8. Lichen triſtis *Web.* ſpic. flor. goett. Tab. 5. Lichen fucinus *Gmelin* Syſt. Nat. T. II. p. 1378. n. 332. *Dill.* Hiſt. Muſc. t. 17. f. 37. — Auch ein, noch nicht ſeit vielen Jahren in Deutſchland als einheimiſch bekanntes Gewächs, das man an Gramt und andern harten Felſen auf hohen Bergen findet. Auf den Alpen des ſüdlichen Deutſchlandes iſt es vorzüglich gemein. Es beſteht aus ½ bis 1 Zoll langen, ſchmalen, etwas zuſammengedrückten, gebogen aufſteigenden, hornartigen, etwas gabelicht getheilten Aeſten, von glänzender, braunſchwarzer Farbe, die ſich gewöhnlich von einem Punkte aus rund herum verbreiten. Die Schüſſelchen ſitzen an den Enden der Aeſte, und ſind von der Subſtanz und Farbe wie dieſe, und am Rande zuweilen etwas gekerbt. Einen Gebrauch hat man von dieſer Flechte noch nicht gemacht.

7. Lobaria *aculeata*. Dornige Lappenflechte. Aufgerichtet, ſtrauchähnlich, ein wenig zuſammengedrückt, ſchwachgrubig, caſtanienbraun; die Aeſte und Ränder der Schüſſelchen mit kleinen Spi-

ten besetzt. L. erecta subcompressa lacunosa fruticulosa castanea, ramis scutellisque hispidis. Hoffmann a. a. O. Seite 142. n. 9. Lichen *aculeatus* compressus ramosissimus solidus castaneus, ramis furcatis spinulosis, tuberculis radiatis. *Web.* spic. flor. goett. p. 207. Lichen fruticosus, durus, castaneus, furculis spinosis *Hall.* Hist. n. 1965. *Dill.* Hist. Musc. Tab. 17. fig. 31. — Wird kaum einen Zoll hoch, breitet sich gewöhnlich buschicht aus, und hat viele gekrümmte und herumliegende rundliche und fast fadendünne Aeste mit vielen kleinen Zweigen und Spitzen. Gemeinhin ist der Stamm, so wie die dickeren Aeste etwas zusammengedrückt und grubig; immer aber glänzend braun, unten bleicher, gegen die Spitzen zu tiefer gefärbt. Im trocknen Zustande sind sie sehr hart und zähe. Die Schüsselchen sitzen an den dickeren Aesten, sind mit ihnen von gleicher Farbe und am Rande mit kleinen Spitzen etwas unordentlich besetzt. Der Wohnort ist auf felsigem etwas dürren Boden, auch an der Erde in sandigen, mit Nadelgehölzen besetzten Gegenden. — Diese Flechte, die öfters die Gesellschaft des Lichen islandicus liebt, ist eben so bitter und schleimenthaltend als er, und könnte daher gewiß seine Stelle vertreten. Dieses ist deshalb anzumerken, da der Li-Lichen aculeatus auch in den mehrsten flachen Ländern Deutschlands wächst, wo man den Lichen islandicus seltener sieht, der mehr etwas bergige und noch mehr gebirgige Gegenden liebt. — Mit Eisenvitriol und Ammoniakal-Salz giebt er eine gelblich greise Farbe, so wie Tab. 46. fig. 72. des Farben-lexicons. *) **)

8. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 55. n. 43.

**) Der Lichen spadiceus Roth. in botan. Magazin 2. St. 1.

8. Lobaria *islandica*. Isländische Lappenflechte. Aufgerichtet, gerissen, breitgedrückt, rinnenförmig; die Einschnitte mit 2 hervorstehenden Ecken und so wie die Schüsselchen gefranzt. L. erecta laciniata compressa canaliculata; laciniis bicornibus scutellisque ciliatis. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 10. Lichen islandicus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II p. 1611 *Dill.* Hist. Muse. Tab. 28 fig. 112. — Encyklopädie Theil XIV Seite 76 n. 15. — Gewöhnlich wird diese Flechte gegen 2 bis 4 Zoll hoch, ist weißlich, grünröthlich oder bräunlich, am Grunde aber scharlachroth von Farbe, glänzend, und besteht aus aufgerichteten 2 bis 4 oder 8 linien, ja wohl 1 — 2 Zoll breiten Blättern, die sich in mehrere lappen oder Einschnitte theilen, welche am Ende in 2 oder 3 spitze Ecken ausgehen. Diese Blätter beugen sich an den Seiten etwas um, so daß sie dadurch rinnenförmig werden. Am Rande sind sie mit feinen beynahe linienlangen, rothbraunen steifen Haaren oder Spitzchen gefranzt, welches dieser Flechte ausgezeichnet eigen ist, wenn es auch andere giebt, die am Rande mit einigen langen Haaren besetzt sind. Schüsselchen zeigen sich aber selten an dieser Flechte; sie sind übrigens 4 — 6 linien im Durchmesser, glatträndig, dunkelpurpurroth oder braun, und sitzen an den Enden der lappen. Diese Flechte, die auch viel auf den deutschen Gebirgen, so wie zuweilen auch in flachen ländern gefunden wird, variirt übrigens sehr in ihrer Größe und Farbe. Beson-

1. 1. fig. 1. Lichen islandicus nigricans, *Retz* und Lichen islandicus tenuissimus *Linn. Weber, Ehrhardt* ist von dem Lichen aculeatus nicht wesentlich verschieden, sondern nur eine kleinere Varietät. Mit dem Lichen islandicus läßt er sich aber nicht verbinden.

sonders merkwürdig ist eine kleine Varietät, die auf dem Harze und andern Gebirgen wächst und kaum ¼ Zoll hoch, braun, übrigens aber von der ächten nicht specifisch verschieden ist. Einer andern kleinen Varietät, die in der Encyklopädie mit den Worten bezeichnet ist: schwärzlich, ganz dünn, und wie Spitzen gewebt — habe ich vorhin schon erwähnt. Das wird wohl Lobaria aculeata seyn.

Von Geschmack ist die isländische Flechte sehr bitter. Bey trockner Destillation geht ein brauner säuerlichter Liquor über, dem nur wenig Oehl folgt. Der wässerichte Aufguß ist ziemlich helle, von Geschmack bitter, und wird mit Eisenvitriol roth. Das mit Wasser bereitete Decoct wird dicke, schleimicht, und abgekühlt noch dicker, gallertartig, röthlich, bleibt noch immer, auch wenn mann es zwanzigmal bereiten würde, bitter, und löset sich im Munde leicht auf. Wenn man dieses gallertartige Decoct mit Zucker, Mandeln und etwas Gewürze mischt, so wird es für den Genuß angenehmer und schmackhafter. Der Aufguß mit Milch vermengt und gekocht wird minder bitter und angenehm von Geschmack. *)

Außer den vielen heilsamen Anwendungs-Arten dieser Flechte in der Arzneykunde und sonst, worüber man die Encyklopädie a. a. O. nachsehen kann, gebraucht man sie auch zur Färberey. In Island, dem vorzüglichen Vaterlande derselben, wo man sie tonnenweise **) sammelt, bestreuet man wollenes Zeug damit, wickelt dieses

*) Linné's vollständiges Pflanzensystem. 13ter Theil 2ter Band. Nürnberg, 1787. Seite 464.

**) Sie wird dort in Vermischung mit etwas Mehl zum Brotbacken stark gebraucht. Eine Tonne wird in der Haushaltung so hoch angeschlagen als ½ Tonne Mehl. Der Preis dafür ist billig, denn eine Tonne kostete zwischen 1770 — 80 etwa einen Reichsthaler Species. In Island ist diese Flechte aber auch sehr häufig, und dabey größer als bey uns.

ſes auf eine Stange zuſammen, und legt es in einen Keſſel oder eiſernen Grapen; dann gießt man Waſſer zu, ſo viel daß es darüber ſteht, und macht Feuer darunter. Wenn es 6 Stunden gekocht hat, nimmt man es vom Feuer, und das Zeug hat eine dunkelgelbe ſtandhafte Farbe erhalten. — Herr Profeſſor Hoffmann weichte die ſcharlachrothe Baſis der Flechte 4 Wochen in Urin ein, verdünnete darauf die Maſſe gehörig, that etwas Zinn-Solution hinzu, und kochte Zeuge damit, die eine hell umber-hirſchbraune Farbe annahmen. Mit Urin und Alaun macerirt färbte die Flechte zimmet-hirſchbraun; ohne Maceration aber, nur mit Zinn-Solution, roſtfarbig-hirſchbraun. *)

9. Lobaria *nivalis*. Schnee-Lappenflechte. Aufgerichtet, aufſteigend, geriſſen, grubig-einnenförmig, gekräuſelt, weißlich. L. erecta adſcendens laciniata, lacunoſo-canaliculata criſpa albida. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 11. Lichen nivalis *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1612. n. 30. (Linné ſcheint aber die hier unter Nummer 9 folgende Art mit darunter begriffen zu haben welche doch ſehr verſchieden iſt.) *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 21. fig. 56. A. — In Deutſchland wird dieſe ſchöne Flechte vorzüglich auf den Alpen gefunden, wo ſie, ſo wie in Schweden, Lappland, Grönland zuweilen große Stellen auf etwas dürrem Boden einnimmt. In Anſehung des Wuchſes und der Größe hat ſie mit der isländiſchen Lappenflechte einige Aehnlichkeit; ſie unterſcheidet ſich indeß durch die ſtumpferen Lappen, durch den

*) Hoffm. Comment. p. 39. Auch ſehe man Gmelin Diſſert. de Lich. Island. Erlangae 1780.

den Mangel der Wimperspitzen am Rande, durch die vielen großen und kleinen, aber flachen Gruben, die allenthalben auf dem Blatte sind, so daß es aussieht, als wenn es vielfach eingekniffen wäre, und durch die gewöhnlich ganz weiße, öfters ein wenig ins blaßgelbliche spielende Farbe. Schüsselchen hat vielleicht noch niemand daran gesehn.

10 Lobaria *cucullata*. Eingewickelte Lappenflechte. Aufgerichtet, gerissen, weißlich, der Rand eingewickelt, buchtig, wellig und gekerbt. L. erecta laciniata alba, margine complicata sinuata crenulata. Hoffmann a. a. O. Seite 143. n. 12. *Dill.* Hist. Musc. Tab. 21. fig. 56. B. — Unterscheidet sich von der vorstehenden, mit der sie viele verwechseln, vorzüglich durch den Mangel der Gruben,*) durch den eingerollten, oder nach innen umgebogenen Rand, so daß sie nicht nur eine Rinne, sondern fast eine Röhre bildet. Der Rand ist übrigens etwas gewellt und gekerbt. Die Farbe dieser Flechte ist gewöhnlich weißgelblich. Die Schüsselchen sitzen an den Enden der Lappen und sind hell braunröthlich. Der Wohnort ist derselbe, wie bey der vorhergehenden. So groß als diese wird sie aber nicht immer.

11. Lobaria *furfuracea*. Kleyichte Lappenflechte. Aufsteigend, gabelig-gerissen, die Einschnitte spitz, auf der untern Seite schwarz und rinnenförmig. L. adscendens dichotome laciniata: laciniis acutis, inferne nigris canaliculatis. Hoffmann a. a. O. Seite 144. n. 13. Lichen fur-

*) Sie sind wenigstens sehr unbedeutend gegen die der vorigen Art.

furfuraceus *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1612. n. 32. *Dill.* Hilt. Muſc. Tab. 21. fig. 52. — Eine leicht kenntliche und in Deutſchland, ſo wie anderwärts, gemeine Art, die an allerley Baumſtämmen, auch an Zäunen wächſt. Die Blätter ſind 1 — 2 Zolle lang, von ihrer Baſis an und hernach noch öfter zerriſſen, und nach der untern Seite umgebogen, ſo wie ſie ſelbſt ſich der ganzen Länge nach etwas nach unten umkrümmen. Ihre obere Seite iſt aſchgrau, und im ältern Zuſtande dicht mit mehlichten oder ſpreuartigen, aſchgrauen oder ſchwärzlichen Theilen beſtreut. Die untere Seite iſt ſchwarzgrau oder ſchwarz, netzartig geadert und daher flachgrubig. Die Enden der Einſchnitte ſind zweyſpaltig oder geriſſen. Die Schüſſelchen, die man nur in recht alten und großen Waldungen daran zu entdecken pflegt, ſitzen an den Enden der Einſchnitte, ſind 3 — 4 Linien im Durchmeſſer, flach, auf beyden Seiten glatt, auf der obern braun, am Rande gekerbt. — Von Geſchmack iſt dieſe Flechte ſehr bitter, und ihre Bitterkeit erhält ſich lange auf der Zunge. Hieraus haben einige die Vermuthung geſchöpft, daß ſie ſich vielleicht ſtatt der Cyna-Rinde anwenden ließe. Wenn man ſie vierzehn Tage bloß in Waſſer einweicht und dann noch etwas Waſſer hinzu thut: ſo färbt ſie Wollenzeug, das mit ihr gekocht wird, ſehr ſchön olivenfarben oder grünbräunlich, ſo wie Tab. 48. fig. 82. des Farben-Lexicons.*)

12. Lobaria *ciliaris.* Gefranzte Lappenflechte. Etwas aufgerichtet, gerſſen: die Einſchnitte gleichbreit, auf der untern Seite [illegible]

*) Hoffm. Comment. p. 42.

förmig, am Rande gefranzt, handförmig getheilt. L. erectiuscula laciniata: laciniis linearibus inferne canaliculatis margine ciliatis palmatis. Hoffmann a. a. O. Seite 144. n. 14. Lichen ciliaris *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1611. n. 28. *Dill.* Hist. Musc. Tab. 20. fig. 45. Encyklopädie, Theil XIV. Seite 74. n. 11. — Der Zusatz daselbst: „auf dem Schleedorn findet man diese Flechte ganz weiß" geht nicht auf diese, sondern auf die weiter unten vorkommende Lobaria hispida, den Lichen hispidus *Schreb.*

** Lappenflechten mit grubigem niedergedrückten Laube.

13. Lobaria *saxatilis.* Stein-Lappenflechte. Niedergedrückt, scharf, netzförmig-grubig, buchtig; die Schüsselchen rothbraun. L. depressa scabra, reticulato-lacunosa, sinuata; scutellis rufo-fuscis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 15. Encyklopädie, Theil XIV. Seite 72. n. 7.

Die mehrsten Botanisten unterscheiden zwey Varietäten von dieser Art. Nach Hoffmanns Angabe in seiner Enumeratio Lichenum sind das folgende: A) Lichen *saxatilis*, foliolis sinuatis scabris lacunosis, scutellis folio concoloribus. *Linn.* Syst. Nat. p. 710. Spec. Plant. Tom. II. p. 1609. *Hoffm.* Enumerat. Lich. n. 98. p. 83. Tab. 15. fig. 1. Lichen laciniatus saxatilis var. *α.* Weis. plant crypt p. 55. B) Lichen *saxatilis*, imbricatus, foliolis sinuatis scabris lacunosis, scutellis badiis *Linn.* Syst. Veget. ed. 14. p. 958. Mat. med. n. 637. *Hoffm.* Enumer. Lich. n. 98. p. 84. Tab. 16. fig. 1.

Li-

Lichen farinaceus arboreus. *Weig.* Plant. crypt. p. 56. *Dill.* Hist. Tab. 24. fig. 83.

Die erste Varietät wächst sehr häufig an Felsen und Steinen, nur nicht an Kalkfelsen. Die andere vorzüglich an den Rinden der Bäume. Im jüngern Zustande breitet die erstere sich etwa 1 Zoll im Durchmesser aus, und ihre Blätter sind denn noch kurz, ziemlich breit, und vorn in Lappen getheilt. Im Alter, wenn sie 3 bis 4 Zoll im Durchmesser geworden ist, besteht sie aus zusammenhangenden, ziemlich langen Blättern, mit schuppenartig über einander liegenden, oder hier und da ohne Ordnung zerstreuten, getheilten, an der Spitze abgeschossenen Lappen, die sich durch die Haare an der untern Seite allenthalben lose anfangen, oben graugrün, zuweilen weißlichgrau, und zuletzt, wenn sie schon vergehen wollen, eisenrothfarbig oder schwärzlich sind. Auf der untern Seite sind sie in der Mitte schwarz, gegen den Rand hin entweder braun oder schwarzroth, und mit kurzen schwarzen Haaren belegt. Die Schüsselchen sind klein, ziemlich rund, anfangs am Rande einwärts gebogen, in der Folge größer, unregelmäßig, mit einem zarten Rande umgeben, und flacher. Ihre Farbe ist grünbräunlich oder ins graue fallend. — Die zweyte Varietät hat gewöhnlich breitere Blätter, welche überall von kleinen hervorragenden Puncten scharf und grubig getreift sind. Zuweilen sind sie mit kleinen sprenähnlichen Theilen dicht belegt, besonders auf den netzförmigen Erhöhungen, welche die Gruben auf den Blättern umgeben. Sie sind an den Seiten etwas gekerbt, vorn abgeschossen und von grauer oder graugrüner Farbe, die sich im Alter ins rost- oder

purfarbene neigt. Die Schüsselchen sind anfänglich klein, fast ganz geschlossen und von eben der Farbe, wie die Blätter. Hernach werden sie ausgedehnter, halbkugelförmig ausgehöhlt, kastanien-braun, zuletzt unregelmäßig, schwärzlich. Sie stellen sich gewöhnlich nur bey alten Exemplaren ein, die schon mit spreuähnlichen Theilen belegt, und röthlich geworden sind.

Die Landleute in Oeland und Gothland färben mit dieser Flechte braun, kochen sie deshalb vorher in Wasser, und seihen dieses durch, ehe sie das Garn hineinlegen, weil das letztere sonst fleckig wird. *) Die norwegischen Bauern färben ihre Gewänder rothbraun damit, nehmen auch wohl den Lichen parietinus (Lobaria parietina, welche weiter unten vorkommen wird) oder Erlenrinde mit dazu. Auch vornehmere Personen kleiden sich in feinere, mit dieser Flechte gefärbte Wolle. **) Zu Leith in England ist eine eigne Fabrike, die sich mit Verarbeitung dieser Flechte beschäftigt. Zweyhundert Personen sammeln dieselbe, oder pulverisiren und maceriren sie in Wasser, um daraus eine dauerhafte schöne rothe Farbe zu bereiten. ***) Nach Hoffmanns Versuchen gab sie keine rothe Farbe. Er weichte sie so wohl frisch als getrocknet vier Wochen in Urin, hernach verdünnete er die Masse mit Wasser, und kochte nach einem Zusatze von Stahlessig wollenes Zeug eine Viertelstunde damit. Dieses wurde olivenbraun, so wie Tab. 28. fig. 56.

*) Linné's Reise durch Oeland und Gothland. p. 35.

**) J. Ern. Gunnerus Flor. norvegica. Pars. II. p. 210.

***) Ferber neue Beyträge zur Mineral-Geschichte. I. p. 455.

56. Mit Eiſenvitriol roſtbraun, ſo wie Tab. 46. fig. 4. Mit Salmiak und Eiſenvitriol, etwas dunkel roſt-umberfarbig, ſo wie Tab. 48. fig. 35 des Farben-Lexicons.

Weil dieſe Flechte ſich auch an freyliegenden Knochen anſetzet, und daher zuweilen auf den Schädeln der hingerichteten Miſſethäter gefunden wird, ſo hieß ſie vordem Usnea cranii humani, und war in allen Apotheken zu haben, da man ihr beſondere Kräfte beylegte. Jetzt wird ſie in dieſer Rückſicht nicht mehr geachtet, da man es erkannte, daß bloß der Aberglaube ſie unter die Arzeneymittel aufgenommen hatte.

Es giebt noch eine, mit der Lobaria ſaxatilis nahe verwandte Art, die beſonders an hochliegenden Felſen wächſt und ſich vorzüglich durch ihre ſchwarzbraune glänzende Farbe, ſo wohl der Lappen als der Schüſſelchen von ihr unterſcheidet. Das iſt die nabelförmige Lappenflechte, Lobaria *omphalodes*, diffuſa-lacunoſa glabra nigrofuſca; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 145 in der Anmerk. zu Lobaria ſaxatilis. Lichen nigricans omphalodes. *Vaillant* pariſ. p. 116. t. 20. f. 10. Lichen omphalodes. *Linn.* Syſt. veg. p. 959. Dieſe ſoll nach Parkinſon, Meret und Rai von den armen Leuten in England und Schottland pulveriſirt und zum Färben angewendet werden. Sie giebt dunkel purpurroth. Die Farbe iſt aber nicht beſtändig. Doch iſt es nicht angeführt, ob man dabey auch Urin und Salze angewendet habe. Nach Linné ſollen die öländiſchen Weiber Wollenzeug, das ſie ohne Salze damit kochen, gäblich färben. Der Geſchmack dieſer Flechte iſt trocken, bitterlich und etwas ſcharf. — In

vollständigen linneischen Pflanzensystem, Theil XIII. Band II. Seite 450—51 ist diese Art mit dem Lichen pulverulentus *Schreb.* der Lobaria pulverulenta *Hoffm.* verwechselt, oder sehr mit Unrecht zusammen geworfen. Die Beschreibung geht ganz auf die Lobaria pulverulenta. Das Kupfer Tab. CIII. fig. 9. daselbst scheint die Lobaria pulveracea vorzustellen.

14. Lobaria *juniperina.* Wachholder-Lappenflechte. Aufsteigend, doch ziemlich niedergedrückt, gerissen, kraus, goldgelb; die Schüsselchen am Ende der Einschnitte, braun. L. adscendens depressa laciniata crispa flava; scutellis terminalibus fuscis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 17. Lichen juniperinus. *Linn.* Sp. Plant. Tom. II. p. 1614. n. 40. Encyclopädie, Theil XIV. Seite 78. n. 17. — Diese Flechte ist in Deutschland nicht sehr häufig. Gewöhnlich hat man die nachfolgende Art dafür gehalten, die gemeiner ist. Aecht wird sie gefunden an Wachholderstämmen in Mecklenburg, wiewohl sparsam, und zwischen Kalksteingeröllen auf den Alpen im südlichen Deutschlande. Sie besteht in schön goldgelben Blättern, die mannigfaltig gerissen und gekräuselt sind. Die Schüsselchen sind glänzend braun. Außer den Schüsselchen bemerkt man auch noch kleine schwarzbraune, glänzende, runderhabene Puncte an den Enden der Blätter. Ihre Ausdehnung im Durchmesser beträgt kaum 1 bis 2 Zoll. Letztere ist schon selten. Sie färbt sehr schön gelb, besonders wenn man das zu färbende Zeug vorher in Alaun etwas einweicht und darauf in Molken kocht.

15. Lobaria *pinastri.* Fichten-Lappenflechte. Aufsteigend, ein wenig niedergedrückt, ge-

geriſſen, kraus, hellgelb; am Rande mit einem gleichfarbigen Staube geſäumt. L. adſcendens depreſſa laciniata criſpa flava; margine pulvere concolore fimbriata. Hoffmann a. a. O. Seite 146. *Scopoli* Flor. carniol. Ed. 2. 1381. — An den Stämmen in Nadelgehölzen, in manchen Deutſchen Gegenden, beſonders in den gebirgigen, ziemlich häufig. Der Unterſchied von dem Lichen juniperinus beſteht vorzüglich darin, daß der Rand der Blätter mit mehligten Körnern beſetzt und davon gleichſam umgeſäumt iſt. Gewöhnlich iſt dieſe Art auch nicht in ſo viele und ſchmale Theile geriſſen, daher mehr aufſteigend und etwas heller oder gelbgrünlicher, als die vorige. Schüſſelchen hat ſie äußerſt ſelten. In Anſehung ihres Gebrauches gilt zum Theil vielleicht eben das, was von der verſtehenden geſagt wurde, da die älteren Botaniſten ſie nicht gehörig von einander unterſchieden, ſondern ſie vielleicht als völlig gleich behandelt haben. Nach Hoffmanns Verſuchen gab aber dieſe Art mit Zinn-Solution eine weißgelblich-grünliche, ins ſchwefelgelbe fallende, und mit Alaun eine mehr aſchgrau-weißgelbliche Farbe; mit Eiſenvitriol aber eine gelblich-braune Farbe.

16. Lobaria *pulmonaria*. Lungenähnliche Lappenflechte. Niedergedrückt, geriſſen, buchtig, netzförmig-grubig, die Einſchnitte abgeſtutzt; die Schüſſelchen am Rande ſitzend, rothbraun. L. depreſſa laciniata ſimpata truncata reticulato-lacunoſa: ſcutellis marginalibus ruſo-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 146. n. 20.

17. Lobaria *verrucoſa*. Warzige Lappenflechte. Niedergedrückt, rundlich-gelappt, [illegible]big, warzig und mit Mehl beſtreut; d

ſelchen in der Mitte des Blattes, rothbraun. L. depreſſa rotunde lobata ſcrobiculata verrucoſa farinoſa; ſcutellis centralibus rufo-fuſciş. Hoffmann a. a. O. S. 146. n. 19.

Dieſe und die vorſtehende Art wurden von Linné und andern Schriftſtellern mit einander verwechſelt, ob ſie gleich ſehr beſtimmt verſchieden ſind. Aehnlichkeit haben ſie indeß in ſo ferne mit einander, daß ſie beyde ziemlich groß, wohl handbreit und darüber werden, eine etwas lederartige Subſtanz haben, auf der obern Seite grau-grünlich, und netzförmig-grubig, auf der untern dagegen blaſig aufgetrieben und mit einem bräunlichen Filze überzogen ſind. Eben ſo wachſen ſie beyde in Waldungen an Eichen und Buchen, die verrucoſa zuweilen auch an etwas bemooſeten Felſen. Unterſcheiden kann man ſie aber dadurch von einander, daß die erſte deutlicher netzförmig-grubig iſt, längere, ſchmale, vorn abgeſtutzte Lappen, und die Schüſſelchen am Rande der Lappen, die andere dagegen kürzere, breitere und rundliche Lappen hat, und die Schüſſelchen bey ihr mehr in der Mitte derſelben ſitzen. Dieſe letztere iſt überdem gewöhnlich noch mit kleinen Warzen auf den Erhöhungen zwiſchen den Gruben verſehen, und mit etwas Mehl beſtreut, und ihre Gruben ſind größer, runder und tiefer, als bey der erſten Art. Der Warzen wegen ward ſie von Hoffmann in den *Plant. Lichen* t. 1. fig. 1. Pulmonaria verrucoſa, und von Wulfen in Jacq. Collect. 4. t. 18. fig. 2. Lichen verrucoſus genannt. Roth legte ihr ihrer zuweilen ins graublaue ſpielenden Farbe wegen den Nahmen Lichen plumbeus bey. In der Flor. Ger. t. 1007 heißt ſie Lichen pulmonarius. —

Die

Die erſtere nennt Hoffmann in den Plant. Lich. t. 1. fig. 2. Pulmonaria reticulata.

Da dieſe beyden Gewächſe nun in vielen Stücken mit einander überein kommen, ſo läßt ſich vermuthen, daß ſie auch in Anſehung ihrer innern Kräfte eine ähnliche, wenn nicht gleiche Beſchaffenheit haben. Und wenn dieſes auch nicht der Fall wäre, ſo muß man es gleichwohl noch eine Zeit annehmen, bis darüber genauere Verſuche angeſtellt ſind, weil man nicht genau weiß, was dieſer und jener Schriftſteller, der von den Kräften des Lichen pulmonarius redet, für eine Art von beyden vor ſich gehabt, oder gemeinet habe. Hoffmann bezieht ſich in ſeiner Comment de vario Lich. uſu p. 44-45. aber allein auf die Lobaria pulmonaria, die er damahls Pulmonaria reticulata nannte, und mit den Synonymen: Lichen pulmonarius. *Linn.* Syſt. veget. Ed. 14. p. 960. *Dill.* Hiſt. Muſc. Tab. 29. fig. 113 und Lichen pulmonaire. *De la Mark.* Flor. Franç. p. 82. bezeichnete. Und hiervon führt er, außer dem, was ſchon im XIVten Theil der Encyclopädie, Seite 75 ſteht, noch folgendes an. In Preußen bereitet man aus dieſer Flechte eine ſchön braune Tinctur, womit man leinenzeug färben kann. Mit Eiſenvitriol eingeweicht, gab ſie, obgleich ſie ſchon lange aufgetrocknet gelegen hatte, eine ſehr ſchöne rothbraune Farbe. Mit Urin und ungelöſchtem Kalk, auf die Art, wie andere Lichenen macerirt, nach vier Wochen eine helle umberbraune. Aber ſchwarz, wie es andere behauptet haben, wollte ſie nicht geben.

* * * Lappenflechten mit ausgebreitetem Laube.

18. Lobaria *faccata*. Sackförmige Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, stumpf gelappt; die Schüsselchen unten sackförmig. L. subimbricata depressa obtuse lobata; scutellis subtus saccatis. Hoffmann a. a. O. Seite 147. n. 22. Lichen saccatus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1616. — Wächst an der Erde zwischen Felsen und ist in gebirgigen Gegenden häufig genug anzutreffen. Sie hat den Wuchs wie die oben beschriebene Peltigera crocea, und dehnt sich mehrere Zolle im Durchmesser aus. Ihre Lappen sind kurz und rundlich. Von Substanz ist sie lederartig, zart. Ihre Oberflächen sind glatt, oben hellgrünlich, und wenn sie trocken wird, eisengrau, unten unrein weißlich. Die Schüsselchen sitzen zerstreut auf dem Laube, und bestehen in runden halbkugelförmig ausgehöhlten Grübchen von etwa drey Linien im Durchmesser, die erst braun, im Alter schwärzlich sind. Auf der untern Seite ragen diese wie kleine herabhängende Säcke hervor. Die Saamenkörner (wenn man sie so nennen darf) sind innerhalb der Substanz der Schüsselchen an einander gestellt und leichter zu erkennen, als bey irgend einer andern Flechtenart. Ueberhaupt scheint dieses Gewächs viel eigenthümliches in Ansehung der innern Structur des Schüsselchens zu haben. — Mit Urin eingeweicht gibt diese Flechte nach Zusetzung von Eisenvitriol und grauem Alaun eine grünliche Farbe.

19. Lobaria *Acetabulum*. Doppelrändige Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt, stumpf gelappt; die Schüsselchen run-

felia, doppelt geändert. L. ſubimbricata depreſſa obtuſe lobata; ſcutellis corrugatis duplicato-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 147. n. 23. Lichen *Acetabulum*; ſaturate viridis depreſſus plicato-lobatus: lobis ſinuato-undatis, ſcutellis ſubcutaneis ſubſeſſilibus ſubcrenulatis concoloribus: exterius tuberculis albis farinaceo-leproſis inaequalibus. *Wulffen* ap. Jaq. Coll. 3. p. 125. t. 9. fig. 1. — In den Linneiſchen Werken kömmt dieſe Flechte noch nicht vor. In der Gmelinſchen Ausgabe des Syſt. Nat. ſteht ſie aber unter drey verſchiedenen Nahmen, nähmlich Lichen Acetabulum, ſerratus und patellatus. Sie gehört mit zu den größten Arten. Sie breitet ſich an Erlen, Eſchen, Buchen ꝛc. zuweilen bis gegen eine Spanne aus. Ihr Laub iſt dunkel graugrün, liegt ziemlich dicht an der Rinde an, macht viele Falten und iſt lappig. Die Lappen ſind buchtig und auf und nieder gebogen. Die Schüſſelchen ſind mit dem Laube von gleicher Farbe oder braun und braungrau. Ihrer Größe und Menge wegen ſind ſie ſehr auffallend. Gewöhnlich ſind ſie faltig und runzlig. Der Rand derſelben iſt gekerbt. Die mehrſte Zeit ſteht die ſie unten umgebende Haut aber noch als ein beſonderer Rand rund herum hervor. Auch dieſer iſt ungleich gekerbt oder höckerig mit weißlichen Mehlwärzchen beſetzt. Hoffmann gibt die Pfalz, Bentheim, Hannover und Naſſau als Wohnorte dieſer Flechte an; ſie iſt überdies aber noch bey Hamburg, in Thüringen, auf dem Fichtelgebirge und anderwärts zu Hauſe, und ſie wird wahrſcheinlich in den mehrſten deutſchen Gegenden zu finden ſeyn, wenn man ſie nur erſt gehörig unterſcheiden gelernt hat. — Ihre Anwendung zur Färberey iſt der Aufmerkſamkeit

werth. Wenn sie bloß in Wasser macerirt wird, theilt sie denselben schon eine oraniengelbe Farbe mit. Wenn sie vorher aber einige Wochen in Urin macerirt, und dann mit ungelöschtem Kalke und Urin gekocht wird, gibt sie eine schöne oraniengelbe, oder etwas ins fleischfarbene spielende gelbröthliche Farbe.

20. Lobaria *caperata*. Rosenförmige Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, runzlig-gelappt, bleichgelb; die Schüsselchen braunröthlich. L. subimbricata depressa rugoso-lobata pallide lutea; scutellis fusco-rufescentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 148. n. 26. Lichen caperatus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1614. n. 41. — Diese in Deutschland sehr gemeine und an Weiden, Ellern und vielen andern Bäumen wachsende Art ist rundlich ausgebreitet, mit etwas über einander liegenden, runzligen oder gleichsam faltig-gewellten Lappen, welche gewöhnlich etwas dicht an der Rinde liegen. Die Farbe ist schwefelgelb, oder etwas mehr und weniger ins grüne, oder eigentliche gelbe fallend. Auf der Unterseite ist sie etwas weiß gefleckt und ein wenig filzig. Die Schüsselchen, welche man indeß sehr selten sieht, sitzen in der Mitte des Laubes zerstreut, sind etwas ausgehöhlt, gelb bräunlich, und mit einem zarten, wellenförmigen, öfters warzichten, gepuderten Rande umgeben. Im Alter nimmt diese Flechte nicht selten eine verblichene, oder auch eine graugrüne Farbe an. Bloß mit einem Zusatze von Eisenvitriol färbt sie schön umber-rostfarben, so wie Tab. 47. fig. 53 des Färbenlexicons. *)

21. Lo-

*) Hoffm. Comment. p. 54.

21. Lobaria *glauca*. Eisengraue Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, aufsteigend, gerissen, kraus. L. subimbricata depressa adscendens laciniata crispa. Hoffmann a. a. O. Seite 149. n. 23. Enum. Lich. n. 105. p. 97. t. 20. fig. 1. Lichen glaucus. *Linn.* Syst. veg. Ed. 14. p. 961. Lichenoides endiviae foliis crispis splendentibus subtus nigricantibus. *Dill.* Hist. Musc. p. 152. t. 25. fig. 96. — Wächst in Waldungen an Baumstämmen und besteht aus ziemlich breiten, erst nieder gedrückten und denn sich erhebenden Blättern, die verschiedentlich gerissen, auf der obern Seite eisengrau-weißlich, oder aschgrau, mit einigen purpurrothen oder braunen Flecken, und ziemlich glänzend sind. Auf der untern sind sie zum Theil schwarz und mit kleinen Runzeln gezeichnet. Die Einschnitte sind am Rande mannigfaltig gerissen, gekräuselt, mehlicht und weißlich. Im feuchten Zustande ist diese Flechte sehr weich, im trocknen hart und etwas zähe. Ihre Schüsselchen zeigen sich selten, sie sind ziemlich groß, ausgehöhlt, braun und zuweilen etwas gestielt. Sie sitzen ziemlich in der Mitte des Laubes, wodurch sich diese Art von der Lobaria fallax, die ihr sonst in manchen Stücken nahe kommt, mit unterscheidet, da sie bey dieser letztern am Ende der Einschnitte gefunden werden. — Mit Eisenvitriol und Alaun gibt sie eine schöne hirschbraune, ins fleisch- oder lederfarbene schlagende Farbe. *)

22. Lobaria *olivacea*. Olivenfarbene Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt,

*) Hoffm. Compend. p. 34.

gedrückt, rundlich gelappt, olivenfarben; die Schüsselchen von eben der Farbe, am Rande gekerbt. L. subimbricata depressa rotunde lobata olivacea; scutellis concoloribus crenulatis. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 31. Lichen olivaceus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 21. — Ist an Bäumen und Steinen sehr gemein. Die Blätter sind ziemlich dick, liegen schuppenartig über einander, breiten sich in eine kreisförmige oder längliche Figur bis auf 2 — 3 und mehr Zolle aus, und theilen sich in stumpfe etwas buchtiggekerbte Lappen. Am Rande sind sie frey und nicht an der Rinde oder an einander gewachsen. Auf der obern Seite haben sie gemeinhin ziemlich in der Mitte eine der länge nach hinlaufende gepuderte Runzel. Frische Exemplare sind braun grün-gelblich, von derselben Farbe, wie eine eingemachte Olive; getrocknete sind ungleich dunkler von Farbe; ältere fast braunschwarz, und gewöhnlich glänzen sie, als wenn sie mit Firniß überstrichen wären. Die Schüsselchen sind etwas ausgehöhlt, zuweilen ziemlich flach, am Rande stark gekerbt, übrigens von der Farbe wie das Laub. Es gibt auch öfters Exemplare, die sehr gekräuselt, und mit vielen kleinen spreuähnlichen Theilen besetzt sind. Man findet diese mit oder ohne Schüsselchen. Auch hat man sie mit dachziegelförmig über einander liegenden vieltheiligen Blättern, und ungekerbten Schüsselchen. — Mit Zinn-Solution erhält man aus dieser Flechte eine röthlich-braune Farbe, so wie Tab. 47. fig. 18, mit Alaun und Eisenvitriol aber eine aschfarben braun-röthliche, so wie Tab. 47. fig. 9 des Farbenlexicons.

23. Lobaria *parietina*. Wand-Lappenflechte. Etwas über einander liegend, nieder gedrückt,

drückt, gelappt, kraus, röthlich gelb; die Schüsselchen von gleicher Farbe. L. subimbricata depressa, lobata, crispa fulva; scutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 32. Lichen parietinus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 25. Encyclopädie Theil XIV. Seite 73. n. 10. — Eine der gemeinsten deutschen Flechten, die an Wänden, Balken, Zäunen, Mauern und allerley Bäumen in Menge wächst. Die Blätter sind lappig, gefalten wellenförmig, liegen wie Dachziegel über einander, und dehnen sich in Rosen von 2 — 4 Zoll aus. Auf der obern Seite sind sie im feuchten Zustande gelbgrünlich, im trocknen schön gold- und feuerfarben; im Alter verbleichen sie und werden schmutzig weiß. In der Mitte sitzen sie dichter angehäuft, richten sich ziemlich aufwärts. Am Rande des Röschens hin werden sie breiter, und sind an ihrem etwas eingeschnittenen Rande rund gekerbt. Die zahlreichen Schüsselchen sind stiellos, zuweilen doch sehr kurz gestielt. Ihre Gestalt ist ziemlich rund, dabey sind sie von der Farbe wie das Laub. Einige Exemplare haben keine Schüsselchen. Diese sind dagegen gemeinhin mit einem mehlartigen Staube bestreut. Andere haben krause Schüsselchen, und der Herr von Humboldt fand einst ein Exemplar, das sprossende Schüsselchen hatte. *) — Eine Handvoll von dieser Flechte, oder auch dem Lichen candelarius, mit einem halben Maaße Milch in einem verschlossenen Gefäße eine Viertelstunde lang gekocht, und darauf abgeseihet, davon Morgens und Abends eine Theetasse voll genommen, wird

*) Florae fribergensis specimen edid. Frid. Alex. ab. Humboldt. Berol. 1793. in 4. Tab. 2. fg. 2.

wird als ein vorzügliches Mittel wider die Gelbsucht gerühmt. *) Nach Herrn von Haller soll diese Flechte bey Diarrhöen auch zusammenziehende Kräfte äußern. Daß man mit dieser Flechte, wenn sie mit Wasser und Alaun gekocht würde, gelb, und Papier und Leinwand fleischfarben, auch bleichroth, färben könne, wie es Linné in seiner ölandischen Reise, Seite 29 erzählt, hat Hoffmann nach vielen Versuchen allerley Art nicht bestätigt gefunden. Doch färbte sie mit Weinessig oliven-grünlich, so wie Tab. 28. fig. 22.; mit Weinessig und Eisenvitriol umber-fleischfarben, so wie Tab. 47. fig. 55 des Farben-Lexicons.

* * * * Lappenflechten mit aufgeblasenem Laube.

24. Lobaria *physodes*. Aufgeblasene Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, wieder aufsteigend, gerissen, vieltheilig, aufgeblasen, am Ende sind die Lappen zuweilen aufstehend und mehlicht. L. subimbricata depressa, adscendens, laciniata multifida inflata, margine dehiscens farinola. Hoffmann a. a. O. Seite 150. n. 33. Lichen physodes. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1610. n. 26. Encyclopädie Theil XIV. Seite 73. n. 9. — An Birken, Buchen, Tannen und Steinen sehr gemein. Sie breitet sich in rundlichen Röschen von etwa zwey Zoll im Durchmesser aus. Die Blätter sind vieltheilig, lappig; die Lappen erheben sich ein wenig, sind inwendig hohl, gegen das Ende hin stärker aufgeblasen, und stumpf, öfters mit zwey kurzen und stumpfen Ecken, häufig aufstehend

*) Gunner. Flor. norveg. p. 207.

hend und weiß bemehlt. Auf der obern Seite ist sie aschgrau oder bleichgrünlich, von glatter etwas glänzender Oberfläche. Auf der untern ist sie schwärzlich und gegen die Ränder hin braun. Die Schüsselchen sind bräunlich, gleichsam aufgeblasen-runzlig, etwas gestielt. Nur in größeren Waldungen sieht man sie häufiger. — Mit Salmiak und Alaun färbt sie greis-gelblich, so wie Tab. 47. fig. 88. Eben damit, aber ohne Maceration, greis-hirschbraun, so wie Tab. 35. fig. 89. des Farben-lexicons.

25. Lobaria *hispida*. Steifhaarige Lappenflechte. Niedergedrückt, wieder aufsteigend, halb röhrenförmig, gefranzt, mehlicht. L. depressa adscendens semitubulosa inflata ciliata farinosa. Hoffmann a. a. O. Seite 151. n. 35. Lichen hispidus. *Schreb.* Spic. Flor. Lipf. n. 1120. — Diese kleine Flechte wächst besonders häufig am Schleedorn, auch an Zäunen ꝛc. Man hat sie sonst von dem Lichen ciliaris *Linn.* nicht gehörig unterschieden, weil sie auch mit steifen Haaren gefranzt ist. Auch in der Encyclopädie a. a. O. n. 11 ist dieses geschehen, wo es von dem L. ciliaris heißt: „am Schleedorn findet man diese Flechte ganz weiß.“ Damit ist die Lobaria hispida gemeint. Sie besteht übrigens aus schmalen weißen Blättchen, die sich gekrümmt in die Höhe beugen, zuweilen in zwey oder mehrere Theile getheilt sind, nach dem obern Ende hin sich beynahe röhrenförmig zusammen wickeln, ganz am Ende sich aber ein wenig erweitern, mit mehlartigem Staube bestreut, und mit einigen steifen Haaren besetzt sind. Die ganze Länge der Blätter beträgt ½ Zoll oder ein geringes mehr, öfters noch nicht so viel. Die Schüsselchen sind

glatträndig, in der Jugend etwas bereift, im Alter schwärzlich. — Mit Alaun und Gyps giebt sie nach Hoffmanns Versuchen eine etwas ins umberfarbene schlagende helle Aschfarbe, so wie Tab. 28. fig. 61 des Farben-Lexicons. Es ist aber wahrscheinlich, daß Hoffmann im Jahre 1786 auch die Lobaria semipinnata n. 36 am a. O. (nicht Lichen semipinnatus. *Gmelin* Syst. Natur. p. 1372, welches die Hoffmannische L. hispida ist) mit dazu gerechnet habe, welche ihr sehr ähnlich, und vielleicht nicht specifisch davon verschieden ist. Dieses läßt sich daraus vermuthen, weil Hoffmann in der Comment. &c. p. 36. *Dill.* Hist. Tab. 20. fig. 46. citirt, in dem Taschenbuche aber von denen auf dieser Tafel unter fig. 46. abgebildeten Flechten, die Lit. A. und B. vorgestellten, zur Lobaria semipinnata macht.

***** Lappenflechten mit schmahlblätterigem Laube.

Die unter Nummer 37 — 42 im Hoffmannschen Taschenbuche folgenden Lichenen will ich nicht weitläufig berühren, da man von ihnen noch keinen medicinischen oder technischen Gebrauch gemacht hat. Ich bemerke indeß nur so viel, daß die Lobaria stellaris n. 37 mit ihren Varietäten, Lichen *ambiguus* und *stellariformis*, häufig an Pflaumenbäumen und Weiden vorkommt. Eben so Lobaria aipolia n. 38. Die Lob. pulverulenta n. 39. und pulveracea n. 40. findet man in den mehrsten Gegenden Deutschlandes besonders an Weiden. Von diesen beyden habe ich oben bey Lobaria omphalodes gelegentlich etwas erwähnt. Die Lobaria speciosa n. 41 ist ein Product des Gebirges im südlichen Deutschlan-

lande, wo sie an bemooseten Felsen wächst. Die Lobaria pulla findet man besonders am Granit und andern Felsen (Kalk ausgenommen), auch zuweilen an Aesten in Nadelgehölzen, auf dem Harze, Fichtelgebirge und noch viel häufiger auf den Alpen im südlichen Deutschlande. Diese ist besonders daran zu erkennen, daß ihre Blättchen fast walzenförmig, zuweilen faden-dünne, inwendig aber nicht hohl, sondern mit einer weißen Masse ausgefüllt sind. Auf der Oberfläche hat sie viele kleine schwarze Puncte. Die hier benannten lichenen von Lobaria aipolia an, also fünf Arten, findet man noch nicht beym Linné, wenn diese oder jene nicht etwa durch eine Verwechselung unter der einen oder andern Art mit verborgen liegen sollte, welches bekanntlich öfters der Fall ist.

26. Lobaria *centrifuga*. Concentrische Lappenflechte. Etwas über einander liegend, niedergedrückt, vieltheilig: Die Blättchen flach angedrückt, strahlenförmig aus einander laufend, gelblich grün; die Schüsselchen rothbraun. L. subimbricata depressa multifida: foliolis adpressis centrifugis viridantibus; scutellis rufo-fuscis. Hoffmann a. a. O. Seite 145. n. 43. Lichen centrifugus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1609. n. 18. — An härteren Steinen und Felsen allenthalben in Deutschland sehr gemein. Diese Flechte breitet sich gewöhnlich kreisrund aus und wird 2 — 4 Zoll im Durchmesser. Sie besteht aus lauter schmahlen oft getheilten Blättchen, die sich, wie es auch andern Flechten eigen ist, vom Mittelpuncte nach dem Rande des ganzen Gewächses hin verbreiten und in so fern wie Strahlen aus einander gehn. Auf Schieferfelsen

drückt, kreisförmig, vieltheilig: die Blättchen weißlich aschfarben; die Schüsselchen und die kleinen Knollen blaßblau. L. subimbricata depressa orbicularis multifida: foliolis albido - cinereis; scutellis tuberculisque caesiis. Hoffmann a. a. O. Seite 156. n. 51. Lichen pulchellus. *Wulffen* in Jacq. Coll. 2. t. 16. fig. 2. — Diese Flechte ist auf Felsen, Steinen, zum Theil auch auf Balken sehr gemein in Deutschland, gleichwohl aber lange übersehen, wie es vielen andern Flechten ging. Sie liegt platt an den Steinen an, und breitet sich mit ihren schmahlen, auf der obern Seite etwas erhabenen Blättchen kreisförmig etwa 1 — 1½ Zoll im Durchmesser aus. Ihre Farbe ist weißlich-, oder auch wohl ein wenig bläulich-aschfarben. Die Schüsselchen, die man indeß nicht immer findet, sind blaßblau oder auch blaugrau. Im Alter werden sie etwas dunkler. Außer den Schüsselchen bemerkt man auf dieser Flechte auch noch viele kleine runde Knollen, beynahe so groß als kleine Linsen, die sehr stäubig aussehen und blaßblau sind. Sie sitzen allenthalben zerstreut und fehlen selten, und geben ein sehr gutes Kennzeichen dieser Art ab. — Diese Flechte färbt mit Alaun greis umberfarben.

30. Lobaria *saxicola*. Dickblänerige Lappenflechte. Etwas über einander liegend und kreisförmig, nieder gedrückt: die Blättchen lappig-vieltheilig, dickfleischicht, gelb; die Schüsselchen von der Farbe der Blättchen. L. subimbricata subborbicularis depressa: foliolis lobato-multifidis pulposis luteis; scutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 158. n. 56. — Eine an Mauern, Felsen, zuweilen auch auf Brettern

und

und Balken sehr gemeine Art. Doch ist auch diese so wie die vorstehende lange übersehen, oder vielleicht für diese oder jene linneische Art gehalten werden. Sie breitet sich kreisrund, etwa 1 Zoll im Durchmesser, aus. Ihre Blättchen liegen dicht an der Unterlage an, sind in viele Theile getheilt, dabey aber vorn ziemlich rundlich gelappt. Sie sind dicker als bey andern verwandten Arten, matt röthlich- oder grünlich-gelb, und ein wenig bestäubt. Die Schüsselchen sind mit ihnen von gleicher Farbe, oder in ihrer Mitte etwas mehr oraniengelb. Sie ist zuweilen ganz mit Schüsselchen bedeckt, so daß von dem Laube nur wenig am Rande herum zu sehen ist. — In der Comment. de vario Lichenum usu p. 30. giebt Hoffmann verschiedene, mit dieser Flechte, die er da Psora murorum. Enum. Lich. p. 63. Tab. 9. fig. 2. und Lichen parietinus. *Leers.* 952 nennt, angestellte Färbe-Versuche an. Ohne allen Zusatz gab sie eine ins aschgraue schlagende Lederfarbe; mit Eisenvitriol eine gelbliche Fleischfarbe; mit Alaun und Eisenvitriol eine blasse ins aschgraue spielende Fleischfarbe; mit Eisenvitriol und gemeinem Wasser eine zimmt-kastanienbraune, und mit Schwefelleber und Stahlessig eine aschgrau-violette Farbe.

Als eine verwandte Art kann man gelegentlich noch bemerken die Lobaria *tegularis*, orbicularis subimbricata depressa: foliolis linearimultifidis pulposis aurantiis, scutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. S. 158. die auch öfters in Deutschland gefunden wird, wenn gleich nicht so häufig als die saxicola. Sie wächst auf Ziegeln, auf Kalksteinen ꝛc. und unterscheidet sich von der vorstehenden besonders durch die viel

schmahleren und mehr getheilten Blättchen, und durch die rothgelbe Farbe. Hoffmann will sie indessen auch blasser und grünlich-gelb gefunden haben. In Absicht der Theilung und Ausbreitung ihrer Blättchen hat sie Aehnlichkeit mit dem bekannten Lichen stellaris *Linn.*, von dem sie sich indessen durch die ganz verschiedene Farbe und das dickfleischichte der Blätter sehr unterscheidet.

31. Lobaria *candelaris*. Hellgelbe Lappenflechte. Rindenartig, nieder gedrückt; die Blättchen sehr klein, vieltheilig, dicht zusammen gedrängt, hellgelb, bestäubt; der Rand der Schüsselchen mit den Blättchen von gleicher Farbe. L. crustacea depressa: foliolis minutis multifidis confertis flavis pulverulentis; scutellis margine concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 159. n. 58. Enum. Lich. t. 9. fig. 3. — Diese kleine Flechte wächst an der Rinde der Bäume, zuweilen auch an Felsen. Sie hat sehr schmahle und vielgetheilte dicht beysammen sitzende, sehr schön hellgelbe Blättchen, die man aber nur durch die Lupe deutlich unterscheiden kann. Ohne Lupe sehen sie fast wie eine den Baum überziehende dünne Rinde aus. Die Schüsselchen haben die Farbe der Blättchen; doch sind sie in der Mitte ein wenig dunkler. Die Schüsselchen sieht man indeß selten. Gewöhnlich ist diese kleine Flechte nur mit kleinen hellgelben Staubkörnchen besetzt, welches wahrscheinlich Fortsätze sind. — Die eignen Versuche, die Hoffmann mit dieser Flechte anstellete, bestanden darin, daß er sie mit Salmiak und Alaun zum Färben anwendete, und damit gab sie eine blasse, ins aschgraue schlagende Fleischfarbe; mit Alaun und Eisenvitriol eine aschgrau-grüne Farbe. Die andern Eigenschaf-

ſchaften, die Hoffmann mit andern Autoren dem Lichen candelarius *Linn.* noch beylegt, die man unter andern auch in dieſer Encyklopädie Theil XIV. Seite 70. — 71. angeführt finden kann, glaube ich, laſſen ſich mit dieſer Lobaria candelaris *Hoffm.* ohne weitere Prüfung nicht vereinigen, indem die Beſchreibung von Lichen candelarius *Linn.*, die beſonders von Weiß *) herrührt, und die hernach von vielen andern Botaniſten abgeſchrieben wurde, vielleicht 3 — 4 verſchiedene Lichenen unter ſich begreift. Wenigſtens ſcheint mir ſo viel gewiß zu ſeyn, daß man die Hoffmanniſche Lobaria candelaris nicht dahin rechnen könne, da dieſe nicht die Menge von Schüſſelchen hat, die man dem Lichen candelarius *Linn.* beylegt. Welche von den andern gelben Lichenen indeſſen gemeinet ſeyn mögen, läßt ſich bey der zu großen Allgemeinheit der angegebenen Charaktere nicht gut ausmachen. Möglich iſt es aber, daß Verrucaria oblitterata, citrina, Lobaria polycarpa, ſaxicola, regularis und vielleicht noch andere darunter verborgen liegen, da man dieſe ſonſt noch nicht als eigne Arten ausgehoben hatte, wozu ſie ſich doch mit allem Rechte eignen.

32. Lobaria *concolor.* Goldgelbe Lappenflechte. Kruſtenförmig, etwas über einander liegend: die Blättchen ſehr klein, dicht zuſammen gedrängt, ſehr kurz gelappt, kraus, gelblich oranienfarben; die Schüſſelchen mit den Blättchen gleichfarbig. L. cruſtacea ſubimbricata foliolis minutis congeſtis breviſſime lobatis flaveſcenti-aurantiis criſpis; ſcutellis concoloribus.

Hoff-

*) Plantae cryptogam. flor. goett. Goetting. 1770.

Hoffmann a. a. O. Seite 159. n. 59. Enumer. Lich. p. 59. Lichen flavescens *Hudson.* Flor. angl. Ed. 2. p. 528. — An altem Holze, an Baumrinde hier und da eben so häufig als die vorhergehende, mit der sie überhaupt in Ansehung der Größe, der Art zu wachsen und sonst einige Aehnlichkeit hat. Sie unterscheidet sich von der genannten aber hinlänglich durch die breiteren und kurzgelappten Blättchen, die dazu gewöhnlich kraus und auf der untern Seite mit einem hellgelben Staube belegt sind. Die obere Seite ist schön goldgelb, oder zuweilen hell oranienfarben, welches von dem verschiedenen Zustande der Feuchtigkeit und des Alters abhängt. Die Schüsselchen zeigen sich selten; sind übrigens mit dem Laube von gleicher Farbe. Durch die Lupe betrachtet hat diese kleine Flechte ihrer gedrängten, krausen, bestäubten und schön gefärbten Blättchen wegen ein ungemein schönes Ansehn. *) Mit Eisenvitriol erhält man aus ihr eine ins kastanienbraune schlagende braune Farbe.

VIII. *Psora.* Schorfflechte.

Das Laub oder so zu sagen der eigentliche Körper der Schorfflechten ist schon etwas rindenartig, bey den mehrsten hierher gerechneten Arten indeß noch ganz bestimmt in kleine Blätter oder Lappen getheilt, welche von verschiedener Gestalt und Farbe sind. Einige scheinen aus lauter kleinen abgesonderten Theilen zu bestehen, so wie viele von der folgenden Gattung. Ihre Schüsselchen haben einen deutlichen Rand, und erheben sich im

*) Der Farbe wegen könnte man diese Art vielleicht mit dem Lichen parietinus verwechseln. Der letztere ist indeß wohl 10 Mahl größer im Durchmesser, und hat viel rundere Lappen, der anderen Unterschiede zu geschweigen.

im Alter in der Mitte ein wenig. Doch finden hierin Ausnahmen Statt. — Die Schorfflechten machen übrigens eine Mittelstufe zwischen den Lappenflechten und Wärzenflechten (Lobaria und Verrucaria *Hoffm.*) aus, und man kann sie als Uebergänge von einer Gattung in die andere ansehen. Strenge genommen können sie aber keine eigene Gattung bilden, sondern sie fließen mit den vorhergehenden und nachfolgenden in eine zusammen, da sie ganz gleiche Schüsselchen haben, und nur durch die verschiedene Abstufung ihres Körpers getrennt sind. Bey der großen Menge der Flechten erleichtert man sich das Studium derselben indeß vielleicht in etwas, wenn man sie in mehrere Haufen theilt, wenn die Zusammenstellung der Arten dabey nur nach den Graden der Annäherung geschieht. Da die Schorfflechten übrigens zu den kleinern aus der Flechten-Familie gehören, so sind sie wenig anwendbar, und man hat bis jetzt von den 30 Arten, die wir etwa in Deutschland haben, nur eine in technologischer Rücksicht zu gebrauchen versucht. Diese will ich nebst einigen andern beschreiben.

1. Pſora *decipiens.* **Betrügliche Schorfflechte.** Rindig, zerstückelt, die Blättchen neben einander, ziegelfarben; die Schüsselchen erhaben, schwarz, am Rande der Blättchen. P. crustacea fruſtuloſa, aggregata lateritia; ſcutellis convexis marginalibus nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 162. n. 3. Lichen gypſophilus. *Schrad.* Spic flor. germ. 89. — Diese kleine Flechte wächst vorzüglich in Gegenden, wo es Gyps oder Kalk giebt, an der Erde. Sie besteht aus kleinen länglich-runden oder ein wenig eckigen Blättchen von ein paar Linien im Durch-

messer, die fast das Ansehen eines Schüsselchens haben, ziegelfarbig oder fleischfarben sind, und einen kleinen Kreis von einem Zoll im Durchmesser etwas unordentlich bedecken. Am Rande dieser Blättchen kommen die schwarzen und erhabenen Schüsselchen zum Vorschein. Wenn diese nicht da sind, so kann man die Blättchen allenfalls für die Schüsselchen halten. Dieses begegnete wenigstens Ehrhardten, dem ersten Entdecker dieses Gewächses, weßhalb er ihm auch den Nahmen Lichen decipiens gab.

2. Psora *vesicularis*. **Blasige Schorfflechte.** Verschieden gestaltet, aufgeblasen, weißlich-aschgrau; die Schüsselchen flach-erhaben, schwärzlich. P. polymorpha inflata albido-cinerea; scutellis plano-convexis nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 163. n. 6. Lichen candidus Flor. Dan. t. 1064. f. 1. — In Kalk- und thonigen Gegenden, auch zuweilen an kleinen Sandfelsen. Im jüngern Zustande besteht dieses Gewächs aus lauter kleinen, neben einander sitzenden, weißlich- oder bläulich-grauen hohlen Kugeln von der Größe etwa, wie die Knöpfe an mittelmäßigen Stecknadeln. Hernach verändern sie ihre Gestalt ins längliche, eckige ꝛc. und werden dunkler von Farbe. Nun zeigen sich zwischen ihnen auch Schüsselchen, die erst bereift, darauf schwarz sind. Im Alter verliert sich der weißgrauliche Reif immer mehr, womit die kleinen aufgeblasenen Körper überzogen waren.

3. Psora *candida*. **Kreidenweiße Schorfflechte.** Rindenartig, kalkicht, angehäuft, kreidenweiß, etwas lappig; die Lappen niedergebogen; die Schüsselchen bereift. P. crustacea tartarea conglomerata candida sublobata: lobis dese-

xis; scutellis pruinatis. Hoffmann a. a. O. Seite 164. n. 9. — An Kalk und Sandfelsen im mittlern und südlichen Deutschlande. Die etwas lappenförmig gekerbten Theile dieser Schorfflechte sitzen gewöhnlich in einem rundlich angehäuften Kreise von etwa einem Zoll im Durchmesser beysammen. Sie sind von verschiedener Gestalt, doch beugen sie sich alle an den Enden ein wenig nach unten, und sind kreidenweiß. Die Schüsselchen sind erst stark bereift, oder mit einem feinen weißen Mehle, das sich nicht ablasen läßt, bestreut. So wie sie sich weiter ausdehnen, werden sie grauer von Farbe. Sie sind ziemlich erhaben.

4. Psora *lentigera*. Linsentragende Schorfflechte. Rindenartig, kalkicht, milchweiß, gelappt: die lappen niedergedrückt, rundlich, die Schüsselchen linsenförmig, weiß-gerändert. P. crustacea tartarea lactea lobata: lobis depressis rotundatis; scutellis lentiformibus albo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 165. n. 12. Lichen lentigerus *Linn.* Syst. veget. p. 958. — In gyps- und kalkhaltigen Gegenden an der Erde. Nach Hoffmann auch auf felsigen Gebirgen. Diese Schorfflechte hat sehr deutlich gelappte Blättchen, die indeß etwas kalkartig von Substanz zu seyn scheinen. Ihre Farbe ist milchweiß, im feuchten Zustande grünlich, oder bläulichweiß, ihre Ausdehnung beträgt $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Zoll, wo denn aber verschiedene Blättchen neben einander sitzen. Die Schüsselchen sitzen auf den Blättern, sind am Rande weißlich, in der Mitte blaß-bräunlich, und linsenförmig erhaben.

5. Psora *citrina*. Citronfarbene Schorfflechte. Rindig, schorfartig-kalkicht, etwas gelappt:

Hoffmann a. a. O. Seite 159. n. 59. Enumer. Lich. p. 59. Lichen flaveſcens *Hudſon.* Flor. angl. Ed. 2. p. 528. — An altem Holze, an Baumrinde hier und da eben ſo häufig als die vorhergehende, mit der ſie überhaupt in Anſehung der Größe, der Art zu wachſen und ſonſt einige Aehnlichkeit hat. Sie unterſcheidet ſich von der genannten aber hinlänglich durch die breiteren und kurzgelappten Blättchen, die dazu gewöhnlich kraus und auf der untern Seite mit einem hellgelben Staube belegt ſind. Die obere Seite iſt ſchön goldgelb, oder zuweilen hell oranienfarben, welches von dem verſchiedenen Zuſtande der Feuchtigkeit und des Alters abhängt. Die Schüſſelchen zeigen ſich ſelten; ſind übrigens mit dem Laube von gleicher Farbe. Durch die Lupe betrachtet hat dieſe kleine Flechte ihrer gedrängten, krauſen, beſtäubten und ſchön gefärbten Blättchen wegen ein ungemein ſchönes Anſehn. *) Mit Eiſenvitriol erhält man aus ihr eine ins kaſtanienbraune ſchlagende braune Farbe.

VIII. *Pſora.* Schorfflechte.

Das Laub oder ſo zu ſagen der eigentliche Körper der Schorfflechten iſt ſchon etwas rindenartig, bey den mehrſten hierher gerechneten Arten indeß noch ganz beſtimmt in kleine Blätter oder Lappen getheilt, welche von verſchiedener Geſtalt und Farbe ſind. Einige ſcheinen aus lauter kleinen abgeſonderten Theilen zu beſtehen, ſo wie viele von der folgenden Gattung. Ihre Schüſſelchen haben einen deutlichen Rand, und erheben ſich im

*) Der Farbe wegen könnte man dieſe Art vielleicht mit dem Lichen parietinus verwechſeln. Der letztere iſt indeß wohl 10 Mahl größer im Durchmeſſer, und hat viel rundere Lappen, der anderen Unterſchiede zu geſchweigen.

im Alter in der Mitte ein wenig. Doch finden hierin Ausnahmen Statt. — Die Schorfflechten machen übrigens eine Mittelstufe zwischen den Lappenflechten und Warzenflechten (Lobaria und Verrucaria *Hoffm.*) aus, und man kann sie als Uebergänge von einer Gattung in die andere ansehen. Strenge genommen können sie aber keine eigene Gattung bilden, sondern sie fließen mit den vorhergehenden und nachfolgenden in eine zusammen, da sie ganz gleiche Schüsselchen haben, und nur durch die verschiedene Abstufung ihres Körpers getrennt sind. Bey der großen Menge der Flechten erleichtert man sich das Studium derselben indeß vielleicht in etwas, wenn man sie in mehrere Haufen theilt, wenn die Zusammenstellung der Arten dabey nur nach den Graden der Annäherung geschieht. Da die Schorfflechten übrigens zu den kleinern aus der Flechten-Familie gehören, so sind sie wenig anwendbar, und man hat bis jetzt von den 30 Arten, die wir etwa in Deutschland haben, nur eine in technologischer Rücksicht zu gebrauchen versucht. Diese will ich nebst einigen andern beschreiben.

1. Psora *decipiens.* **Betrügliche Schorfflechte.** Rindig, zerstückelt, die Blättchen neben einander, ziegelfarben; die Schüsselchen erhaben, schwarz, am Rande der Blättchen. P. crustacea frustulosa, aggregata lateritia; scutellis convexis marginalibus nigris. Hoffmann a. a. O. Seite 162. n. 3. Lichen gypsophilus. *Schrad.* Spic flor. germ. 89. — Diese kleine Flechte wächst vorzüglich in Gegenden, wo es Gyps oder Kalk giebt, an der Erde. Sie besteht aus kleinen länglich-runden oder ein wenig eckigen Blättchen von ein paar Linien im Durchmes-

messer, die fast das Ansehen eines Schüsselchens haben, ziegelfarbig oder fleischfarben sind, und einen kleinen Kreis von einem Zoll im Durchmesser etwas unordentlich bedecken. Am Rande dieser Blättchen kommen die schwarzen und erhabenen Schüsselchen zum Vorschein. Wenn diese nicht da sind, so kann man die Blättchen allenfalls für die Schüsselchen halten. Dieses begegnete wenigstens Ehrhardten, dem ersten Entdecker dieses Gewächses, weßhalb er ihm auch den Nahmen Lichen decipiens gab.

2. Pſora *veſicularis*. **Blasige Schorfflechte.** Verschieden gestaltet, aufgeblasen, weißlich-aschgrau; die Schüsselchen flach-erhaben, schwärzlich. P. polymorpha inflata albido-cinerea; ſcutellis plano-convexis nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 163. n. 6. Lichen candidus Flor. Dan. t. 1064. f. 1. — In Kalk- und thonigen Gegenden, auch zuweilen an kleinen Sandfelsen. Im jüngern Zustande besteht dieses Gewächs aus lauter kleinen, neben einander sitzenden, weißlich- oder bläulich-grauen hohlen Kugeln von der Größe etwa, wie die Knöpfe an mittelmäßigen Stecknadeln. Hernach verändern sie ihre Gestalt ins längliche, eckige ꝛc. und werden dunkler von Farbe. Nun zeigen sich zwischen ihnen auch Schüsselchen, die erst bereift, darauf schwarz sind. Im Alter verliert sich der weißgrauliche Reif immer mehr, womit die kleinen aufgeblasenen Körper überzogen waren.

3. Pſora *candida*. **Kreidenweiße Schorfflechte.** Rindenartig, kalkicht, angehäuft, kreidenweiß, etwas lappig; die Lappen niedergebogen; die Schüsselchen bereift. P. cruſtacea tartarea conglomerata candida ſublobata: lobis deſle-

xis; scutellis pruinatis. Hoffmann a. a. O. Seite 164. n. 9. — An Kalk und Sandfelsen im mittlern und südlichen Deutschlande. Die etwas lappenförmig gekerbten Theile dieser Schorfflechte sitzen gewöhnlich in einem rundlich angehäuften Kreise von etwa einem Zoll im Durchmesser beysammen. Sie sind von verschiedener Gestalt, doch beugen sie sich alle an den Enden ein wenig nach unten, und sind kreidenweiß. Die Schüsselchen sind erst stark bereift, oder mit einem feinen weißen Mehle, das sich nicht abblasen läßt, bestreut. So wie sie sich weiter ausdehnen, werden sie grauer von Farbe. Sie sind ziemlich erhaben.

4. Psora *lentigera*. Linsentragende Schorfflechte. Rindenartig, kalkicht, milchweiß, gelappt: die lappen niedergedrückt, rundlich, die Schüsselchen linsenförmig, weiß-gerändert. P. crustacea tartarea lactea lobata: lobis depressis rotundatis; scutellis lentiformibus albo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 165. n. 12. Lichen lentigerus *Linn.* Syst. veget. p. 958. — In gyps- und kalkhaltigen Gegenden an der Erde. Nach Hoffmann auch auf felsigen Gebirgen. Diese Schorfflechte hat sehr deutlich gelappte Blättchen, die indeß etwas kalkartig von Substanz zu seyn scheinen. Ihre Farbe ist milchweiß, im feuchten Zustande grünlich, oder bläulichweiß, ihre Ausdehnung beträgt $\frac{1}{2}$ — $1\frac{1}{2}$ Zoll, wo denn aber verschiedene Blättchen neben einander sitzen. Die Schüsselchen sitzen auf den Blättern, sind am Rande weißlich, in der Mitte blaß-bräunlich, und linsenförmig erhaben.

5. Psora *citrina*. Citronfarbene Schorfflechte. Rindig, schorfartig-kalkicht, etwas gelappt:

lappt: die Lappen runzlig, niedergedrückt; die Schüsselchen röthlich. P. crustacea leproso-tartarea sublobata: lobis rugosis depressis; scutellis rufescentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 165. n. 15. Lichen citrinus *Ehrhardt. Hedwig.* — An ähnlichen Stellen wie die vorhergehende. Diese Art hat nicht immer so deutliche Lappen als die P. lentigera. Die Lappen sind besonders in der Jugend etwas schorfartig, hernach nähern sie sich mehr der bestimmteren Gestalt. Sie sind übrigens ein wenig runzlig. Ihre Farbe ist die Citronenfarbe, zuweilen ein wenig blasser oder dunkler. Die Schüsselchen sind bräunlich-roth und haben in der Jugend einen gelben Rand.

6. Pſora *microphylla.* Kleinblätterige Schorfflechte. Schorfartig, körnig-blättericht, aschgrau; die Schüsselchen erhaben, röthlich. P. crustacea, granuloso-foliolosa cinerea; scutellis convexis rufescentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 167. n. 20. Lichen microphyllus *Schrader.* Spicil. Flor. Germ. t. 1. fig. 4 — An Baumrinde, an der Erde und an Felsen. Die kleinen Körner, welche die Kruste bilden, sind durch die Lupe betrachtet blätterartig gekerbt oder gelappt. Sie überziehn alte Baumstämme oder Felsen zuweilen 2 bis 3 Zoll im Durchmesser, welche Stellen, mit bloßen Augen angesehn, nicht viel anders erscheinen, als wenn sie mit einem grauen Staube bestreut wären. Ihre Farbe ist zuerst dunkel aschgrau, hernach werden sie braunschwarz und schwarz. Die Schüsselchen sind glatträndig, zuerst röthlich, im Alter braun und braunschwarz.

7. Pſo-

7. Psora *lactea.* Milchfarbene Schorfflechte. Rindig, kalkartig, kreisrund, milchweiß; am Rande etwas lappig, in der Mitte rissig-gestrahlt. P. crustacea tartarea orbicularis candida, margine sublobata, centro rimoso-radiosa. Hoffmann a. a. O. Seite 169. n. 25. Lichen lacteus *Wulffen* ap Jacq. Coll. 3 t. 4. — Auf Steinen und Felsen, (auf Kalkfelsen aber nicht). — Diese Flechte besteht aus einer weißen, kalkartigen, rundlich-höckerigen, fast ein wenig glänzenden Rinde, die sich in ziemlich kreisförmigen Flächen von mehrern Zollen an Felsen ausbreitet. Am Umfange oder Rande scheint diese Rinde etwas gelappt zu seyn, wie denn überhaupt die mehrsten kleinen lichenen an ihrem Rande in lappenförmigen Ausdehnungen der Rinde fortzuwachsen pflegen. Schüsselchen, die übrigens schwarz seyn sollen, bemerkt man selten. Statt derselben hat diese Flechte gewöhnlich kleine rundliche, mit einem sehr weißen Mehle bestreute Köpfchen, welches eine Art der Vermehrung durch Fortsätze seyn wird. Manche Botaniker halten diese Flechte für eine Varietät des Lichen fagineus *Linn.* (Verrucaria faginea *Hoffm.*), womit auch zuweilen Felsen überzogen sind. — Mit Alaun und Eisenvitriol giebt sie eine ins aschgraue fallende greise Farbe.

IX. *Verrucaria.* Warzenflechte.

Die Rinde, oder der eigentliche Körper der zu dieser angenommenen Gattung gehörigen Arten ist nicht blätterig, sondern sie besteht bloß aus einem schorfförmigen, öfters kalkartigen, rissigen, und in Stückchen getheilten Ueberzuge, worauf geränderte oder ungeränderte Schüsselchen sitzen. Bey verschiedenen Arten scheint die Rinde

faſt ganz zu fehlen, bey andern iſt ſie mehr fleiſchicht als kalkartig. Die Farbe der Rinde, ſo wie der Schüſſelchen, iſt ſehr verſchieden; eben ſo der Wohnort dieſer Warzenflechten, indem ſie auf Holz, an der Erde, an Steinen und Felſen ꝛc. gefunden werden. In den linneiſchen Schriften ſind nur wenig Warzenflechten aufgeführt. Hoffmann zählt aber bloß in Deutſchland 71 Arten, außer einer Menge Varietäten, die vielleicht zum Theil auch beſondere Arten ſind; und gleichwohl iſt Deutſchland noch bey weitem nicht erſchöpft, ſondern es hat, vorzüglich auf ſeinen Alpen, noch viele bis jetzt unbeſchriebene Flechten von dieſer Gattung aufzuweiſen. Hier wird es indeß genug ſeyn, nur einige Arten, die etwas intereſſanter ſind, auszuheben, da die mehrſten ihrer Kleinheit wegen noch zu keinem Gebrauche angewendet ſind, und nur zu denjenigen organiſirten Weſen gehören, die die Zwecke der Natur in ihrer großen Haushaltung mit befördern helfen müſſen.

* Warzenflechten mit bleichen Schüſſelchen.

1. Verrucaria *Perella*. Lackmus-Warzenflechte. Kalkartig, warzig, weißlich; die Schüſſelchen gleichfarbig, ſtumpf-gerändert. V. tartarea verrucoſo-albida: ſcutellis concoloribus obtuſis marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 169. n. 1. Lichen Parellus *Linn.* Syſt. veget. p. 958. Encyklopädie Theil LVIII. im Artikel Lack-Mus Seite 435 und 490. — Dieſe Flechte wächſt an Mauern, Steinen und Felſen in mehrern Deutſchen Gegenden z. B. in Mecklenburg, auf dem Harze, in Thüringen ꝛc. Sie beſteht aus einer körnigen, kalkartigen, ſchmutzig

weißen Rinde, die die Felsen ꝛc. überzieht und häufige Schüſſelchen bringt. Die Schüſſelchen ſind von eben der Farbe wie die Rinde, haben einen etwas dicken Rand und in der Mitte einen kleinen Nabel. Doch ſind viele in der Mitte auch etwas ausgehöhlt. Im Alter wird dieſe Flechte etwas dunkler, die Rinde greisgelblich, die Schüſſelchen hellgreis. — Von der Anwendung dieſer Flechte zur Färberey und beſonders zur Zubereitung des Lack-Muſes ſehe man die angeführten Stellen in der Encyklopädie nach.

2. Verrucaria *faginea*. Mehlichte Warzenflechte. Rindia, warzig, kreidenweiß, mit gleichfarbigen Schüſſelchen. V. cruſtacea, verrucoſa, candida, ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 170 n. 2. Lichen fagineus *Linn.* Syſt. veget. p. 957. — Von dieſer Art giebt es nach dem verſchiedenen Wohnorte, worauf ſie vorkommt, verſchiedene Abänderungen, die zum Theil indeſſen viel eigenthümliches zu haben ſcheinen. Hier beziehe ich mich aber auf die gemeinſte Art oder Varietät, die man beſonders häufig an Buchen findet. Dieſe hat eine weißliche, etwas höckerige Rinde, und auf derſelben eine Menge kleiner Köpfchen, oder auch etwas ausgehöhlter Schüſſelchen, die mit einem abfärbenden, kreidenweißen Mehle bedeckt ſind. Wenn man dieſe Flechte abſchabt und mit Alaun kocht, färbt ſie roſtbraun.

3. Verrucaria *pallida*. Blaſſe Warzenflechte. Rindig, weißlich-aſchgrau; die Schüſſelchen blaßgelblich, weißlich-gerändert. V cruſtacea albido-cinerea; ſcutellis pallidis albido marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 17

n. 5. Lichen palleſcens. *Schreb.* Spicil. n. 1137. *) Scutellaria pallide viridis; cruſtacea ex albido-pallide viridis, ſcutellis concoloribus margine albo. *Hoffm.* Comment. p. 29. — Eine ſehr gemeine Flechte die an Mauern, auf Steinen, Baumrinde und alten Balken gefunden wird. Nach Verſchiedenheit des Standortes ändert ſie ein wenig ab; doch behält ihre Rinde immer die weißlich-aſchgraue, oder auch greisgrünliche Farbe. Die Schüſſelchen ſind etwas weißlich geändert, in ihrer Mitte ſchwach erhaben und zuweilen weißgelblich. Sie ſitzen faſt immer ſo gedrängt beyſammen, daß ſie vom gegenſeitigen Drucke eine eckige Geſtalt erhalten. — Dieſe Flechte giebt mit Alaun eine blaſſe Aſchfarbe.

* * Warzenflechten mit röthlichen oder gelben Schüſſelchen.

4. Verrucaria *tartarea.* Färbende Warzenflechte. Kalkartig, rundkörnig, weißlich; die Schüſſelchen flach, weiß-geändert, gelbröthlich. V. tartarea globuloſa albida; ſcutellis planis albo-marginatis ochraceo-rufeſcentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 173. n. 9. Lichen tartareus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1608. Flor. dan. t. 712. — Wächſt an Felſen und Baumrinde. In Menge iſt dieſe Flechte in Deutſchland aber nicht anzutreffen, wenn man hier und da auch Proben davon findet. Ihre Rinde iſt ſehr uneben und beſteht mehrentheils aus kalkartigen, weißlichen, oder grünlich-aſchfarbenen, zuſammen ſitzenden Körnern, oder kleinen höcke-

*) Lichen palleſcens im vollſtändigen Linneiſchen Pflanzenſyſtem Theil 13 Band 2. Seite 440. gehört nicht hieher. Das iſt die Lobaria muralis *Hoffm.*

höckerigen Kugeln. Die Schüsselchen sind verhältnißmäßig ansehnlich groß, weißlich geändert, in der Mitte flach oder ein wenig ausgehöhlt, und blaßröthlich oder gelblich. Im Alter erhebt sich die Mitte ein wenig. Außer dem, was im XIVten Theile der Encyclopädie Seite 71. von dieser Flechte schon angeführt ist, ist noch anzumerken, daß sie nach Hoffmanns Versuchen *) mit Alaun eine blasse violette Purpurfarbe, mit Stahlessig aber eine blasse rosenrothe Fleischfarbe gab.

Eine Varietät von dem Lichen tartareus, die Hoffmann in der Enum. Lich. p. 66. Tab. VII. fig. 3. Scutellaria androgyna nennt, und die auf faulem Holze wächst, gab mit Kalkwasser und Urin eine blasse, ins gelbe schlagende Fleischfarbe.

Die vielen andern, noch zu dieser Abtheilung gehörigen Warzenflechten, übergehe ich hier, da sie für die mehrsten Leser der Encyclopädie wahrscheinlich von sehr geringem Interesse sind. Die gemeinsten von denselben, oder diejenigen, die man in Deutschland am häufigsten findet, sind sonst kürzlich noch folgende:

5. Verrucaria. *vernalis.* Frühlings-Warzenflechte. Die Rinde schorfig, gelblich; die Schüsselchen zuletzt erhaben, röthlich, mit eben solchem Rande. V. crusta leprosa flavescente, scutellis demum convexis rufescentibus, margine disco concolore. Hoffmann a. a. O. Seite 173. — Besonders an der Rinde von alten Birnbäumen.

*) Comment. de v. Lich. usu p. 21.

6. Verrucaria *cupularis*. Zumpenförmige Warzenflechte. Schorfig; die Schüſſelchen tief ausgehöhlt, fleiſchfarbig roth; der Rand aufgetrieben, an dem Umfange etwas gekerbt. V. leproſa; ſcutellis excavatis carneo-ruſis, margine tumido exterius dehiſcente. Hoffmann a. a. O. Seite 176 n. 18. Lichen cupularis *Ehrh.* Peziza jenenſis. *Batſch.* An feuchten Kalk- und Sandſteinen. Zuweilen noch auf ſehr hohen Alpen, ſo wie in flachen Ländern. Die Rinde aſchfarben, röthlich, mennigfarben ꝛc.

7. Verrucaria *aurantiaca*. Oraniengelbe Warzenflechte. Schorfartig, etwas aſchgrau; die Schüſſelchen oraniengelb oder röthlich, mit einem hellgelben Rande. V. leproſa ſubcinerea; ſcutellis aurantiis rufeſcentibus flavo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 178. n. 23. An Baumrinde, auch an Felſen. Die Rinde fällt nicht ſehr ins Auge. Die Schüſſelchen ſitzen etwas zerſtreut.

8. Verrucaria *oblitterata*. Bedeckte Warzenflechte. Schorfig-rindig, mit kleinen zerſtreuten hellgelben Körnern; die Schüſſelchen dicht zuſammen, flach-erhaben, röthlich-oraniengelb. V. leproſo-cruſtacea glebuloſa ſparſa flaueſcens; ſcutellis confertis plano-convexis rufeſcenti-aurantiis. Hoffmann a. a. O. Seite 178. n. 24. An Felſen verſchiedener Art. Die Rinde iſt öfters ganz von Schüſſelchen bedeckt, welche durch den gegenſeitigen Druck eckig geworden ſind. Sie bildet kleine rundliche Flecken von ¼ bis 1 Zoll im Durchmeſſer.

9. Verrucaria *cerina*. Wachsgelbe Warzenflechte. Schorfartig-rindig, etwas aſchgrau; die Schüs-

Schüſſelchen wachsgelb, weißlich gerändert. V. leproſo-cruſtacea ſubcinerea; ſcutellis cerinis albido-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 179. n. 26. An Weiden, Pappeln, auch auf Schindeln. Variirt auf verſchiedene Weiſe.

Warzenflechten mit braunen oder ſchwärzlichen Schüſſelchen.

10. Verrucaria *argenteo-fuſca*. Weißbraune Warzenflechte. Die Rinde weißlich; die Schüſſelchen tief röthlich-braun, mit einem weißlichen Rande. V. cruſta albida; ſcutellis ſaturate rufeſcenti-fuſcis, margine albido cinctis. Hoffmann a. a. O. Seite 181. An Rinde, auch an Felſen. Die Schüſſelchen etwas gedrängt, öfters ſchwarzbraun. Die Rinde zuweilen etwas aſchgrau, kreisförmig ausgebreitet. Dieſe Varietät von Lichen ſubfuſcus *Linn.* wird wahrſcheinlich die Verrucaria argentata. Enum. Lich. p. 52. (Lich. ſubfuſcus var. D.) ſeyn, von der man in England nach Dillen, welchen Hoffmann citirt, (Hiſt. Muſc. 132. Tab. 18. fig. 13.) *) mit Urin macerirt eine rothe Farbe erhält, die Wolle und anderes Zeug färbt. Ganz gewiß läßt ſich dieſes indeß nicht behaupten, da es eine große Anzahl Abänderungen giebt, die ſich ſo nahe kommen, und vielleicht nicht immer beſtändig ſind.

11. Verrucaria *badia*. Tiefbraune Warzenflechte. Rindig, oliven-aſchgrau, riſſig; die Schüſſelchen flach-erhaben, tiefbraun, mit einem Rande von der Farbe der Rinde. V. cruſtacea oli-

*) Dillen nennt ſie: Lichenoides cruſtaceum et leproſum, Scutabulis majoribus luteis, limbis argenteis.

vaceo-cinerea rimoſa; ſcutellis plano-convexis badiis, margine cruſta concolore. Hoffmann a. a. O. Seite 182. 30. An Felſen auf dem Harze, Thüringer Walde, Fichtelgebirge, und auf den Alpen ſehr gemein.

12. Verrucaria *atra*. Tiefſchwarze Warzenflechte. Rindig, aſchgrau-weißlich; die Schüſſelchen tiefſchwarz, weiß geründert. V. cruſtacea cinereo-albicans; ſcutellis atris albo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 183. n. 33. — An Felſen auch an Baumrinde. Die Schüſſelchen ſind oft glänzend ſchwarz, zuweilen auch eckig und unregelmäßig.

13. Verrucaria *confluens*. Zuſammenfließende Warzenflechte. Die Rinde eben, rauchfarben-aſchgrau; die Schüſſelchen erhaben, tiefſchwarz, zuſammenfließend. V. cruſta æquabili fumoſo-cinerea; ſcutellis convexis atris confluentibus. Hoffmann a. a. O. Seite 184. n. 35. Lichen confluens *Web* Spic. fl. gœtt. t. 1. fig 2. — An Felſen auf Gebirgen zum Theil ſehr gemein. Im Alter verbleicht die bläulich-graue Farbe der Rinde und wird ſchmutzig-weiß. Sie iſt gleichförmig, ohne beträchtliche Hervorragungen, oft mehrere Zolle ausgebreitet. Die Schüſſelchen ſind faſt halbkugelförmig erhaben, aber öfters etwas unregelmäßig, und hier und da ſo nahe beyſammen ſitzend, daß ſie in einander fließen.

14. Verrucaria *calcaria*. Kalk-Warzenflechte. Rindig, ausgebreitet, milchweiß; die Schüſſelchen erhaben, tiefſchwarz, von der Rinde geründert. V. cruſtacea effuſa lactea; ſcutellis convexis atris a cruſta marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 185. n. 37. Lichen cal-

ca-

carius *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. Encyklopädie Theil XIV. Seite 70 n. 3. Der unterſcheidende Character dieſer Flechte von ähnlichen mit weißer Rinde und ſchwarzen Schüſſelchen, beſteht in dem weißlichen Rande der Schüſſelchen. In der Jugend ſind ſie faſt ganz in der Rinde verborgen. Dann zeigt ſich die ſchwarze erſt etwas ausgehöhlte Fläche derſelben. Der Rand liegt aber gleichſam noch unter der Rinde. So wie ſie mehr erwachſen, werden ſie etwas erhaben, und ihr Rand behält nur ein weißlich graues Anſehn. Die Rinde beſteht bey jüngern Exemplaren aus einer dünnen, ziemlich eben verbreiteten, kreidenweißen, kalkartigen Bedeckung. Aeltere Exemplare ſind dicker, höckeriger von Rinde und haben, beſonders wenn ſie trocken ſind, viele kleine Riſſe. Ueber den Gebrauch dieſer Flechte ſehe man die angeführte Stelle der Encyklopädie nach. Doch muß ich noch bemerken, daß ich dieſes Gewächs nirgends in Deutſchland ſo groß von Schüſſelchen und ſo dick von Rinde geſehen habe, a's es Dillen Hiſt. Muſc. p. 128. t. 18. fig. 8. beſchrieben und abgebildet hat. Imgleichen, daß es zuweilen auch auf Sandſtein wächſt. Uebrigens giebt es noch zwey Warzenflechten, womit die Verr. calcaria der Farbe wegen einige Aehnlichkeit hat. Das iſt 1) die Verrucaria *abietina*, cruſta leproſa ſparſa albida; ſcutellis nigris convexis albo-marginatis demum hemiſphæricis; und 2) Verrucaria *albo-atra* cruſtacea albida; ſcutellis nigris pruinatis. Hoffmann a. a. O. Seite 193. n. 55. und n. 56. Die erſtere hat aber eine ſehr dünne Rinde und halbkugelförmige Schüſſelchen und wächſt an den Stämmen der Rothtanne. Die andere iſt ganz bereift auf den Schüſſelchen

daß dieſe bläulichweiß ausſehen und nur im Alter ein wenig dunkler werden. Auch wächſt dieſe nicht auf Kalkſteinen, ſondern an Rinde und Sandfelſen.

15. Verrucaria *ſcrupoſa.* Zuſammengezogene Warzenflechte. Rindig, warzicht-riſſig, aſchgrau; die Schüſſelchen untergetaucht, ausgehöhlt, ſchwärzlich. V. cruſtacea verrucoſo-rimoſa cinerea; ſcutellis immerſis concavis nigricantibus. Hoffmann a. a. O. Seite 186. n. 40. Lichen ſcrupoſus *Schreb.* Spicil. n. 1133. — Dieſe Flechte iſt an etwas bedeckten Felſen, an den Wurzeln der Bäume, auf Mooſen nnd ſonſt ziemlich gemein. Ihre Rinde dehnt ſich wohl ein Paar Zolle aus, iſt aſchgrau, auch bläulich- oder gelblichgrau, und etwas höckerig. Die Schüſſelchen liegen gleichſam unter der Rinde verborgen, wenigſtens zieht ſich ihr Rand enger zuſammen, als ihre innere Höhlung iſt. Ihre Farbe iſt immer etwas graublau oder ſchwärzlich, wenn dieſe nach dem verſchiedenen Wohrorte, und Alter auch einige Abänderungen leidet. Nach Hoffmanns Verſuche giebt dieſe Flechte mit Eiſenvitriol und Alaun eine helle umbergreiſe Farbe.

16. Verrucaria *Oederi.* Oeders Warzenflechte. Rindig, bräunlich-roth; die Schüſſelchen niedergedrückt, ſchwarz, ungleich, genähert. V. cruſtacea ſilacea; ſcutellis depreſſis nigris, difformibus, contiguis. Hoffmann a. a. O. S. 188. Flora danica Tab. 470. fig. 1. — Dieſe Flechte wächſt an Felſen auf Gebirgen, auch ſchon von geringerer Höhe. Sie zeichnet ſich von allen Deutſchen Warzenflechten durch die bräunlich-mennigrothe Farbe der Rinde, und von

der

der Verrucaria ſilacea *Hoffm.* p. 187. n. 44., mit der ſie die Farbe der Rinde gemein hat, durch ihre flachen Schüſſelchen aus. Eigentlich iſt ſie von der letztern wohl nicht ſpecifiſch, ſondern nur dem Alter nach verſchieden. Auch Hoffmann hält dieſe beyden nur für ſogenannte Halbarten. Die Farbe der Rinde hält ſich bey beyden nicht lange, ſondern wird aſchgrau, oder ob die Rinde ſelbſt vielleicht ganz vergeht und durch die Witterung weggewaſchen wird.

17. Verrucaria *limitata*. Eingefaßte Warzenflechte. Die Rinde etwas aſchgrau und mit einer ausgeſchweiften Linie umgeben; die Schüſſelchen ſchwarz. V. crusta ſubcinerea; ſcutellis nigris linea repanda ſeptis. Hoffmann a. a. O. Seite 192. Dieſe, beſonders an Weiden, Pflaumen und Buchen ſehr gemeine Flechte hebe ich von den vielen andern kleinen, die noch in dieſer Abtheilung vorkommen, darum aus, weil ſie in den mehrſten deutſchen Floren unter dem Nahmen Lichen ſanguinarius *Linn.* aufgeführt iſt, welcher letztere in Deutſchland aber nur ſelten, und zwar in Gebirgsgegenden gefunden wird. Sie beſteht aus einer ſehr dünnen, zuweilen kaum merklichen, grünlich-aſchgrauen Rinde, die am Rande herum, wo ſie mit der Rinde anderer Lichenen zuſammen ſtößt, eine kleine unordentlich gebogene ſchwarze Linie zur Einfaſſung hat. Oefters findet man auch mitten durch die Rinde ähnliche Linien gezogen, welches daher rührt, daß hier mehrere Individuen dieſer Art an einander gränzen, die als ganz zuſammengefloſſen ausſehen würden, wenn die kleine Linie ſie nicht trennte. Die Schüſſelchen ſitzen ziemlich gedrängt beyſammen, doch ohne ſich einander zu berühren und

drücken. Gewöhnlich sind sie halbkugelförmig erhaben, zuweilen etwas ausgehöhlt, aber immer tief schwarz. Ihre Bildung ist ziemlich regulär. Inwendig sind sie grau oder schwärzlich, welches das sicherste Kennzeichen ist, woran man diese Art von dem Lichen sanguinarius *Linn.* (Verrucaria sanguinaria. *Hoffm.*) unterscheiden kann, die unter der schwarzen Haut, womit die knollenförmigen etwas größeren Schüsselchen überzogen sind, eine hell-blutrothe Haut hat. — Die Verrucaria limitata wird übrigens von Hoffmann, Schrader und andern nur als eine Varietät des Lichen punctatus *Scopoli* angesehen, der nach dem verschiedenen Standorte auch eine verschiedene Bildung annimmt.

* * * * Warzenflechten mit gelblicher Rinde.

18. Verrucaria *varia*. Vielförmige Warzenflechte. Die Rinde gelbgrünlich mit verschieden-gestalteten umber-braunen Schüsselchen bedeckt; der Rand der Schüsselchen von der Farbe der Rinde. V. crusta flavo-virescens scutellis oblitterata variis, umbrino-fuscis, margine crusta concolore cinctis. Hoffmann a. a. O. Seite 196. n. 62. An alten Balken und Bretern, die der Luft ausgesetzt sind, sehr gemein. Die Schüsselchen sitzen so gedrängt beysammen, daß sie sich gegenseitig drücken und dadurch eine verschieden-eckige und gekrümmte Gestalt annehmen.

19. Verrucaria *flavo-virescens*. Gelbgrünliche Warzenflechte. Die Rinde gelbgrünlich; die Schüsselchen braun-oraniengelb mit einem hellgelben Rande. V. crustacea flavo-virescens; scu-

ſcutellis fuſco-aurantiis flavo-marginatis. Hoffmann a. a. O. Seite 197. n. 65. Lichen flavo-vireſcens. *Wulff.* ap. Jacq. Coll. 2. t. 14. fg. 5. a. — Nur an Felſen im ſüdlichen Deutſchlande, da aber auch ſehr gemein. Sehr nahe verwandt ſcheint die Verrucaria *ſalicina*, leproſo-cruſtacea flaveſcens; ſcutellis aurantiis margine pallidioribus. Hoffmann ebendaſ. n. 66. (Lichen ſalicinus *Schrad.* Spicil. 82.) zu ſeyn. Letztere Art iſt indeß nur an Weiden gefunden und hat viel kleinere und viel ſchönere gefärbte Schüſſelchen. Auch die Rinde iſt nicht gelbgrünlich, ſondern hellgelb. Wie die Verrucaria *flavo-fuſca* cruſtacea obſcure flaveſcens; ſcutellis ſparſis convexis rufeſcenti-fuſcis. Hoffmann a. a. O. Seite 180. n. 27. (Lichen flavo-fuſcus. *Schrad.* Spicil. 86.) ſich von der flavo-vireſcens unterſcheide, kann ich nicht ſagen, da ich die flavo-fuſca nicht kenne. Nach meiner Vermuthung kann es aber nicht weſentlich ſeyn.

20. Verrucaria *vitellina*. Dottergelbe Warzenflechte. Schorfig-rindig, dottergelb, mit gleichfarbigen Schüſſelchen. V. leproſo-cruſtacea vitellina; ſcutellis concoloribus. Hoffmann a. a. O. Seite 197. n. 67. — An Bretern und Balken. Von dieſer Art giebt es eine Varietät, die man an Steinen und Felſen findet. Sie iſt faſt ganz ohne Rinde, und hat zerſtreut ſitzende, ſehr kleine und ſehr ſchön dottergelbe, etwas ausgehöhlte, geränderte Schüſſelchen. Dieſe nennt Hoffmann Verrucaria aurelia.

21. Verrucaria *cruenta*. Kochgeſprengte Warzenflechte. Dickrindig, kalkartig, warzig erhaben, mit Riſſen, gelblich; die Schüſſ

flach-erhaben, gerändert, blutroth. V. crustacea tartarea rimoso-verrucosa flavescens; scutellis plano-convexis marginatis cruentis. Hoffmann a. a. O. Seite 198. n. 69. Lichen ventosus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. n. 9. An Felsen auf Gebirgen. Man findet damit Stellen von einigen Fußen in die länge überzogen. Die Rinde besteht aus lauter rundlichen, durch Risse getrennten Höckern von gelblicher Farbe. Zwischen diesen sitzen die flacherhabenen etwas großen blutrothen Schüsselchen. Es ist eine der schönsten Warzenflechten. Die rothe Farbe hält sich bey dem Exemplaren, die man in Sammlungen aufbewahrt, aber nicht, sondern wird braun.

22. Verrucaria *geographica.* Landcharten-ähnliche Warzenflechte. Rindig, würfelicht-gerissen, gelblich; die Schüsselchen nieder gedrückt, schwarz, genähert. V. crustacea rimosa tessellata flavescens; scutellis depressis nigris contiguis. Hoffmann a. a. O. Seite 199. n. 71. Lichen geographicus. *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. n. 2. Encyclopädie Theil XIV. Seite 69. n. 2. Wächst nicht nur auf hohen Felsen, wie es in der Encyclopädie angeführet wird, sondern auch fast auf jedem etwas größeren Feldsteine von härterer Art in Deutschland. Hiermit ist der Lichen atro-virens *Linn.* Spec. Plant. Tom. II. p. 1607. n. 7. nahe verwandt, bey dem die Rinde viel feinrissiger ist. Im Alter verändert sich die gelbe Farbe öfters ins graue.

* * *

Als Anhang zu diesem Aufsatze kann man hier noch ein Paar anderer Gewächse erwähnen, die sonst auch wohl mit zu den Lichenen gerechnet

net wurden und sich durch ihre Anwendbarkeit zur Färberey empfehlen. Das ist

1) ein Staubschimmel-Gewächs, das aus sehr kleinen, durch feine Härchen mit einander verbundenen, hellgelben Kügelchen besteht, die sich an schattigen Felsen nach und nach oft bis zu beträchtlichen Massen anhäufen, die gleich einer weichen, jedoch häufig unterbrochenen Decke die Felsen überzieht. In Deutschland trifft man dieses Gewächs auf dem Harze, dem Thüringer Walde und in andern Gebirgen an. Hoffmann nannte es Lepra flava in seiner Enum. Lich. p. 2. Tab. 1. fig. 4. In den linneischen Schriften ist es mit unter Byssus candelaris begriffen. Von diesem Staubgewächse erhielt Hoffmann, als er es mit Urin kochte, eine ins pfirsichrothe schlagende Zimmtfarbe; mit Zinn-Solution gab es gelblich-zimmtfarben; mit Eisenvitriol eine ins fleischfarbige fallende Mäusefarbe. — Eine Varietät hiervon, die häufig an alten Eichen, auch an Balken wächst, aber ihrer Zartheit wegen nicht gut in Menge zusammen gebracht und zu Versuchen angewendet werden kann, beschreibt Micheli in seinem Werke, Nova genera Plant. p. 100. n. 69. und giebt davon folgende Differenz: Lichen crustaceus, arboribus adnascens, tenuissimus, pulverulentus, aureus, colore elegantissimo et immutabili. In wie fern sich diese von dem vorstehenden und von ähnlichen Staubschimmelgewächsen unterscheidet, wird in dem hoffentlich bald erscheinenden Werke Species Fungorum von dem Herrn Persoon näher auseinander gesetzt werden, da der Herr Persoon die ehemahligen linneischen Byssus-Arten nebst vielen neuentdeckten schon in mehrere Gattungen getheilet hat.

2) Ein

2) Ein pilzartiges Gewächs, mit einer weißlichen schorfähnlichen Rinde, und vielen gestielten, fleischfarbenen, rundlichen Köpfchen, das auf etwas feuchtem Heideboden und in Waldungen und auf Gebirgen häufig gefunden wird. Die Köpfchen sind mit dem etwas blasseren Stiele etwa drey Linien hoch. Die Substanz ist fleischicht. Linné nannte es Lichen ericetorum, wozu denn aber noch ein Gewächs mit flachen sitzenden Schüsselchen gerechnet wurde. In dem Supplem. Plant. p. 450. kommt es unter dem Ehrhardtschen Nahmen Lichen Boeomyces vor. Persoon hat es Boeomyces roseus genannt. Dieses Gewächs giebt mit Eisenvitriol und Alaun eine ins aschgraue fallende hirschbraune Farbe.

* * *

Nachdem ich hier das nöthige über einige der merkwürdigsten lichenen gesagt habe, will ich noch etwas von den verschiedenen Meinungen der Botaniker über die eigentliche Art der Fortpflanzung derselben anführen, wovon ich im Vorstehenden nur gelegentlich etwas erwähnete. Linné glaubte, daß die Schüsselchen der Sitz der männlichen Befruchtungs-Organe, und die mehlartigen Körner, die zerstreut auf der Oberfläche, oder in eignen, schüsselähnlichen kleinen Vertiefungen gedrängt beysammen sitzen, die wahren Samen der lichenen seyen, die von jenen, den männlichen, befruchtet würden, und so fort keimen und die Art erhalten könnten. Diese Meinung hat die Erfahrung zum Grunde, daß diese Mehlkörner wirklich fortwachsen, wenn sie von der Mutterpflanze getrennt werden. Reimen läßt es sich damit aber nicht gut, daß manche Arten nun aber so äußerst selten Schüsselchen tragen, ob sie

gleich

gleich immer mit einer groſsen Menge von Mehlkörnern bedeckt sind. Woher sollen diese befruchtet und zur Fortpflanzung ihrer Art tüchtig gemacht werden, wenn es weit und breit kein Exemplar mit Schüsselchen giebt, das sie befruchten könnte?

Hedwig, der durch seine mikroskopischen Untersuchungen so viel Licht über die Fortpflanzungsart der kryptogamischen Gewächse verbreitet hat, unterwarf auch die Lichenen einer genaueren Beobachtung. Seine Wahrnehmungen dabey sind für den Liebhaber der Natur, so wie für jeden, der sich über die innern Einrichtungen der Körper, die uns umgeben, zu belehren wünscht, so weit es mit unsern jetzigen Werkzeugen möglich ist, aber zu interessant, als daſs man seine Resultate nur summarisch hersetzen dürfte, ohne die Umstände, worauf sie sich stützen, mit zu berühren. Ich will deshalb von seiner Theorie in Ansetzung der Lichenen eine umständlichere Uebersicht geben, so etwa wie er sie in der Theoria generationis & fructificationis plantarum cryptogamicarum. Petrop. 1784. p. 120. dargelegt hat. Die mehrsten Flechten (Lichenes) haben auf ihrer Oberfläche auſser den etwas ausgehöhlten Schüsselchen, oder den erhabenen schwammartigen Befruchtungswerkzeugen, dergleichen unter andern die oben erwähnten Strunkflechten statt der Schüsselchen tragen, nach seiner Angabe, nicht nur eine mehlartige Masse, die öfters in eignen, etwas ausgehöhlten Vertiefungen befindlich ist, sondern auch noch gewisse etwas hervorragende Puncte, die sich als verschieden von der übrigen Substanz auszeichnen. Wenn man genau auf alles achtet, findet man, daſs diese Puncte

nicht nur eher als die Schüsselchen zum Vorschein kommen, sondern, daß sie auch von viel einfacherem Baue und kürzerer Dauer als die Schüsselchen sind. Dieses ergiebt sich unter andern bey der genaueren Untersuchung des Lichen ciliaris *Linn.* (Lobaria ciliaris. *Hoffm.*) wo einige Exemplare Schüsselchen und solche kleine warzenförmige Puncte, andere bloß die letzteren tragen. Beyde nun, die Schüsselchen, so wie die Warzenpuncte, nehmen von einem deutlich auf der Oberfläche hervorstehenden Knötchen ihren Ursprung. Das Knötchen, welches in der Folge ein Warzenpunct bleiben soll, bekommt bald auf seiner Spitze einen braunen Fleck, der in der Folge schwärzlich wird. Wenn man eins dieser letzten Knötchen, ehe es braun zu werden beginnt, senkrecht durchschneidet, so zeigt sich zwischen den gemeinschaftlichen äußerst zarten Gefäßen des Pflänzchens ein besonderes unter der Spitze dieses Knötchens liegendes Behältniß sehr deutlich, welches bald ein, bald zweyfächerich, und mit einer körnichten Masse angefüllt ist. Diese körnichte Masse findet man aber nicht mehr, sobald das Knötchen an seiner Spitze den schwarzen Fleck annimmt, welches gewiß eine Oeffnung zum Durchgange derselben ist, sondern an deren Stelle bemerkt man etwas gallertartiges, welches hernach indessen auch vertrocknet und verschwindet, so wie das schwarzgewordene und verhärtete Warzenpünctchen selbst. Alles dieses geht in kurzer Zeit vor sich. Ein solcher Warzenpunct aber, der sich in ein Schüsselchen entwickeln wird, unterscheidet sich sogleich durch ein immer am Wachsthume zunehmendes grünes Grübchen. Wenn man ein solches senkrecht durchschneidet, bemerkt man unter demselben halbkreisförmige Streifen, die

gleich-

gleichſam von dem Mittelpuncte des Grübchens auslaufen, von den übrigen in der Subſtanz enthaltenen Theilen aber unterſchieden ſind. Das Grübchen ſelbſt gewinnt endlich in ſeiner Mitte eine Oeffnung, welche ſich von Tage zu Tage immer mehr erweitert. Der Boden innerhalb dieſer Oeffnung erſcheint zuerſt röthlich, wird in der Folge aber immer dunkler. Endlich hebt ſich dieſes Grübchen zu einem wahren Schüſſelchen (ſcutella) empor, welches bald ganz ſtiellos iſt, bald auf einem kurzen Halſe oder Stiele ſitzt, mit einem deutlichen bald gekerbten, bald ungekerbten Rande umgeben, und deſſen etwas ausgehöhlte Fläche im feuchten Zuſtande ſchwarz, im trocknen aſchgrau oder beynahe weiß iſt. Wenn man nun aus einem ſolchen Schüſſelchen durch ein Paar ſenkrechte Schnitte ein zartes Stückchen herausnimmt, und daſſelbe in einem Tropfen Waſſer unter dem Mikroſkope unterſucht, ſo entdeckt man gleich unter der ſchwarzen Kruſte (oder der Haut, die die Fläche des Schüſſelchens überzieht) zwiſchen äußerſt feinen Streifen, die unterwärts wie durch eine Linie von der übrigen Subſtanz getrennt ſind, ſchwarze, in einer kleinen Säule zuſammen gedrängte Körner, die gleichſam in eignen Fächern liegen. Dieſe heraus genommen, und unter ſehr ſtarker Vergrößerung betrachtet, erſcheinen als eyrunde Körper, die in der Mitte durch eine tiefeingehende Querfurche getheilt, und gleichſam zweyköpfig ſind. Hiernach wird jedermann nun in den, ſich mit einem ſchwarzen Puncte endigenden Würzchen die männlichen Geſchlechtstheile, in den zum Schüdchen aber herangereiften die weiblichen erkennen müſſen, ſo wie in den, in denſelben verborgen liegenden Körnchen die wahren Saamen, oder die befruch-

Urstoffe der künftigen Flechte. Da überdieß alle Flechten, die eigentliche Schüsselchen tragen (die Lichenoides und Usneae *Dill.*) sowohl in Hinsicht ihrer Vegetation als Inflorescenz mit einander überein kommen, so liegt am Tage, daß man jene körnichten mehlartigen, keiner Art fehlenden Theile, es mögen selbige nun in der Substanz der Pflanze verborgen liegen, (wie es bey dem Lichen ciliaris der Fall war,) oder außerhalb derselben sich befinden, (wie bey Lichen farinaceus und andern,) für wahre männliche Zeugungsorgane halten müsse. Auch in Hinsicht ihres Baues haben sie alle Aehnlichkeit mit ähnlichen Organen, denn es zeigt sich unter dem Vergrößerungsglase, daß sie aus lauter kleinen Bläschen zusammen gesetzt sind. Doch variiren sie in Hinsicht ihres Standortes sehr. Bald kommen sie an den aufgetriebenen Spitzen der Blattlappen hervor, wie beym Lichen physodes, bald sitzen sie am Rande, wie beym Lichen farinaceus, fraxineus, oder sie sitzen auch auf der Oberfläche des Blattes selbst, wie bey Lichen pulmonarius, aphthosus &c. Ja zuweilen bilden sie kleine schüsselförmige Kreise, z. B. bey Lichen stellaris und andern. So finden auch in Ansehung der Form der Schüsselchen, der feinen Haarsäulchen, die die Samen enthalten, und der Samen selbst allerley Unterschiede Statt. Vielleicht zerfällt die ungeheure Gattung der Flechten dann in mehrere Gattungen, wenn uns anhaltendere Beobachtungen hierüber mehr Aufschluß geben. Auch lassen sich dann vielleicht verschiedene Arten, die man jetzt getrennt hat, wieder verbinden.

Diese Hedwigsche Angabe hat nun zwar in so fern unverkennbare Vorzüge, daß sie die Natur

tur und die Beſtimmung der Schüſſelchen näher beleuchtet, und faſt keinen Zweifel übrig gelaſſen hat, daß in dieſen nicht wahre Samen gebildet werden ſollten. Gleichwohl läßt ſich von einer andern Seite aber manches, wie es ſcheint, mit Grunde dagegen einwenden. Eines Theils tritt auch hier, wie bey der linneiſchen Theorie, nur umgekehrt, das Unverhältniß ein, daß einige Arten faſt immer nur mit Mehlkörnchen, oder nach ihm mit männlichen Befruchtungsorganen, aber äußerſt ſelten mit Schüſſelchen, oder den weiblichen verſehen ſind. Wozu ſoll dieſer große Aufwand von Organen dienen, wenn keine anderen da ſind, mit denen ſie in zweckmäßiger Beziehung ſtehen; und noch mehr, wie können dieſe Arten ſich ſelbſt erhalten, wenn ſie immer nur männliche Blüthen hervor bringen, die nach der Analogie im ganzen Pflanzenreiche allein keinen Samen tragen? Andern Theils ſind die wirklichen Erfahrungen, wenigſtens ſehr aufmerkſamen Beobachtungen mehrerer Naturforſcher, als des Micheli, Dillen, Schmidel, Schreber, Hoffmann da, denen zu Folge aus dieſem mehlartigen Staube, womit die Lichenen bedeckt ſind, wieder neue Pflanzen ähnlicher Art aufwachſen, ſo daß er alſo kein männlicher, ſo genannter Samenſtaub, (pollen) ſeyn kann. Schreber ſah unter andern in der Nähe von ältern Lichenen eine Menge junger Pflanzen aufkeimen, die in eben der Richtung hervor kamen, wie das Regenwaſſer die Mehlkörnchen von der Mutterpflanze mit ſich weggeführt hatte; und um den Lichen vulpinus, der bekanntlich ſo ſehr ſelten Schüſſelchen trägt, *) dafür aber auch ganz mit einem

*) Daß er Schüſſelchen trägt, und wie dieſe geſtaltet ſind, habe ich eben unter Lichen vulpinus geſagt.

leicht abfallenden Mehlstaube bedeckt ist, sah ich gewöhnlich eine unzählbare Menge junger Pflanzen hervorkommen, wenn ich in der Nähe auch kein Exemplar mit Schüsselchen bemerkte. Diese jungen Ansätze zeigten sich immer in den Richtungen am gedrängtesten, wo der Zug der Lüfte, in Verbindung mit der Schwere der Körnchen selbst, sie am leichtesten hatte hinführen können.

Es scheint demnach so viel gewiß zu seyn, daß wenigstens die Mehlkörnchen der lichenen keine männliche Befruchtungsorgane, sondern solche Theile sind, die eben so wie die vollkommenen Samen, wenn sie von der Mutterpflanze getrennt werden, keimen, fortwachsen, und ein neues Individuum der Art begründen können. Solche Theile hat man auch bey mehrern größeren Pflanzen entdeckt. Bey dem Lilium bulbiferum, und der Dentaria bulbifera sitzen sie wie kleine grüne Knollen in den Achseln der Blätter; bey mehreren Arten der Gattung Allium im Grunde der Dolde. Bey den Laubmoosen (Musci) sind sie, wie bey andern kryptogamischen Gewächsen gemein, und sind bey den Botanikern überhaupt unter dem Nahmen Fortsätze (nach Willdenow), im lateinischen *propagines* (nach Gärtner) bekannt.

Ob die kleinen Warzenpuncte, die Hedwig bey dem Lichen ciliaris sah und untersuchte, auch Fortsätze, oder von den Mehlkörnern, die auf der Oberfläche sitzen, verschieden seyen, läßt sich noch nicht entscheiden. Wenn man sie indessen auch nicht für männliche Befruchtungsorgane sollte erkennen können: so würde dieses den Naturforscher nicht befremden, da in der Structur der Schüsselchen selbst vielleicht solche Vorrich-

richtungen getroffen seyn mögen, daß nicht nur der weibliche Eyerstock darin hervorgebracht, sondern auch eine männliche Samenfeuchtigkeit abgesondert werde, diesen zu befruchten, und die Urkeime der künftigen Pflänzchen zur Entwicklung aufzureitzen, oder eigentlich sogenannten Samen zu erzeugen. Dieser Fall ist wenigstens in der Natur nicht unerhört, und man hat ihn bey einigen Seegewächsen besonders aus der Gattung Fucus mit Zuverlässigkeit beobachtet, und daher für solche und ähnliche schon den Nahmen Plantae aphroditae in Vorschlag gebracht, welches demnach solche Pflanzen sind, die zwar wahren Samen tragen, und also männliche und weibliche Functionen voraussetzen, wo die männlichen und weiblichen Geschlechtstheile sich aber nicht abgesondert von einander befinden, sondern in einem Behältnisse mit einander verbunden sind, so daß ihre Functionen in dem Uterus selbst vor sich gehen.

Zu welcher Art der Fortpflanzung die oben bey Gelegenheit der Haarflechten erwähnten, besonders von dem Herrn Medicinal-Rath Schrader der Aufmerksamkeit empfohlnen Tuberkeln gehören, läßt sich noch nicht bestimmen, so lange das Mikroskop hierüber noch kein licht verbreitet hat. Eine sonderbare Erscheinung sind sie immer, und ich besitze unter andern auch von solchen Haarflechten, die sonst äußerst sparsam Schüsselchen tragen, aus den Gebirgen des südlichen Deutschlandes Exemplare, die mit zahlreichen Tuberkeln besetzt sind, wenn ich auch kein Schüsselchen daran entdecke.

So wie man mit Recht die Wege bewundert, auf denen sich die lichenen fortpflan

so dringt sich vielleicht noch die Frage auf, ob diese Pflanzenfamilie wirklich so wichtig sey, daß die Natur für ihre Vermehrung und Erhaltung so sehr hätte sorgen müssen? — Solche Fragen lassen sich zwar nicht nach ihrem ganzen Umfange beantworten, weil wir immer nur einen kleinen Theil von dem Plane der Natur, wenn man sich so ausdrücken darf, zu übersehen vermögen. Was die mehrsten größeren Arten betrifft, so ist dasjenige, was im vorstehenden von ihrem bis jetzt schon bekannten Nutzen gesagt wurde, indessen vielleicht hinreichend genug, ihr Daseyn zu rechtfertigen, besonders wenn man dabey noch erwägt, daß diese Pflanzen ohne Sorge des Menschen, und an solchen Stellen, die ohnehin kein anders Gewächs bewohnen kann, hervorkommen. Wenn die Frage aber auf solche Arten geht, deren Nutzen bis jetzt noch weniger in die Augen leuchtet, die ihrer Kleinheit wegen zum Theil auch wohl nie einen unmittelbaren Einfluß auf das Wohl der Menschheit haben möchten: so kann man eben das antworten, was man zur Entschuldigung der sogenannten Unkräuter sagt, von denen uns zur Zeit noch kein Nutzen bekannt ist: daß die Natur ja nicht bloß für den Menschen, sondern auch für so viele andere animalische Wesen, wenn diese zum Theil auch nur zu den Mikroskop-Thierchen gehölen, Nahrung und Obdach bereiten mußte, da sie zur Vollkommenheit des Ganzen nothwendig sind. Und von diesen finden viele auch an den Flechten dasjenige, was sie bedürfen, und ohne das ihre Existenz, nach der ihnen einmahl gegebenen Organisation beschränkt, oder wohl unmöglich seyn würde. Aber auch ohne unmittelbare Beziehung auf die animalische Schöpfung scheint

den

den lichenen ein beträchtlicher Einfluß auf das Wohl des Ganzen zu gebühren. Durch die Eigenſchaft ihrer vom Winde herum getriebenen Samen, ſich an kahlen Felſen anzuſaugen, da zu keimen, zu wachſen und ſich immer mehr auszubreiten, ſind ſie ein zweckmäßiges Werkzeug in der Hand der Natur, ſolche Stellen in der Schöpfung zu bekleiden und gleichſam urbar zu machen, die durch die Kräfte größerer Revolutionen von der Decke der mütterlichen Erde entblößt wurden. Sie vermodern an dem Felſen; ſie keimen wieder auf; ſie nehmen überdies nach und nach noch allerley Theile aus dem Staube an. Dadurch entſteht mit der Zeit eine Rinde vegetabiliſcher Erde, die geſchickt wird größeren heilſamen Pflanzen zur Wohnſtelle zu dienen.

Wer kann überdies die Einflüſſe berechnen, die das zahlreiche Heer der lichenen auf die Atmoſphäre hat, beſonders in den feuchten Tagen des Herbſtes, Frühlings und Winters, wo ſie am üppigſten vegetiren, wo die grünbelaubten Gewächſe aber blätterles ſind, oder gar in Verweſung gehn. Ja die letzten Striche um den Pol, ſo wie an dem ewigen Schnee der Gebirge, würden endlich ohne die lichenen faſt ganz pflanzenleer ſeyn, da die ſtarrende Kälte die Erregſamkeit der vollkommeneren Organiſationen in dem Verhältniſſe der Annäherung zum Pol immer mehr unterdrückt. Die Zauberhand der Natur winkte indeß die Schaaren der lichenen hervor, um dieſe öden Gegenden zu bekleiden, und nach Möglichkeit zu beleben, und gab ihnen deßhalb einen einfacheren Bau und ein härteres Gewebe der Fibern, daß ſie von dem rauhen Klima nicht angegriffen werden, ſondern gerade für dieſes beſtimmt ſeyn möchten.

Wenn der Naturforscher daher im tiefen Norden oder auf großen Höhen der Gebirge sich nun auch vergebens nach den Gräsern und Blumen der milderen Striche umsieht: so entdeckt sein Auge dafür eine nicht minder anziehende Schöpfung von buntgefärbten und mannigfaltig gestalteten Flechten, die den dürren Boden und die nackten Felsen um ihn schmücken, und er muß es eingestehen, daß unser Planet auch hier nicht ohne Schönheit und ohne Gegenstände der Bewunderung ist.

Als Schriften, die sich ganz oder zum Theil mit den Lichenen beschäftigen, oder worin über diese Pflanzenfamilie bemerkenswerthe Aufsätze vorkommen, kann man hier noch folgende anführen:

Jacob Dickson fasciculus plantarum cryptogamicarum Britanniæ. Fasc. I. — III. London 1785. seq. in 8. (Der vierte Fascikel wird nächstens erscheinen.)

Beyträge zur Naturkunde und den damit verwandten Wissenschaften von Fried. Ehrhardt. 1 — 7 Band. Hannover 1787 — 1792. in 8.

Carol. Godofredi Hagen Tentamen Historiæ Lichenum & præsertim Prussicorum. Regiomonti 1781. in 8.

Enumeratio Lichenum iconibus & descriptionibus illustr. a Georg. Franc. Hoffmann. Erlang. 1785. in 4.

Descriptio & adumbratio Plantarum e classe cryptogamica Linnæi, quæ Lichenes dicuntur. Vol. I. II. III. Lipsi. 1790. 1794. 1799. Fol.

Deutschlands Flora, oder botanisches Taschenbuch. Zweyter Theil. Für das Jahr 1795. Kryptogamie. Von Georg Franz Hoffmann. Erlangen bey Palm. — welches oben bey der Beschreibung der Lichenen zum Grunde gelegt ist.

Memoires sur l'utilité des Lichens, dans la medecine et dans les arts. A Lyon. 1787. Hierin sind außer der oben öfters angeführten Abhandlung vom Herrn Professor Hoffmann, Commentatio de vario Lichenum usu, noch einige andere, als vom Herrn

Amo-

Amoreux und Willemet enthalten, die aber an Genauigkeit und Menge der eignen Erfahrungen der Hoffmanniſchen nicht gleich kommen, welches auch die Academie der Wiſſenſchaften zu Lyon erkannte, indem ſie der Hoffmanniſchen den erſten Preis zugeſtand.

N. I. Jacquin Collectaneæ ad Botanicam, Chemiam & Hiſtoriam naturalem ſpectantia. Vol. I. — IV. Vindob. 1786 — 1790. 4. worin Beſchreibungen und Abbildungen ſeltener Arten von dem Herrn Abt Wulffen in Klagenfurth vorkommen.

Hen. Ad. Schrader Spicilegium floræ germanicæ. Pars prior. Hannoveræ 1794. in 8.

Syſtematiſche Sammlung kryptogamiſcher Gewächſe. Herausgegeben von H. A. Schrader. Erſte und zweyte Lieferung. Göttingen 1796. 1797. — Die zweyte Lieferung enthält die Lichenen.

Schreber Spicilegium floræ Lipſicæ. Lipſ. 1771. in 8.

Weber Spicilegium floræ Gœttingenſis. Gothæ 1778. in 8.

Weiſs Plantæ cryptogamicæ floræ Gœttingenſis. Gœtt. 1770. in 8.

Uebrigens hat ſich der Herr Doctor Acharius in Schweden ſchon ſeit einiger Zeit mit einer Lichenographia Sueciæ beſchäftigt, die nun bald erſcheinen wird, und von der ſich zur näheren Beſtimmung der zweifelhaften Arten viel erwarten läßt, da der Herr Acharius ſchon als ein groſſer Kenner der Flechten bekannt iſt. Er wird den Nahmen Lichen für alle Arten beybehalten, ſie aber in mehrere Unterabtheilungen theilen, die die Nahmen Lepraria, Verrucaria, Opegrapha, Placodium u. ſ. w. führen ſollen. Auch die ausländiſchen ſollen nicht ganz übergangen werden.

Liechfield, iſt eine kleine Stadt in der landſchaft Staffordſhire, in England. Ihr Biſchof gehört unter den Erzbiſchof von Canterbury, und es iſt dieſes Bißthum mit dem zu Coventry vereinigt worden. Der Ort iſt wohl gebauet, enthält etwas über 3000 Seelen, und verfertigt viel Segeltuch und Sattelbecken. Er iſt der Sitz

des berühmten Dr. Johnson. Das Haus Lee führt seit 1672 den gräflichen Titel davon.

Lichi, und von den Portugiesen Lichias genannt, ist nach Jablonski's allgem. Lex. der Künste und Wissenschaften ꝛc. von neuen durchgesehen, verbessert und stark vermehrt von Johann Joachim Schwaben, Königsberg und Leipzig 1767, eine Frucht, die in China, vornähmlich in der Landschaft Fokien wächst. Der Baum ist nach der Beschreibung hoch und stark, sein Laub den Lorberblättern gleich, die Frucht hängt an den Spitzen der Zweige büschelweise an etwas langen Zweigen beysammen. Sie ist in der Größe einer wälschen Nuß, wie ein Herz gestaltet, und wenn sie reif ist, purpurfarbig, welches sehr angenehm ins Auge fällt. Die Haut ist etwas rauh, aber nicht stark, und kann mit der bloßen Hand abgenommen werden. Das Fleisch ist weiß, voll Saftes, am Geruche wie eine Rose, sehr wohlschmeckend, und zergeht im Munde, wie Zucker. Es wird davon jährlich eine gewisse Menge durch bestellte Boten nach dem kaiserlichen Hoflager gebracht.

Es ist mir nicht möglich gewesen, eine nähere Bestimmung von dieser sehr vortrefflich scheinenden Frucht geben zu können, indem der Baum nicht näher beschrieben worden, und ich in meiner Büchersammlung durchaus unter dem Nahmen Lichi sonst nichts auffinden konnte. Vielleicht kann diese Pflanze (wenn die Frucht so existirt als sie hier beschrieben worden,) zu dem Pfirsichgeschlechte gehören. — Indessen, ich will diese Untersuchung gelehrtern Naturforschern überlassen, doch mit dem Wunsche: wenn dieser Baum, und also auch diese Frucht wirklich so existiret, als sie

Ja-

Jablonski angegeben, daß man bald ſuche, ſolchen auch (wenigſtens in unſern Glashäuſern) einheimiſch zu machen.

Lichnis; ſ. Lychnis.

Licht, iſt ein Adjectivum und Adverbium, in den Graden lichter und lichteſte, welches faſt in allen ſeinen Bedeutungen, nur im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart üblich iſt, dagegen die edlere dafür hell gebraucht.

Man nimmt dieſes Wort erſtlich eigentlich, wo es ſo viel heißt, als eignes Licht habend, hell, z. B. die lichte Sonne, lichte Flamme und d. gl. dann auch, von einem fremden Lichte erleuchtet, als, der lichte Mond, die lichte Wolke, der lichte Morgen. Bey lichtem Tage, wo man im gemeinen Leben um des Nachdrucks willen, auch wohl noch das hell hinzu zu ſetzen pflegt, als, es iſt ſchon heller lichter Tag u. ſ. w. Zweytens figürlich, und hier braucht man dieſes Wort bey den Farben für hell. Lichte Farben im Gegenſatze der dunkeln. Lichtbraun, lichtroth, lichtblau, für hellbraun, hellroth, hellblau u. ſ. w. Man ſagt ferner, ein lichter Kopf, von einem ſolchen, welcher viele deutliche und klare Begriffe hat, oder fähig iſt, bald deutliche und klare Begriffe von einer Sache zu bekommen.

Wieder in einem andern figürlichen Sinn nimmt man das Wort lichte für weit, weitläuftig, doch nur in einigen Fällen des gemeinen Lebens; z. B. lichte Maſchen, bey den Fiſchern und Jägern, weitläufige Maſchen, welche große leere Zwiſchenräume haben. Daher iſt bey den Jägern der lichte Zeug eine allgemeine Benennung, ſowohl der Garne und Netze, als auch der Tuch- und Federlappen, zum Unterſchiede von dem ſtaf-

Fen

Zeuge, wozu die Tücher und Plahen oder Planen gerechnet werden. Im Forstwesen ist ein lichtes Holz, ein lichter Wald ein solcher, worin die Bäume sehr weitläufig stehen. Einen Wald licht machen, die Bäume herausschlagen. Daher werden auch die Laubhölzer im Forstwesen lichte Hölzer genannt, weil die Bäume in solchem weitläufiger stehen, und folglich auch mehr Licht durchlassen, als in den Nadelhölzern, welche daher auch Schwarzholz, Schwarzhölzer, oder finstere Hölzer heißen. Auch sagt man das Lichte, und versteht darunter sowohl einen abgetriebenen Schlag, als überhaupt einen freyen nicht mit Waldungen bewachsenen Platz.

Noch ist in der Baukunst die Redensart im Lichten, und man sagt dies von einer Sache, wenn man ihre Weite angeben will, ohne zugleich die Einfassung oder Wand mit darunter zu begreifen; so sagt man z. B. ein Fenster ist im Lichten 7 Fuß hoch und 3½ Fuß breit: im Zimmer ist im Lichten 12 Fuß hoch, und 24 Fuß breit u. s. w.

Licht, (das) ist in mancher Hinsicht ein Wort welches in verschiedenem Verstande, verschiedenen Verhältnissen und Bedeutungen genommen wird. Beym Isidor und Kero lautet es Lecht, bey dem Ottfried und im Tatian Licht, im Niedersächsischen Liecht und Licht, im Angelsächsischen Lecht, im Englischen Light, bey dem Ulphilas Ljuhath, im Wallisischen Llug. Andere Sprachen stoßen den Hauchlaut ganz aus, wie das lettische Luti, und noch andere lassen dieses t in den verwandten Zischer übergehen, wie das dänische Lius, Lys, das schwedische Ljus und isländische Lios. Das lateinische Lux hat sowohl

den

den Hauch: als Zischlaut. Es ist dieses ein sehr altes Wort, welches nach Hrn. Adelung mit dem Zeitworte leuchten, zu dem großen Geschlechte der Wörter Blitz, Glanz, gleißen, bleich, blaß, blinken, blaß, Lohe, Blick, lugen (sehen,) und hundert andern gehöret, wohin auch die lat. lucere; diluculum der zweyten Sylbe nach, das griechische λευκος, bleich, λυχνος, lucerna, λυκη, die Morgendämmerung u. a. m. zu rechnen sind. Diederich von Stade bemerkt, daß in der alten Zürichschen Bibel, und zu seiner Zeit häufig das Wort licht Liecht geschrieben worden sey, leitet eben dieses Wort aber aus der dänischen und schwedischen Sprache her. In dem Cod. argent. kommt das Diminutivum von Liuhath, licht, vor, welches Hiob XII. 5. Liugan, lichtlein, gegeben worden ist. Daß Ottfried aber wohl nicht das Wort Licht, wie ich oben nach Hrn. Adelung angeführt, gebraucht habe, (welches vielleicht ein Druckfehler in Hrn. Adelungs grammatisch kritischem Wörterbuche seyn kann,) sondern vielmehr Liohr, glaube ich aus Ottfried I. 12. 2. darthun zu können, wo die Stelle: sie wurden erleuchtet von einem himmlischen lichte, vurtun sie inliuhte fon himilisgen liohte gegeben worden ist.

Ueberhaupt ist das Wort Licht aber die allgemeine Benennung desjenigen, was helle macht oder leuchtet, und uns also in den Stand setzet, die Dinge welche um uns sind, zu sehen; (Man sagt: das Licht der Sonne — des Mondes — der Sterne, einer Fackel, Kerze oder Lampe u. s. w. 1 Mos. 1. v. 16. wird die Sonne ein Licht genannt, das den Tag regieret, und der Mond ein Licht das die Nacht regieret) oder dasjenige We-

sen,

sen, vermittelst welches durch das Auge die Empfindung des Sehens hervorgebracht wird, nennt man Licht, oder Lichtmaterie, (lux, lumen, materia lucis) und sie kann von keinem andern Sinn, als dem Sinne des Gesichts empfunden werden, und unterscheidet sich dadurch schon vom Stoffe der Wärme. Eine Folge des Daseyns des Lichtes ist die Helligkeit, und man versteht nach Hrn. Achards Vorlesungen über die Experimentalphysik: Berlin 1791, Th. 1. S. 168, unter Helligkeit den Zustand der Körper, der sie geschickt macht, von unsern Augen gesehen zu werden; der Zustand hingegen, in welchen sie dazu unfähig sind, nennt man Dunkelheit, woher diese eine Folge des Mangels der Lichtmaterie ist.

Alle Naturkundigen sind darin einig, daß dasjenige, welches irgendwo Klarheit und Helligkeit verbreitet, eine wahre Materie sey; was für eine Materie aber, und wie sie sich, an dem Orte, wo sie sich spüren läßt, befindet, ist eine Frage, worüber die Meinungen der Gelehrten sehr getheilt, und woher so manche besondere Hypotheſen entstanden sind. Den Ursprung des Lichts leiten die Gelehrten von der Schöpfung her, und die bibliſchen Philoſophen erklären ihn, nach der Schöpfungsgeſchichte, welche Moſes aufgezeichnet hat. Dieſer meldet im ersten Buche 1 Cap. 1. v. 3. daß Gott am ersten Tage das Licht erschaffen, indem er gesagt: es werde Licht, worauf Licht, Morgen und Abend entstanden, welches der erste Tag gewesen; weil er aber v. 14 meldet, daß am 4ten Tage erst die Sonne erschaffen worden; so ist eine Frage entstanden: wie Licht, Morgen und Abend, ohne die Sonne die Gott nach der Beſchreibung Moſis erst am vierten Tage erschaffen, hät-

hätten ſeyn können? Dieſerhalb meinet Whiſton in ſeiner nova telluris theoria, die Sonne wäre ſchon vor der ſechstägigen Schöpfung, welche Moſes beſchreibet, erſchaffen geweſen, und es wäre demnach in dieſer Frage keine Schwierigkeit. Denn, er will behaupten, daß Moſes weiter nichts, als die Bildung unſerer Erde beſchrieben habe; und wenn es v. 16 hieße: Gott machte zwey große Lichter, ſo müſſe das עשה in plusquamperfecto verſtanden werden: und Gott hatte zwey große Lichter gemacht, folglich habe nach ſeiner Meinung das vierte Tagewerk darin beſtanden, daß Sonne, Mond und Sterne auf Erden ſichtbar geworden. Denn obwohl das Licht der Sonne durch die Luftkugel ſchon am erſten Tage einiger Maßen durchgedrungen, ſo ſey doch dieſer Körper nicht die ganze Zeit über ſichtbar geweſen. Allein, gleich wie das יהי im 6ten Verſe, da es heißt יהי רקיע es werde eine Feſte, nicht einmahl von Whiſton, durch ein bloßes Erſcheinen erkläret werden kann, ſo kann im 14ten Verſe das יהי מאורת unmöglich ein bloßes Erſcheinen der Sonne, Mond und Sterne bedeuten, zumahl, da weder Menſch noch Vieh auf Erden geweſen, welchen dieſe Lichter am vierten Tage zuerſt hätten erſcheinen können.

Treuner in colloquio de lucis primigeniae cauſis, antwortet auf die obige Frage alſo: das Licht ſey dadurch entſtanden, da Gottes allmächtige Hand die himmliſche Materie unmittelbar beweget, und hierdurch auf der ganzen Erde Licht gemacht; als aber dieſe Bewegung des Aethers wieder aufgehöret, ſey darauf auf der ganzen Erde Nacht geworden. — — Nach Walchs Meinung iſt die Sonne in der Natur die Quelle des Lichts, und diejenigen Körper können ei

Licht durch den Schein von sich geben, in welche die Natur feurige Theile geleget hat. *) Diese Erklärung hinkt aber auch, wie die mehrsten der alten Philosophen.

Die Historie des Himmels, darin vom Ursprunge der Abgötterey und von den philosophischen Irrthümern über die Entstehung des Weltgebäudes und der ganzen Natur gehandelt wird, nach der neuen Französischen Ausgabe übersetzt, Leipzig und Breßlau 1764. legt freylich auch, da sie vom Ursprunge des Lichts redet, die biblische Schöpfungsgeschichte zum Grunde, allein schon mit mehrerer Bedachtsamkeit. Es heißt daselbst im Th. 2. S. 293. fgg. wie folget:

— — Wer kennet die Sonne und das Feuer so genau, daß er behaupten darf, Licht und Farben die er eben so wenig kennet, seyen ein Ausfluß dieses Gestirns; und das Licht werde unaufhörlich von ihm erzeuget? Ein solcher Lehrsatz ist noch dunkeler, als die Erzeugung der magnetischen Kraft aus einer geheimen Eigenschaft. Die Sonne sowohl, als eine Feuerflamme stoßen uns das Licht zu, davon die Welt voll ist, und das Licht läßt uns die Sonne und die Flamme sehen, die es uns zusenden. Allein gleichwie die Sonne kein Werk des Lichts ist, so ist auch das körperliche Licht keine Wirkung der Sonne. Das Licht, welches alle Zeit uns zu erleuchten bereit ist, sobald ein wenig Feuer es regen wird, braucht nicht erst die Sonne zu erwarten, um zu uns zu kommen, es ist vor ihr schon um uns her, gleich wie die Luft da ist, wenn auch der Glockenschlag sie nicht bis an das Ohr reget und führet. Es ist viel lächerlicher, vorzugeben, die Sonne erzeuge alle Augenblick das Licht, und erfülle in jedem Nu die unendlich weiten Sphären die es erleuchtet, als zu behaupten, die Glocke erzeuge die Luft, die in meinem

*) Man kann hierüber auch Wiedeburgs Disput. de lucis primigenia. Jen. 1721. nachlesen.

nem Ohre klingt, weil sie die bis zu mir treibet. Aus dem allemahligen Uebergange des Tones vom Stockenthurme bis zu meinem Ohre wird wohl niemand schließen, daß die Luft vom Thurme wegache, und zu mir komme; sondern, daß die im Thurme bewegte Luft an die nächste anstößt, und diese weiter fort, also, daß die Luft an ihrem Orte bleibt, der Stoß aber allein weiter fortgepflanzt wird. Und obgleich das Licht der Sonne in sieben Minuten zu uns kommt, so wird doch daraus niemand schließen, das Licht gehe von der Soune weg, und fließe und wälze sich bis zu uns. Es ist da kein Ausfluß, sondern ein Stoß, eine Welle, ein allmähliger Druck, der von der Sonne oder Glocke nichts wegführt, sondern sich den nächsten daran stoßenden Körpern mittheilt, und also nach und nach bis zu uns kommt. Luft und Licht aber sind keine Ausflüsse der Glocke oder der Sonne, welche sie rege machen. Eins geht das andere nichts an. Die Luft ist vorhanden, ehe die Trompete sie erreget und klinget; und das Licht ist vorhanden, ehe es durch Flamme des Feuers im Gleichgewicht gestöhret wird, und leuchtet.

Im Verfolg dieser Historie des Himmels, läßt sich der Verfasser auch noch weiter über die Natur des Lichts ein. Seine Ideen, so wie seine Erklärung der Schöpfungsgeschichte, sind zwar etwas hart, und wenig übereinstimmend, mit den neueren Entdeckungen im Fache der Geologie und Sternkunde; sie mögen hier indeß als ein Beyspiel stehen, mit welchen Behauptungen vordem der größte Theil der biblischen Philosophen zufrieden war. Es heißt Seite 309. ferner:

Mit den himmlischen Sphären verhält es sich eben so wie mit der Erde, sie waren gemacht, denn der Himmel, daraus sie bestehen, war geschaffen. Gleich wie aber unsere Erde nicht wohnbar, also waren die Sphären noch nicht Sterne. Es waren noch finstere, unförmliche Massen. Das Licht war noch nicht und sie bringen es nicht hervor. Der Lichtkörper

sich konnte schon geschaffen seyn obgleich weder Sonne noch Mond waren; wofern der Stoff, woraus Gott diese großen Kugeln schaffen wollte, gleich wie die Erde, noch nichts war, als ein großer Haufe Elemente, an sich vollkommen zu einem Zwecke zugerichtet, aber noch nicht angebracht. Diese Kugeln konnten schon damahls von ihrem eigenen Mittelpuncte gehalten seyn, und eine die andere unterstützen. Bis hieher aber ist noch alles stumm, unwirksam, erstorben; nirgends wird sich ein Geschöpf zeigen, bis es die Stimme des allmächtigen Schöpfers rufen wird. Durch ihn allein haben sie ihr Wesen, und ihre Bestimmung.

Es werde Licht, sagte er darauf, und es ward Licht; obgleich das Auge noch nicht gemacht war, dem es dienen sollte. Er billiget sein Werk; er betrachtet mit Wohlgefallen, wie unermeßlich, wie schnell, wie vortrefflich es war. Von dem Nun an, da dieser unbegreifliche Ocean des Lichts, der alles durchdringt, und alle Sphären zusammen hält, zu wirken anfängt, rollen alle Sphären; die Welt geht; von diesen Nun an rechne man den Umlauf der Erde, welcher das Maaß zu Tag und Nacht ist. Hier ist aber die Bewegung nicht Meister, nicht Ursache eines neuen Wesens. Der bloße Wille Gottes, der dem Lichte befiehlt, sich zu regen, und den Sphären in diesem fließenden Ocean zu wandeln, bewirket auf einmahl die Bewegung, die Harmonie der ganzen Maschine.

Die Bewegung hat keinen Theil der Maschine gebildet; der Wille, welcher sie alle schuf und in Bewegung brachte, hat die Gesetze, nach welchen sie fortwandeln, auf immer bestimmt.

Gleich wie dies unermeßliche Licht nicht von einer vorgehenden Bewegung kommt, so hat es auch sein Wesen nicht von der Sonne. Es hängt von ihr gar nicht ab, es giebt ihr vielleicht ehe, als daß es von ihr etwas erhielte. Ist die Sonne ein Feuer, das sich immer auszubreiten sucht; so ist das alles erfüllende Licht im Stande, sie zusammen zu drängen, auf alle Seiten zurück zu stoßen, und an ihrem Orte zu erhalten. Als eine zweyte, oder Nebenursache kann das Licht, wo nicht zur Bildung,

doch

doch zu Erhaltung der Sonne beytragen; welche aber keinesweges Licht erzeugen kann.

Hier folgt Seite 315 fgg. noch eine bibliſch richtige Lehre, die ich noch hinzufügen muß, weil es die Sache erfordert, uns aber von der Entſtehung des Lichts freylich nicht viele Belehrung geben kann. Der Verfaſſer ſagt ferner:

Gott ſprach, ſagt Moſes, es ſollten Lichter an der Feſte des Himmels ſeyn, die Tag und Nacht unterſcheiden, und Zeichen der Zeiten, Tage und Jahre abgeben. Von nun an ſchien die Sonne auf die Erde. Der Mond und die Planeten und andere Sterne machten ſich fertig, ihr Licht auf der Seite auszubreiten, wo die Sonne nicht ſchien. Von dieſem Zeitpunct an hat die Erde ihre Lichter, welche die Ordnung der Tage, Geſchäfte und Feſte beſtimmen. — — — — In Moſis Naturlehre iſt ſie der Pflanzen Mutter nicht. Sie waren ſchon den Abend zuvor geſchaffen, und die Morgenröthe iſt um einen Tag jünger als die Blumen.

Wenn wir alles dieſes nun zuſammen nehmen, ſo kommen wir doch nicht weiter, als, wir ſehen in dem unermeßlichen Raume zerſtreute Materien, welche Licht verbreiten. Dasjenige was aus der Sonne ſtrahlt, bringt auf unſerer Erde Wirkungen hervor, welche die Abwechſelungen der Jahreszeiten, der Tage und Nächte, der Klimaten, wiewohl ohne einige Anhäufung, begleiten; wir ſehen auch Licht bey der Zerlegung einer Menge irdiſcher Körper, ſich abſcheiden; und nachdem wir alle dieſe Thatſachen zuſammen genommen haben, können wir in dieſen verſchiedenen Rückſichten zwar beſtimmen, was für Wirkungen nicht haben ohne Zuſatz des Lichtes zu andern Subſtanzen, auf der Erde, und in den bekannten Gegenden des Weltraums, ihr

fang nehmen können; allein, wie das Licht hervorgebracht, und vertheilt worden ist, bleibt ein Geheimniß, welches wir mit unsern eignen menschlichen Fähigkeiten niemahls durchdringen werden. Wir müssen also hier, wenn wir Weise seyn wollen, die Hand auf den Mund legen.

Eine Meinung von der Entstehung des ersten Lichtes, welche zum Theil noch viele Theologen hegen, muß ich noch anführen. Es ist diejenige, welche Wiedeburg (Johann Ernst Basilius) vorgetragen hat.

Die neu entstehende Erde war, nach seiner Hypothese, mit dicken Wolken von Dünsten und trüben Gewässern umgeben. — Kein Sonnenblick konnte auf den Grund der Dunst-Kugel, geschweige denn, des sie umgebenden Meeres dringen. — Die wirksamen Kräfte der Natur hatten aber bereits ihr Werk angefangen, und die Dünste fiengen an sich ihrer Schwehre nachzusenken, der Dunst-Kugel sowohl, als das die Erd-Kugel umwallende Meer zu reinigen. — Beyde diese ihrer Natur nach durchsichtigen flüssigen Materien gediehen durch den Niederschlag der fremden Theile zu einem Grade der Reinigkeit, daß es nun, wenn auch ein ziemlich grauer Tag, doch hell wurde, und ein Zuschauer hier und da etwas auf den Grund würde gesehen — und irgend die Gestalt der Oberfläche der Kugel entdeckt haben. —

Das scheint die so natürliche Auslegung der Mosaischen Worte und diese Gedanken hat Moses (oder hatte er ältere Urkunden, oder Tradition vor sich,) so haben sie deren Verfasser gehabt — wenn man auch schon, in jenen Kinderjahren der Welt,

Welt, und der menschlichen Kenntnisse, nicht gewußt, nicht bedacht, nicht begriffen, woher dies Licht gekommen? Ja! wenn er auch gar in der Einbildung gestanden, die Sonne sey erst nach der ursprünglichen Bildung der Erde, in der vierten Entwickelungs-Periode entstanden. — Die Bühne eröffnete sich damit, daß es hell wurde. Diesen Gedanken kleidet Moses so ein, daß Gott gesprochen, gebothen habe, es werde Licht: und es sey Licht geworden. —

War dieß nicht der natürlichste Eingang, den irgend ein Geschichtschreiber, der die erste Entstehung der Erde und ihre allmählige Entwickelung von Anfang dieser Vervollkommung beschreiben wollte, nehmen konnte? — Die Erde war in ihrer allerersten Bildung ein weicher todter Klumpe, in tiefe Nacht gehüllt. — Endlich wurde sie etwas erleuchtet; aber auch da war nichts auf ihr zu sehen oder zu entdecken.

Diese zuerst mit der neuen Erde vorgegangene Hauptveränderung war würdig und herrlich genug, daß ihr Moses eine eigne Hauptperioden zueignete und sie Epoche machen läßt. — Nach den Gesetzen der Natur ist es nicht künstlicher, nicht weiter ausgesehend, nicht langweiliger, organische, und sogar thierische Körper hervorzubringen, als die Atmosphäre eines ganzen neuen Erdballs zu reinigen, und diesen Erdball der Erleuchtung fähig zu machen. — Gewiß war diese Entwickelung diejenige, die vor den Uebrigen allen voraus gehen konnte und mußte. — Luft und Wasser mußten vor allen Dingen bis zur Durchsichtigkeit gereinigt werden, wenn durch Verbindungen und Auflösungen nur das Mineral-Reich, geschweige denn das Pflanzen- und Thierreich gebildet werden und gedeihen sollte.

Reinigten sich diese beyden großen die Erde umgebenden Elemente, und die Sonne war bereits da, so mußte es natürlicher Weise hell werden. —

Es wird also alles darauf ankommen, ob wir bey näherer Erwägung des sogenannten vierten Tagwerks, irgend gegründete Zweifel finden werden, auf der Hypothese zu beharren: daß die Sonne bereits lange vor demjenigen Zustande der Erde den Moses hier beschreibt, da war und gewirkt habe? Bis dahin muß ich daher auch die Anführung der übrigen Gründe meiner Ueberzeugung verspahren. Gewiß aber ist doch daß diese Muthmaßung, und wenn sie alle Unwahrscheinlichkeit wider sich hätte, und behielt, dennoch der Ehre der Offenbarung und der menschlichen Vernunft bey weitem nicht so nachtheilig werden könne, als die Ausflüchte und Erklärungen so vieler ältern auch neuern, berufenen und unberufenen Deopnevsten und Layen, irgend durch ein erstes oder gar erstgebohrnes Licht (lux primigenia) durch Fackeln durch Licht-Wolken, durch Licht das von der Bewegung des heil. Geistes auf den Wassern durch die Reibung entstanden u. s. w. Aber es ist billiger diese Einfälle und Träume welche die menschliche Vernunft entwürdigen, zu unterdrücken als widerlegen zu wollen. — Alle hat Moses selbst schon dadurch widerlegt, daß er ausdrücklich hinzufügt: „Da scheidete Gott das Licht von der Finsterniß und „nennte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht". Ist das etwas anders gedacht oder gesagt? als daß die Erde in den Zustand kam, daß Tage und Nächte wechselten?

Hät-

Hätten die Engel auch bey Tage Fackeln gehalten — — oder es hätte die getrennte Feuer- oder Licht-Materie — vielleicht die elektrische, oder die Nordlicht-Materie oder die Materie des unterirdischen Feuers, die sogar Hr. R. Michaelis nennt — bey Tage geleuchtet, oder es wär von der Webung auf dem Wasser eine Reibung, und von dieser Wärme Licht entstanden — wie wär nun die Nacht und ihr gesetzmäßiger Wechsel wohl möglich oder thunlich gewesen?

Haben irgend die Engel gegen Abend die Fackeln ausgelöscht, und früh wieder angezündet? Wie haben die Lichtwolken des Abends zu leuchten aufgehöret, und früh wieder angefangen? Hat sich der auf dem Wasser schwebende Geist vielleicht des Abends zur Ruhe gelegt, und beym Erwachen wiederum zu weben angefangen? Keiner von diesen Auslegern giebt darüber einige Auskunft.

Diejenigen welche ein ursprüngliches allgemeines Chaos oder einen rohen Klumpen welcher den Vorrath aller Materie, woraus nachmahls alle Körper gebildet worden, annehmen, erklärten die Scheidung des Lichts von der Finsterniß, durch die Scheidung der Materie, woraus die Sonne und die Fixsterne gemacht worden, von der irrdischen Planeten Materie. Aber welche Verstellung gehörte überhaupt dazu? sich das Chaos vorzustellen, dessen Haupttheil die Erde ausmachen soll, von welcher die Sonnen-Materie geschieden, gleichsam aus dem Chaos herausgenommen worden? da schon die Sonne über eine Millionmal größer ist als die ganze Erde — Und ist die Bestimmung, welche Moses

nicht deutlich genug: daß durch die Scheidung Abend und Morgen, Tag und Nacht bewirkt worden „(Gott bestimmte) so übersetzt sowohl Hr. R. M. als der Herr Verfasser der Urgeschichte — Gott bestimmte dem Licht (das er bald darauf Tag nennet) und der Finsterniß (die er nun Nacht nennet) ihre Grenzen — also ihren gesetzmäßigen Wechsel. — Wie kann das durch Scheidung der Licht und Schatten-Materie bewirkt werden?

Wie einfach und wie natürlich wird aber Alles, wenn wir unserer Urkunde ganz auf dem Fuße folgen! — Vor ihrer ersten Entwickelung war unsere Erde Komet — in dicke Nebel gehüllt, daß kein Sonnenlicht den Kern bescheinen konnte. — Ihre Atmosphäre reinigte sich, das Licht beschien nun auch den Kern. —

Es mag seyn daß auch die Kometen sich um ihre Axen drehen, und also bald die eine bald die andere Halbkugel der Sonne zu kehren — und daher an sich des Wechsels des Tags und der Nacht fähig wären — (wie wir auch an den Kometen selbst durch die Sehe-Röhre wahrnehmen, daß sie auf der der Sonne zugekehrten Seite heller sind, als auf der entgegengesetzten) so sind und bleiben sie aber doch eines wirklichen und hinlänglich merklichen Wechsels von Tag und Nacht unempfänglich, so lange sie mit dieser zu dichten und sich weitstreckenden Atmosphäre umhüllt sind: denn auch auf der abgekehrten Seite ist zwar Dämmerung, obgleich selbst auf der der Sonne zugekehrten Seite kein Strahl auf den Grund oder Kern dringt. Würden aber diese Kometen-Atmosphären gereinigt, durch Präcipitation gemindert — nun erst müßten und könnten abwechselnde Tage und Nächte entstehen.

Groß,

Groß, würdig, erhaben und zweckmäßig genug wird also allerdings in allen Rücksichten, diese Revolution des ersten Entwickelungs-Periodes der Erde, die noch als finstrer trauriger Komet an den Himmeln irrte. Die dichtern Nebel, die sie der wohlthätigen Wirkungen der Sonne beraubte, bey deren fortwährender Dauer alle übrigen Entwickelungen hätten unterbleiben, während welcher sie ein unbewohnbares öde Chaos hätte bleiben müssen, wurden getrennt und zerstreut; die Atmosphäre reinigte sich und öffnete den erwärmenden und erleuchtenden Sonnenstrahlen den Weg. Alle die übrigen einzelnen Entwickelungen der zwar mit den nöthigen Kräften versehenen jungen Erde, hätten ohne diese Mitwirkung der Sonne unterbleiben müssen. — Man streue, den an sich vollkommensten besten und fruchtbarsten Saamen aus, — man pflanze und begieße die lebhaftesten Pflanzen — ohne die wohlthätigen Wirkungen der Sonne wird weder der Saamen keimen noch die Pflanze gedeyhen — und eben so wenig würde kaum oder nicht einmal ein und das andre Geschlecht des unterirrdischen Gewürms oder Ungeziefers, vielweniger in der Luft oder in dem Wasser lebende Thiere leben und gedeyhen können. — Ja! selbst das todte Mineral-Reich, welches durch Auflösungen und durch Vermischung durch Arten von Digestion und Congelation gebildet wird, wär unentwickelt geblieben, wenn diese chaotische Finsterniß fortgedauret hätte.

Ohne Wunder hätte diese große Revolution in 24 Stunden, ja! wohl kaum in Jahresfrist nicht erfolgen können. — Für wen wären Wunder aber nöthig gewesen? da kein Zuschauer da

war, und der Urheber die Natur schon mit Kräften begabt hatte diese große Entwickelung allmählig selbst hervorzubringen: wie wir noch täglich im Kleinen sehen. —

Hätte Moses hievon gänzlich geschwiegen, so hätte ein nachdenkender Kosmolog vernünftig genug auf diesen Anfang aller übrigen Revolutionen die mit der Erde vorgegangen sind, verfallen, und sich diese Vorstellung machen müssen. Eher es licht ward, und zwar ein solches licht, das mit Schatten der Nacht wechselte, konnte keine einzige Revolution auf der Erde statt finden. —

Mit dem größten Recht thut Moses die göttliche BilligungsFormel zu diesem sogenannten Tagwerk hinzu — daß Gott selbst gleichsam geurtheilt haben möge, daß das Licht gut sey — Es war das Erste, was hervorgebracht werden mußte, und das Beste, was zuerst hervorgebracht werden konnte.

Daß wir durch etwas sehen sollten, was aus unsern Augen nach den sichtbaren Gegenständen hinflösse, wie sich die Alten zum Theil eingebildet haben, läßt sich bey gemeiner Prüfung nicht gedenken. Die Lichtstrahlen müssen also entweder wirklich nach allen Seiten zu, aus einem leuchtenden Körper hervor strömen, oder es muß in einer allenthalben um uns herum ausgegossenen Lichtmaterie, eine Art von Bewegung durch den leuchtenden Körper hervorgebracht, und dadurch Lichtstrahlen gebildet werden.

Newton erklärt die Weise, wie das Sehen geschieht, dadurch, daß er Lichtstrahlen annimmt, die aus den leuchtenden Körpern ausfahren

ren ſollen. Seiner Meinung zufolge ſchießt die Sonne unaufhörlich Strahlen von ihrer eigenen Subſtanz um ſich her, welche ſich bis zu den äußerſten Enden der Sphäre der Welt verbreiten; und dieſe Strahlen beſtehen aus Theilen, die hinter einander folgen, und zu denen unabläſſig neue an eben demſelben Orte, mit aller der Geſchwindigkeit kommen, welche die Fortpflanzung des Lichts uns wahrnehmen lehrt. Kurz, die Sache mit deutlichern und noch beſtimmtern Worten auszudrücken, ſo iſt nach dem Newton das Licht nichts anders, als das Feuer ſelbſt, das in einer kleinen Entfernung brennet, wenn ſeine Theile dichter, oder geſchwinder, oder mehr zuſammengedrängt ſind; und das unſere Augen auf eine ſanfte Art erleuchtet, wenn es aus einer größern Entfernung wirkt, wenn ſeine Theilchen feiner, zarter, weniger geſchwind und weniger zuſammengedrängt ſind; ſo wie ein angezündetes Licht das Auge, das ſich nur um etliche Linien von ihm entfernt befände, verbrennen würde, und das Auge erleuchtet, welches um einige Zoll oder Fuß von ihm entfernt iſt. Newton beweiſet noch durch eine ſehr ſinnliche Berechnung, daß dieſe Materie, oder dieſes Feuer, durch Strahlen, die binnen ſieben bis acht Minuten zu uns gelangen, aus der Sonne ausfließt, und ausſchießt.

Mit dieſer Hypotheſe ſind viele unſerer neuern Phyſiker nicht zufrieden, wie z. B. Erxleben in ſeinen Anfangsgründen der Naturlehre mit Zuſätzen von Lichtenberg, (Frankf. und Leipzig 1796) indem er S. 266 fgg. ſagt: „— — Wenn man „bedenkt, daß die Sonne alsdann unaufhörlich „eine ungeheure Menge Lichtſtrahlen ausſchicken müſſe, da man doch nicht wahrnimmt, daß

„von ihrer Größe verlieret, noch etwas wahrschein„liches davon sagen kann, wo diese Lichtstrahlen „hernach bleiben: daß diese ungeheure Menge von „Lichtstrahlen einander durchkreutzen müßten, ohne „sich doch dabey in ihrer Bewegung aufzuhalten, „oder ihre Richtungen abzuändern; daß die durch„sichtigen Körper nach allen Richtungen in gera„den Linien durchbohrt seyn müssen, wenn diese „Hypothese statt finden sollte, welches doch ganz „unmöglich scheint; so sollte man fast geneigter „werden, die zweite Hypothese anzunehmen.“ *)

Lichtenberg erwiedert in einer beygefügten Anmerkung hierauf, daß die hier und in den folgenden §§. gegen die Lehre Newtons beygebrachten Einwürfe von gar keinem Belange sind. Das Vibrations-System reicht, mittelst einiger Hülfsfictionen zwar hin, zu erklären, wie Helle, Hellheit so entstehen kann, wie wir sie bemerken, (und aus diesem Gesichtspuncte ist das Licht bisher fast einzig betrachtet worden,) aber nicht, ohne Fictionen mit Fictionen zu häufen, und allen Weg der Analogie gänzlich zu verlassen, wie so viele andere Wirkungen des Lichts Statt finden können: so ließe sich der Geruch der Schwefelleber sehr gut durch Vibrationen erklären, aber nicht die übrigen Einwirkungen dieser Schwingungen, z. B. auf die Auflösungen der Metalle. Man darf mit Zuverlässigkeit behaupten, daß, seitdem man angefangen hat, das Licht als Körper mit allen seinen Affinitäten zu betrachten, verbunden mit seiner Geschwindigkeit, endlich ein Tag in den dunkelsten Gegenden der Physik, zu dämmern angefangen hat.

Cär-

*) Der Verfasser zielt hier auf die Hypothese des des Cartes, wovon weiterhin die Rede seyn wird.

Des Cartes stellte sich vor, die durch den ganzen Weltraum ausgegossene Materie des Lichts, bestehe aus einer Menge harter, dicht an einander liegenden Kügelchen; ein leuchtender Körper schlage gegen die unmittelbar auf seiner Oberfläche liegenden Kügelchen, und dieser Schlag pflanze sich durch die ganze Reihe von Kügelchen, bis zu unserm Auge fort, werde von demselben empfunden, und hierin bestehe das Sehen. Allein, würde nicht, wenn die Materie des Lichts von dieser Beschaffenheit wäre, die Bewegung dieser Kügelchen in dem Falle sehr unordentlich werden, und das Licht sich nach allen Seiten ausbreiten, wenn eines von diesen Kügelchen irgendwo einen Widerstand fände? — *) wie doch wirklich nicht geschehen soll. Zudem wollen die Physiker auch zeigen, daß zu der Ausbreitung des Lichts durch einen Raum eine gewisse, obgleich geringe Zeit erfordert wird, welches mit des Cartesius Hypothese sich nicht eigentlich reimen will.

Diese Schwierigkeiten wollen einige Physiker heben, wenn sie die Lehre Eulers annehmen,

*) Diese gelehrte Frage könnte vielleicht aus der Theorie des Billard-Spieles beantwortet werden. Sobald Kugeln sich im Laufe begegnen, so nehmen sie ganz erklärbare Richtungen, und man kann schon immer voraussehen und wissen, wo beyde Kugeln hinkommen. Wäre also dies der Fall bey den Lichtstrahlen, oder vielmehr bey den Lichtkügelchen, so müßte man deren Richtung schon stets im voraus berechnen können, wie es doch eigentlich der Fall ist, wenn man die Lichtstrahlen mit einem Spiegel auffängt, und anders wohin fahren läßt. Denn, eine Kugel geht bloß nach den Richtungen, nach welchen der Stoß geschah. Bestünden also die Lichtstrahlen aus Kügelchen, so müßte auch eben das Gesetz, welches auf dem Billard bey den Bällen gilt, bey den Lichtstrahlen gelten, und diese müßten alsdann dadurch in ihren Apprallungen berechnet werden.

men, *) und sich eine höchst feine, flüssige und dabey elastische Materie gedenken, die allenthalben ausgebreitet ist, und auf deren Theile die leuchtenden Körper, indem sie zittern, eben so schlagen, wie die schallenden Körper bey ihrem gröbern Zittern auf die Luft schlagen. Diese feine Materie nennt man auch Aether. Euler zweifelt, ob dieser Aether schwer sey, er hält ihn vielmehr für die Ursache der Schwere anderer Körper. Er nimmt auch als wahrscheinlich an, die Dichtigkeit des Aethers sey beynahe vierhundert Millionenmahl geringer, als die Dichtigkeit der Luft, und berechnet daraus, daß die Elasticität des Aethers wenigstens tausendmahl größer seyn müsse als die Elasticität der Luft.

Zufolge dieser Vorstellung von der Natur des Lichts würde also ein leuchtender Körper ein solcher seyn, der den Aether rings um sich herum erschütterte; so wie wir wirklich sonst von vielen leuchtenden Körpern wissen, daß ihre kleinern Bestandtheile in einer beträchtlichen Bewegung sind; dunkle Körper würden durch diesen erschütterten Aether selbst zu einem Zittern gebracht, wodurch sie wieder den sie berührenden Aether in Bewegung setzen; Körper die das Licht wie man sagt, einsaugen, würden, nachdem sie einmahl durch Lichtstrahlen in eine zitternde Bewegung gesetzt sind, noch eine Zeitlang noch zittern, und dadurch auch im Dunkeln noch eine Zeit sichtbar bleiben; durchsichtige Körper würden die ihnen durch erschütterten Aether eingedrückte Be-

*) Aristoteles in seinem Buche von der Seele, und Huygens in Traité de la Lumiere, à Leide, 1690, 4; auch Dr. Houke in Micrographia haben diese Lehre schon vorgetragen.

Bewegung durch ſich auf den auf der andern Seite liegenden Aether fortpflanzen.

Man ſcheint noch immer die Eulerſche Theorie von der Natur des Lichts wahrſcheinlicher zu halten, als die Newtonſche, und die Gelehrten behaupten zum Theil, daß bey ihr einige Schwierigkeiten nicht Statt finden, die bey Newtons Theorie vorhanden ſind. Hierher gehört auch noch die Erfahrung daß manche Körper dadurch durchſichtiger werden, daß man ihnen eine größere Dichtigkeit giebt, welche man aus Newtons Theorie nicht herleiten kann. Da man aber nicht wirklich zu beweiſen im Stande iſt, daß Newton Unrecht habe, ſo wird man der außerordentlichen Feinheit des Lichtes wegen, wohl niemahls mit völliger Gewißheit ausmachen können, auf welcher Seite die Wahrheit iſt; man kann hierüber in Dr. Gehlers phyſ. Wörterbuche, im Art. Licht, und einigen andern Artikeln, auf welche ſich daſelbſt bezogen wird, nachſehen.

Ueber die Natur des Lichts, der Farben, der gefärbten Schatten, des Nordlichtes, der Morgen- und Abendröthe, hat Hr. Opoix im Jahr 1776 und 77, Unterſuchungen im Journal der Phyſ. bekannt gemacht. Er leitete ſie von dem Phlogiſton her, das ſich bald im dichtern, bald im dünnern Zuſtande bey den Körpern fände, an welchen man die Farben wahrnimmt. Je dichter nähmlich das Phlogiſton bey demſelben wäre, deſto dunkler und trüber wäre auch ihre Farbe: und ſo im Gegentheil. Er äußerte damahls auch die Vermuthung, daß eigentliche Licht ein reiner, einfacher, beſt weißer Körper ſey, aus welchem durch eine

mischung mit andern heterogenen Materien in der Atmosphäre, erst die gefärbten Strahlen entständen. Hernach hat er diese Untersuchungen weiter fortgesetzt, und allerley merkwürdige Naturerscheinungan, die sich auf Licht und Farben beziehen, daraus zu erklären, und aus diesen Erklärungen seine Meinung zu begründen gesucht. Den Anfang macht er mit der Erklärung der gefärbten Schatten, besonders der blauen und grünen, die man bekanntlich beym Auf- und Untergange der Sonne an weißen Wänden am häufigsten bemerkt. Diese können kein Abglanz von dem Blau des Himmels seyn, weil man sie auch mittelst der Lichter bey Nacht im Zimmer hervorbringen, und bey trüben Himmel um die Mittagszeit beobachten kann.

Weit besser kommt man mit der Erklärung des Hr. Opoir zurecht, wenn man die Beschaffenheit des Sonnenlichtes früh und Abends genau beobachtet; man findet da die herrschende Farbe desselben gelb, indem Berge, Thürme, Baumgipfel u. s. w. von der auf und untergehenden Sonne wie vergoldet erscheinen. Drückt man aber die Augen etwas zusammen: so sieht man außerdem auch noch eine Menge Strahlen von allen andern Farben, die ganz einzeln und völlig außer Verbindung mit den gelben Strahlen und dem weißen Lichte sind. Diese isolirten Farbenstrahlen sieht man auch wenn man durch eine kleine Oeffnung in Papier oder über die Kante eines Messers oder ähnlichen Körpers hinweg, gegen die Sonne sieht; es bekam sie auch Newton ohne Prisma zu sehen, da er hinter die kleine Oeffnung eines Papiers, wodurch Licht fiel, einen Hohlspiegel hielte; dieser warf sie wie ein Regenbogen auf die Rückseite dieses Papieres. Er erklärte sie sich aber anders, als Hr. Opoir.

Wenn

Wenn nun Morgens und Abends das Schattenbild eines undurchſichtigen Körpers an der Wand begränzt wird: ſo fallen endlich wenig oder keine weiſſen und rothen Strahlen überhaupt auf die Wand, weil wenig oder gar keine vorhanden ſind: die gelben fallen zwar auf die Wand, aber nicht in den Schatten, weil ſie ſich nicht ſehr an der Gränze des ſchattigen Körpers beugen; die grünen, die ſich etwas ſtärker beugen, können hinwieder in den Schatten fallen, und ihn alſo grün färben: allein es muß ſelten geſchehen, weil ſie zu nahe an dem Gelben liegen, und zu wenig in den Schatten hineingebeugt werden. Die blauen hingegen, die ſich noch ſtärker als die grünen beugen, gelangen faſt bis in die Mitte des Schattens, wenn er anders nicht übermäßig breit iſt, und geben ihm mithin eine reine blaue Farbe. Die violetten, die ſich noch ſtärker beugen, fallen den Schatten noch mehr färben, welches auch zuweilen geſchieht; allein, wenn er zu ſchmal iſt, ſo fahren ſie auf der andern Seite wieder hinaus in die Lichtgänge, und überhaupt ſind von ihnen weit wenigere vorhanden, als von andern Farbenſtrahlen.

Dieß muß mit dem weiſſen Lichte vermenget, ſondern ſolche vorhandenen Farbenſtrahlen, können nach dem Orte auch zur Erklärung aller gefärbten Gegenſtände in der Natur dienen. Man darf nur annehmen, daß nach Maßgabe der Oberflächentheilen des gefärbten Körpers bald diese, bald jene Gattung derſelben zurückgeworfen wird, daß ſich mehrere in eine Art von Farben vereinigen, (oder nach dem Mahlerall vermahlt mit einander hervorgehen;) alle übrige aber entweder zu ſchwach gegen, oder ſich zerſtreuen; dann werden nur die in Büſchels geſammlet dem Auge ſichtbar werden, alle übrige aber nicht.

Nach dieser Theorie spaltet also auch das Prisma nicht das weiße Licht in Farbenstrahlen, sondern es ordnet nur die vorher einzeln und unordentlich herumkreuzenden durch eine Beugung in besondere Büschel, damit sie desto bequemer von dem Auge können empfunden werden.

Herr Opoix stellt sich also das ursprüngliche Licht ungefähr so, wie das reine distillirte Wasser vor; wie das an sich weder Geruch noch Geschmack hat, sondern beydes erst durch Beymischungen von heterogenen Körperchen erhält, so geht es auch mit dem Lichte. Wäre dieses nicht, sondern das Licht wäre ein Inbegriff der Farbenstrahlen, so müßte, da diese Farbenstrahlen verschiedene Geschwindigkeiten haben, z. B. der Jupiterstrabant bey einer Emersion, dem Beobachter zuerst roth, dann gelb, violett, und dann erst weißglänzend erscheinen, welches aber nicht geschieht; folglich beweiset, daß das weiße Licht erst in unserm Dunstkreise gefärbt wird, indem sich gewisse feine Theilchen desselben, wie wohl aufs innigste und wesentlichste damit verbinden. Indessen läßt sich Herr Opoix an verschiedenen Orten seiner Abhandlung doch merken, daß der Inbegriff aller Farbenstrahlen, auch die Erscheinung des weißen Lichtes geben könne.

Auf ähnliche Art, wie Herr Opoix die gefärbten Schatten und die Farben der Körper überhaupt erklärt hat, sucht er auch das Morgen- und Abendroth und das Nordlicht zu erklären.

Die sämmtlichen Strahlen, die auf die jedesmahl erleuchtete Halbkugel der Erde fallen, betrachtet er als einen Kegel, dessen Spitze in der

Son-

Sonne, und deſſen Grundfläche auf der erleuchteten Halbkugel iſt; die gefärbten Strahlen, woraus er zum Theil mit beſteht, ſind nicht ohne allen Unterſchied mit einander vermenget, ſondern die rothen, als die am wenigſten brechbaren, ſind an dem Umfange dieſes Kegels, die blauen und violetten aber in der Gegend ſeiner Achſe. Bey Aufgang der Sonne kommen uns alſo zuerſt die rothen zu Geſichte; allein in den gemäßigten Erdſtrichen, wo wir wohnen, zumahl nahe bey den Polarkreiſen, können dieſe kaum einen Augenblick auf der Erde verweilen, ſondern ſie erheben ſich ſogleich in die höhern luftgegenden, wo wir ſie durch den Rückprall in den Dünſten oder Wolken, unter der Geſtalt der Nordlichter oder der Morgenröthe zu Geſicht bekommen. Auf dieſe folgen in der Ordnung die gelben, die länger bey uns bleiben, und die deßhalb auch alle irdiſche Gegenſtände gleich nach Aufgang, oder kurz vor Untergang der Sonne gelb färben, oder vergolden. Die grünen zeigen ſich hauptſächlich in den gemäßigten Erdſtrichen, in der Nachbarſchaft der Wendekreiſe, und zwar — in den unzähligen daſelbſt befindlichen grünen Wieſen, Wäldern und Gewäſſern! — Die blauen bleiben größtentheils in der Luft, daher das Himmelblau, das in der heißen Zone am prächtigſten iſt. Die violetten ſind in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß ſie bey einem Natur-Phänomen im Großen ſich ſichtbar zeigen können, ſie bleiben alſo gleichſam im Blau des Himmels vergraben.

Dieſe Hypotheſe, oder dieſes Syſtem iſt zwar ſinnreich genug ausgedacht, allein, es wird doch noch wohl manchen harten und ſcharfen Prüfungen ausgeſetzt werden müſſen, ehe es die Naturforſ-

allgemein annehmen werden; sie giebt indessen genugsamen Stoff zu den mannigfaltigsten Betrachtungen und vielleicht auch zu richtigern Resultaten, als wir bis jetzt haben.

Es ist bereits oben angeführet worden, daß wir ohne Licht nichts würden sehen können. Wir sehen aber Gegenstände, wenn von ihnen nach unserm Auge hin eine gerade Linie gezogen werden kann, die nirgends von einem andern Körper unterbrochen wird; oder, wir sehen durch geradlinige Lichtstrahlen, die von den sichtbaren Gegenständen ausfahren, und sich nach allen Seiten hin auszubreiten scheinen. (Die Luft ist aber nicht das Mittel, wodurch wir sehen; denn wir sehen auch Körper, die sich in einem völlig luftleeren Raume befinden.) Diese wahren, oder eingebildeten Lichtstrahlen müssen ungemein fein seyn, da wir durch eine geringe Oeffnung eine große Menge von Körpern sehen können. Von jedem Puncte, den wir an diesen Körpern sehen, muß doch wenigstens ein Lichtstrahl zu unserm Auge gelangen; und so müßen ungeheuer viele Lichtstrahlen auch durch sehr zarte Oeffnungen treten können, ohne sich zu verwirrrn. Ueberhaupt strömt jeder sichtbare Punct eines Körpers Lichtstrahlen nach allen Richtungen von sich aus, die immer weiter auseinander gehen. Der Theil davon, der auf unser Auge oder auf eine andere Fläche fällt, bildet einen Strahlenkegel, von dem das Auge oder die andere Fläche, worauf die Strahlen fallen, die Grundfläche ausmacht.

Je weiter die Strahlen auffangende Fläche von dem Puncte, von welchem die Strahlen herrühren, zurück tritt, desto weniger Strahlen em-

empfängt sie, und man sieht leicht ein, daß die Menge der auf eine gewisse Fläche fallenden Lichtstrahlen, oder die Stärke des Lichtes auf derselben, abnehmen muß, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Auch ist es nicht schwer einzusehen, daß auf eine schief gegen die Richtung der Strahlen gelegene Fläche weniger Strahlen fallen, als auf eine senkrechte, und zwar immer weniger, je schiefer der Winkel ist, unter welchem die Strahlen auffallen.

Je weiter der strahlende Punct von einer die Strahlen auffangenden Ebene entfernt liegt, desto kleiner wird auch der Winkel, den die Strahlen unter einander machen, welche auf die Ebene fallen. Wenn die Entfernung der Ebene von dem strahlenden Puncte 200000 mahl größer ist, als die Breite der Ebene selbst, so machen die äußersten der darauf fallenden Strahlen einen Winkel von einer Secunde unter einander, einen Winkel, der so klein ist, daß man dergleichen Strahlen als parallel unter einander, und also als unter einerley Winkel auf die Ebene fallend, ansehen kann. So wird bey einer sehr großen Entfernung des strahlenden Punctes, der Strahlenkegel zum Strahlen-Cylinder.

Alle diejenigen Körper welche für sich allein gesehen werden können, nennt man leuchtende Körper, solche sind die Sonne, die größte Menge der Sterne, ein jedes Feuer, und alle stark genug erhitzte Körper, manche Insecten, so lange sie leben, faules Fleisch, faule Fische, faules Holz und andere faulende Dinge, der Brandtische Phosphorus aus dem Harne, und mehrere andere. Aber, das licht schwach leuchtender Körper wird durch das licht starkleuchtender be-

gestalt verdunkelt, daß solche schwachleuchtende Körper in Gegenwart starkleuchtender, uns nur als dunkle Körper erscheinen. *) Diejenigen Körper aber, welche man nur durch Hülfe leuchtender Körper sieht, sind die dunkeln Körper. Erstere scheinen also für sich Lichtstrahlen hervorzubringen, oder von sich zu schicken, diese nur durch eine gewisse Wirkung jener auf sie, bey welcher man sie erleuchtet nennt; aber dergleichen erleuchtete dunkle Körper sind selbst vermögend, andere dunkle Körper wieder zu erleuchten.

Manche Körper laßen die von andern kommenden Lichtstrahlen gleichsam durch sich durchfallen, daher man sie durchsichtig nennet. Eigentlich ist aber ein jeder Körper in ganz dünnen Scheibchen, in einem gewißen Grade durchsichtig, und hingegen ist wieder der durchsichtigste Körper, in dicken Stücken, in etwas undurchsichtig; — manche Körper werden durchsichtiger, wenn man sie dichter, manche, wenn man sie lockerer ümacht. Hieraus wird doch begreiflich, wie das Licht in der so durchsichtigen Luft selbst eine merkliche Schwächung in der Ferne leidet.

Ueber die Verhältnisse dieser Schwächung des Lichts beym Durchgange durch verschiedene Körper, hat man unter andern folgende Versuche angestellt. Bouguers legte 16 Glastafeln welche zusammen eine Dicke von $9\frac{1}{2}$ linie hatten, auf einander, und fand, daß das Licht bey seinem Durchgange durch dieselben 247mal schwächer wurde. Durch den Durchgang durch eine Wassersäule von etwas über 9 Zoll wurde das Licht

*) Schriften über das Leuchten verschiedener Körper findet man in Hallers Physiologie T. V. S. 446. angeführt.

licht dreymahl schwächer. Das Licht, welches durch Luft nahe am Horizonte ging, war bey einer Entfernung von 89 Toisen um $\frac{1}{100}$ schwächer und um $\frac{1}{3}$ bey einer Entfernung von 7469 Toisen. Nach Lambert wird das Sonnenlicht, wenn es senkrecht durch den Dunstkreis geht, in dem Verhältnisse von 100 zu 59 geschwächt.

Ein dunkler undurchsichtiger Körper kann von einem leuchtenden nicht auf allen Seiten zugleich erleuchtet werden. Von den nicht erleuchteten Seiten sagt man, sie stehen im Schatten, und weil die Lichtstrahlen in geraden Linien fortgehen, so fängt ein dunkler undurchsichtiger Körper auch die Lichtstrahlen auf, welche auf andere, hinter ihm stehende ähnliche Körper fallen könnten, wenn er nicht da wäre; oder er wirft einen Schatten auf sie. An sich ist der Schatten die Abwesenheit des Lichts; aber wir sehen dennoch die im Schatten stehenden Körper weil sie anderwärts her immer eine gewisse Erleuchtung erhalten. Auch ist der Schatten gegen die erleuchteten Stellen hin nie scharf begränzt oder völlig deutlich davon abgesondert, sondern zwischen Schatten und Licht findet sich der Halbschatten dort, wohin erleuchtende Strahlen nur von einigen Puncten des leuchtenden Körpers fallen können, von andern aber nicht. Die Größe, Gestalt und Lage des Schattens, richtet sich übrigens nach Größe, Lage und Entfernung des leuchtenden und des den Schatten werfenden Körpers, so wie es auch dabey mit auf die Lage und Gestalt der Fläche ankommt, welche den Schatten auffängt.

Einige dunkle Körper haben sich auch dadurch merkwürdig gemacht, daß sie, nachdem sie eine Zeitlang erleuchtet worden waren, e

im dunkeln fortfahren, eine längere oder kürzere Zeit zu leuchten, als wenn sie für sich leuchtende Körper wären. Man sagt von solchen Körpern, daß sie das Licht einsaugen, und nennt sie auch Phosphoren, welcher Nahme aber überdem noch den ursprünglich leuchtenden Körpern zukommt. Hierher gehört besonders der bononische Stein, *) der balduinische und der marggrafische Phosphorus, wovon erste Art auch Kalksalpeter genannt wird. Genauere Beobachtungen haben aber gelehrt, daß fast alle dunkle Körper diese Eigenschaft, das Licht in sich zu saugen, in einem gewissen Grade besitzen.

Wie groß ein Gegenstand dem Auge erscheint, das hängt nicht nur von seiner wahren Größe allein, sondern von seiner Entfernung vom Auge zugleich mit ab. Es kann der größte Gegenstand dem Auge sogar gleichsam verschwinden, wenn der Sehwinkel so klein ist, daß er nicht empfunden werden kann. Man hat durch Versuche gefunden, daß dieses geschieht, wenn der Sehwinkel bis zu zwey Drittheilen, oder zur Hälfte einer Minute abnimmt. Aber, es kommt hierbey sehr auf die Art der Gegenstände selbst an. Umgekehrt können kleine Dinge nahe bey dem Auge sehr groß erscheinen.

Der Sehwinkel ist derjenige Winkel, welcher entsteht, wenn man sich von zwey der äußer-

*) Der bononische Stein oder lapis Bononiensis, ist ein Stein, der um Bononien gefunden wird, oder, dessen besondere Eigenschaft daselbst zuerst entdeckt worden. Er sauget nach einer gewissen Zubereitung Lichtstrahlen in sich, welche er eine geraume Zeit bey sich behält, und mittelst dieser einen Schein von sich giebt. Chr. Ad. Balduin hat die Kunst erfunden, ihn nachzumachen.

ſſerſten Gränzen eines Gegenſtandes, deſſen Grö-ße wir mit dem Auge ſchätzen wollen, linien nach der Mitte der Pupille des Auges denket. So kann man z. B. von der Spitze eines Thurmes Baumes, Hauſes ꝛc. eine, und von dem Fun-damente, oder dem Anfange der Wurzel eine andere linie in Gedanken nach dem Auge des Beobachters ziehen, und der Winkel, den dieſe im Auge zuſammenkommenden linien machen, heißt der Sehwinkel. Dieſer Winkel wird nun natür-lich immer größer, je näher derſelbe Gegenſtand dem Auge kommt, und umgekehrt immer kleiner, wenn der Gegenſtand ſich von uns, oder wir uns von ihm entfernen. Der Vollmond erſcheint uns etwa unter dem Winkel von ½ Grade oder 30 Mi-nuten. Betrüge ſein ſcheinbarer Durchmeſſer nur den 60ſten. Theil davon, ſo würden wir den Mond wenig bemerken, dagegen uns ſtärker leuchtende Sterne, wenn ihr ſcheinbarer Durch-meſſer auch gleichſam ganz verſchwindet, oder vor Kleinheit unmeßbar wird, doch immer noch ſichtbar bleiben. Daß kleine Gegenſtände, wenn ſie uns näher ſind, oft einen größeren Sehwin-kel machen als größere aber entferntere, davon, kann man ſich ſogleich überzeugen wenn man z. B. eine Erbſe ſo nahe vor das Auge bringt, daß ſie den Mond, ein Haus oder andere größere Gegenſtände bedeckt, ſo daß ſie alle Strahlen auffängt, die von dem letzteren nach unſerm Auge fahren würden.

Aus dem, was hier vom Sehwinkel geſagt iſt, folgt auch noch, daß es ein ſehr unrichti-ger Vergleich ſey, wenn man z. B. vom Monde ſagt, daß er einem etwa ſo groß als ein Scheff-fel, Teller oder dergl. vorkomme. In ſolchen

Fällen muß man immer die Entfernung des Scheffels, Tellers ꝛc. vom Auge mit angeben, weil sonst niemand sich von der Größe des Sehwinkels, den man bezeichnen will, eine bestimmte Vorstellung machen kann.

Wie weit ein Gegenstand von unserm Auge entfernt ist, das lehrt uns eigentlich unser Auge nicht. Wüßten wir seine wahre Größe, so würden wir aus derselben und der scheinbaren Größe, oder dem Sehwinkel, die Entfernung finden können. Wir lernen aber von Jugend auf die Entfernung der Dinge um uns, theils aus der uns bekannten wahren Größe derselben, theils aus der Schwäche oder Stärke des Lichtes, worin wir sie erblicken, theils auch aus der Menge der Dinge, die wir zwischen ihnen und uns erblicken, ungefähr schätzen, vielleicht selbst auch aus einer gewissen Veränderung, die wir mit den Augen machen müssen, nachdem wir in der Nähe oder Ferne sehen wollen, die sich hier aber nicht erklären läßt. Umgekehrt schätzen wir wieder die wahre Größe eines Gegenstandes, theils aus seiner uns bekannten Entfernung von uns, theils aus dem starken oder schwachen Lichte, worin er uns erscheint.

Die Größe der scheinbaren Entfernung zweyer Gegenstände von einander hängt ebenfalls von dem Sehwinkel ab, unter welchem wir die gerade Linie sehen, die sich zwischen ihnen ziehen läßt. Da dieser Sehwinkel aus mehr als einer Ursache groß oder klein seyn kann, so kann uns einerley Entfernung unter verschiedenen Umständen auch groß oder klein erscheinen. Am besten kann man diese Veränderungen des Sehwinkels bemerken, wenn man um eine Stadt gehet, die

mehrere Thürme hat, und dabey auf die nach und nach erfolgenden ſcheinbaren Annäherungen und Entfernungen der Thürme, oder Verkleinerungen und Vergrößerungen des Sehwinkels, nach Verſchiedenheit der Stellung achtet. Am entfernteſten ſcheinen zwey Gegenſtände von einander zu ſeyn, wenn ſie beyde gleich weit von uns entfernt ſind; am nächſten, wenn der eine vor dem andern ſteht, und ihn faſt bedeckt, wobey die ſcheinbare Entfernung zweyer Gegenſtände von einander indeſſen noch wieder von der verhältnißmäßigen Entfernung von uns abhängig iſt. So ſcheinen uns z. B. die Bäume einer geraden Allee in unſerer Nähe weiter von einander zu ſtehen, als die entfernteren. Ja in ſehr langen Alleen, die etwa 5000 mahl ſo lang als breit ſind, ſcheinen die letzten Bäume ſich einander faſt zu berühren, weil der Winkel, unter dem wir ihre Entfernung von einander ſehen, ſo klein wird, daß unſer Auge ihn nicht mehr bemerken kann.

Auch in Anſehung der Geſtalt, in der uns ein Gegenſtand erſcheint, kommt es darauf an, wie uns die Größe und die Entfernung ſeiner Gränzen erſcheinen, wobey man ſich zuweilen wieder auf mehrere Weiſe irret. So kann uns ein Kreis von der Seite angeſehen länglich rund erſcheinen. Einen Cylinder ſehen wir, wenn er unten und oben anders gerade abgeſchnitten iſt, von der Seite nur als ein Viereck, eine Kugel als einen Kreis. Aber aus dem auffallenden Lichte und Schatten ſchließen wir, daß jenes ein Cylinder dieſes eine Kugel ſey.

Ueberhaupt muß die Erfahrung von Jugend auf das mehrſte thun, unſern Sinn des Geſichts zu berichtigen, da das Sehen an ſich, ohne Gefühl

und Schlüsse, uns von manchen Eigenschaften der Dinge, die ein geübter gleichwohl erkennt, keine unmittelbare Nachricht giebt. Ein Thurm, der über einen Wald hervorragt, scheint öfters ganz nahe hinter dem Walde zu stehen; nur aus der falberen Farbe, die er vielleicht hat, kann man schließen, daß er wohl meilenweit hinter dem Walde seyn mag. Ein Blindgebohrner, der im erwachsenen Alter operirt und zum Sehen gebracht wird, sieht aus dieser Ursache daher zuerst auch alle Dinge gleich nahe, bis er nach und nach die verschiedene Entfernung der Dinge von sich unterscheiden lernt. Daß er eben wie ein neugebornes Kind, zuerst auch alles verkehrt sieht, wird weiter unter noch gelegentlich erwähnt werden.

Zurückwerfen der Lichtstrahlen.

Alle Körper werden uns, wie gesagt, nur dadurch sichtbar, daß sie eigne, oder von andern leuchtenden Körpern empfangene lichtstrahlen nach unserm Auge werfen. Bey diesem Zurückwerfen der fremden lichtstrahlen ist indeß noch mancherley zu bemerken, das hier nicht übergangen werden kann. Ist die Oberfläche der Körper matt, das heißt, besteht sie aus sehr vielen kleinen Unebenheiten und Höckern: so werden die lichtstrahlen sehr unordentlich zurückgeworfen und unser Auge erhält von dem lichte, das sie erleuchtet, kein Bild, sondern glaubt nur die Fläche oder den Gegenstand zu sehen, der erleuchtet ist. Ist die Oberfläche aber sehr eben in Ansehung der kleinsten Höcker und Hervorragungen, oder glänzend, wie man es sonst auch nennt: so werden die darauf fallenden lichtstrahlen gleichförmiger und weniger zerstreut zurückgeworfen, und man er-

erhält vermöge derſelben ein Bild von dem Lichte ſelbſt, das ſie erleuchtet.

Ueberhaupt genommen geſchieht dieſes Zurückwerfen der Lichtſtrahlen aber immer nach eben den Geſetzen, nach welchen z. B. ein elaſtiſcher Ball wieder von einer Wand abprallt, wogegen er geworfen wird, und wenn man von matten Oberflächen ſagt, daß ſie die Lichtſtrahlen zerſtreuen, ſo hat das nur den Grund, daß ſie den auf ſie fallenden Lichtſtrahlen an den Seiten ihrer Unebenheiten und Höcker allerley gebogene und verſchieden gekrümmte Flächen entgegenſetzen, von denen ſie nach mehreren Richtungen zurückgeworfen werden müßen. Eben dieſes erfolgt auch im Großen, wenn man einen Ball gegen eine Wand wirft, die verſchiedene Richtungen hat, wo das Abprallen dann bekanntlich auch ſehr ungleich und verſchieden ausfällt.

An ſich bleibt es aber ausgemacht, daß jeder einzelne Lichtſtrahl unter eben dem Winkel wieder abprallt oder zurückgeworfen wird, unter dem er auf eine Fläche fällt; und wenn die Fläche auch gebogen und uneben ſeyn mag, ſo bietet ſie in ihren kleinſten Theilen dem Lichtſtrahl doch immer eine beſtimmte Richtung dar, die man nach ihrer Art als eine kleine ebene Fläche anſehen kann, von welcher der Lichtſtrahl zurückgeworfen wird. Die Phyſiker haben deshalb in allen Fällen den auf eine Fläche fallenden Lichtſtrahl den einfallenden Strahl, den Winkel, unter dem er mit einer Linie, die ſenkrecht auf der Ebene der Berührungsfläche ſteht, zuſammenkommt, den Einfallswinkel, und ſo nun auch den wieder abprallenden Strahl, den zurückgeworfenen oder reflectirten Strahl, und den Winkel unter dem dieſes mit der eben beſtimmten

rechten Linie der Ebene der Fläche geschieht, den Reflexions- oder Zurückstrahlungswinkel genannt, und nach vielen Versuchen das Gesetz aufgestellt: daß der Zurückstrahlungswinkel allemahl dem Einfallswinkel gleich sey. *)

Aus diesem Gesetze folgt, daß parallele Lichtstrahlen, die von einer ebenen Fläche zurückgeworfen werden, auch nach der Reflexion parallel seyn müssen. Eben so, daß auseinander fahrende Lichtstrahlen, die von einem leuchtenden Puncte auf eine ebene Fläche fallen, und von derselben zurückgeworfen werden, auch nach dem Zurückwerfen divergirend oder auseinanderfahrend bleiben; und daß im Gegentheile convergirende oder zusammenfahrende Lichtstrahlen nach ihrer Zurückwerfung von einer ebenen Fläche auch convergirend bleiben, so daß sie sich bey gehöriger Verlängerung durchschneiden.

Obgleich sich aus diesen Erscheinungen des Zurückprallens der Lichtstrahlen vermuthen oder schließen läßt, daß die Lichtmaterie elastisch seyn müsse, so hat Newton doch durch verschiedene Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das Zurückwerfen der Lichtstrahlen von einer gewißen zurückstoßenden Kraft des reflectirenden Körpers bewirkt werde. Nach seiner Meinung berühren die Lichtstrahlen die zurückwerfende Fläche nicht selbst, sondern werden schon in einer kleinen Entfernung von derselben umgekrümmt, und wieder zurück geworfen.

Eine die Lichtstrahlen ordentlich zurück werfende Fläche, heißt ein Spiegel. Die Oberfläche

*) Man sehe unter andern: Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre, neueste Ausgabe, im Art. Licht; und Vorlesungen über die Experimental-Physik von F. C. Achard Berlin 1791 §. 912 u. folg.

fläche eines Spiegels muß sehr glatt und polirt seyn, ohne merkliche Hervorragungen und Vertiefungen zu haben. Je vollkommener ein Spiegel ist, desto weniger kann man ihn selbst sehen, sondern man sieht dann nur das Licht, oder andere Gegenstände, die ihre Strahlen in einer solchen Richtung auf ihn werfen, daß sie nach ihrem Abprallen in unser Auge kommen können. Sieht man den Spiegel selbst, so ist seine Fläche nicht glatt genug, oder sie hat außer den zurückwerfenden Theilen auch noch solche, auf die die Materie des Lichts eben so, wie auf andere dunkle Körper von matter Oberfläche wirkt.

Die gewöhnlichsten Spiegel sind entweder gläserne, die auf einer Seite mit einem undurchsichtigen Belage von Amalgama, aus Zinn und Quecksilber, belegt sind, *) oder auch gut polirte metallene. Die metallenen haben den Vorzug vor den gläsernen, weil die Oberfläche der gläsernen auch immer einige Lichtstrahlen zurückwirft, wenn auch gleich die mehrsten, von der belegten hintern Fläche reflectirt werden. Durch die Wirkung dieser doppelten Zurückwerfung entstehen gewöhnlich zwey Bilder, von denen zwar das der hintern Fläche am deutlichsten ist, aber gleichwohl noch deutlicher seyn würde, wenn das Bild der vordern Fläche das Auge nicht immer ein wenig täusch-

*) Das Belegen der gläsernen Spiegel ist deswegen nöthig, damit nicht etwa von Gegenständen, die hinter dem Spiegel liegen, wenn er durchsichtig wäre, Lichtstrahlen sich mit den von dem Spiegel zurückgeworfenen Strahlen vermischen, und zugleich mit ihnen ins Auge kommen können, in welchem Falle der Spiegel kein deutlicher Bild machen würde; zugleich dient es aber auch dazu, daß der Spiegel so viel möglich alle auf fallende Lichtstrahlen zurück wirft.

täuschte, und die Gränzen des erstern Bildes etwas unbestimmt machte. Die metallenen Spiegel haben dagegen den Nachtheil, daß sie leicht anlaufen und ihren Glanz verlieren, weshalb man sie immer an trocknen Oertern sorgfältig aufbewahren muß.

Was in technologischer Rücksicht übrigens noch von Spiegeln und deren verschiedenen Arten zu sagen ist, wird unten im Artikel Spiegel vorkommen. Hier werden sie nur in so weit berührt, als es nöthig ist, um sich von den Erscheinungen des Lichtes, das sie zurückwerfen, richtige Vorstellungen zu machen, und in so fern kommen hier besonders die ebenen Spiegel, und verschiedene Arten der krummen Spiegel, ohne Rücksicht auf die Masse, woraus sie verfertiget sind, in Betracht.

Von den ebenen Spiegeln gilt nun das, was vorhin von den parallelen, auseinander und zusammenfahrenden Strahlen gesagt wurde. Hieraus folgt aber noch besonders, daß die Strahlen, die ein strahlender Punct auf einen ebenen Spiegel wirft, sämmtlich dergestalt zurückgeworfen werden, als wenn sie aus einem Puncte kämen, der eben so weit hinter der reflectirenden Ebene liegt, als der strahlende Punct vor derselben; und daß, wenn anstatt des einen strahlenden oder leuchtenden Punctes ein anderer Gegenstand vor dem ebenen Spiegel läge, ein jeder Punct desselben sein Bild auf eben die Weise hinter dem Spiegel machen würde, wie vorhin der einzelne leuchtende Punct. Die Bilder dieser Puncte müssen eben die Lage und Entfernung von einander haben, die die Puncte des Gegenstandes selbst haben, so daß dadurch also

ein

ein dem Gegenſtande gleiches Bild im Spiegel entſteht. Hierbey iſt indeſſen noch ſo viel zu bemerken, daß die linke Seite des Gegenſtandes die rechte des Bildes, und die rechte des Gegenſtandes die linke des Bildes wird; auch daß ein Gegenſtand, der ſenkrecht auf einem ebenen Spiegel ſteht, umgekehrt in demſelben erſcheint, welches ſich aus dem vorhin angeführten leicht erklären läßt.

Die krummen Spiegel ſind nach Verſchiedenheit der Krümmung ihrer Fläche ſphäriſche, parabeliſche, hyperboliſche, elliptiſche, cylindriſche oder coniſche ꝛc. Spiegel, und bey allen dieſen findet wieder noch der Unterſchied Statt, daß ſie entweder hohl oder erhaben ſind. Auch bey dieſen gilt im Grunde daſſelbe Geſetz des Zurückwerfens der Lichtſtrahlen, welches man bey ebenen Spiegeln findet; nur muß man ſich die krummen Spiegel als eine Zuſammenſetzung von ſehr vielen, eigentlich von unendlich vielen kleinen ebenen Spiegelflächen vorſtellen, deren jede den auf ſie fallenden Lichtſtrahl nach dem Verhältniſſe ihrer Richtung zurückwirft. Da nun die Richtung dieſer vielen Flächen ſo verſchieden iſt, ſo folgt daraus auch, daß die auf einen krummen Spiegel fallenden Lichtſtrahlen beym Zurückwerfen unter ſich ganz andere Richtungen haben müſſen, als ſie beym Einfallen hatten. Den Mathematik-Verſtändigen kann man dieſes mit wenigen Worten deutlich machen, wenn man ſagt: der einfallende Lichtſtrahl wird von jedem Puncte des krummen Spiegels unter eben dem Winkel zurückgeworfen, den er ſelbſt mit der Berührungsebene oder der ſogenannten Ebene der Tangente dieſes Punctes macht.

Denkt man sich zuvörderst eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche, oder die innere Seite eines abgeschnittenen Stückes einer Kugel, so wird man nachfolgende Resultate der verschiedenen Zurückwerfungen der auf sie fallenden Strahlen finden.

1. Lichtstrahlen, die aus dem Mittelpuncte der Krümmung, oder dem Centrum der Kugel, wovon die Fläche ein Abschnitt ist, ihren Ursprung nehmen, oder doch diesen Punct durchschneiden, werden wieder nach dem Mittelpuncte zurückgeworfen, weil sie allenthalben, gleich den Halbmessern, senkrecht auf die einzelnen kleinen Flächen fallen, und also auch unter demselben Winkel, das ist wieder senkrecht, zurückgeworfen werden müssen.

2. Lichtstrahlen, die parallel unter einander auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, werden convergirend oder zusammenfahrend von derselben zurückgeworfen, und durchkreutzen sich in einem Puncte, welchen man den Brennpunct (focus) nennt. Dieser Punct liegt etwa in der Mitte des Halbmessers oder derjenigen Linie, die man von dem erwähnten Mittelpuncte der Kugelkrümmung nach der Mitte der Spiegelfläche ziehen kann. Doch fallen nur diejenigen Strahlen in diesen Brennpunct zusammen, die nicht weiter als 12 bis 13 Grade von dem erwähnten Halbmesser der Kugelfläche auf dieselbe fallen. Solche Strahlen, die entfernter von dem Halbmesser auf die Spiegelfläche fallen, werden auch zwar nach der Mitte zusammengeworfen; ihr Vereinigungs-Punkt liegt aber immer näher bey der Fläche, und wird endlich gar hinter derselben seyn, so wie die einfallenden Strahlen sich

im-

immer mehr von der Mitte der Spiegelfläche entfernen.

3. So wie parallele lichtstrahlen, die auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, unter der vorstehenden Beschränkung nach dem Brennpuncte zurückgeworfen werden: so werden umgekehrt auch wieder diejenigen lichtstrahlen, die von einem leuchtenden Puncte, der sich in dem Brennpuncte befindet, auf die Spiegelfläche fallen, parallel davon zurückgeworfen. Doch gilt dieses indessen auch nur von denen, die innerhalb einer Chorde von 25 Graden (vom Mittelpuncte der Kugel aus gerechnet) auf die krumme Spiegelfläche fallen. Die entfernteren weichen immer mehr von der parallelen Richtung ab und schneiden sich endlich in der Nähe des Brennpunctes selbst, von dem sie ausgegangen sind.

4. Wenn divergirende oder auseinanderfahrende lichtstrahlen auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, so werden sie durch die Zurückwerfung weniger divergirend; ja diejenigen von ihnen, die entfernter von der Mitte einer beträchtlich gekrümmten Spiegelfläche fallen, werden so gar convergirend, ohne jedoch einen beträchtlichen Brennpunct zu bilden, weil sich der Durchschnitts-Punct derselben immer mehr der Spiegelfläche nähert, je entfernter sie von deren Mitte auffallen.

5. Wenn convergirende lichtstrahlen oder solche, die eine zusammenfahrende Richtung haben, auf eine kugelförmig ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, so werden sie nach dem Zurückwerfen noch mehr convergirend.

Die gewöhnlichsten Anwendungen, die man von diesen Sätzen macht, bestehn nun darin, daß man metallene, gläserne oder andere Spiegel verfertigt, die sphärisch oder kugelförmig ausgehöhlt sind, um mit diesen die Strahlen der Sonne, die bey uns als beynahe parallel angesehen werden können, aufzufangen und in einen Punct zu vereinigen, um ihre Hitze zu verstärken. Spiegel, die zu diesem Zwecke angewendet werden, heißen **Brennspiegel** und es ist im 6ten Theile dieser Encyklopädie Seite 620 u. flg. schon ausführlich von ihnen gehandelt. Umgekehrt gebraucht man solche Spiegel, wenn sie auch nur aus einem etwas polirten Messingbleche bestehen, wieder dazu, um die Strahlen eines in ihrem Brennpuncte befindlichen Lichtes parallel zurückzuwerfen, und dadurch die Helligkeit einer Stelle, die man erleuchten will, zu verstärken. Gemeinhin rückt man das Licht indeß etwas näher gegen die reflectirende Fläche, als der Brennpunct ist, weil man dadurch den Vortheil erhält, daß die zurückgeworfenen Strahlen ein wenig aus einander fahren, und also eine größere Stelle erleuchten, als wenn sie parallel geblieben seyn würden, wenn sie in diesem Falle auch nicht so viel Helligkeit als die parallelen bewirken können.

Solche polirte Bleche werden bekanntlich viel bey Wandleuchtern angebracht. Auch hat man sie in einigen, besonders französischen Städten, um das Licht der Lampen, oder des Mondes zur bessern Erleuchtung der Gassen verstärkt zurück zu werfen. Diese letztern, die unter dem Nahmen reverberes bekannt sind, kann man im Deutschen füglich **Scheinwerfer** nennen, und

und unter dieſem Nahmen auch in der Encyklopädie weiter abhandeln.

Sphäriſch ausgehöhlte Spiegel, wenn ſie gut polirt ſind, laſſen ſich auch als Vergrößerungsſpiegel gebrauchen, um die Theile des Geſichts vergrößert und genauer zu ſehen. Die Gegenſtände müſſen dann aber näher als der Brennpunct gegen den Spiegel gebracht werden. An ſich erfolgt dieſe Wirkung zwar nach eben ſo einfachen Zurückwerfungsgeſetzen, wie alles vorhergehende; ſolchen, die keine Mathematik verſtehen, kann man es aber ohne Schwierigkeit nicht gut deutlich machen. Mathematiker finden indeß in Käſtners Abhandlung; De Objecti in Speculo ſphærico viſi magnitudine apparente im 3ten Theil der Nov. Comment. Soc. Goetting. das hierher gehörige vorgetragen.

Außer den kugelförmig ausgehöhlten Spiegelflächen giebt es aber, wie oben ſchon bemerkt wurde, noch andere Hohlſpiegel, die nach einer andern als der ſphäriſchen Form ausgehöhlt ſind, nähmlich ellipſiſche, parabeliſche, hyperboliſche, cylindriſche, koniſche ꝛc. Es iſt hier der Ort nicht alle Zurückwerfungsgeſetze der Strahlen, die auf dieſe Spiegel fallen, auseinander zu ſetzen, beſonders da viele von dieſen nur in der höheren Mathematik erklärt werden können. Doch mag nachfolgendes als eine Probe davon aufgeſtellt werden.

Lichtſtrahlen, die aus einem Brennpunkte einer ellipſiſch ausgehöhlten Spiegelfläche ihren Urſprung nehmen, und von derſelben zurück geworfen werden, vereinigen ſich in dem andern Brennpuncte der Ellipſe.

lichtstrahlen, die parallel auf eine paraboliſch ausgehöhlte Spiegelfläche fallen, werden durch das Zurückwerfen genau in dem Brennpuncte der paraboliſchen Krümmung vereinigt. Umgekehrt werden Strahlen, die aus dem Brennpuncte der paraboliſchen Krümmung auf dieſelbe fallen, parallel von derſelben zurückgeworfen. Hieraus folgt, daß alſo paraboliſche Hohlſpiegel die vollkommenſten Brennſpiegel ſeyen. Auch legt man Kamine gern ſo an, daß ihre hintere Fläche eine paraboliſche Krümmung macht, um die Strahlen der Wärme, da Wärme und Licht nach gleichen Geſetzen zurück geworfen werden, nicht zu ſehr zerſtreuen, ſondern parallel ins Zimmer werfen zu laſſen, welches indeß nicht vollkommen bewirkt wird, da eines Theils das Kaminfeuer, wenn man es auch in dem Brennpuncte der Krümmung anmacht, doch viel ausgedehnter als ein Punct iſt, andern Theils der Kamin ſelbſt ſelten eine eigentlich paraboliſche Aushöhlung hat. Uebrigens ſehe man hierüber den 33ſten Theil der Encyklopädie im Artikel **Kamin**, Seite 108. und Fig 1797. d.

lichtſtrahlen, die aus dem hintern Brennpuncte einer hyperboliſch ausgehöhlten Spiegelfläche kommen und von derſelben wieder zurück geworfen worden, vereinigen ſich in dem vordern Brennpuncte derſelben.

Cylindriſch ausgehöhlte Spiegelflächen können der länge nach als ebene, der Breite nach aber als kugelförmig ausgehöhlte Spiegelflächen angeſehen werden, wornach ſich auch ihre Wirkung berechnen läßt. lichtſtrahlen, die parallel auf dieſelben fallen, werden beym Zurückwerfen zuſammen fallen. Ihr Brennpunct wird aber eine linie bilden, die ſo lang als der Spiegel iſt, aber im-

immer gleich weit von demselben entfernt bleibt. Unter welcher Einschränkung letzteres geschieht, läßt sich aus dem, was von kugelförmig ausgehöhlten Spiegelflächen gesagt wurde, aber leicht abnehmen.

Konisch oder kegelförmig ausgehöhlte Spiegelflächen haben gleichfalls, wie die eben erwähnten, eine zusammengesetzte Wirkung. Bey diesen kommt indessen noch der Umstand hinzu, daß die parallel darauf fallenden Strahlen sich in eine Linie vereinigen, die der Spitze des Brennspiegels immer näher kommt, welches natürlich geschehen muß, weil ein konischer Spiegel gegen die Spitze zu immer aus kleineren Spiegelkreisen besteht, die auch immer kleinere Halbmesser und Brennweiten haben, wenn diese an sich betrachtet mit der Krümmung der Spiegelfläche auch in gleichem Verhältnisse stehen.

Mit der Lehre von den Hohlspiegeln steht übrigens auch noch die Theorie der Reverbirr-Oefen in Verbindung, welches chemische Oefen von einer solchen Bauart sind, daß das darin angemachte Feuer auch durch das Zurückprallen von der inneren Wölbung wirken kann. Siehe den Artikel Reverberir-Ofen.

Eben so mannigfaltig als die Gesetze der Zurückwerfung der Lichtstrahlen von den ausgehöhlten Spiegeln sind, sind sie auch in Ansehung der erhabenen, und zwar kann man sich jede krumme Fläche, die man vorhin als inwendig reflectirend betrachtete, nun auch auf der äußern oder erhabenen Seite als reflectirend oder strahlenzurückwerfend vorstellen. Da von diesen für das gemeine Leben aber viel wenigere Anwendun-

gen gemacht werden, so wird es genug seyn, s
hier ganz kurz zu berühren.

Kugelförmig erhabene Spiegelflächen wers
die Lichtstrahlen, die verlängert durch ihren Mi
telpunct gehen würden, wieder in sich selbst z
rück, weil diese senkrecht auf die Fläche des B
rührungspunctes fallen, und also auch wieder sen
recht abprallen müssen.

Parallel auf kugelförmig erhabene Spieg
flächen fallende Lichtstrahlen werden beym Zurü
werfen aus einander fahrend. Noch mehr we
den divergirende Lichtstrahlen, die von den genom
ten Spiegelflächen zurückgeworfen werden, dive
girend. Auch convergirende Lichtstrahlen werd
beym Zurückwerfen weniger convergirend, und g
divergirend, je weiter sie gegen den Rand d
Kugelfläche hin fallen. Jeder Lichtstrahl fäl
nähmlich auf eine Berührungsfläche, die imm
eine schiefere Richtung hat, je weiter sie sich v
demjenigen Puncte der Kugelfläche entfernt, a
den einer von den Strahlen senkrecht fällt.

Aber Lichtstrahlen, die verlängert durch d
Brennpunct der Kugelfläche gehen würden, we
den von derselben parallel zurückgeworfen.

Aus diesen Sätzen folgt auch noch, w
wohl es nicht für alle ohne Schwierigkeit deu
lich gemacht werden kann, daß das Bild ein
Gegenstandes von kugelförmig erhabenen Spi
geln desto mehr verkleinert werden müsse, je g
ringer der Durchmesser der Krümmung des Spi
gels ist; und daß das Bild eines Gegenstand
das man in solchen Spiegeln sieht, nicht weit
als den vierten Theil des Durchmessers des Spi
gels in demselben zu seyn scheint.

Konisch und cylindrisch erhabene Spiegel kann man wieder als aus ebenen und krummen zusammen gesetzte Spiegel betrachten. Der länge nach gleichen sie den ebenen, in der Krümmung den sphärischen. Der länge nach stellen sie daher die Gegenstände in der ordentlichen Größe, der Quere nach aber verkleinert vor, und zwar der konische oben immer mehr verkleinert als unten. Indessen kann man leicht einsehen, daß gewisse Bilder so gezeichnet werden können, daß sie zwar dem bloßen Auge sehr unförmlich, aber im Spiegel völlig ordentlich erscheinen, welches zu manchen optischen Belustigungs-Werkzeugen Veranlassung gegeben hat.

Ueber das letztere sehe man besonders Jac. Leupolds Anamorphosis mechanica nova. Leipz. 1713. 4. und vollständiges Lehrgebäude der ganzen Optik, oder der Sehe-, Spiegel und Strahlenbrechkunst. Altona 1757. 4. Seite 156 — 171. mit den dazu gehörigen Kupfern. — In dem letztern Werke kommen auch zahlreiche Versuche mit allerley andern Spiegeln, als convexen, concaven, eckigen ꝛc. vor.

Vom Brechen der Lichtstrahlen.

Eine andere bemerkenswerthe Eigenschaft der Lichtstrahlen ist die: daß sie beym Uebergange in einen mehr oder weniger durchsichtigen Körper, als der war, aus welchem sie kamen, eine etwas veränderte Richtung ihres Laufes annehmen, wenn sie nicht ganz senkrecht auf ihn fallen; und zwar eine immer mehr veränderte, je schiefer sie auf den andern durchsichtigen Körper fallen. Dieses nennt man das Brechen, (retractio) der Lichtstrahlen.

Um sich sogleich durch einen ganz einfachen Versuch von der Wirklichkeit dieser Erscheinung

zu überzeugen, so lege man z. B. ein Stück Geld in die Mitte eines Gefäßes, gehe darauf so weit von dem Gefäße zurück, daß man vor dem Rande desselben das Stück Geld nicht mehr sehen kann, bleibe nun stehen und lasse das Gefäß voll Wasser gießen. Dann wird man das Stück Geld wieder erblicken.

Hier ist nun so viel klar, daß die Strahlen, die in gerader Linie von dem Stücke Geld nach unserm Auge gehen würden, nicht nach demselben kommen, sondern von dem Rande des Gefäßes aufgefangen werden. Da das Auge das auf dem Boden liegende Stück aber dennoch erblickt: so müssen andere Strahlen, und zwar solche, die ihrer ersten Richtung nach über uns wegfahren würden, durch eine Veränderung ihrer Richtung in unser Auge kommen. Andern Theils ergiebt sich auch, daß, weil wir das Stück Geld im Wasser in einer geraden Linie, wie es uns vorkommt, sehen, der scheinbare Ort höher, und also näher, als der wirkliche Ort des Stück Geldes sey, womit übrigens die bekannte Erfahrung ganz übereinstimmt, daß man, um einen Fisch im Wasser zu schießen, das Gewehr niedriger halten müsse, als der Fisch steht, um ihn nicht zu verfehlen.

Bey diesem Versuche wird der aus dem Wasser in die Luft übergehende Lichtstrahl also von seiner ersten Richtung abgelenkt, und zwar erleidet er eine solche Veränderung, daß er mit der Oberfläche des Wassers einen spitzeren Winkel macht, als er beym Verfolge seines ersten Laufes gemacht haben würde. Und umgekehrt, wenn ein Fisch im Wasser einen Gegenstand am Ufer desselben sieht, so müssen die Strahlen von dem

dem letztern bey ihrem Uebergange ins Waſſer, falls ſie ſchief darauf fallen, eine mehr nach unten geneigte Richtung bekommen, ſo daß der Fiſch den Gegenſtand alſo nicht vermittelſt der Strahlen ſieht, die von ſeinem Auge nach dem Gegenſtande eine gerade Linie bilden würden, ſondern vermittelſt ſolcher, die ohne Dazwiſchenkunft des Waſſers über ihn weg ſchießen würden, und nur durch Einwirkung des Waſſers ſo gebrochen werden, daß ſie das Auge des Fiſches erreichen.

Hier ging der Lichtſtrahl übrigens aus einem dichtern in einen ſehr lockern Körper über, da die Luft bekanntlich an 800 mahl leichter als Waſſer iſt. Aber nicht bloß beym Uebergange aus Waſſer in Luft oder aus Luft in Waſſer bemerkt man dieſes Brechen der Lichtſtrahlen, ſondern überhaupt beym Uebergange von jedem durchſichtigen Körper in einen andern, wenn dieſe beyden eine verſchiedene Dichtigkeit oder Beſchaffenheit haben, z. B. aus Luft in Eis, aus Luft in Glas, aus Luft in Oehl, Kryſtall, Diamant ꝛc. und wieder von Eis in Glas u. ſ. f. Und bey allen dieſen findet das Geſetz Statt, daß der dichtere Körper den Strahl ſtärker ablenkt, als der lockerere, die größere Dichtigkeit mag ſpecifiſch, oder nur durch einen größeren Grad der Kälte hervorgebracht ſeyn. Oehlige und brennbare Dinge machen indeſſen nach Newtons Beobachtungen darin eine Ausnahme, daß ſie die Strahlen ſtärker brechen, als ſie in Abſicht auf ihre Dichtigkeit thun ſollten. *)

Um

*) Aus dem letztern Umſtande hat Newton auf eine Verwandtſchaft zwiſchen der Materie des Lichts und dem Brennbaren geſchloſſen; und als er fand, daß Diamant die Lichtſtrahlen ſtärker brach, als w

und jenen Körpers, den Lichtstrahl zu brechen, ist aber nicht gleich, sondern bey allen nach Maßgabe ihrer specifischen Dichtigkeit und sonst verschieden. Wenn man z. B. den Sinus des Einfallswinkels als 1,000 annimmt, so ist der Brechungs-Sinus, wenn Lichtstrahlen aus folgenden Körpern in die Luft übergehen *)

nach den Versuchen von Rochon bey dem

gemeinen Glase	1,543.
Flintglase	1,613.
Diamante	2,755.
Bergkrystalle	1,625.
destillirten Wasser, von 14 Grad Wärme nach Reaumürscher Scala	1,333.
rectificirten Weingeiste	1,378.
gesättigter Kochsalzauflösung	1,375.
Salmiakauflösung	1,382.

nach Newtons Versuchen bey dem

Selenite	1,487.
Steinsalze	1,545.
Alaune	1,458.
Vitriolöhle	1,428.
Kampher	1,500.
Baumöhle	1,466.
Leinöhle	1,481.
Terpenthinöhle	1,470.

Die Ursache der **Brechung** der Lichtstrahlen ist nach Newtons Meinung die anziehende Kraft des durchsichtigen Körpers gegen den Lichtstrahl, und die Brechung geschieht nach ihm nicht auf ein-

*) Man sehe Achards Vorlesungen über die Experimental-Physik. Berlin 1791. §. 947. Seite 192.

einmahl, sondern der Lichtstrahl krümmt sich allmählich von seinem vorigen Wege in den neuen ab. Euler erklärt die Refraction daraus, daß ein Theil des erschütterten Aethers die ihm Widerstand leistende Fläche eher berührt, als der andere, wodurch die Richtung, in welcher die Erschütterung fortwirkte, abgeändert würde. Andere glauben, daß der Lichtstrahl bey seinem Eintritte in einen andern durchsichtigen Körper eine wahre Reflexion erleide, und dadurch von seinem Wege abgelenkt werde. —

Die Lehre von dem Brechen der Lichtstrahlen gewinnt aber noch einen viel größeren Umfang, wenn man dabey auf die verschiedene Richtung, die mehrere Strahlen gegen einander haben können, so wie auf die verschiedene Gestalt des brechenden Körpers sieht. In Ansehung des ersten Punctes kommen hier vorzüglich parallele, convergirende und divergirende Lichtstrahlen in Betracht; und in Ansehung des andern unterscheidet man ebene, convexe und concave brechende Körper.

Parallele Strahlen, in einer Ebene gebrochen, bleiben nicht allein in dem durchsichtigen Körper selbst, sondern auch, wenn sie wieder herausgehen, und zum zweyten Mahle in der gegenüberliegenden Ebene gebrochen werden, parallel. Sind die beyden brechenden Ebenen des durchsichtigen Körpers selbst unter sich parallel, so bleiben auch die Strahlen, die sich in einerley durchsichtigem Körper befinden, vor und nach dem Brechen parallel. *) Daß dieses seyn müsse, kann man sich leicht vorstellen, wenn

*) Erxlebens Anfangsgründe der Naturlehre §. 345.

wenn man bedenkt, daß ein Körper, falls er nur von gleicher Beschaffenheit ist, die Strahlen immer nach einem gleichen Verhältnisse bricht. Fallen die Strahlen nun unter einem gleichem Winkel auf ihn, wie es bey den parallelen der Fall ist, so müssen sie auch unter einem gleichen Winkel gebrochen werden, und also parallel bleiben.

Convergirende, oder zusammenfahrende lichtstrahlen werden beym Uebergange aus einem lockern in einen dichteren Körper von ebener Oberfläche weniger zusammenfahrend, weil jeder von diesen Strahlen, der schief auf die Ebene fällt, eine Richtung bekommt, die der senkrechten etwas mehr genähert ist, woraus sich sogleich ergiebt, daß der Vereinigungspunct dieser Strahlen weiter hinausgesetzt werde, und sie also weniger convergirend werden müssen.

Divergirende oder aus einander fahrende lichtstrahlen werden bey ihrem Uebergange aus einem dünneren oder vielmehr lockereren Körper in einen dichteren von ebener Oberfläche weniger divergirend, welches man sich aus dem so eben angeführten sehr leicht erklären kann. Gehen sie aber aus einem dichteren in einen dünneren über, so werden sie mehr divergirend, weil hier dann der umgekehrte Fall Statt findet.

Wenn man mit diesen leicht einleuchtenden Sätzen vertraut ist, wird man es aus ihnen auch herleiten können, wie die Gegenstände durch einen gewissen durchsichtigen Körper, dessen Brechungsverhältniß bekannt ist, erscheinen müssen. Ein Gegenstand z. B. der hinter einem ebenen Glase liegt, erscheint dem Auge in seiner natürlichen Grö-

Größe *) und Gestalt, aber er scheint um den dritten Theil der Dicke des Glases näher zu liegen. Die divergirenden Strahlen eines hinter der ebenen Glastafel liegenden leuchtenden Punctes werden nähmlich, so wie sie die hintere Fläche des Glases berühren, durch das Brechen, weniger divergirend. Bey ihrem Austritte aus dem Glase in die Luft nehmen sie aber ihre erste Richtung, die sie jenseit des Glases hatten, wieder an. Verlängert man nun die letzten Linien, so findet man, daß sie sich schon vor dem Gegenstande durchschneiden, und zwar in einer Entfernung von denselben, die dem dritten Theile der Dicke des Glases gleich ist, welches von dem Brechungsverhältniß des Glases herrührt. Das Auge, das über den scheinbaren Ort eines Gegenstandes immer nur nach der letzten Richtung, die die Strahlen bey ihrem Uebergange ins Auge hatten, urtheilen kann, muß also den durch das Glas gesehenen Gegenstand auch um den dritten Theil der Dicke des Glases näher sehen. — Der Boden eines mit Wasser angefüllten Gefäßes scheint höher und hohl zu seyn, weil die aus dem Wasser in die Luft übergehenden convergirenden Strahlen mehr convergirend, und diejenigen, die von der Gegend des Randes des Bodens kommen, stärker als die von der Mitte gebrochen sind, wodurch die Täuschung des Hohlscheinens veranlaßt wird. — Ein schief ins Wasser gesteckter Stock scheint gebrochen oder eingeknickt zu seyn, weil die Strahlen, die von ihm durch das Wasser in die Luft übergehen,

*) Eine sehr geringe Vergrößerung, die von der Dicke des Glases herrührt, schon zu bemerken.

von ihrer Richtung abgelenkt werden, so wie sie die Luft berühren. Das Auge sieht die im Wasser befindlichen Theile also höher, als sie wirklich sind, welches, im Vergleich mit denen außer dem Wasser, die Täuschung verursacht.

Sehr sonderbar ist übrigens die Verdoppelung der Strahlenbrechung im isländischen Krystalle *), im Bergkrystalle und in noch mehreren durchsichtigen festen Körpern, den Flußspath, einige Edelsteine, und die künstlichen Gläser ausgenommen. So bekannt diese Erscheinung ist, so scheint die Erklärung des doppelten Bildes jedes Gegenstandes, den man durch den isländischen Krystall ꝛc. ansieht, doch noch nicht ganz aufs Reine zu seyn; rührt wahrscheinlich aber von der rhomboidalischen Textur des Doppelspaths ꝛc. her. Man sehe hierüber

Newton's opticks, pag. 271. 356. 376. und 394. der Clarkeschen Ausgabe von 1719.

Pesanteur specifique des corps; ouvrage utile a l'histoire naturelle, la physique, aux arts & au commerce, par *Brisson*. a Paris 1787. 4. in der Vorrede, und über die Erklärung dieses verwickelten Phänomens vorzüglich

Dr. Joh. Priestleys Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen von Georg Sim. Klügel. Leipzig 1776. 4. in 2 Theilen.

Diese Erscheinung durch Schwingungen zu erklären, sagt Lichtenberg in der Anmerkung zu dem 324sten §. des Erxlebenschen Compendiums der Anfangsgründe der Naturlehre, scheint völlig unmöglich, wie auch Huygens, der es in seinem Tractate vom

*) Der sogenannte isländische Krystall ist eigentlich ein durchsichtiger Kalkspath. Siehe: Versuch einer vollständigen Anleitung zur Kenntniß der Mineralien, v. M. J. G. Lenz. 1ster Theil Seite 407.

vom Lichte verſucht hat, am Ende wirklich deutlich geſehen, und Newton in der 28ſten Quäſtion ſeiner Optik zeigt. Ein neuerer Erklärer, Herr J. E. Silberſchlag: von dem die Bilder verdoppelnden ſo genannten Jsländiſchen Kryſtall oder Doppelſpath in den Beobachtungen und Entdeckungen aus der Naturkunde von der Geſellſchaft naturforſchender Freunde 2ten Bandes 2tes St. oder Schriften der Geſellſch. naturf. Freunde 3ten Bandes 2tes St. hat gerade das ſchwerſte bey der Sache nicht einmahl berührt. — Uebrigens ſehe man noch von des Abbe Rochons künſtl. Doppelſpath im Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte, herausgegeben von Lichtenberg. 1. Band. 1ſtes Stück. Seite 184.

Einen leichter zu erklärenden Grund hat die Verdoppelung oder gar Vervielfältigung des Bildes eines Gegenſtandes, den man durch ein eckig geſchliffenes Glas, daß man Rautenglas (polyedrum) zu nennen pflegt, anſiehet. Hier kommt die Vervielfältigung des Bildes davon her, daß die Strahlen des Gegenſtandes auf mehrere, unter einem verſchiedenen Winkel gegen einander geneigte Fläche fallen, und von denſelben ſo gebrochen werden, daß ſie in unſer Auge kommen können. Da das Auge auf dieſe Art alſo nach verſchiedenen Richtungen hin daſſelbe Bild erblickt, ſo ſcheint der Gegenſtand ſelbſt ſo oft verdoppelt zu ſeyn.

Wenn ein ſolches Rautenglas dem Abſchnitte einer Kugel gleicht und vieleckig geſchliffen iſt, ſo thut es eine deſto auffallendere Wirkung. Stellt man daſſelbe des Tages gegen die Sonne, oder des Abends gegen ein Licht, und fängt die gebrochenen Strahlen hinter dem Glaſe mit einem weißen Papier auf, ſo wird man ſo viele eckige Flecke auf dem Papier bemerken, Rautenglas Flächen hat. Entfernt man

vier allmählich von dem Glase, so nähern sich die Flecke immer mehr bis sie sich endlich in einen Punct vereinigen. Nach dieser Vereinigung entfernen sie sich wieder von einander, oder werden divergirend, welches der Fall bey allen in einen Brennpunct zusammen kommenden Strahlen ist. Wie die verschiedenen Farben entstehen, die sich gewöhnlich bey den Rautengläsern* zeigen, das wird gelegentlich unten, wo von den Farben des Prisma die Rede seyn wird, gezeigt werden können.

Auf eben die Art, wie man bey Cylinder- und Kegel-Spiegeln verzerrte Bilder zeichnen kann, die in diesen Spiegeln angesehen, nichts ungestaltetes zeigen, so lassen sich auch für die verschiedenen Formen der Rautengläser allerley unförmliche und seltsame Zeichnungen machen, die in einer gewissen Stellung dadurch angesehen, ganz regulär erscheinen, oder ganz etwas anderes vorstellen, als man zu erblicken vermuthete. Man sehe übrigens

* Anamorphoseos polyedricæ constructionis methodus vera atque certa, notatis falsarum manuductionum passim propositarum anomaliis opticis, *Jo. Geo. Lexmanni*; in den Comment. petrop. Tom. IV. p. 202. Etwas findet man auch im

Vollständigen Lehrgebäude der ganzen Optik ꝛc Altona 1757. 4. Seite 218. u. flg. mit den dazu gehörigen Kupfern.

Das übrige sehe man im Artikel Rautenglas.

Vom Brechen der Lichtstrahlen in gekrümmten Flächen.

Auf eine ähnliche Art, als bey dem Rautenglase, das dem Abschnitte einer Kugel gleicht, die Strahlen gebrochen werden, werden sie auch von

von gekrümmten Flächen gebrochen, man ſtelle ſich eine gekrümmte Fläche nur als ein Rautenglas von unendlich vielen kleinen Seiten vor, deren jede den auf ſie fallenden Lichtſtrahl nach dem Verhältniß ihrer Neigung gegen den auffallenden Strahl bricht. Da die gekrümmten Flächen indeſſen von ſehr verſchiedener Bildung ſeyn können und ſie ſich zu vielen der nützlichſten Werkzeuge, beſonders allerley Vergrößerungsgläſern, Fernröhren ꝛc. anwenden laſſen: ſo muß man die Theorie der Strahlenbrechung derſelben noch etwas weiter ausführen.

An ſich giebt es zwar nur erhaben oder ausgehöhlt geſchliffene gekrümmte Flächen, die man nach dem einmahl üblichen Sprachgebrauche convexe und concave Flächen nennt. Durch die Zuſammenſetzung entſtehen aber verſchiedene Brechungswerkzeuge daraus, die einer beſondern Erwähnung bedürfen, da ſie von ſehr verſchiedener Wirkung ſind. So giebt es vorzüglich

1) planconvexe Gläſer, oder ſolche, die auf der einen Seite eben, auf der andern erhaben geſchliffen ſind.

2) biconvexe, auch convexconvexe genannt, welche auf beyden Seiten erhaben geſchliffen ſind. Dieſe heißen vorzugsweiſe auch Linſen, weil ſie eine linſenähnliche Geſtalt haben, und ſind übrigens auch unter dem Franzöſiſchen Nahmen Loupen bekannt. *)

3) planconcave, die auf der einen Seite eben auf der andern aber ausgehöhlt ſind.

*) Im allgemeinen werden übrigens öfters alle Gläſer, die in der Mitte dicker, als am Rande ſind, Linſen genannt; ja zuweilen ſogar auch die concaven.

4) biconcave, auch concavconcave genannt, welche auf beyden Seiten hohl geschliffen sind.

5) concavconvexe, die auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben sind, bey denen der Halbmesser der hohlen Krümmung aber kleiner als der erhabenen ist.

6) Meniscusse, die auch auf der einen Seite hohl, auf der andern erhaben geschliffen sind, bey denen der Halbmesser der hohlen Krümmung aber größer als der erhabenen ist, so daß diese Gläser im Durchschnitte dem Bilde des Neumondes gleichen. *)

Uebrigens muß hier noch angeführt werden, daß man diese verschiedenen Arten der Gläser gewöhnlich sphärisch schleift, so daß ihre Flächen der äußeren oder inneren Fläche eines Kugelabschnittes gleichen. Elliptische, paraboliſche und andere Formen sind weniger üblich. Auch laßen sich die Gesetze der Brechung bey den letztgenannten nur durch Anwendung der höheren Mathematik entwickeln.

Bey allen vorhin angeführten Gläsern wird nun die Linie, welche auf beyde Flächen senkrecht steht, und zugleich durch die Mitte des Glases geht, die Axe des Glases genannt. Diese Axe muß zugleich durch den Mittelpunct der Kugel gehn, von der diese oder jene, entweder con-

*) Man kann unter andern auch noch solche Gläser verfertigen, deren äußere und innere Krümmung gleich stark, oder nach einem Halbmesser gemacht ist, von welcher Art z. B. viele Uhrgläser sind. Diese laßen parallele Strahlen unverändert durchgehen, weil die hohle Fläche eben so viel zerstreut, als die erhabene convergirt, wenn die beyden Flächen übrigens gleich stark gebogen sind.

convexe oder concave Fläche ein Abschnitt ist. Da durch die Größe dieser Kugel auch die Größe des Abschnittes bestimmt wird, so ist es üblich, das verschiedene Verhältniß der Krümmung überhaupt nach dem Durchmesser der Kugel, zu der diese oder jene Krümmung gehört, zu bezeichnen. Ein convexes oder ein concaves Glas wird daher zum Beyspiele ein 2, 3, 5, 8 ꝛc. zölliges Glas genannt, wenn der Durchmesser der Kugel, von welcher es ein Abschnitt ist, 2, 3, 5, 8 ꝛc. Zoll beträgt.

Jeder Lichtstrahl der nun auf eine gekrümmte Fläche fällt, wird, um es noch einmahl zu sagen, so gebrochen, als wenn auf dem Puncte, wohin er fällt, eine ebene Fläche von der Richtung der Berührungsfläche (oder Fläche der Tangente) befindlich wäre. Wenn man also nur das Brechungsverhältniß des Mittels, wodurch er geht, (welches in allen nachfolgenden Fällen immer Glas seyn wird) kennt, so kann man es, unter Anwendung der aufgestellten Sätze von der Brechung in Ebenen, finden, wie ein Strahl in einer gekrümmten Fläche gebrochen werden wird. Das Schwierige, aber auch das Interessante hierbey, ist nur der Umstand, daß jeder Strahl, der von vielen Tausenden auf eine gekrümmte Fläche fällt, immer eine andere Richtung als jeder andere bekommt, weil die ganze Oberfläche der Krümmung aus unendlich vielen kleinen, alle unter verschiedenen Richtungen gegen einander geneigten Flächen besteht, die nach Verhältniß ihrer Richtung den auf sie fallenden Strahl auch verschieden brechen müssen.

Betrachtet man zuvörderst den Erfolg des Brechens paralleler Strahlen in erhaben geschliffenen

senen Gläsern, auf deren Mitte sie senkrecht fallen, so ist es dieser, daß die Lichtstrahlen sich in einer gewissen Entfernung hinter dem Glase in einen Punct der Achse desselben vereinigen. Diese Vereinigung kommt daher, daß die Lichtstrahlen, die etwas entfernt von der Achse auf das Glas treffen, daselbst (unendlich) kleine Flächen vorfinden, die etwas abwärts gebogen sind, so daß die Strahlen nicht mehr senkrecht, wie auf den Punct der Achse, sondern unter einem schiefen Winkel auffallen müssen. Hieraus entsteht die erste Krümmung des Lichtstrahls, oder vielmehr Abbeugung von seinem mit der Achse parallelen Laufe. Der Strahl neigt sich schon etwas gegen die Achse und würde sie verlängert durchschneiden. Tritt der Strahl nun ferner wieder auf der hintern Seite aus dem Glase heraus, so geschieht dieses ebenfalls unter einem schiefen Winkel. Das Glas, welches ihn stärker bricht, als die Luft, zieht den Strahl gleichsam noch einmahl wieder von seinem Laufe, den er behalten würde, wenn er in gleicher Masse fortginge, etwas ab, und giebt ihm eine noch mehr nach der Achse geneigte Richtung. Er muß also noch mehr convergirend werden. Da nun alle Strahlen, die in gleicher Entfernung von dem Mittelpuncte des Glases, worauf die Achse senkrecht fällt, das Glas unter gleichem Winkel berühren, so müssen alle diese, da sie nothwendig auf gleiche Weise gebrochen werden, auch alle in einen Punct der Achse zusammen fahren. Diejenigen Strahlen, die näher oder entfernter von der Achse auf das Glas fallen, als die eben berührten, werden zwar auf eine andere Art gebrochen, weil sie mit den Berührungsflächen, wohin sie fahren, andere Winkel machen. Das ist

aber

aber auch gerade nothwendig, wenn ſie ſich mit ihnen in einem Punct vereinigen ſollen. Die der Achſe näher liegenden berühren das Glas in einem Puncte, deſſen Fläche noch weniger abwärts geneiget iſt. Sie fallen alſo unter einem weniger ſchiefen Winkel auf, und werden daher alſo auch nicht ſo ſtark gebrochen. Die entfernteren treffen eine Fläche, die mehr abwärts geneiget iſt. Sie fallen unter einem ſpitzeren Winkel auf und werden daher auch ſtärker gebrochen. Aus dieſem allen entſteht der Erfolg, daß man die Strahlen ſo ziemlich in einem Puncte vereinigt findet.

Ich ſage hier mit Fleiß, ſo ziemlich in einem Puncte, weil ſich bey unſern ſphäriſch gekrümmten Gläſern eigentlich nur diejenigen Strahlen in einen Punct (im mathematiſchen Verſtande) ſammeln, welche unendlich nahe bey der Achſe in das Glas fallen. Bey nicht ſehr weit davon entfernten iſt der Unterſchied nicht groß, aber wohl bey den übrigen, welche die Achſe nach dem Brechen in einem Puncte ſchneiden, der dem Glaſe immer näher liegt, je weiter die parallelen Strahlen von der Achſe abliegen. Dieſen Unterſchied nennt man die Abweichung der Strahlen wegen der Geſtalt des Glaſes, und man kann ihn bey jedem gemeinen Brennglaſe, *) wenn man z. B. Zunder oder Tabak anzündet, beobachten. Unter die eigentlich mathematiſche Erklärung und den Beweis hierüber, welches dem Liebhaber für dieſe Encyklopädie iſt, ſetze man

* Der Verfaſſer brennglas braucht hier einen Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt. Ich habe ihn beybehalten, weil er ſich ſo gut ausdrückt. Ueberſ.

De aberrationibus lentium sphæricarum dissert. *Abrah. Gotth. Kæstneri*; in den Comment. Gœtting. Tom. I. pag. 185.

Der Umstand, daß der Brennpunct des Glases selbst von sehr bemerklichem Umfange ist, rührt übrigens davon her, daß die Sonne selbst, deren Strahlen sich in einen Punct vereinigen, noch einen so großen scheinbaren Durchmesser hat, und sich jeder Punct ihrer leuchtenden Scheibe jenseit des Glases abbilden muß, woraus eine Sonne im Kleinen entsteht. Fangen wir die Strahlen eines starkleuchtenden Sterns, z. B. des Sirius, durch ein Brennglas auf, so ist der Brennpunct auf einen viel kleinern Raum eingeschränkt, und nähert sich dem mathemathischen Puncte.

Parallele Lichtstrahlen bekommen aber nicht bloß beym Durchgange durch Linsen, oder auf beyden Seiten erhaben geschliffene Gläser, eine convergirende Richtung, sondern auch beym Durchgange durch planconvexe, oder solche, die auf der einen Seite eben, auf der andern erhaben sind; ja überhaupt durch alle solche, deren Mitte dicker als ihr Rand ist, weshalb auch der Meniscus in diese Classe gehört. *) Bey den planconvexen ist die Wirkung in dem Falle, wenn man die ebene Seite gegen den leuchtenden Gegenstand hält, nur gerade so, wie sie bey der gekrümmten Fläche allein seyn würde. Die Strahlen, die auf die ebene

*) Bey dem Meniscus ist die innere Seite zwar concav oder etwas ausgehöhlt und hat in so fern, wie es weiter unten vorkommen wird, eine ganz entgegen gesetzte Wirkung, als die convexen Flächen. Da die andere Seite bey dem Meniscus aber stärker gebogen ist, als die concave, so bleibt ihre Wirkung die vorwaltende, und deßhalb gehören die Menisceusse mit unter die convergirenden Gläser.

ebene Seite senkrecht fallen, gehen nähmlich ganz ungebrochen bis an die hintere gekrümmte Seite durch, und erhalten da erst eine Ablenkung von ihrer parallelen Richtung, weil sie hier das Glas, seiner Krümmung wegen, unter schiefen Winkeln verlassen würden, welches nicht ohne Brechung angeht. Setzet man aber die gekrümmte Seite dem Lichte entgegen: so wird der Strahl zuerst gleich gebrochen, so wie er in das Glas fährt, und bekommt schon eine gegen die Achse geneigte Richtung. Fährt er nun unter diesem schiefen Winkel aus der ebenen Seite des Glases heraus, so wird er noch einmahl gebrochen, wiewohl nicht so stark, als wenn dieses auch eine erhaben gekrümmte Fläche wäre. — Die Theorie von dem Meniscus, wovon ich in der vorstehenden Note etwas erwähnte, läßt sich hier noch nicht deutlich machen, weil erst die concaven Flächen berührt seyn müssen.

Derjenige Punct, in den die Strahlen hinter dem Glase zusammen kommen, heißt der Brennpunct, (focus) und seine Entfernung von der hintern, öfters auch von der vordern Fläche des Glases, heißt die Brennweite (distantia focalis) des Glases, die man nach Fußen, Zollen ꝛc. bestimmen kann. Bey einer Kugel von Glas fällt der Brennpunct um den vierten Theil des Durchmessers derselben hinter die hintere Fläche derselben; bey einer Kugel von Wasser um die Hälfte des Durchmessers. Dieser Unterschied rührt davon her, weil Wasser, als ein weniger dichter Körper, die Strahlen nicht so stark als Glas bricht, sie sich also erst in einer größeren Entfernung hinterwärts schneiden können. Ueberhaupt findet man die Brennweite eines

je-

jeden erhabenen Glases (bey welchem indeß die Dicke des Glases selbst nicht in Betracht kommen darf) wenn man das doppelte Product der Halbmesser ihrer beyden Flächen durch die Summe dieser beyden Halbmesser dividirt. Ist die eine Fläche des Glases z. B. 4 zöllig *) die andere 6 zöllig, so sind 2 und 3 ihre Halbmesser. Das doppelte Product dieser beyden Halbmesser, nähmlich zweymahl 2 mahl 3 ist 12. Dieses mit 5, als der Summe der beyden Halbmesser, dividirt, giebt $2\frac{1}{2}$ Zoll für die Brennweite einer Linse von dieser Art. Die Brennweite eines auf beyden Seiten gleich stark erhabenen Glases ist daher dem Halbmesser der Kugel gleich, wovon jede Oberfläche gleichsam ein Stück ist; bey einem plan-convexen Glase aber dem Durchmesser, weil bey diesem, wenn man die ebene Seite gegen das Licht richtet, von derselben gar keine Brechung geschieht, die Strahlen also desto weiter hinter dem Glase zusammen kommen müssen.

Will man aber noch allgemeinere Formeln für alle Arten der brechenden Körper haben, die, wie zum Theil oben gezeigt, die Lichtstrahlen nach sehr verschiedenen Verhältnissen brechen: so nehme man folgende Bestimmungen an. Das Brechungsverhältniß bezeichne man mit dem Buchstaben m, die Halbmesser der Krümmungen der Oberfläche des Mittels, in welches der Lichtstrahl eintritt und gebrochen wird, nenne man R und r, die

*) Diese Benennungsart der krummen Gläser ist oben bey den gekrümmten Spiegeln schon erklärt. Die Zahl der Zolle oder Fuße geht nähmlich auf den Durchmesser der Kugel, wovon die gekrümmten Flächen Abschnitte sind.

die Brennweite F. Dann ist bey biconvexen brechenden Körpern, *)

$$F = \frac{R\,r}{(m-1)\,(r-R)}$$

bey planconvexen,

$$F = \frac{R}{m-1}$$

bey einem Meniscus,

$$F = \frac{R\,r}{(m-1)\,(R-r)}$$

bey einer Kugel,

$$F = \frac{(2-m)\,R}{2\,(m-1)}$$

Wenn man nur das Brechungsverhältniß m, und die Größe der beyden Halbmesser R und r kennt, so läßt sich von jedem, der mit der Buchstabenrechnung nur ein wenig bekannt ist, durch diese Formeln die Brennweite sphärisch gekrümmter Körper sehr leicht finden. Ist weniger Genauigkeit erforderlich, so kann man einige andere Handgriffe anwenden, um die Brennweite einer Linse heraus zu bringen. Man hält nähmlich die Linse zwischen einem hellen Fenster und einer damit parallel stehenden weißen Wand, so daß die Achse der Linse senkrecht auf der Wand und dem Fenster steht. Alsdann nähert und entfernt man das Glas nach und nach so lange von der Wand, bis man das deutliche Bild des Fensters auf der Wand erhält. Die Entfernung der Linse von der Wand ist die gesuchte Brennweite.

— Hält

*) Man sehe Achards Vorlesungen über die Experimental-Physik §. 956.

— Hält man eine Linse gerade gegen die Sonne, so bilden die vereinigten Lichtstrahlen hinter dem Glase einen hellen Punct; wird dieser Punct auf eine Fläche aufgefangen, so bestimmt seine Entfernung von dem Glase, wenn er am hellsten und kleinsten erscheint, ebenfalls die Brennweite des Glases. — Betrachtet man ferner umgekehrt durch die Glaslinse einen Gegenstand, und entfernt die Linse nach und nach vom Auge, bis man von dem Gegenstande nichts mehr unterscheidet, sondern an seiner Stelle nur einen hellen Schein wahrnimmt: so ist die Entfernung des Auges von der Linse die Brennweite.

So wie übrigens parallele Strahlen sich nach dem Brechen in den Brennpunct vereinigen, so müssen umgekehrt die Strahlen eines leuchtenden Punctes, der im Brennpuncte liegt, nach dem Brechen parallel fortgehen. Hieraus kann man ferner finden, daß die Strahlen eines Punctes, der näher als der Brennpunct am Glase ist, divergirend, so wie eines solchen, welcher entfernter als der Brennpunct ist, convergirend seyn müssen. Der Brennpunct ist gleichsam das Bild eines unendlich weit entfernten Gegenstandes; näher als der Brennpunct kann daher kein Bild nach dem Glase zu liegen. Rückt man den Gegenstand näher nach dem Glase zu, so muß sich das Bild hinterwärts immer mehr entfernen. Die wirkliche Entfernung eines Bildes von dem Glase hängt übrigens immer mit von der Größe des Halbmessers der Linse ab. Ist die Linse stärker gebogen, also von kleinerem Halbmesser, so muß die Brennweite auch immer kleiner als bey Linsen von größerem Halbmesser seyn.

Bisher ist die Rede immer nur von solchen Fällen gewesen, wo der strahlenwerfende Punct in der Achse des Glases liegt, und von keinem beträchtlichen Umfange ist, so lange man nähmlich nur auf die scheinbare Größe sieht. In diesen Fällen wurden die Strahlen auch immer wieder in einen Punct der Achse vereinigt, der am nächsten bey dem Glase, oder in dem sogenannten Brennpuncte lag, wenn der leuchtende Punct unendlich weit davon entfernt war, sich aber immer weiter davon entfernte, je näher der leuchtende Punct gegen die linse rückte, bis endlich keine Vereinigung mehr erfolgte, sondern die Strahlen parallel fortgingen, wenn der leuchtende Punct in den Brennpunct gesetzt wurde. *) Was wird nun erfolgen, wenn man statt eines Punctes einen Gegenstand von einiger Ausdehnung vor die linse bringt? — Um dieses desto besser zu entwickeln, stelle man sich den Gegenstand zuerst nur als eine aufgerichtete linie mit drey leuchtenden Puncten vor, von denen man den Punct, der in der Achse des Glases liegt C, denjenigen, der über derselben befindlich ist A, und den andern unter derselben B nennen kann.

Das

*) In dem letztern Falle liegt das Bild nach der Sprache der Mathematiker unendlich weit hinter dem Glase, und ist unendlich groß. Befände sich der leuchtende Punct endlich noch näher am Glase als der Brennpunct, so würden die zusammen gehörigen Strahlen noch weniger hinter der Linse ein Bild machen können, da sie gar einander, nicht zusammen, fahren. Aber diese gar ander fahrenden von einem Puncte herrührend len werden doch verlängert vor dem Glase Punct zusammen kommen, den man als ein Bild, als ein unsichtbares Bild des Punctes könnte, von dem diese gebrochenen Strahlen In der Wirklichkeit existirt dieses Bild aber keiner von den Strahlen, die jenseit des einander fahren, zurück kommt, um ein Bild

Das Bild des Punctes C wird, wie es schon bekannt ist, hinter das Glas fallen und zwar in einen Punct der Achse, der weiter als der Brennpunct seyn wird, wenn C nicht unendlich weit vor dem Glase liegt. Dieses Bild des Punctes C kann man c nennen, und es wird auf die Weise zu Stande gebracht, daß C einen Strahlenkegel auf die Linse wirft, wovon die Spitze in C liegt, der durch die Brechung aber umgekehrt wird, so daß die Strahlen von der Linse wieder zusammen fahren, und sich in den genannten Punct c vereinigen. Der Punct A wird auf die Linse auch einen Strahlenkegel werfen. Da A indessen nicht in der Achse liegt, so müssen die Strahlen dieses Kegels diejenigen des Punctes C in der Linse durchschneiden. Daraus folgt, daß die Strahlen des Punctes A, wenn sie sich nach der Brechung hinter dem Glase wieder vereinigen, welches allerdings auch geschieht, unter den Punct c in einen Punct fallen müssen, den man a nennen kann. Auf eine ähnliche Art muß das Bild des Punctes B, der unter C liegt, über den Punct c hinter das Glas fallen, in einem Punct, den wir b nennen wollen. Hier ergiebt sich also sehr deutlich, daß die Puncte A. C. B. sich nach der Brechung jenseit der Linse verkehrt abbilden, der obere unten, und der untere oben. Ja hätten wir auf beyden Seiten auch noch Puncte angenommen, so würden auch diese nach derselben Theorie jenseit des Glases verwechselt werden, der von der linken Seite nach der rechten, und der von der rechten nach der linken. Ueberhaupt erhellet hieraus so viel, daß jeder Gegenstand sich jenseit der Linse verkehrt abbildet, welches übrigens auch schon erfolgt, wenn man die Strahlen von einem Baume, Hause oder einer

ganzen Landschaft durch ein enges Loch in ein dunkles Zimmer fahren läßt, und sie da auf ein Papier ꝛc. auffängt. Im letztern Falle geben sie aber kein so deutliches Bild, als wenn man eine Linse in das Loch setzt, weil die Strahlen von jedem Puncte des Gegenstandes, die durch das Loch fallen, nicht wieder convergirend werden, sondern sich immer weiter zerstreuen. An dem Bilde, was ohne Linse in dem finstern Zimmer entsteht, kann man daher gewöhnlich nur die Hauptheile unterscheiden. Die Gränzen pflegen etwas verworren in einander über zu gehen. *)

Alle Gläser, welche in der Mitte dünner sind, als an den Seiten, nähmlich das Concavconcav-Glas, das Planconcav-Glas, und das Concavconvex-Glas, die man zusammen hohle Gläser nennen kann, brechen parallele Strahlen so, daß sie sich nach dem Brechen immer weiter von demjenigen Strahle entfernen, der durch die Achse des Glases geht, und ungebrochen bleibt, oder divergirend oder aus einander fahrend werden. Diese aus einander fahrenden Strahlen, wenigstens die, welche nicht weit von der Achse einfallen, haben nun eine solche Richtung, als wenn sie alle aus einem Puncte kämen, der auf der andern Seite des Glases liegt, und den man den Zerstreuungspunct (punctum dispersus), bisweilen auch wohl den Brennpunct genannt hat.

*) Von diesen Sätzen wird unten in der Lehre vom Auge und der Camera obscura weitere Anwendung gemacht werden; so wie von den Linsen überhaupt mehreres an ihrem Orte zu beobachten sein wird. Von der Verfertigung der Linsen Glas-Schleifen Th. 18 das nöthige beyg

Ohne mich hier auf den eigentlichen Beweis dieses Satzes einzulassen, welchen man in den unten noch aufzuführenden Lehrbüchern der optischen Wissenschaften finden kann, läßt sich indessen doch so viel anschaulich machen, daß hohle Gläser von der angegebenen Gestalt parallele Strahlen zerstreuen müssen. Man stelle sich die hohlen Gläser nähmlich wieder als aus lauter kleinen ebenen Flächen bestehend vor, von denen diejenige, die in der Mitte des Glases befindlich ist, als senkrecht gegen die Richtung der parallelen Strahlen angesehen werden kann. Die nahe um dieselbe liegenden werden bey der vordern Fläche des hohlen Glases eine etwas nach vorn geneigte Richtung haben, so wie sie bey der Linse nach hinten abwärts geneigt waren. Fällt nun ein Strahl der mit der Achse parallel ist, auf eine von diesen genannten Flächen, so trifft er sie nicht unter einem rechten, sondern unter einem schiefen Winkel, und zwar so, daß derjenige von den beyden Winkeln an diesem Strahle, der auf der Seite nach der Achse liegt, stumpf, der andere, oder der gegen den Rand des Glases zu, spitz ist. Ist der letztere Winkel aber spitz, so folgt aus dem vorhergehenden, daß der Strahl seine erste Richtung nicht behalten könne, sondern abgelenkt werden müsse; und zwar wird dieses in einer sich von der Achse des Glases entfernenden Richtung seyn. — Kommt der Strahl nun also schon in einer divergirenden Richtung bey der hintern Fläche an, und ist diese plan oder gar concav, so ergiebt sich von selbst, daß er noch mehr divergirend werden müsse, da er hier noch einmahl, und zwar in einer nach derjenigen Seite des Glases geneigten Richtung gebrochen wird, mit der er beym Herausfahren den kleineren Win-

kel

kel macht, weil Glas dichter ist als Luft. — Das was nun von einem Strahle gilt, läßt sich auf alle anwenden, und es kommt dabey nur die verschiedene Richtung der Berührungsfläche eines jeden Strahls in Betracht, wie es oben bey den convexen Gläsern, nur immer umgekehrt, der Fall war; und so erhellet, daß parallele Strahlen nach dem Brechen in hohlen Gläsern divergirend sind.

Das Reguläre so wie das Verhältniß dieser divergirenden Richtung hängt nun von der sphärischen Höhlung des Glases ab, und es läßt sich in allen Fällen schon vorher bestimmen, wie die Strahlen durch ein Hohlglas zerstreut werden müssen. Man berechnet nähmlich auch bey diesem die Weite des Zerstreuungspunctes nach der Größe des Halbmessers derjenigen Kugel, wovon das Hohlglas ein Abschnitt ist; und wenn die beyden Flächen des Hohlglases eine verschiedene Krümmung haben, so kommen die beyden Halbmesser der Kugeln dieser Krümmungen in Betracht. Man kann zu diesen Berechnungen die oben bey den Linsen angegebenen Formeln gebrauchen, so daß man die biconcaven so wie die biconveren, die planconcaven wie die planconveren ꝛc. behandelt; nur ist dabey nicht außer Acht zu lassen daß in allen Formeln, die man auf Hohlgläser anwendet, die Halbmesser als negativ behandelt werden müssen, weil man sonst durch die Rechnung heraus bringen würde, daß der Vereinigungspunct paralleler, durch Hohlgläser fahrender Strahlen, jenseit des Glases läge, da er doch auf der Seite des Einfalls liegt, und nur ein eingebildeter Punct ist.

Wenn parallele Strahlen durch das Brechen in Hohlgläsern schon eine divergirende Richtung bekommen, so ist einleuchtend, daß Strahlen, die vor dem Einfallen schon divergirend waren, nach dem Brechen noch mehr divergirend seyn müssen; auch daß ihre divergirende Richtung noch verstärkt werde, wenn der Punct, von dem sie kommen, dem Glase näher gebracht wird, oder wenn man den Strahlen ein Glas von einem kleineren Halbmesser entgegen setzt. Durch den letztern Umstand wird die Krümmung stärker. Die einzelnen Strahlen, die das Glas in einiger Entfernung von der Achse berühren, fallen also unter einem spitzeren Winkel auf dasselbe, als wenn das Glas nach einem größern Halbmesser ausgehöhlet wäre, weshalb sie stärker gebrochen und dadurch mehr divergirend werden müssen.

Da die durch ein Hohlglas gebrochenen Strahlen immer weiter aus einander fahren, und nie zusammen gehen, so können sie auch kein Bild von den Gegenständen machen, von denen sie kommen, weil dazu erfordert wird, daß sich die Strahlen eines jeden Punctes nach dem Brechen wieder sammeln müssen. Man sagt indessen von den auf diese Art gebrochenen Strahlen, daß sie ein unsichtbares Bild machen, welches mit dem Gegenstande, von dem sie kamen, auf einer Seite des Glases liegt, und zwar da, wo die aus einander fahrenden Strahlen rückwärts verlängert zusammen kommen würden. Da sie aber nicht wirklich zusammen kommen, sondern gerade die entgegen gesetzte Richtung haben, so ergiebt sich, daß das unsichtbare Bild gar nicht existirt, sondern nur ein Ausdruck zur Bezeichnung der Richtung der divergirenden Strahlen ist.

iſt. Dieſes ſogenannte unſichtbare Bild rückt immer näher gegen das Glas, je näher der Gegenſtand ſelbſt gegen das Glas gebracht wird, und entfernt ſich im umgekehrten Falle wieder von demſelben. Doch bleibt es in allen Fällen zwiſchen dem Brennpuncte und dem Glaſe, weil der Brennpunct das Bild eines unendlich weit entfernten Gegenſtandes iſt, und kein Gegenſtand weiter als unendlich entfernt ſeyn kann.

Aus der Wirkung der Hohlgläſer, parallele und divergirende Strahlen nach der Brechung zu zerſtreuen, läßt ſich leicht einſehen, daß convergirende Strahlen durch das Brechen weniger convergirend werden müſſen. Fallen nähmlich Strahlen von zwey etwas entfernten Puncten eines Gegenſtandes in einer convergirenden Richtung auf das Glas: ſo wird jeder in eine Richtung umgelenkt, die die Achſe des Glaſes nicht unter einem ſo großen Winkel trifft, als der ungebrochene Strahl ſie getroffen haben würde. Sieht man alſo einen Gegenſtand durch ein Hohlglas an, ſo erſcheint er einem unter einem kleineren Winkel, als ohne das Glas. Daher kommt es, daß durch das Hohlglas alles verkleinert, und dadurch dem Anſcheine nach entfernt wird. Wie es aber zugehe, daß dennoch viele Leute Hohlgläſer gebrauchen, um beſſer zu ſehen, kann nur erſt weiter unten erklärt werden, wenn von der Einrichtung des Auges das nöthige vorgetragen iſt.

Uebrigens iſt bey den Bildern, welche die verſchiedenen Gläſer oder auch die Spiegel machen, zu erinnern, daß, wenn auch des Gegenſtandes ſelbſt ein Bild, das durch deren Glas, oder durch einen andern

Wenn parallele Strahlen durch das Brechen in Hohlgläsern schon eine divergirende Richtung bekommen, so ist einleuchtend, daß Strahlen, die vor dem Einfallen schon divergirend waren, nach dem Brechen noch mehr divergirend seyn müssen; auch daß ihre divergirende Richtung noch verstärkt werde, wenn der Punct, von dem sie kommen, dem Glase näher gebracht wird, oder wenn man den Strahlen ein Glas von einem kleineren Halbmesser entgegen setzt. Durch den letztern Umstand wird die Krümmung stärker. Die einzelnen Strahlen, die das Glas in einiger Entfernung von der Achse berühren, fallen also unter einem spitzeren Winkel auf dasselbe, als wenn das Glas nach einem größern Halbmesser ausgehöhlet wäre, weshalb sie stärker gebrochen und dadurch mehr divergirend werden müssen.

Da die durch ein Hohlglas gebrochenen Strahlen immer weiter aus einander fahren, und nie zusammen gehen, so können sie auch kein Bild von den Gegenständen machen, von denen sie kommen, weil dazu erfordert wird, daß sich die Strahlen eines jeden Punctes nach dem Brechen wieder sammeln müssen. Man sagt indessen von den auf diese Art gebrochenen Strahlen, daß sie ein unsichtbares Bild machen, welches mit dem Gegenstande, von dem sie kamen, auf einer Seite des Glases liegt, und zwar da, wo die aus einander fahrenden Strahlen rückwärts verlängert zusammen kommen würden. Da sie aber nicht wirklich zusammen kommen, sondern gerade die entgegen gesetzte Richtung haben, so ergiebt sich, daß das unsichtbare Bild gar nicht existirt, sondern nur ein Ausdruck zur Bezeichnung der Richtung der divergirenden Strahlen

ist.

ist. Dieses sogenannte unsichtbare Bild rückt immer näher gegen das Glas, je näher der Gegenstand selbst gegen das Glas gebracht wird, und entfernt sich im umgekehrten Falle wieder von demselben. Doch bleibt es in allen Fällen zwischen dem Brennpuncte und dem Glase, weil der Brennpunct das Bild eines unendlich weit entfernten Gegenstandes ist, und kein Gegenstand weiter als unendlich entfernt seyn kann.

Aus der Wirkung der Hohlgläser, parallele und divergirende Strahlen nach der Brechung zu zerstreuen, läßt sich leicht einsehen, daß convergirende Strahlen durch das Brechen weniger convergirend werden müssen. Fallen nähmlich Strahlen von zwey etwas entfernten Puncten eines Gegenstandes in einer convergirenden Richtung auf das Glas: so wird jeder in eine Richtung umgelenkt, die die Achse des Glases nicht unter einem so großen Winkel trifft, als der ungebrochene Strahl sie getroffen haben würde. Sieht man also einen Gegenstand durch ein Hohlglas an, so erscheint er einem unter einem kleineren Winkel, als ohne das Glas. Daher kommt es, daß durch das Hohlglas alles verkleinert, und dadurch dem Anscheine nach entfernt wird. Wie es aber zugehe, daß dennoch viele Leute Hohlgläser gebrauchen, um besser zu sehen, kann nur erst weiter unten erklärt werden, wenn von der Einrichtung des Auges das nöthige vorgetragen ist.

Uebrigens ist bey den Bildern, welche die verschiedenen Gläser oder auch die Spiegel machen, zu erinnern, daß, wenn anstatt eines Gegenstandes selbst ein Bild, das durch ein anderes Glas, oder durch einen andern Spiegel

gemacht worden, vor ein Glas oder einen Spiegel gesetzt wird, dieses eben so ein neues Bild nach eben den Gesetzen hervorbringt, als wenn es ein wirklicher Gegenstand selbst wäre, der mit dem Bilde an Größe und Gestalt übereinkäme.

Von den Farben des Prisma.

Wenn man weiße ungefärbte Lichtstrahlen z. B. die Sonnenstrahlen, oder das Licht, welches eine ungefärbte Flamme verbreitet, auf ein gläsernes Prisma, oder einen gläsernen Keil, dessen Spitze nach unten gerichtet ist, fallen läßt: so wird das Bild des Gegenstandes, von welchem diese Strahlen ihren Ursprung nehmen, hinter das Prisma fallen, aber nicht in der Richtung, welche die Strahlen vor dem Brechen hatten, auch wird das Bild der Sonne nicht rund, sondern länglich vergrößert erscheinen und verschieden gefärbte, in Bogen gehende Streifen haben. An diesem Bilde der Sonne, oder eines andern Lichts, unterscheidet man besonders sieben Hauptfarben, nähmlich, von unten an gerechnet, roth, orange, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett, die da, wo sie sich berühren, in einander übergehen, und noch zahllose Mittelfarben bilden. Das Rothe liegt bey dieser Brechung am nächsten bey der Stelle, die das weiße Licht einnehmen würde, wenn dieses ganz ungebrochen durch das Prisma oder jeden brechenden Körper von gegen einander geneigten Flächen ginge; das Violette am entferntesten. Newton, der erste Beobachter dieses Phänomens, nennt die 7, sich hier zeigenden Farben, einfache, gleichartige oder Grundfarben; die andern aus der Vermischung dieser entstehenden, ungleichartige, oder zusammengesetzte Farben.

Nach

Nach den Gesetzen der Refraction sollten die Strahlen der Sonne, da sie so gut wie parallel sind *) nach dem Brechen auch parallel fortgehen. Aus der Vergrößerung des Bildes sieht man aber, daß sie sich von einander entfernen. Daraus folgt, daß ein Theil dieser Strahlen stärker als der andere gebrochen werde, die rothen am schwächsten, die violetten am stärksten. **) Das weiße Licht besteht also eigentlich aus einer Zusammensetzung mehrerer Lichtarten, die sich durch die strahlenbrechende Eigenschaft des Prisma von einander trennen und besonders beobachten lassen, und so in unserm Sehwerkzeuge (dem Auge) Empfindungen hervorbringen, mit welchen wir die Vorstellungen dieser Farben verbinden.

Aber nicht bloß gläserne Prismata dienen zur Trennung und Absonderung der Lichtstrahlen von verschiedenen Farben, sondern ein jeder brechender Körper, dessen Seiten schräge zusammenlaufende Flächen bilden, wofern sein Brechungsvermögen von dem Brechungsvermögen des Mittels verschieden ist, in welchem die Lichtstrahlen sich bewegten, ehe sie in denselben traten.

*) Wenn man die Strahlen der Sonne als parallel annimmt, so ist das besonders von den Strahlen, die von jedem einzelnen Puncte der Sonne kommen der großen Entfernung wegen zu verstehen. Die Strahlen von zwey Puncten, die auf verschiedenen Seiten am Rande der Sonnenscheibe liegen, machen bey uns ungefähr einen Winkel von einem halben Grade unter sich.

**) Auch andere Gegenstände, durch ein Prisma angesehen, erscheinen, wenn sie gerade und wagerecht sind, nicht gerade, sondern bogenförmig, auch gefärbt, besonders an ihren Rändern, welches ebenfalls, wie bey dem gefärbten Sonnenbilde, welches durch das Prisma hervor gebracht wird, nur der verschiedenen Brechbarkeit der Lichtstrahlen zugeschrieben werden kann.

Die größere oder geringere Brechung der Lichtstrahlen von verschiedenen Farben, in Vergleichung unter einander, hängt nicht von der Dichtigkeit des brechenden Körpers ab, wodurch sie gehen, sondern folgt einem, noch unbekannten, wahrscheinlich auf die Verwandtschaft der Lichtstrahlen verschiedener Farben mit den brechenden Körpern, sich gründenden Gesetze.

Das Brechungsverhältniß ist bey den verschiedenen Farbestrahlen des Lichts verschieden und zwar nach Newtons Untersuchung ist es bey dem Uebergange aus Luft in Glas

für rothes Licht wie 77 bis $77\frac{1}{8}$ zu 50.

orangegelbes	" " "	$77\frac{1}{7}$	" "
hellgelbes	" " "	$77\frac{1}{3}$	" "
grünes	" " "	$77\frac{1}{2}$	" "
hellblaues	" " "	$77\frac{2}{3}$	" "
dunkelblaues	" " "	$77\frac{7}{9}$	" "
violettes	" $77\frac{7}{9}$	bis 78	"

Die Absonderung der Farbestrahlen, aus welchen das Sonnen- und jedes weiße Licht zusammengesetzt ist, durch das Prisma, wird noch vermehrt und deutlicher gemacht, wenn man Sonnenstrahlen nicht parallel auf das Prisma fallen läßt, sondern convergirend, welches vermittelst eines convexen Glases leicht geschehen kann. Ohne eine solche davor gehaltene Linse fließen die einzelnen Farben zusammen, welches von der Größe der Bilder herrührt. Hält man aber eine Linse vor das Prisma, so stellt sich jedes einfache in Gestalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe über einander, das rothe unten, das violette oben.

Die

Die Ursache dieser verschiedenen Brechbarkeit des lichtes sucht Newton in der verschiedenen Größe der Kügelchen, woraus eine jede Art besteht, und glaubt, die violetten lichtstrahlen seyen die kleinsten, die rothen aber die größten. Diese Vorstellung läßt sich wenigstens in so fern in Schutz nehmen, daß die violetten Strahlen weiter von ihrer Bahn abgelenkt werden würden, wenn sie aus kleinen Kügelchen beständen als die rothen, und diese Kügelchen den Gesetzen der Schwere, oder der anziehenden Kraft unterworfen wären; da bekanntlich ein kleinerer Körper durch die anziehende Kraft von einem größeren leichter von seinem Wege abgeleitet werden kann, als ein größerer von gleicher Geschwindigkeit.

Daß Euler die Hervorbringung der Farbe durch das Prisma ganz anders erklären müsse, als Newton, wird man leicht vermuthen können. Er gedenkt sich einen lichtstrahl als eine Reihe von Schlägen auf den Aether, die aber nicht mit gleichen Geschwindigkeiten auf einander folgen. Hierin besteht nach ihm das Zusammengesetzte in einem lichtstrahl; die Theilchen des Aethers selbst sind unter sich gleichartig. Wenn nun ein solcher zusammengesetzter lichtstrahl schief gegen einen brechenden durchsichtigen Körper fällt: so werden die Schläge, welche schneller auf einander folgen, weniger gebrochen, als die, welche weiter von einander liegen, und so entstehen also durch das Brechen aus einem Strahle mehrere. Dann würde folglich das rothe licht die größte Geschwindigkeit der Schläge, das violette die geringste haben. Nachher hat Euler es für wahrscheinlicher gehalten, daß das rothe licht t

geringste, das violette aber die größte Geschwindigkeit habe.

Nach dieser Eulerschen Vorstellung wären die Farben für das Auge also das, was die Töne für das Ohr sind; die violette Farbe wäre gleichsam der tiefere Ton, die rothe der höhere (oder vielleicht umgekehrt); das weiße wäre für das Auge das, was ein unordentliches Geräusch, und ein Gemisch von allen Tönen für das Ohr ist. Man kann indeß nicht läugnen, daß diese Vorstellung vielleicht etwas zu willkürlich ist, besonders wenn Euler nun die Farben auch noch in mehrere Octaven theilt, so wie man es bey den Tönen thut. — Die hierauf gegründete Farbenmusik, wobey das Auge durch eben eine solche Mannigfaltigkeit von Farben ergötzt werden sollte, wie das Ohr bey der Musik durch die Mannigfaltigkeit der Töne, hat noch wenig Beyfall gefunden, wenn man es übrigens auch nicht läugnen kann, daß die Zusammenstellungen einiger Farben für unser Auge angenehmer sind, als von anderen Farben, z. B. violett und gelb besser als blau und violett; roth und grün besser als blau und grün ꝛc.

Mendelsohns Briefe über die Empfindungen 2ter Brief und die Noten dazu. Uebrigens sehe man den Artikel Farben-Clavier, im 12ten Theil der Encyklopädie Seite 195 — 6. und die dort angegebenen Schriften.

Wenn abgesonderte Lichtstrahlen verschiedener Farben, ohne mit andern vermischt zu seyn, durch ein zweytes Prisma geleitet werden, so werden sie zwar gebrochen, aber nicht in mehrere Farbenstrahlen zerlegt, sondern sie behalten unverändert ihre ursprüngliche Farbe, welches eben-

benfalls Statt findet, wenn sie von reflectirenden Flächen zurückgeworfen werden.

Wenn man die verschieden gefärbten Lichtstrahlen in welche das Prisma die Sonnenstrahlen zerlegt, sämmtlich auf ein convexes Glas auffängt, so werden sie durch die Wirkung dieses Glases im Brennpuncte vereinigt, und bringen in solchem ein weißes ungefärbtes Licht hervor. *) Außer dem Brennpuncte hingegen, wo sie nicht vereinigt, sondern nur convergirend oder divergirend seyn können, bringen sie ebenfalls ein gefärbtes Licht hervor.

Wenn man hingegen die Lichtstrahlen einer Farbe, wie man sie durch Zerlegung des weißen Sonnenlichts durch das Prisma erhält, besonders, vermittelst eines convexen Glases, in einen Punct vereinigt, so entsteht in solchem ein zirkelrundes Bild von der Farbe der Lichtstrahlen, die man vereinigt hat; nur ist wegen der verschiedenen Brechbarkeit der verschieden gefärbten Lichtstrahlen, die Brennweite bey solchen nicht gleich, bey rothen, die am wenigsten gebrochen werden, ist sie natürlich am größten, bey den violetten am geringsten, und bey den andern fällt sie zwischen diese beyden äußersten Puncte.

Hier-

*) Wenn man eine, mit den verschiedenen Farben der einfachen Lichtstrahlen, vom Mittelpuncte nach dem Rande, in Streifen bemahlte hölzerne Scheibe schnell um ihren Mittelpunct drehet, so erscheint sie gleichfalls weiß. Also auch in diesem Falle bringt die Mischung aller Farben die weiße hervor. Dieses geschieht aber nicht wenn man eben so verschieden gefärbte Farbenstäube ganzen zusammen mischt, weil hier vielleicht die specifische Verschiedenheit jedes färbenden Körpers mit in Betracht kommt.

Hieraus folgt nun auch noch, daß sich hinter einer erhabenen Linse, die sich in gewissem Betrachte in ihren einzelnen Theilen der Gestalt eines Prisma oder eines Keiles nähert, von einem Gegenstande, wenn man es etwas genauer nimmt, nicht ein Bild sammeln müsse, wie es bey Gelegenheit der erhabenen Linsen gezeigt wurde, wo man auf die verschiedene Brechbarkeit des Lichtes noch keine Rücksicht nahm; sondern so viele Bilder, als einfache Arten von Licht in dem zusammengesetzten enthalten sind. Das Bild vom rothen Lichte muß am weitesten hinter die Linse fallen, da dieses Licht am wenigsten gebrochen wird; das violette Bild aber muß am nächsten nach dem Glase zu liegen, da das violette Bild am stärksten gebrochen wird. Dieses nennt man die Abweichung der Strahlen wegen der Farben.

Das Bild eines Gegenstandes hinter einer erhabenen Linse muß eben daher eine gewisse Undeutlichkeit erhalten, indem das violette Bild z. B. mit den Strahlen des rothen Bildes und der andern Farben, die sich hier noch nicht in einem Puncte vereinigt haben durchschnitten wird, die weiter nach hinten gelegenen Bilder aber wieder von den Strahlen der vordern, die nach dem Zusammentreffen schon wieder aus einander fahren.

Abrah Gotth. Kæstneri diss. de aberrationibus lentium ob diversam refrangibilitatem radiorum im II. Bande der Comment. Gœtting. p. 183.

Diese durch die Abweichung der Strahlen wegen der Farben verursachte Undeutlichkeit der Bilder ist bey allen Arten der Fernröhre sehr nachtheilig und man hat auf Mittel gedacht derselben vorzubeugen. Gewöhnlich geschieht es durch Verbindung von Linsen von verschiedenen

Glas-

Glasarten, besonders aus dem Englischen Cron- und Flintglase, von welchen das erstere etwas grünlich aussieht, und ein Brechungs-Verhältniß von 153 zu 100 hat, das andere von weißer Farbe ist, und Lichtstrahlen im Verhältnisse von 158 zu 100 bricht. Das Zerstreuungsvermögen der ungleichartigen Lichtstrahlen in dem ersteren verhält sich zu dem des andern wie 2 zu 3; d. i. wenn man aus beyden gleiche Prismata schleift, so ist unter denselben Umständen das farbige Bild der Sonne, das das Prisma von Flintglas macht, um die Hälfte länger, als das andere welches das Prisma von Cronglas macht. Aus diesen Glasarten schliff Dollond Prismen von verschiedenen brechenden Winkeln, bis er ein solches Paar zusammen brachte, worin die Zerstreuung des Lichtes gleich war. Als er diese verkehrt, das ist so an einander legte, daß der brechende Winkel des einen hinauf, der andere herunter gekehrt war, und folglich der durch beyde gehende Strahl nach entgegengesetzten Richtungen gebrochen wurde, so blieb der Strahl weiß und frey von allen Farben. Solche Prismen werden achromatische, d. i. farbenlose genannt; auch nennt man Fernröhre, die mit solchen Gläsern versehen sind, achromatische, oder von ihrem Erfinder auch Dollondische Fernröhre.

Von dem Flint- und Cronenglase sehe man Th. XVIII. der Encyklopädie im Artikel Glas, Seite 599. Von den achromatischen Fernröhren hätte im Artikel Fernrohr im XIIten Theil der Encyklopädie gehandelt werden können, da a. a. O. aber überhaupt auf Seh-Rohr verwiesen ist, so wird dort auch von den achromatischen weitere Nachricht gegeben werden. Uebrigens kann man hier gleich zum weitern Nachsehen anführen:

Abhandlung von denjenigen Glasarten, welche eine verschiedene Kraft, die Farben zu zerstreuen, besitzen, von Johann Ernst Zeiher. Petersburg. 1763. 4.

Wenn man Körper, die, vom lichte des Tages oder der Sonne ꝛc. erleuchtet, uns eine grüne, gelbe, rothe oder jede andere, nur nicht zu dunkele Farben zeigen, durch gefärbte, vermittelst eines Prisma abgesonderte lichtstrahlen erleuchtet: so sieht man sie immer mit der Farbe, die man auf sie fallen läßt, und durch welche sie erleuchtet werden. Die Farbe der Körper ist also nichts Wesentliches, nichts was für sich selbst besteht. Sie hängt bloß von der Natur der lichtstrahlen ab, welche sie nach der Natur ihrer Oberfläche zurück zu werfen geschickt sind, oder von der Farbe der lichtstrahlen, die zu ihrer Erleuchtung dienen. Ueberhaupt muß man die Farbe der Oberfläche der Körper nur in der Natur der gefärbten lichtstrahlen suchen, die sie dem Auge zuwerfen, und die Farbe der durchsichtigen in der Natur und Farbe der lichtstrahlen, denen sie den Durchgang verstatten. Die Oberfläche eines weißen Körpers wirft also das ganze unzersetzte weiße licht, oder die Strahlen aller Farben zusammen, zurück, und ein gefärbter nur die Strahlen der Farbe, die wir an ihm wahrnehmen. Ein durchsichtiger gefärbter Körper läßt nur die Strahlen der Farbe, die wir an ihm bemerken, durch, und wirft alle andere zurück, gegen welche er so zu sagen undurchdringlich ist. Deshalb sehen wir die Gegenstände, die wir durch gefärbte Gläser betrachten, nur mit der Farbe des gefärbten Glases, und nicht mit der Farbe, unter welcher sie uns erscheinen, wenn sie ohne Glas, oder durch ungefärbtes Glas gesehen werden.

Aus

Aus dieser Ursache erscheinen auch die Gesichter der Menschen, bey der Erleuchtung der gelbbläulichen Flamme des Weingeistes, von eben der Farbe und haben ein todtenähnliches Ansehen, weil sie nur unter der Farbe des gelbbläulichen Lichtes, das sie erleuchtet, gesehen werden.

Aus der Verbindung der einfachen Farbestrahlen entstehen die so unendlich abweichenden zusammengesetzten Farben, die wir an Körpern wahrnehmen. Sie werden hervorgebracht, indem Strahlen von verschiedenen einfachen Farben, die von undurchsichtigen Körpern zurückgeworfen, oder von durchsichtigen durchgelassen werden, zu gleicher Zeit zum Auge gelangen.

Um es zu erklären, wie die Körper Farben zeigen, nahm Newton an, daß die kleinen Theile der Körper durchsichtig sind, und daß die auf der Oberfläche der Körper liegenden kleinen Theile das weiße Licht, so durch die Brechung, wie das Prisma, in die einfachen Farbenstrahlen zerlegen, und wegen ihrer besondern Dicke und lage nur die Farbenstrahlen der Farbe, die wir an ihnen bemerken, oder verschiedene einfache Farbenstrahlen, die in ihrer Mischung die Farbe des Körpers hervorbringen, zurückwerfen. Ein weißer Körper wirft nach Newton daher alle empfangene Strahlen wieder zurück; ein schwarzer gar keine, oder nur wenige, so daß wir ihn immer nur etwas sehen, und wenn er ganz tiefschwarz ist, nur nach seinen Gränzen deutlich unterscheiden.

Zur Bestätigung dieser Hypothese dient wenigstens, daß wir alle sehr dünne, durch

chen, welche sich auf der Auflösung
in dem, mit Luftsäure geschwängerten
den, wenn es in offenen Gefäßen
gesetzt wird.

Nach der Eulerischen Theor
Farbe eines leuchtenden Körpers d
seine Theilchen dem Aether Schläge
bestimmten, oder von verschiedenen
keiten eindrücken; und ein dunkler K
diese oder jene Farbe z. B. die röt
wenn die meisten Theile auf der O
selben so gespannt sind, daß sie, d
schütterung des Aethers in Bewegung
Aether nur diejenige Geschwindigkei
welche in unserm Auge die rothe F
bringt. Weiß ist demnach der Körp
Aether Schläge mit allerley proporti
mischten Geschwindigkeiten mittheil
wenn er dem Aether gar keine Schlä
Die Anhänger der Eulerischen
len sich die Sache etwa so vor, wi
Saite auf einem Instrumente. S
durch jede Bewegung nur in eine so

ben, welches ſich nach der Newtonſchen Vorſtellung viel leichter erklären läßt. *)

Ueber die Erſcheinung der verſchiedenen Farben, die ſich an den kleinſten Theilen der Körper beym Reiben und ſonſt zeigen, ſehe man

Obſervations ſur des couleurs engendrées par le frottement des ſurfaces planes & transparentes, par Mr. l'Abbé Mazeas; in den Mem. de l'acad. roy. de ſc. de Berlin. 1752. p. 248. und in dem Mem. preſent. Tom. II. p. 26.

Eſſai d'une explication phyſique des couleurs engendrées ſur des ſurfaces extrememement minces par Mr. Euler; in den Mem. de l'acad. roy. des ſc. de Berlin. 1752. p. 262.

Wenn ein durchſichtiger Körper Farbenſtrahlen von einer Farbe durchläßt, und andere Farbenſtrahlen von ſeiner Oberfläche zurückwirft, ſo erſcheint er von einer andern Farbe, wenn man ihn vermittelſt der von ihm zurückgeworfenen Strahlen, als vermittelſt der von ihm durchgelaſſenen ſieht. Eine lackmuß Tinctur erſcheint z. B. violett, wenn man ſie gegen das Licht hält, und das Licht dadurch anſieht, blau, wenn ſie hinter dem Lichte befindlich iſt.

Die Veränderung der Dichtigkeit und der Lage der kleinen Theile der undurchſichtigen oder durchſichtigen Körper, muß ſie nothwendig geſchickt machen, bald dieſe bald jene Farbe zurückzuwerfen, oder durchzulaſſen, andere hingegen nicht zurückzuwerfen und nicht durchzulaſſen; deshalb auch durch die Veränderung der Lage der Theile, oder auch durch Veränderung der Lage

*) Solche changirende oder ſchillernde Farben bemerkt man bey dem Schillertaffet, einigen Arten der Papillons, den Federn an den Hälſen der Tauben, Pfauen gegen ꝛc.

Zuſatz z. B. der blaue Veilchenſyru
muß-Tinctur roth, und die Abkochu
nambuckholz noch röther wird. Auc
Körpern bemerkt man ähnliche V
Thut man z. B. eine Zinnauflöſu
Goldauflöſung, ſo wird die Miſchun
wenn beyde vor der Miſchung auc
ganz ungefärbt waren; und wenn m
ungefärbten Koboldauflöſung auf w
ſchreibt, ſo wird die Schrift, obgle
unſichtbar iſt, durch das Erwärmen g
das Erkalten verſchwindet ſie, erſchei
der, ſo wie man das Papier wiet
Schreibt man mit einer Tinctur von
ſo iſt die Schrift unſichtbar, wird a
ſo bald man das Papier in eine E
taucht. Man ſehe übrigens noch

Farbenverwandlung; oder Anleitung d
ſchung zweyer waſſerhellen Flüſſigkeite
farben augenblicklich darzuſtellen, vor
in Crells chemiſch. Anm. 1785. 2tes

Verſuche und Bemerkungen über die
dauerhaften Farben undurchſichtiger
Edm. Huſſen Delaval, aus dem

oder von ihrer Oberfläche zurück zu werfen, oder mit andern Worten durchsichtig oder undurchsichtig zu seyn, von der Lage ihrer Theile abhängt.

Ueberhaupt erhellet aus allem diesen, daß Farbe und gefärbter oder färbender Körper eigentlich sehr verschieden sey, und daß man billig auch in Benennungen einen Unterschied einführen sollte, weshalb schon einige Physiker, z. B. Lichtenberg in der Anmerkung zum 381sten §. der Erxlebenschen Anfangsgründe der Naturlehre, für die Farben der Mahler und Färber das Wort Pigment in Vorschlag bringen, und für die verschieden gefärbten Arten des Lichtes das Wort Farbe beyzubehalten rathen. Das rothe Licht wäre also rothe Farbe; Zinnober hingegen, oder der von jenem Lichte gefärbte Körper, ein rothes Pigment. Blaue und gelbe Farben gäben demnach allemahl in der Mischung eine grüne, das blaue Lackmuß hingegen mit der gelben Salpetersäure verbunden ein rothes Pigment.

Ueber Farbe, besonders im letztern Sinn, wo es so viel als Pigment heißt, sehe man die Artikel Farbe, Farbe-Materialien, Färben, und einige andere dahin gehörige, im 12ten Theil dieser Encyklopädie. Daselbst ist auch der Unterschied zwischen ächten und unächten Farben, so wie das Verschießen der Farben berührt. Auch gehören hierher vorzüglich noch

Aug. Lud. Pfannenschmids Versuch einer Anleitung zum Mischen aller Farben aus blau, gelb und roth, herausgegeben von Ernst Rudolph Schulz. Hannover 1781. 8.

Christ. Fried. Prangens Farben-Lexicon. II. Bd. Halle 1782. 4.

Ebendesselben Schule der Mahlerey. Halle 1782. 8.

Um zu sehen, wie in andern Wissenschaften die verschiedenen Farben der Körper eingetheilt und

nannt werden, schlage man unter andern folgende Werke nach:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien, abgefaßt von Abraham Gottlob Werner. Leipz. 1774. S. 87 — 131. mit der dazu gehörigen Tabelle.

Versuch einer vollständigen Anleitung zur Kenntniß der Mineralien. von D. J. G. Lenz. Leipz. 1794. Theil I. S. 6 — 18.

Grundriß der Kräuterkunde zu Vorlesungen entworfen von C. L. Willdenow. Berlin 1799. mit einer illuminirten Farben-Tabelle.

Botanisches Wörterbuch oder Versuch einer Erklärung der vornehmsten Begriffe und Kunstwörter in der Botanik, von D. M. B. Borkhausen. Gießen 1797. S. 240. d. Art. Farbe der Gewächse.

In ältern Zeiten glaubte man übrigens, die verschiedenen Farben seyen Mischungen von Licht und Schatten in verschiedenen Proportionen; ja man berechnete sogar diese Proportionen. Eigentlich würde dieses aber so viel heißen, als: Farbe sey ein Gemisch von Etwas und Nichts; denn Schatten ist in der That nichts, man mag ihn nach der Newtonischen oder Eulerischen Hypothese betrachten. Nach Newton ist Schatten Mangel der Lichtstrahlen, und nach Euler Mangel der Bewegung des Aethers. *)

Außer diesen, bisher angegebenen Eigenschaften der Lichtstrahlen hat man noch bemerkt, daß sie sich gewöhnlich etwas von ihrer Richtung abbeugen, wenn sie nahe bey andern Körpern vorbeygehen. Läßt man nähmlich in ein dunkles Zim-

*) In der hier vorgetragenen Theorie der Farben bin ich grobentheils den Achardschen Vorlesungen über die Experimental-Physik §. 974 — 994 gefolgt. Auch habe ich das öfters angeführte Erxlebensche Compendium über die Natur-Lehre benutzt.

Zimmer einen kleinen Sonnenstrahlen-Cylinder zwischen zwey Messerschärfen fallen, die nur um 4 bis 5 Hundertheile eines Zolles von einander entfernt sind: so findet man, wenn man diese Strahlen auf eine weiße Wand, in einer gewissen Entfernung auffängt, daß das Strahlenbündel zertheilt ist, und in der Mitte einen Streifen eines dunkeln Schattens hat. - Diese Erscheinung haben einige dadurch zu erklären gesucht, daß sie annahmen, daß jeder Körper nahe an seiner Oberfläche eine verdickte Luft habe, in welcher der Strahl auf ähnliche Art, so wie beym Durchgange durch dichtere Körper, gebrochen, und also von seiner Richtung abgelenkt würde. Andere halten es indeß für wahrscheinlicher, daß der Lichtstrahl bey seinem nahen Vorbeystreichen neben dichteren Körpern einer wahren Anziehung von den letzteren unterworfen sey, und dadurch aus seiner Richtung gebracht werde. Ist das letztere der Fall, so stimmt diese Erscheinung mit vielen andern ähnlichen in der Natur überein, und die Lichtstrahlen würden demnach immer mehr den allgemeinen Gesetzen anderer Körper unterworfen seyn. — Der Achardsche Versuch (a. a. O. Seite 215), vermöge dessen ein Haar, das in ein Bündel parallel laufender Strahlen gehalten wurde, auf eine, einige Fuß entfernte Fläche einen breiteren Schatten warf, als das Haar war, aus welchem Achard ebenfalls die Abbeugung der Lichtstrahlen durch die Anziehung von anderen Körpern, neben welchen sie vorbey gehen, erweisen will, scheint gerade das Gegentheil zu beweisen; denn in diesem Falle müßte der Schatten des Haars schmahler als das Haar selbst ausfallen. Es ist aber möglich, daß die Vergrößerung des Schattens, welches vielleicht

kein voller Schatten war, von dem scheinbaren Durchmesser der Sonne, deren Strahlen auf das Haar fielen, herrührte, und daß es sich in so fern nicht genau bestimmen ließ, ob die neben dem Haare vorbeystreichenden Strahlen von ihrem geraden Laufe abgelenkt waren oder nicht.

Von den Wirkungen des Lichts auf das Auge.

Der Artikel Auge ist im dritten Theil der Encyklopädie schon berührt. Da hier aber nichts vom Baue des Auges vorkommt, und man die innere Einrichtung des Auges doch kennen muß, wenn man sich von der Wirkung des Lichts auf dasselbe einige Vorstellung machen will: so wird nachfolgende kurze Beschreibung derjenigen Theile des menschlichen Auges, worauf es hier vorzüglich ankommt, vielleicht nicht überflüssig seyn. Das Auge besteht eigentlich aus verschiedenen Häuten, die beynahe eine Kugel bilden. Vorn ist diese Kugel durchsichtig und etwas stärker erhaben, nach hinten ist sie mit dichteren Häuten bedeckt, die mit den Muskeln zusammen hangen, womit wir das Auge regieren. Inwendig enthält es drey durchsichtige Körper von einer verschiedenen Dichtigkeit, die man Feuchtigkeiten des Auges nennt, wovon die vordere, oder die wässerichte Feuchtigkeit, die zwischen der sehr durchsichtigen Hornhaut und der gleich zu berührenden Linse liegt, ganz flüssig, die hintere, oder die glasartige gallertartig, und die in der Mitte zwischen diesen beyden liegende, oder die Krystallene, die auch wohl die Krystalllinse genannt wird, noch härter ist. Diese letztere hat nähmlich das Ansehen eines auf beyden Seiten erhaben geschliffenen Glases, und macht auch wirklich von den

nicht zu nahe vor dem Auge liegenden Gegenständen ein verkehrtes Bild, das hinten auf den Boden des Auges fällt, wo eine sehr empfindliche Nervenhaut ausgebreitet ist. — Die vordere durchsichtige Stelle am Auge, wodurch die Lichtstrahlen einfallen, erweitert oder verengert sich, nachdem die Gegenstände mehr oder weniger helle sind, worauf das Auge gerichtet ist. Am weitesten ist diese Oeffnung an einem dunkeln Orte, damit desto mehr Lichtstrahlen ins Auge gelangen können; und weil sich das Auge nicht so plötzlich wieder verengern kann, wie man aus dem Dunkeln ins Helle tritt, so blendet alsdann das stärkere Licht die Augen. *)

Aus einem jeden Puncte eines sichtbaren leuchtenden, oder erleuchteten Gegenstandes, fahren nun Lichtstrahlen nach allen möglichen Richtungen aus. Diese bilden also, wenn sie vom Auge aufgefangen werden, Strahlenkegel, deren Spitze der sichtbare Punct des Gegenstandes, und deren Grundfläche, die vordere Fläche der Hornhaut des Auges ist. Von diesem ganzen Strahlenkegel bringt nur der Theil die Empfindung des Sehens hervor, welcher auf die Pupille trifft; und dieser wird zuerst von der wässerichten Feuchtigkeit vor und hinter der Pupille

*) Bey Thieren, die bey sehr schwachem Lichte sehen, wo Menschen nichts mehr unterscheiden können, als Eulen, Katzen ꝛc. ist dieses Vermögen der Pupille, sich zusammen zu ziehen, oder auszudehnen, noch viel größer, als bey Menschen. Bey Menschen beträgt der Durchmesser der Pupille im Dunkeln etwa 3 mahl so viel, als im Hellen, woraus folgt, daß der Eingang in das Auge im Dunkeln 9 mahl so groß als im Hellen ist, weil die Flächen der Kreise sich so zu einander verhalten, als die Quadrate ihrer Durchmesser.

gebrochen, in der kryſtallenen Feuchtigkeit, deren Geſtalt biconver iſt, und welche die Lichtſtrahlen ſo wie ein biconveres Glas bricht, leidet das Licht die zweyte Brechung, und in der gläſernen Feuchtigkeit zwiſchen der Kryſtalllinſe und der Netzhaut die dritte. Die beym Eingange in das Auge divergirenden Lichtſtrahlen werden durch alle dieſe Brechungen convergirend und durchſchneiden ſich in einem Puncte, in welchem ſie das Bild des Punctes, von welchem ſie ihren Urſprung hatten, hervorbringen. *)

Die von einem jeden Puncte eines Gegenſtandes ausfahrenden Lichtſtrahlen werden daher im Auge ſo gebrochen, als wenn ſie durch eine kleine runde Oeffnung, in welcher ſich ein converes Glas befindet, in ein finſteres Zimmer gelaſſen würden, und machen im Auge eben ein ſolches Bild, ſo wie ſie es auf eine, dem converen Glaſe gegen über gehaltene Fläche machen. Dieſe Abbildung geſchieht aber eben daher im Auge auch ſo, wie auf der Fläche, nähmlich verkehrt, und bey einem gut eingerichteten und unverdorbenen Auge fällt das Bild auch genau auf die hinten ausgebreitete Netz- oder Nervenhaut.

Dieſe Abbildung der Gegenſtände auf der Netzhaut iſt bey uns mit der Empfindung des Sehens verknüpft; auf welche Art aber die Vorſtellungen der Seele mit der Abbildung eines Gegenſtandes auf der Netzhaut verknüpft ſeyn kön-

*) Dieſe verſchiedenen Brechungen des Lichts haben vielleicht auch den Erfolg, daß dadurch der Unterſchied der ungleichartigen Brechbarkeit der einzelnen Lichtarten, ſo wie durch die verſchiedene Brechung in den oben berührten achromatiſchen Gläſern aufgehoben wird.

kömmen, iſt uns unbekannt, und wird es wohl immer bleiben, da die eigentliche Art der Einwirkung der ſämmtlichen Eindrücke auf die Seele ganz außer unſerer Beobachtungs-Sphäre liegt. Ja ſelbſt darüber ſind die Gelehrten noch nicht ganz einig, ob die durch das Zuſammentreffen der Lichtſtrahlen auf der Netzhaut erregte Empfindung daher rühre, daß die Strahlen der einen Farbe mehr Maſſe als die einer andern haben, oder die empfindenden Faſern des Auges mehr oder weniger erwärmen, oder ſich geſchwinder oder langſamer auf dieſelben bewegen.*) Daß in allen Fällen die Netzhaut durch die Lichtſtrahlen in irgend einem Grade gerührt oder angerührt werde, ſcheint daraus zu folgen, weil man auch durch einen anderweitigen äußern Druck beym unvorſichtigen Stoßen und Schlagen die Empfindung welche ſonſt der Anblick eines Lichts oder einer Flamme in unſerm Auge erregt, hervorbringen kann, wenn wir das Auge gleich geſchloſſen hatten und uns an einem ganz finſtern Orte befanden, wobey die Empfindung des Lichtes bloß von einem Drucke der glasartigen Feuchtigkeit auf die Netzhaut entſtehen kann.**) Auch dar-

*) Man ſehe, die Erzeugung der Farben, eine Hypotheſe von C. F. G. Wetzel. Göttingen 1767. 8.

**) Des Herrn de Büffon Abhandlungen von den zufälligen Farben; im erſten Bande des Hamb. Mag. S. 425. Obſervationes quaedam ad opticam pertinentes, auctore *F. H. T. Aepino*; in den Comment. petrop. nov. Tom. X. p. 282. Von den ſogenannten zufälligen Farben handeln noch Jurin, am Ende von Smiths Optic; *D'Arcy* in den Mem. de Paris pour 1767 und beſonders D. Robert Waring Darwin, von deſſen Abhandlung ſich in C. Groſſe Magazin für die Naturgeſchichte des Menſchen in 2ten Bandes 2ten Stück S. 66. — 138. eine deutſche Ueberſetzung befindet. Die Fäden und andere unentwirrlich verſchlungenen und verdickten Figuren, die viele Leute, beſonders Gelehrte, a

daraus, daß nach einem Blitze oder anderem heftigen und schnell verschwindenden Lichte, das unsere Augen traf, noch einige Zeit nachher ein Bild des Lichtes in denselben bleibt; gerade so wie bey einem etwas starken Schlage die Empfindung des Schmerzes auf der getroffenen Stelle bleibt.

Die Wiedervereinigung der Lichtstrahlen auf der Netzhaut, wodurch die Abbildung des Gegenstandes auf derselben bewirkt wird, muß auf der Netzhaut also die Empfindung des Sehens hervorbringen, ob sie gleich durch keinen andern Sinn empfunden werden kann, und diese Empfindung muß alsdann durch die Gesichtsnerven bis zum Gehirne fortgepflanzt werden. In so fern also die Vereinigung und Durchkreutzung der Strahlen nur die Empfindung des Sehens hervorbringen kann, und solche zugleich mit der Abbildung des Gegenstandes auf der Netzhaut verknüpft ist, kann man annehmen, daß das Bild des Gegenstandes die Empfindung des Sehens im Auge bewirkt. Die Vorstellung der Farben muß man der verschiedenen Empfindung zuschreiben, welche die einfachen Lichtstrahlen verschiedener Farben, oder eine Mischung verschiedener derselben auf der Netzhaut erregt, wenn sich die

Augen schweben sehen, haben einen ganz andern Grund, und rühren von Unreinigkeiten in den wässerichten Theilen des Auges her. Diese Krankheit ist wenig schädlich, und die mehrsten Personen tragen sie zeitlebens mit sich herum, ohne daß sie sich merklich ausbreitete, und sie belästigte. Man hüte sich irgend ein Mittel dagegen zu gebrauchen, am wenigsten schwächende, wenn sie nicht aus den Händen eines geschickten Arztes kommen. Mögliche Schonung des Auges scheint nach Jahren das Uebel etwas zu vermindern. Uebrigens sehe man, A. L. F. Meister Beobachtungen über die Augenkrankheit, da man Fliegen Spinnweben oder dergleichen vor den Augen herumfahren zu sehen glaubt, im 23sten Bande des Hamb. Mag. S. 227.

die Art und Weise, wie dieses eigentlich geschieht, auch nicht ganz erklären läßt. Es geht hiermit eben so, wie mit jedem andern Sinne, wo wir es auch nicht erklären können, wie z. B. die verschiedenen Ausflüsse der Körper bey uns die Empfindung des Riechens hervorbringen.

Die Beantwortung der Frage, warum wir die Gegenstände, die sich doch im Auge verkehrt abbilden, gerade sehen? macht vielleicht weniger Schwierigkeit. Wir sehen ja nicht einzelne Gegenstände verkehrt, sondern alles mögliche, sogar die Theile von unserm eigenen Körper. Das Bild in unserm Auge stellt uns also nicht Menschen auf den Köpfen stehend vor sondern Menschen die mit ihren Füßen auf der Erde sind, worauf wir uns selbst mit den Füßen befinden. Nur hat das Bild in unserm Auge die Lage, daß alles, was in der Natur unten ist, sich oben abbildet. Daß diese Umkehrung übrigens Blindgebornen, die in spätern Jahren durch eine Operation zum Sehen gebracht werden, zuerst einige Befremdung verursachen sollte, die sie durch Hülfe des Gefühls berichtigen müßten, hat man sonst behauptet. Die Befremdung kann überhaupt aber auch durch die Neuheit der ganzen Empfindung des Sehens, und durch den Mangel an Uebung im Sehen bewirkt seyn; denn wie wird ein operirter Blindgeborner es empfinden, daß er etwas verkehrt sieht, wenn alles mögliche, was er sieht, in diesem Verhältnisse ist? Es ist damit gerade eben so, als wenn man in der Cajüte eines sich sanft bewegenden Schiffes ist, wo man es auch nicht bemerkt, daß man selbst mit allen umgebenden Dingen vorwärts rückt, so lange man

aus dem Fenster nach solchen Gegenständen sieht, die entweder still stehen, oder eine andere Bewegung als das Schiff haben.

Die Beantwortung der Frage, warum wir die Gegenstände nur einmahl sehen, da sich in jedem Auge doch ein Bild, und also zusammen zwey Bilder davon erzeugen? hat mit der Aehnlichkeit, warum wir einen Schall, den wir doch mit 2 Ohren hören, nicht doppelt hören? Erklären muß man dieses aus der Gleichförmigkeit der Eindrücke, die das Bild auf uns macht, und aus der gleichen Richtung, in welcher wir den Gegenstand mit beyden Augen sehen, obgleich in andern Fällen 2 gleiche Eindrücke an den Fingern ꝛc. von uns auch als 2 empfunden werden.

Die Beurtheilung der Seele über das Sehen, oder den Sinn des Gesichts, ist übrigens mit dem Sinne des Gefühls so genau und von Jugend auf so unvermerkt verbunden, daß wir nur durch beyde, in Vereinigung wirkende Sinne, Urtheile über Lage, Entfernung, Größe und Gestalt der Körper fällen können. Diese unmerkliche Verbindung beyder Sinne macht, daß wir oft dem Sinne des Gefühls allein etwas zuschreiben, was bloß eine Folge der Vereinigung beyder ist. Die Beobachtungen über Blindgeborne, und hernach zum Sehen gebrachte, beweisen wenigstens, daß ihnen verschiedene Gegenstände alle gleich nahe zu seyn scheinen; eben so wenig können sie aus dem bloßen Sehen der Gegenstände einen Begriff ihrer Lage, Größe und Gestalt erhalten, den sie bloß durch Verbindung des Sinnes des Gesichts und des Gefühls nach und nach bekommen.

Wenn

Wenn das Auge Gegenstände sehen soll, so muß der Sehewinkel *) eine gewiße Größe haben. Ist der Gegenstand so klein oder so entfernt, daß der Sehewinkel zwischen einer Minute und einer halben Minute, oder zwischen 60 und 30 Secunden fällt, so hört der Gegenstand auf, dem menschlichen Auge sichtbar zu seyn, welches freylich einige Ausnahmen nach der Beschaffenheit des Auges leidet. Verschiedene Thiere sehen die Gegenstände unter viel geringeren Sehewinkeln, besonders die Raubvögel, welche in einer weit größeren Entfernung, als es anderen Thieren und Menschen möglich wäre, ihre Beute erblicken und deutlich sehen. **)

Leuchtende Gegenstände werden dem Auge noch unter einem solchen Sehewinkel sichtbar, unter welchem bloß erleuchtete Gegenstände unsichtbar sind; man sieht daher leuchtende Gegenstände in einer weit größeren Entfernung als erleuchtete.

Die Strahlenkegel, die von leuchtenden oder erleuchteten Puncten auf das Auge fallen, werden nun von der convexen Wölbung desselben, und besonders von der Krystalllinse eben so gebrochen, als es bey convex geschliffenen Gläsern gezeigt wurde, wobey nur bloß das Brechungsverhältniß der Feuchtigkeiten des Auges gegen Glas oder andere durchsichtige Körper eine kleine Veränderung macht. Auf jeden Fall fällt das Bild der Gegenstände indessen hinter die Linse, und zwar weiter hinterwärts, wenn der Gegenstand

*) Was Sehewinkel sey, ist oben zu Anfange dieses Artikels, schon erklärt.

**) Achards Vorlesungen 1 B. S. 228. u. f.

stand näher am Auge liegt, und weniger, wenn der Gegenstand entfernter ist.

Da ein gesundes Auge verschieden entfernte Gegenstände deutlich sieht, zum deutlichen Sehen aber die Abbildung des gesehenen Gegenstandes auf der Netzhaut geschehen muß, so muß auch das Auge das Vermögen besitzen, seine Einrichtung zu ändern, um Gegenstände in größerer und geringerer Entfernung deutlich zu sehen; es muß daher bey mehr entfernten Gegenständen entweder die Krystallinse sich dem Boden des Auges nähern, oder die Convexität der Krystalllinse durch eine Art der Zusammenziehung in ihrer Dicke vermindert werden, und bey nahen Gegenständen muß das entgegengesetzte erfolgen. Auf welche von diesen Arten diese Veränderung der Einrichtung des Auges geschieht, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht, und die Meinungen der Naturforscher sind sehr getheilt.

Weil diese Veränderung der Einrichtung des Auges, durch welche es geschickt wird, nahe oder entfernte Gegenstände deutlich zu sehen, Gränzen hat, so giebt es für jedes Auge eine bestimmte Entfernung, in welcher es am deutlichsten sieht; sie ist bey den Augen verschiedener Menschen sehr verschieden, wird aber gewöhnlich von 8 — 10 Zoll angenommen.

Wenn die Hornhaut eines Auges zu erhaben ist, die Krümmungen der Krystallinse einen zu geringen Halbmesser haben, sie folglich zu conver ist; ferner, wenn sie eine zu große Dichtigkeit hat, und die Lichtstrahlen zu stark bricht, so treffen die Durchschnittspuncte der Strahlenkegel, die von entfernten Gegenständen kommen,

vor

der der Nähe zusammen, und es kann von dieser Beschaffenheit kein entfernter Gegenstand nicht deutlich sehen.

Personen, die diesen Fehler des Auges haben, werden kurzsichtige genannt, und die Weite der Gegenstände, die sie deutlich sehen, ist ungefähr zwischen 4 — 6 Zoll.

Weil der Mangel des Sehens von der Kurzsichtigkeit, wie es aus der Theorie der Strahlenbrechung bey convexen Gläsern folgt, verbessert wird, wenn die Strahlen mehr divergirend in das Auge fallen, und die Hohlgläser das Zerstreuen oder Divergiren der Strahlen vermehren, so kommen concave Gläser, die man auch Zerstreuungsgläser, Lorgnette nennt. (S. Theil II. der Lehrgebäude) denen Fehler des Auges zu Hülfe, und entfernen das Ende des Gegenstandes weiter von der Krystallinse, so daß es auf die Netzhaut fallen kann. Soll aber das Auge bey dem Gebrauche eines Hohlglases nicht immer mehr angestrengt werden, so muß das Glas so wenig hohl als möglich seyn, nicht mehr, als es eben nöthig ist, um die entferntern Gegenstände dem Auge deutlich zu machen: es muß immer untersucht werden, wie durch das kurzsichtige Auge deutlich sehen kann, am wenigsten verändern. Auch ist es eine zweckmäßige Vorsicht immer zwey Gläser, oder eine sogenannte Lorgnette, zu gebrauchen, weil bey dem Gebrauche eines Glases das eine Auge stärker als das andere angestrengt wird, welches sehr nachtheilig ist.

Der Fehler der Kurzsichtigkeit rührt übrigens gewöhnlich davon her, wenn man das Auge zu viel anstrengt, mahe Gegenstände deutlich

sehen, und nicht oft genug im Freyen ist, wo man es wieder im Weitsehen üben kann. Nach und nach behält daher das Auge die erweiterte Entfernung der Krystalllinse von der Netzhaut, so wie jeder andere Theil unsers Körpers die durch mehrjährige Gewohnheit erlittene Veränderung lange zu behalten pflegt. Bloß im Alter verliert sich die Kurzsichtigkeit zuweilen wieder, und dieses hat dann den Grund, weil im Alter das Auge zuweilen etwas eintrocknet, und dadurch auch die Entfernung der Krystalllinse von der Netzhaut geringer wird, so daß nun das Bild entfernter Gegenstände dieselbe erreichen kann.

Eine entgegengesetzte Beschaffenheit des Auges, wo wegen zu flacher Hornhaut, nicht hinreichend convexer, oder nicht genug brechender Beschaffenheit der Krystalllinse, das Bild des Gegenstandes erst hinter der Netzhaut entstehen kann, bringt den entgegengesetzten Fehler des Auges zuwege, und ein solches Auge kann nur entfernte, nicht aber nahe Gegenstände deutlich sehen. Personen, deren Augen diesen Fehler haben, werden weitsichtige genannt. Dieser Fehler entsteht öfters im Alter und rührt dann gewöhnlich von der mehrern Austrocknung der Feuchtigkeiten des Auges her. Die geringste Weite, in welcher ein solches Auge deutlich sieht, ist von 13 Zoll, und oft beträgt sie einige Fuß.

Solchen Augen kommen erhabene Gläser sehr zu Statten, weil sie das Convergiren oder Zusammenfahren der Strahlen vermehren, oder vielmehr ihr Divergiren vermindern. Durch Hülfe der Linse werden die Strahlen der Gegenstände so gebrochen, daß sie sich im Auge eher vereinigen können, und ihr Bild nicht mehr hinter, sondern

dern auf die Netzhaut fällt. Zu dieſem Zwecke dienen die gewöhnlichen Brillen. Wenn dieſe aber ein ſolches Auge nicht immer mehr verderben und noch weitſichtiger machen ſollen, ſo müſſen ſie die Strahlen dergeſtalt brechen, als wenn ſie aus der geringſten Entfernung kämen, in welcher das weitſichtige Auge noch deutlich ſehen kann. Daher muß ein Weitſichtiger unter mehrern erhabenen Gläſern, wodurch er nahe Sachen deutlich ſieht, das wählen, welches den größten Halbmeſſer hat, oder welches am wenigſten vergrößert. Da die Verſchiedenheit der Augen nun ſo ſehr groß iſt, und man ſelten ſogleich eine Brille findet, die gerade für dieſes oder jenes Auge ganz paßlich iſt, ſo thut man am beſten, ſich eine nach ſeinem beſondern Augenzuſtande ſchleifen zu laſſen. S. den Art. Brille, Th. 6. S. 70.

Dieſe, jetzt bekannte Theorie des Sehens, oder die Wirkung des Lichts auf das Auge, iſt beſonders durch Kepler entdeckt, welcher zuerſt eine richtige Erklärung der Hervorbringung dieſer Empfindung gab. *) Die Alten, als Empedokles **), Plato ***), Euklides glaubten, daß die Lichtſtrahlen aus den Augen gingen, und dieſe würden nach der Meinung der Stoiker dem Auge wieder zugeworfen.

Porta war der erſte, welcher die Aehnlichkeit des Auges mit einem verfinſterten Zimmer, in welches man ein Strahlenbündel einfallen läßt, entdeckte, und er bahnte dadurch den Weg zu

*) J. Kepleri dioptrice. Lond. 1683. 8. p. 106. und flg.

**) Plat. Menon, p. 536. ed. Basil. graec. 1534.

***) Tim. p. 481. 491.

einer richtigen Erklärung des Sehens. Er machte sich aber noch einen unrichtigen Begriff davon, indem er die Kryſtallinſe für die Wand hielt, auf welcher ſich das Bild des Gegenſtandes abbildete, und dabey annahm, daß von jedem Puncte des geſehenen Gegenſtandes nur ein Lichtſtrahl ins Auge fiele. *)

Scheiner in Rom war 1625 der erſte, welcher die Abbildung der Gegenſtände auf der Netzhaut entdeckte, und durch Wegnehmung der hintern Haut ſichtbar machte. **)

Eine ſehr gute Beſchreibung des menſchlichen Auges findet man, außer in den anatomiſchen Werken eines Loder und anderer, auch in den öfters angeführten Vorleſungen über die Experimental-Phyſik, vom Herrn Director Achard, S. 215 — 222. Auch ſehe man: Betrachtungen über das menſchliche Auge, von J. Fr. Häſeler. Hamb. 177[illegible]. 8.

Ueber die im Auge vorgehenden Bewegungen beym Sehen, beſonders in Rückſicht auf nahe und entfernte Gegenſtände hat der Hr. Dr. B. E. Krüger eine Diſſertation geſchrieben unter dem Titel: de oculi mutationibus internis. Hal. 1797.

Ueber die verſchieden geſtalteten Augen der Inſecten und Würmer iſt vom Herrn M. C. G. Lehmann in Göttingen im vorigen Jahre eine vortreffliche Abhandlung erſchienen, welche den Titel führt: de ſenſibus externis animalium exſanguium inſectorum ſcilicet ac vermium commentatio. Göttingae 1798.

Mit der Wirkung des Lichtes auf das Auge oder vielmehr im Auge, iſt übrigens diejenige ſehr übereinſtimmend, die man in einem finſtern Zimmer wahrnimmt, wenn ein Lichtſtrahl durch ei-

*) *J. B. Portae* magia naturae. l. IX. Neapol. 1589. 4.

**) *Scheinerl* oculus l. fundam. optic. p. 71.

eine Oeffnung in daſſelbe fällt, worin eine linſe befindlich iſt. Auch hier wird ein Bild der Gegenſtände, die vor dem Zimmer ſind, hervorgebracht, das zwar theils wegen der Geſtalt des Glaſes, theils wegen der Abweichung der lichtſtrahlen, welche durch die verſchiedene Brechbarkeit der lichtarten verurſacht wird, nie ganz ſcharf ausfallen kann, und dabey noch verkehrt iſt, das gleichwohl aber eine angenehme Beluſtigung gewährt, und ſich zu manchen andern Abſichten benutzen läßt. Wie man ſolche Zimmer einrichtet, und was für andere Maſchinen man erfunden hat, um von dieſen Geſetzen der Projection der Bilder eine leichtere Anwendung zu machen, das ſehe man im Artikel *Camera obſcura*, im 7ten Theile der Encyklopädie, S. 545 u. fgg. nach.

Von den anderweitigen vielen Anwendungen der Geſetze der Brechung und Abprallung der lichtſtrahlen wird in verſchiedenen Artikeln dieſer Encyklopädie das weitere vorkommen. Dahin gehören unter andern die Artikel **Sehrohr Sonnenmikroſkop, Spiegelteleſkop, Vergrößerungsglas** ꝛc. Von der Zauberlaterne iſt ſchon im 65ſten Theile der Encyklopädie im Art. **Laterne** Seite 467. u. flg. gehandelt.

Von den neueren Werken, die ſich ganz oder zum Theil mit der Unterſuchung der Natur und der Geſetze der Bewegung des lichtes beſchäftigen, kann man hier beſonders nachfolgende anführen:

Vollſtändiger Lehrbegriff der Optik, nach Herrn Robert Smiths Engliſchen, mit Aenderungen und Zuſätzen von Abr. Gotth. Käſtner. Altenburg 1755. 4.

Leon. Euleri nova theoria lucis & colorum; im I. Bd. der Opusc. num. III. pag. 169 und ebendeſſelben conjectura phyſica §. 296. n. 7.

Johann Peter Eberhards Verſuch einer nähern Erklärung der Farben. Halle 1749. 8. vermehrt 1762.

Cl. V. D. De la Caille lectiones elementares opticæ. Vindob. 1752. 4.

Jo. Henr. Lambert Photometria, ſive de menſura & gradibus luminis, colorum & umbræ. Aug. Vindel. 1760. 8.

Leon. Euleri Dioptrica. Petrop. & Lipſ. 1771. 4. T. I. II.

Dr. Joh. Prieſtleys Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optik, aus dem Engl. überſetzt und mit Anmerk. und Zuſätzen von Georg Simon Klügel. Leipzig 1776. 4. 1. und 2. Theil.

G. S. Klügels Analytiſche Dioptrik. Lpz. 1778. 4.

Karſtens Lehrbegriff der geſammten Mathematik. 8 Bände.

Mehr Werke findet man angegeben in Erxlebens Anfangsgründen der Naturlehre hinter §. 416. und in Scheibels Einleitung in die mathematiſche Bücherkenntniß 9tes Stück. Breslau 1777.

Etwas über Lichtmaterie, Wärmeſtoff und Feuer.

Wie ſich licht, Wärme und Feuer von einander unterſcheiden, darüber ſind die Meinungen der Chemiker zwar noch getheilt. Um indeſſen zu zeigen, was die neueren Unterſuchungen hierüber für Reſultate geliefert haben: ſo will ich im nachfolgenden einige von den bekannteſten Meinungen zuſammen ſtellen.

Die Vereinigung der Hitze und des Leuchtens bringt dasjenige hervor, was man Feuer nennet; der hitzende und leuchtende Zuſtand ei-

nes

nes Körpers ist daher von seinem feurigen Zustande verschieden, und es ist Unrecht, daß man bloß dem Wärmestoffe oder bloß der Lichtmaterie wie es oft geschieht, den Nahmen von Feuermaterie oder Elementarfeuer giebt. *)

Sehr oft ist Erwärmung oder Erhitzung mit Leuchten verknüpft, doch kann man daraus nicht folgern, daß beydes, Erwärmung und Leuchten, Wirkungen einer einzigen Ursache sind, vielmehr kann man mit dem Professor Green als wahrscheinlich annehmen, daß Lichtmaterie und Wärmestoff zwey ganz verschiedene Wesen sind, daß Feuermaterie aus beyden zusammengesetzt ist, und sie also beyde vereinigt seyn müssen, wenn Feuer entstehen soll; das Feuer würde nach dieser Annahme ein zusammengesetztes Wesen seyn, und der Ausdruck Elementarfeuer einen Widerspruch enthalten. —

Wenn Wärme und Lichtmaterie durch ihre gleichzeitige Entwickelung Feuer hervorbringen, so folgt die Wärmematerie der geradlinigen Richtung der Lichtmaterie, geht mit solcher durch durchsichtige Körper viel schneller durch, als wenn sie nicht mit Lichtmaterie verbunden wäre, sie wird auch mit solcher zugleich gebrochen und reflectirt, auch bey ihrer Verdichtung mit verdichtet. Auf diese Art wird durch die Vereinigung mehr zerstreuter Sonnenstrahlen ihre Wärme im Verhältnisse ihrer zunehmenden Verdichtung dergestalt verstärkt, daß die vermittelst der Reflexion von Hohlspiegeln, oder der Refraction durch convere Gläser, nahe an einander gebrachten, oder verdichteten Sonnenstrahlen, einen sehr hohen Grad der Hitze hervorbringen, welcher denjenigen

(*) Ackards Vorlesungen über die Experimentalphysik 1101. und 83.

um sehr vieles übertrifft, den wir durch die wirksamsten Oefen hervorzubringen vermögend sind. *).

Durch Oefen verstärktes Feuer nennt man Küchenfeuer in Entgegensetzung des, durch die Vereinigung der Sonnenstrahlen hervorgebrachten, das man Sonnenfeuer nennt. Ersteres kann wie dieses vermittelst der Hohlspiegel, oder convexen Gläser verdichtet und verstärkt werden; es ist immer mit fremdartigen Theilen vermischt, die sich zugleich entwickeln, und daher nicht so rein, als das Sonnenfeuer.

Der freye Wärmestoff kann im Feuer mehr oder weniger häufig seyn, seine Vermehrung verstärkt das Feuer oder die Hitze, die damit verknüpft ist, so wie seine Verminderung das Feuer und die damit verknüpfte Hitze schwächt.

Je mehr das Feuer sich von seinem Ursprungs-Orte entfernt, desto mehr entweicht an dem freyen Wärmestoffe, und dessen Entweichung ist mit einer jeden Zerstreuung des Lichtes in einen grössern Raum verknüpft, also auch mit der Refraction

(*) Aber auch Wärme ausser Verbindung mit dem Lichte läßt sich durch Gläser und Spiegel verdichten oder verstärken. In dem 4ten Bande des Lichtenbergischen Magazins für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte, kommt im 3ten St. S. 135. im Auszuge aus Saussures Voyages dans les alpes 1786 unter andern folgende Stelle vor: „Um sich zu überzeugen, daß bey einem Kohlfeuer nicht das Licht, sondern bloß die dunkle Wärme desselben im Brennpunct eines ihm entgegen stehenden Spiegels, Hitze gebe; nahm er, statt des Kohlfeuers, eine stark erhitzte Kugel, die selbst im Dunkeln nicht leuchtete, und brachte sie in den Brennpunct eines Spiegels, und im Brennpuncte des andern, der 12 Fuß vom ersten stand, stieg ein Thermometer innerhalb 6 Minuten von 4 Graden bis auf 14½ Gr.; ein anderes außerhalb dem Brennpuncte nur auf 6½ Gr. Herr Pictet nahm, um sicherer zu gehen, statt der Kugel ein Glas mit kochendem Wasser, und fand, daß das Thermometer doch über 1 Grad stieg."

fraction und Reflexion, in so fern solche das Licht zerstreut. Deshalb findet man auch, daß die leuchtende Eigenschaft des Feuers sich viel weiter, als sein erhitzendes oder erwärmendes Vermögen erstreckt, und es noch leuchten kann, ohne eine empfindbare oder meßbare Wärme zu besitzen. Daher leuchtet ein entferntes Feuer ohne zu hitzen, und die vom Monde reflectirten Strahlen der Sonne bringen, wenn sie auch verdichtet werden, keine empfindliche Wärme hervor, auch erwärmen uns die, von den Fixsternen zu uns kommenden Strahlen nicht, wie die von der Sonne, weil die Fixsterne, als der Ort ihres Ursprungs, von der Erde viel entfernter, als die Sonne sind.

Einige Körper sind fähig Feuer hervorzubringen, das heißt unter gewissen Umständen zugleich Licht und Wärmestoff aus sich selbst zu entwickeln, andere sind hierzu nicht fähig, erstere werden **brennbare, entzündbare, verbrennliche Körper** genannt, letztere hingegen **unentzündliche, unverbrennliche Körper.** Der Zustand eines Körpers, in welchem er zugleich Wärme und Lichtmaterie entwickelt, heißt **Brennen** oder **Verbrennen.**

Ueber dasjenige, was den Grund der Verbrennlichkeit, oder der Unverbrennlichkeit enthält und wodurch einige Körper zu brennen fähig oder unfähig sind, sind die Meinungen der Naturforscher und Chemisten getheilt; der erste, welcher ein eigenes Wesen als die Ursache der Verbrennlichkeit der Körper annahm, war Becher. Er setzte den Begriff dieses Wesens in ein [illegible] Licht, nannte es Phlogiston, brennbaren [illegible] auch entzündbaren Grundstoff (phlogiston *principium inflammabile*); das Stahl[illegible]

wurde auch allgemein angenommen, wird aber jetzt von verschiedenen Naturforschern verworfen, um ein viel weniger wahrscheinliches, auf bloßen willkürlichen Annahmen und Voraussetzungen beruhendes zu errichten. *)

Die Begriffe, die man sich vom Phlogiston machte, waren sehr verschieden; bald sahe man es als Elementarfeuer, Wärmestoff, oder Lichtmaterie an, welche in erdiger Form in den Körpern gebunden, bald in Zellen, die man in den Körpern sich einbildete, eingeschlossen wäre, aus welchen es bey ihrer Zerreissung hervorträte; bald als einen Bestandtheil der Körper, der mit ihren übrigen Bestandtheilen in einer innigen Verbindung stände.

Die in neueren Zeiten gemachten Entdeckungen der verschiedenen Luftarten und die Untersuchungen der Umstände, unter welchen das Verbrennen der Körper in solchen geschieht, erzeugte sehr viele neue Theorien und Meinungen, über die Entstehung des Feuers und der Verbrennung der Körper.

Entzündbare Körper werden in Brand gesetzt, entweder durch bereits schon brennende Körper, aus welchen sich schon Feuer entwickelt, oder durch starkes Reiben. Auch kann man durch anhaltendes Schlagen und Hämmern Eisen so stark erhitzen, daß es im Dunkeln glüht. Damit ein Körper, der der Entzündung fähig ist, und sich unter sonstigen, zur Entzündung nöthigen Umständen findet, wirklich entzündet wird und brennt, ist

*) Dieses zielt auf das unten zu berührende antiphlogistische System Lavoisiers, welcher unter Robespierre als ein Opfer der Tyrannen fiel.

iſt der Zugang der einathembaren Luft nothwendig. In einem luftleeren Raume, oder in einer bis auf einen gewiſſen Grad verdünnten Luft kann ein brennbarer Körper ſich nicht entzünden, noch zu brennen fortfahren, wenn er auch bereits entzündet iſt. Schießpulver, auf der Pfanne eines Flintenſchloſſes entzündet ſich nicht, wenn dieſes in einem luftleeren Raume abgedrückt wird; es entſteht auch kein Funke durch das Anſchlagen des Steines an den Pfannendeckel. Eben ſo entzündet Schießpulver ſich nicht, wenn es auf ein ſtark erhitztes Eiſen in einem luftleeren Raum geſchüttet wird. Es zerſchmelzt, kocht, und der Schwefel verflüchtiget ſich. Ein brennendes Licht verlöſcht, ſo bald man die umgebende Luft verdünnt.

Die Verbrennung der Körper geſchieht mit deſto mehr Lebhaftigkeit, und Schnelligkeit, je reiner und weniger phlogiſtiſirt die, den brennenden Körper umgebende Luft iſt, und je mehr dem brennenden Körper von dieſer Luft zufließt. In einer eingeſchloſſenen Luftmaſſe kann daher nur eine beſtimmte Verbrennung geſchehn. Zur Verbrennung eines Grans Urin Phosphor werden 12 Pariſer Cubik Zoll Luft erfordert. Eben ſo wird zur Calcination der Metalle und allen phlogiſtiſchen Proceſſen überhaupt eine gewiſſe Quantität Luft erfordert, ohne welche ſie nicht von Statten gehen können, ſo wenig wie das Verbrennen. — Die Verbrennung iſt deſto beträchtlicher, je reiner die Luft iſt. Die Luft wird durch das Verbrennen aber zum fernern Unterhalte des Feuers unfähig, und nimmt an ihrer Ausdehnung ab. — Der Verluſt der athmoſphäriſchen Luft, durch die Verbrennung von 1 Gran Urin-Phosphor

beträgt 3 Cubik Zoll; 8 Cubikzoll dephlogistisirte Luft werden durch die Verbrennung des Phosphors, wenn sie so weit als möglich fortgesetzt wird, auf $\frac{1}{8}$ Cubik Zoll gebracht.

Solche Körper, die bey ihrem Verbrennen keinen Dampf oder Rauch entwickeln, nehmen so viel am Gewichte zu, als die Luft, in welcher sie verbrennen, von ihrem Gewichte verliert. 1 Gran Urin-Phosphorus nimmt bey der Verbrennung um $1\frac{1}{2}$ Gran am Gewichte zu, das Bley und Zinn hingegen bey dem Verkalken, um 10 Pfund auf 100 Pfund.

Scheele folgerte aus den Veränderungen der Luft, in welcher Körper verbrennen, daß das Phlogiston ein eigener elementarischer Stoff sey, der aber nicht gebundenes Feuer in sich hätte, daß solches von der Luft angezogen würde, und in Verbindung mit ihr Hitze machte. Hitze und Wärme ist daher nach Scheele aus Phlogiston und reiner Luft, die er deshalb Feuerluft nennt, zusammen gesetzt, das Phlogiston verfeinert, nach seiner Meinung, die reine Luft so sehr, daß sie durch die Gefäße durchgeht, da denn der phlogistisirte Antheil der Luft, die schon in der athmosphärischen Luft als phlogistisirte Luft enthalten war, im Gefäße bleibt. Glühen, Flamme, Licht, sind nach Scheele Erfolge der mehreren oder geringern, mit der Verbrennung verknüpften Hitze.

Diese höchst unwahrscheinliche, auf ganz unerwiesene Hypothesen gegründete Theorie, wird dadurch, daß nach dem Verbrennen eines Körpers in eingeschlossener Luft, die Luft und der Körper zusammen genommen so viel, als vor dem

Ver-

Verbrennen wiegen, ganz widerlegt, indem der nach Scheele entweichende Theil der Luft nothwendig eine Verringerung des Gewichtes des Ganzen nach sich ziehen müßte.

Lavoisier nimmt gar kein Phlogiston in den verbrennlichen Körpern an, und sucht die Ursache ihrer Fähigkeit zum Verbrennen bloß in der reinen Luft; diese sieht er als eine Verbindung des Stoffes des Lichts, den er auch Stoff der Hitze und des Feuers nennt, mit einem andern Grundtheile an, den er sauermachenden Stoff (base oxygene) nennt. Den ersteren betrachtet er als ein Auflösungsmittel des letzteren, und von diesem glaubt er, daß er den andern gewissermaßen einhülle und mildere.

Wenn nun ein hinreichend erhitzter Körper mit der reinen Luft in Berührung steht, so entzieht er solcher den sauermachenden Grundtheil, und der nun freywerdende Feuerstoff, der von dem sauermachenden geschieden und frey wird, erscheint als Flamme oder Licht, der Rückstand der athmosphärischen Luft, in welcher Körper bis zum Selbstverlöschen gebrannt haben, ist die phlogistisirte Luft, die sich vorher bey der athmosphärischen befand, und die er für einen wesentlichen Bestandtheil derselben hält. Der Rückstand des verbrannten Körpers bildet, nach Lavoisier, mit dem Grundtheile der reinen Luft, den er an sich gezogen, eine neue Zusammensetzung, nähmlich Kohlenstoff.

Obgleich die Erscheinungen bey dem Verbrennen der Körper durch die Erklärung der Lavoisierischen Theorie sich erklären lassen, so ist nicht zu läugnen, daß sie theils auf

nen, theils auf falschen Gründen beruhen. Unerwiesen ist das Daseyn des sauermachenden Bestandtheils der reinen Luft; der Kohlenstoff ist ein bloß eingebildetes Wesen, und falsch ist die Annahme, daß durch die Entbindung des Wärmestoffes in der reinen Luft Feuer entstehen könne, da Wärmematerie und Lichtmaterie ganz verschiedene Stoffe sind, wie es das vorhergehende beweiset. Wollte man annehmen, daß der sauermachende Bestandtheil in der reinen Luft nicht mit Wärmestoff, sondern mit Lichtmaterie gebunden sey, so würde dessen Entbindung nicht mit Hitze oder Wärme verknüpft seyn, und doch ist beydes, Wärme oder Hitze und Licht, bey dem Feuer verbunden.

Nach Crawfords Theorie liefert ebenfalls die reine Luft und nicht der brennende Körper, das Feuer. Das Phlogiston hält er für einen elementarischen, eigenthümlichen Stoff, der mit dem Feuer keine Verwandtschaft hat, sondern solches vielmehr austreibt. In der Luft nimmt er eine sehr große Menge gebundenen Wärmestoff an. Wird der verbrennliche Körper in einem gewissen Grade erhitzt, so verbindet sich durch die Anziehung und überwiegende Verwandtschaft, die reine Luft mit seinem Phlogiston und entzieht es ihm; durch die Verbindung, die sie mit dem Phlogiston eingeht, wird ihr Wärmstoffe frey, welches Crawford darauf gründet, daß ein jeder Körper, durch die Phlogistisirung die Fähigkeit verliert, so viel Wärmematerie, als vorher im gebundenen Zustande, zu enthalten. Von dem freywerdenden Wärmestoffe, den das Phlogiston aus der reinen Luft geschieden, wird zwar ein Theil von dem verbrennenden Körper wieder

gebunden, es bleibt aber noch ein Ueberschuß, der nicht gebunden werden kann, welcher nach seiner verschiedenen Menge Wärme, Hitze, Glühen oder Flamme hervorbringt.

Obgleich das Phlogiston nicht nach Crawford, den Grund des Feuers in sich selbst enthält, so hält er es für den entzündbaren Grundstoff, weil es den Wärmestoff entbindet. Nach diesem Naturforscher und auch nach Kirwan, entsteht aus der Verbindung des Phlogistons mit der reinen Luft, Luftsäure, und die dephlogistisirte luft, welche nach dem Verbrennen der Körper, in atmosphärischer luft, als Rückstand bleibt, ist schon ausgeschieden und vorher schon in der atmosphärischen als phlogistisirte enthalten.

Die Crawfordsche Theorie erklärt sehr gut wie Wärme, nicht aber wie Feuer entsteht, weil daraus nicht, das mit dem Feuer verknüpfte licht, welches dem Wärmestoffe nicht zugeschrieben werden kann, erkläret wird.

Diese Theorie setzt, wie die lavoisierische, zum voraus, daß Wärme und licht eben dieselbe Ursache haben, welches aber falsch ist. Von der großen Menge der gebundenen Wärme in der luft, welche das Phlogiston entbinden soll, geht auch viel ab, wenn man bedenkt, daß die luft beynahe mehr Raum als das Wasser, bey gleicher Masse, einnimmt. Ueberdies wird auch aus der Verbindung des Phlogistons mit der reinen luft nicht luftsäure, sondern phlogistisirte luft, zu deren Bildung so, wie zur Bildung aller elastischen, luftförmigen Flüssigkeiten, eine Bindung des Wärmestoffes nothwendig erfordert wird.

Das Einfache und Ungekünstelte der Greenschen Theorie, die Art und Weise, auf welche sich bey ihrer Annahme alle Erscheinungen des Feuers und des Verbrennens, auch der Veränderung der Luft, in welcher das Verbrennen geschieht, erklären lassen, geben einen Grad der Ueberzeugung, den man bey den mehrsten nicht findet.

Nach Green ist das Phlogiston selbst die Quelle des Feuers, und dessen Daseyn in den Körpern macht sie zur Entzündung und zum Brennen fähig; es ist aus der Materie der Wärme und des Lichts zusammen gesetzt. Beyde in chemischer Verbindung bilden also Phlogiston, welches wieder in chemischer Verbindung mit den andern Bestandtheilen ist, die es enthalten. Wird Phlogiston entbunden, das heißt, von den Bestandtheilen eines Körpers, mit welchen es chemisch verbunden war, geschieden: so werden dessen entbundene Bestandtheile, nähmlich Wärme und Lichtmaterie, frey und bringen also Feuer, das heißt Licht und Wärme zugleich hervor.

Die Abscheidung des Phlogistons entzündlicher Körper, wird durch die Erwärmung befördert, die seinen Zusammenhang mit den übrigen Theilen des Körpers vermindert, da denn die reine Luft, vermöge ihrer starken Verwandtschaft mit dem Phlogiston, es dem Körper entzieht, wodurch es frey wird und seine Bestandtheile, Hitze und Licht, hervorbrechen; hierbey bindet nun die Luft einen Theil dieser freywerdenden Stoffe des Lichts und der Wärme zu Phlogiston und wird dadurch phlogistisirt.

Ver-

Vermittelst dieser einfachen Theorie lassen sich alle Erscheinungen, die mit dem Verbrennen verknüpft sind, sehr gut erklären. Es wird aus solchen leicht begreiflich, warum die reine Luft zum Brennen und zur Entzündung nothwendig erfordert wird; warum das Verbrennen mit desto mehr Lebhaftigkeit geschieht, je reiner die Luft ist, weil nähmlich die Anziehung zum Phlogiston, im Verhältnisse ihrer Reinigkeit oder der geringen Menge, das sie bereits enthält und gebunden hat, ist, so wie solches bey allen Auflösungen überhaupt Statt findet, wo immer die Auflösung desto schneller von Statten geht, je weniger das Auflösungsmittel von dem aufzulösenden Körper schon aufgelöset hat, und die Auflösung ganz aufhört, wenn das Auflösungsmittel gesättiget ist, welches der Fall bey der dephlogistisirten Luft ist, die keine Verwandtschaft mehr mit dem Phlogiston haben kann, und in welcher die Verbrennung deshalb nicht mehr Statt findet.

Die Zunahme des Gewichts der Körper bey dem Verbrennen, und die mit solcher im Verhältnisse stehende Abnahme des Gewichts der Luft, in welcher die Verbrennung geschehen, erklärt Green durch die specifische Leichtigkeit, die er dem Wärmestoffe zuschreibt, welcher als Bestandtheil des Phlogistons dem Phlogiston selbst eine absolute Leichtigkeit geben muß, und solches muß daher, durch dessen Verbindung mit der Luft ihr absolutes Gewicht vermindern, so hingegen dessen Embindung von brennenden Körpern nothwendig mit der Zunahme seines absoluten Gewichts verknüpft seyn muß. Diese beym ersten Anblicke auffallenden Sätze werden durch die Erfahrung sehr gut bestätigt, daß jedesmahl die Dephlogistisirung eines Körpers mit seiner Ge-

wichtsvermehrung, die Phlogistication hingegen mit seiner Gewichtsverminderung verknüpft ist.

Die Grade der Verwandtschaft des Phlogistons zu verschiedenen Körpern sind verschieden, und es wird daher von verschiedenen Körpern mit verschiedener Kraft gebunden. Hieraus erklärt Green, warum verschiedene entzündbare Körper zu ihrer Entzündung verschiedene Grade der Hitze erfordern, und warum sie nicht gleich stark und schnell die Luft phlogistisiren. Körper mit welchen das Phlogiston mehr als mit der Luft und so stark verwandt ist, daß die Luft unter keinerley Umständen es ihnen entziehen kann, sind der Entzündung und folglich der Verbrennung ganz unfähig. In diese Classe gehören die edlen Metalle. Die Unentzündlichkeit der phlogistisirten Luft ist eine Folge der mangelnden Mittel, wodurch ihr Phlogiston aus dem gebundenen in den freyen Zustand gesetzt werden kann, welches geschehen muß, wenn Feuer entstehen soll.

Wenn das Phlogiston von einem Körper nur mit so geringer Kraft und so schwach gebunden wird, daß es die reine Luft frey macht, ohne daß dazu die Anwendung einer äußern Erwärmung nöthig ist, so verbindet sich solches, ohne zersetzt zu werden, folglich ohne Feuer zu bilden, mit der Luft, und sie wird da in phlogistisirte verändert. Auf diese Art wird durch das Athemhohlen, durch die Schwefelleber, durch das Rösten der unedlen Metalle, und durch sehr viele andere Processe, bey welchen unzersetztes Phlogiston entwickelt wird, phlogistisirte Luft gebildet.

Das Verbrennen der Körper iſt entweder mit ihrem bloßen Glühen oder mit Flamme verknüpft. Flamme findet nur bey Körpern Statt, bey deren Verbrennen flüchtige Theile, die bald Rauch, bald Dampf nach ihrer Natur bilden, entwickelt werden; der Rauch ſetzt ſich an die kalten Körper, die er berührt, durch den Verluſt ſeines freyen Wärmeſtoffes, als Ruß an; die Flamme iſt daher als der brennende Rauch der Körper oder als die brennenden, aus ihm durch die Hitze verflüchtigten Theile zu betrachten.

Wenn in den verflüchtigten Theilen der brennenden Körper, die den Rauch bilden, nicht alles Phlogiſton, durch das Verbrennen frey gemacht wird, nichts von mangelnder hinreichender Hitze, oder von mangelndem Zutritte einer hinreichenden Menge, oder hinreichend beſchaffener Luft verzehrt kann, ſo iſt auch der Ruß, den ſie abſetzen, noch entflammbar, oder doch phlogiſtiſch, welches alles ſich ſehr gut durch die chemiſche Zerlegung des Rußes, der unter verſchiedenen Umſtänden gebildet wird, beſtätiget.

Der Ruß abſetzende Rauch, den Körper machen, die mit Flamme brennen, verſchwindet daher oft ganz, wenn die Verbrennung mit mehrer Lebhaftigkeit geſchieht, die Hitze alſo groß genug wird, den zum Theil noch unverbrannt aufſteigenden Rauch zu verbrennen. Auf dieſe Art verſchwindet der Rauch einer Lampe, wenn die Flamme durch das Blaſerohr mehr zuſammengetrieben wird; hierauf gründet ſich auch die Einrichtung der argandiſchen Lampen, die gar nicht rauchen, weil der Rauch ganz verbrennt.

Durch die Gewalt des Feuers können auch unentzündliche Theile der Körper mechanisch mit in die Höhe gerissen werden und eine Flamme bilden, welches der Fall bey dem Zink und Urin-Phosphor ist.

Die Verschiedenheit der Theile, die sich aus Körpern bey ihrer Verbrennung verflüchtigen und mit ihrer Flamme vermischt sind, geben solcher verschiedene Farben; man kann durch Kupfer der Flamme eine grüne und eine blaue Farbe geben. *)

Die Flamme kann nicht als reines Feuer, wie es einige Naturforscher angenommen haben, angesehen werden; viel reiner ist das Glühefeuer, weil mit solchem keine Verflüchtigung der Theile der brennenden Körper verknüpft ist. Von dem eigenthümlichen Glühen der Körper, das von dem, in ihnen enthaltenen und frey werdenden Phlogiston abhängt, ist der Zustand des Glühens zu unterscheiden, in welchem nicht entzündliche Körper, als Stein und dergleichen, durch andere brennende Körper gebracht werden. Dieses Glühen ist nur als ein mitgetheiltes, nicht eigenthümliches zu betrachten.

Alle Körper, die Phlogiston enthalten, und es durch das Glühen fahren lassen, können als entzündliche Körper betrachtet werden, deshalb alle Metalle, die edlen ausgenommen, in die Classe der entzündbaren Körper gehören, denn sie

*) Eine Mischung von 1 Theil Salmiak, 2 Theilen Grünspan und 2 Theilen weißem Pech brennt mit einer schönen grünen Flamme. Eine Mischung von 1 Theil gebrannten Kupfervitriol, einem halben Theil Salmiak und 1 Theil weißem Pech brennt mit einer blauen Flamme.

sie enthalten Phlogiston und verlieren es durch anhaltendes und hinreichendes Glühen, wodurch sie in Kalk verwandelt werden.

Die edlen Metalle enthalten zwar auch Phlogiston, es ist aber so genau und fest mit ihren andern Bestandtheilen verbunden, daß die vereinigte Wirkung der Hitze und der Luft es nicht davon trennen kann, deshalb die edlen Metalle in die Classe unentzündlicher Körper zu setzen sind.

Wenn durch die gegenseitige Wirkung zweyer Körper auf einander Wärmestoff in gewisser Menge aus dem gebundenen in den ungebundenen Zustand gesetzt wird, entzündliche Stoffe zugleich vorhanden sind, und die Luft einen freyen Zugang hat, so können durch die Vereinigung aller dieser Umstände Selbstentzündungen erfolgen. —

Es giebt Fälle, wo das Leuchten so schwach ist, daß wir es bloß an dunkeln Oertern wahrnehmen können, wie solches der Fall bey dem faulen Holze, bey dem Cantonschen Phosphorus, der durch die Calcination des Schwerspaths mit Kohlen hervor gebracht wird, bey dem Hombergischen, welches zur Trockenheit gebrachter feuerbeständiger Salmiak, bey dem Balduinschen, oder dem zur Trockenheit gebrachten Kalksalpeter ist. Alle diese und noch viel mehr Körper, auch lebende Insecten, wie die Johanniswürmer (Lampyris Noctiluca) leuchten für sich selbst, einige als der Cantonsche Phosphor aber nur, wenn sie zuvor dem Lichte ausgesetzt oder erwärmt werden. Diese nennt man Lichtmagnete, lichteinsaugende Körper. Ihr Leuchten ist so schwach, daß es nur an finstern Oer-

wahrgenommen werden kann; das Phlogiston muß sich daher sehr sparsam entwickeln und zersetzen; deshalb auch ihr leuchtender Zustand mit keiner merklichen Erhitzung verknüpft ist.

Das Geräusch, welches mit der Verbrennung einiger Körper verknüpft ist, muß dem Dampfe oder der Luft, die sich zugleich entwickelt, zugeschrieben werden. Ist diese Entwickelung sehr schnell, und geschieht sie mit einem Mahle in großer Menge, so wird ein mehr oder weniger heftiger Knall hervorgebracht. So entsteht bey der Verpuffung des Salpeters nur ein Geräusch, weil sich die Luft dabey nur nach und nach entwickelt. Die Entzündung des Knallgoldes und des Knallpulvers ist hingegen mit einem heftigen Knalle verknüpft, weil bey diesen Körpern, so wie bey dem Schießpulver, die Entzündung schnell eine große Menge von luftförmigen Stoffen entwickelt.

Wenn das Phlogiston mit andern Körpern in chemische Verbindung tritt, so werden sie in ihrer Natur und Eigenschaften sehr verändert. Die Säuren werden dadurch milde und verlieren ihre Schärfe; dagegen theilt es ihnen Flüchtigkeit mit. Mit der Vitriolsäure macht es Schwefel, mit der Zuckersäure bildet es Zucker, mit der Phosphorsäure Phosphor, mit den metallischen Kalken reguliniſche Metalle, und es ist nicht zu bezweifeln, daß durch die Bindung oder Entbindung des Phlogistons sehr viele Veränderungen in der Natur hervorgebracht werden, die uns, ihrer Ursache nach, noch ganz unbekannt sind.

Nach allen diesen kann man sich die Lichtmaterie, nach Greens Theorie, also als einen besondern, einfachen, höchst feinen, den Gesetzen der Schwere nicht unterworfenen Stoff vorstellen, der vom Wärmestoffe verschieden ist. Dieser Stoff des Lichts ist fähig durch seine Cohäsion und Verwandtschaft mit anderen Stoffen Verbindungen einzugehen und selbst zum Bestandtheile der Körper zu werden. Bey dem leuchtenden Zustande der Körper, als bey ihrem Brennen, wird er entbunden und wirkt nun als freye Lichtmaterie, welches, da er gebunden war, nicht geschehen konnte.

So wahrscheinlich diese Vorstellungen vielleicht auch gemacht werden können; so verdienen gleichwohl doch noch angeführt zu werden, was Lichtenberg in der 4ten Ausgabe der Gehlerschen Anfangsgründe der Naturlehre S. 455 und fgg. im §. 494. Th. über diese Materie sagt.

„Ich gebe, sagt er daselbst, Herrn Prieſtley's Theorie nicht bloß, weil sie die Erscheinung gut erklärt (denn dieses thun einige der besten andern, z. B. Herrn Lavoisier's und Herrn Professor Wrede's ebenfalls, die aber auch immer mit der Dunkelheit etwas gemein haben,) sondern weil sie sich auf eine den verwandten Erscheinungen sehr glückliche schließende sehr bestimmte Art thut, wodurch das ganze Gebäude unserer Kenntnisse der Natur mehr Zusammenhang und Festigkeit erhält, und weil viele Erfahrung ihn wenig mehr gratten stimmen ist, dessen Aexte sich über die ganze Natur erstrecken. Nach Herrn de Luc verhält sich Licht zu flüssigen Wesen, das die Ursache der

als wie dieses Wesen selbst zum Wasserdampf. Das ist, so wie dieses expansible Wesen mit dem Wasser verbunden, expansibeln Dampf macht, so macht Licht ebenfalls ein expansibles Fluidum mit einem andern Stoffe, den ich Feuerstoff nennen will, und der gar nicht einmahl flüssig zu seyn braucht, die Wärme; und so wie bey comprimirtem Dampfe der ponderable Theil (das Wasser) niederfällt, und das nicht ponderable Fluidum deferens, wie es Herr de Luc nennt, (Wärme) frey wird und fortgeht, eben so wird, wenn eine große Menge Wärme plötzlich entbunden wird, ein Theil durch Druck zersetzt, der minder flüssige Theil, die Feuermaterie, hängt sich irgend an den Körper an, und sein Fluidum deferens, das Licht, geht fort. Nach ihm ist also die Wärme eine Art von Dampf, dessen Fluidum deferens das Licht ist. Alles Licht stammt vielleicht ursprünglich aus der Sonne, von welcher aus es sich mit großer Schnelligkeit ergießt, *) unsere Erde auf seinem Wege antrifft, und sich mit den Körpern auf derselben auf unzählige Weise, bald leicht, bald stark verbindet.

Viele Körper, die dem Sonnenlichte ausgesetzt sind, leuchten einem von dem Lichte lange entwöhnten Auge im Dunkeln, die sogenannten Lichtmagnete behalten es etwas länger u. s. w. Hier ist es nicht zersetzte Wärme, sondern es hängt sich entweder unmittelbar leicht an die Körper,

*) Nach genauen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen gebraucht das Licht 8 Minuten 13 Secunden, um einen Raum von 20,618 Halbmessern der Erde (die mittlere Entfernung der Sonne von uns), jeden von 19,615,782 pariser Fuß zu durchlaufen.

per, oder geht andere Verbindungen ein, die leicht wieder aufgehoben werden. Auf der Erde trift es aber auch einen andern Körper an, den wir Feuerstoff nennen. Mit diesem geht es eine feste Verbindung ein, und kommt mit ihm das elastische Flüssige, das hier Wärme heißt. Es ist also kein Wunder, daß die Wärme, wo sie vermehret gehindert wird, auch nach den Gesetzen des Lichtes folgt, wie den Reflexionen, B. In seine ganze Eigenschaft hat es durch Bemerkung des Lichtes zu danken. Wärme wird sich wie Licht ausbreiten, wenn sie nicht gehindert wird, theils durch die mannigfaltigen Attraktionen der Körper, theils durch die Attraktion und die Trägheit der Feuermaterie.

Ich sage, diese Erklärungsart scheint Licht über die ganze Natur. Denn Elektrizität und Erde scheint, um Gleichheit zu erhalten, schon eine innere Bewegung der Materie in den Körpern an; so wird [illegible] sagen können. Hier bei der Elektrizität des Blitzes scheint mir, daß es die Schwierigkeit des Leitens ist, das nun, in andere Körper plötzlich gebracht wird, theils sie schmelzen zu lassen, theils sie zu Dämpfen als Ausdehnung zu treiben. Solche ausdehnbare flüssige Materien kann es mehrere geben, und selbst das Licht scheint nach Newton in Dämpfe mit bestehen. Und was die Elektrizität allein befolgt, wenn sie leiten darf, ist die Stärke der schwarzen Farben; und so wird es Gesetz der Ursache der Stärke der Farbe eine Bewegung in der Masse. Hierbei ist denn [illegible]

Wer nun nur Wärme [illegible]

so zersetzt sich ein Theil derselben und das Licht geht fort, und der unzersetzte Theil verbreitet sich als Wärme umher. Daß nun Licht für sich nicht wärmen könne, versteht sich von selbst, auch warum das Licht der Johanniswürmchen, des faulen Holzes und selbst des Mondes nicht wärmt. Im erstern entbindet sich das Licht vermuthlich ohne Zersetzung von Wärme, und von diesen ist es ja geometrisch erwiesen, daß es durch 300 der stärksten Brennspiegel verdichtet, kaum einmahl gemeine Sonnenwärme hervorbringen könnte, und also nicht hinlänglich Feuerstoff beleben kann, um auf unsere Thermometer zu wirken. Daß aber manche Körper z. B. das Queckſilber, eine sehr große Hitze annehmen können, ohne zu leuchten, davon ist der Grund daß ihnen der Stoff fehlt, der die Luft plötzlich zersetzt, oder wenn sie ihn auch besitzen, doch zu sehr gebunden, oder daß er auch bey manchen Körpern nicht in dem Grade von Feinheit entwickelt wird, der dazu nöthig ist.

Ueberhaupt scheint das Licht eine sehr große Rolle in der Natur zu spielen, und es blieben dadurch nothwendig so große Lücken in den Erklärungen der Erscheinungen in der Natur, daß man es bisher bloß als die Ursache der Hellheit betrachtete. Jetzt weiß man, daß das Sonnenlicht nicht allein großen Einfluß auf die Luft-Electricität hat, sondern auch die Richtung der Magnetnadel afficirt. Auch das Phlogiston könnte, wie Herr Leonhardi (Marquer VI. Bd. S. 625. der neuesten Ausgabe) muthmaßet, gebundenes Licht seyn, wie es denn wirklich Herr Green (Handbuch der Chemie Theil I. §. 264. u. fig.) schon durch den Wärmestoff zum Phlogiston binden läßt. Wäre es aber auch nicht ge-

rade

rade der Wärmestoff, der es bindet, so kann man es sich doch auf unzählige Weise als gebunden gedenken. So hängt bekanntlich das harzige Grün der Pflanzen, das Schwarzwerden des Hornsilbers, die Veränderung der dephlogistisirten Salzsäure und das Farbenschwinden der Bestucheffschen Nerventinktur im Sonnenlichte, ab." — —

Ueber die Natur des Lichts, der Wärme ꝛc. findet man in nachfolgenden Werken weitläuftigere Untersuchungen:

Decouvertes de M. Marat sur le feu, l'electricité et la lumiere. A Paris 1779. 8. Deutsch mit Anmerk. von C. E. Weigel. Leipzig 1783. 8.

Herrn de Luc's physikalische und moralische Briefe ꝛc. 141 Brief und flg. Die in diesen Briefen vorgetragene Lehre von der Wärme steht auch unter dem Titel: System über die Wärme ꝛc. in der Leipziger Sammlung zur Physik und Naturgeschichte, II. Band, S. 643.

Fontana über Licht, Flamme, Wärme und brennbares Wesen, in Crells chem. Ann. 1784. 36 St. S. 240.

Green gegen Crawford. Im Journal der Physik, I. Stes und 2tes Stück.

Soycourt über die Versuche zum Beweise einer latenten Wärme ꝛc., aus dem Franz., Quedlinburg, 1790, 8.

Vom Wärmestoff, seiner Vertheilung, Bindung und Entbindung, vorzüglich beym Brennen der Körper. Eine Probeschrift von Franz Xaver Baader. Wien und Leipzig, 1786. 4.

Vom Einflusse des Lichts auf organische Körper.

Je mehr die Chemie den Satz aufzustellen wagt, daß die Lichtmaterie in irgend einer Form

ein Bestandtheil der Körper seyn könne, desto mehr wird man es glaublich finden, daß auch das entbundene oder sich bewegende Licht hinwieder auf die ganze Organisation einen sehr beträchtlichen Einfluß habe. In Ansehung der Menschen und Thiere kann man hierüber weniger auffallende Thatsachen beybringen, indem man noch nicht hinlängliche Untersuchungen angestellt hat. Gleichwohl ist es eine gemeine Erfahrung, daß ein heller Tag von wohlthätigerem Einflusse auf unsere Heiterkeit und unser gesammtes Wohlseyn, als ein Aufenthalt an einem dunkeln Orte ist, wenn es letzterem auch nicht an Wärme fehlt.

In Ansehung des Pflanzenreichs hat man in neueren Zeiten aber verschiedene Versuche angestellt, die die Nothwendigkeit des Lichtes zum Wachsthum und Gedeihen der mehrsten derselben beweisen. Schon Miller sagt in seinem Gärtner-lexicon, im Artikel Licht:

Daß das Licht dem Wachsthum der Pflanzen ausserordentlich beförderlich ist, hat man durch verschiedene angestellte Versuche gelernt. Man hatte unter andern die Mauern der inwendigen Seite eines Gewächshauses schwarz angestrichen, wodurch die Zurückprallung der Lichtstrahlen gehindert wird; wenn nun das Wetter einige Tage so kalt wurde, daß man die Fensterläden zugeschlossen halten mußte, so fielen die Blätter von den Pflanzen ab, die darin standen.

Bey Pflanzen, die in finstere Zimmer gestellt werden, hat man dasselbe beobachtet. Wenn man die Erde um Pflanzen aufhäuft, um sie zu bleichen, so werden sie dadurch zart und zum Gebrauch besser; gebraucht man sie aber nicht sogleich, wenn sie gehörig gebleicht sind, so werden sie in Kurzem verderben. Eben dieses wird geschehen, wenn die Pflanzen zu dicht bedeckt worden, daß kein Licht zu ihnen kommen kann. Alsdann werden sie bleich und krank werden, und nachgehends verderben.

Wie viel der gute Geſchmack der Früchte dem Lichte zu danken hat, iſt ſchwer zu beſtimmen; aus etlichen Verſuchen aber erhellet, daß die meiſten Früchte ihre vortrefflichen Säfte durch das Licht erhalten. Wir können daher mit Recht behaupten, daß das Licht den Pflanzen zu ihrer Erhaltung eben ſo nöthig ſey als den Thieren.

Aus neueren Verſuchen und Beobachtungen die von Ingenhouß und andern über dieſen Gegenſtand angeſtellet ſind, erhellet ſo viel, daß das Licht zwar dem Keimen der Sämereyen nicht zuträglich ſey, daß erwachſene Pflanzen aber ein ſtarkes Bedürfniß des Lichtes fühlen, ſo daß man dafür ſchon den Nahmen Lichthunger gewählt hat.

In Betreff des erſten Punctes will ich hier aus dem Magazin für das Neueſte aus der Phyſik und Naturgeſchichte 3ten Band 2tes St. S. 44. nur eine Stelle ausheben.

Einige Saamenkörner von Kreſſe oder Senf, heißt es daſelbſt, welche n Herrn Ingenhouß [illegible] nahe an einem verſchloſſenen Fenſter lagen, [illegible] kaum einen Zoll hoch gewachſen, [illegible] Die auf dem Boden eines mit Flanell belegten Glaſes lagen, ungefähr bis zu einer Höhe von 3 Zoll gediehen waren. Der Boden dieſes Glaſes war [illegible] ſo erleuchtet, daß man zu Tage die Flamme [illegible] wohl darauf leſen konnte, [illegible] 3 Zoll hoch, [illegible] im Durchmeſſer, auch beſtandig offen, fand auf der Erde und [illegible] Zoll vom Fenſter.

Daß die erwachſeneren Pflanzen den Lichteinfluſſes zu ihrem Gedeihen bedürfen, iſt ndeſſen durch viele Thatſachen erwieſen. In einem Gewächshauſe kann man es beobachten, wie ſich alle Zweige und Blätter immer nach dem Fenſter oder derjenigen Oeffnung wenden, wodurch das Licht einfällt. Die Pflanzen zeugen [illegible]

um, nehmen ein ganz gedrehetes Ansehen an, um nur ihren Lichthunger zu befriedigen.

Sehr interessant sind die Bemerkungen, die der Herr Legationsrath Bertouch in Weimar über diesen Gegenstand zu machen Gelegenheit hatte. *) In seinem Zimmer stand unter andern Pflanzen auch ein Topf mit der sogenannten Indianischen Kresse (Tropaeolum majus L.) vor dem Fenster. An einem hellen Tage bemerkte er an den Blättern derselben, die bekanntlich an etwas langen, dünnen und schwachen Stielen sitzen, eine sonderbare Bewegung, die dadurch Aufmerksamkeit erregte, daß sie sich zur Zeit nur an einem Blatte zeigte. Um sich zu überzeugen, ob diese Bewegung vielleicht von einem heimlichen Zuge herrührte, nahm der Herr Legationsrath eine Pflaumfeder und legte sie neben dem Blatte auf eine glatte Spielkarte. Die Feder blieb aber ruhig liegen. Darauf wurde ein brennendes Licht neben den Topf gestellt; aber auch dieses brannte ruhig ohne zu flattern. Die Bewegung des Blattes dauerte aber abwechselnd immer fort und bestand in kleinen Hin- und Herdrehungen und Schwingungen, wobey das Blatt sich dem Fenster näherte, sich aber immer wieder zurück zog. Endlich, da die Ausdehnung immer größer wurde, berührte das scheibenförmige Blatt mit seiner Fläche die Fensterscheibe, und blieb am Glase behangen, als wenn es angeklebt wäre.

In

*) Er las im April 1799 der Jenaischen Naturforschenden Gesellschaft hierüber einen Aufsatz vor, der wahrscheinlich in dem ersten Bande der Schriften dieser Gesellschaft gedruckt erscheinen wird.

berührt zu werden, bewegt, hört im heftigen Sonnenlichte auf, seine Blätter kreisförmig zu bewegen.

Von der wohlthätigen Eigenschaft der Pflanzen im Sonnenschein, oder auch schon in der Tageshelle lebensluft auszuhauchen und verdorbene luft zu verbessern, wovon im Dunkeln gerade das Gegentheil Statt findet, wird füglicher im Artikel luft gehandelt werden können. Wir haben hierüber besonders von englischen Naturforschern vortreffliche Versuche, die alle Aufmerksamkeit verdienen. Man sehe unter andern

Johann Ingen-Houß Versuche mit Pflanzen, hauptsächlich über die Eigenschaft, welche sie in einem hohen Grade besitzen, die Luft im Sonnenlichte zu reinigen ꝛc. übersetzt von Johann Andreas Scherer. Wien 1786.

Ueber den Versuch, daß abgepflückte Blätter und Aeste von Pflanzen unter Wasser die reinste lebensluft aushauchen, welche sich zuerst in kleinen Bläschen an der Oberfläche der sich im Wasser befindenden Blätter zeigt, wie es im dritten und verschiedenen andern Abschnitten des eben angeführten Werkes weitläuftig beschrieben ist, glaube ich, müssen noch mehrere Beobachtungen angestellt werden. Es scheint bey allem, was Ingen-Houß und andere darüber beygebracht haben, daß die lebensluft nicht sowohl aus den Blättern, als aus dem sich im Sonnenlichte erwärmenden Wasser komme. Wenigstens giebt jede andere Sache, als Federn, Baumwolle Papier, ꝛc. auf gleiche Art im Sonnenlichte behandelt eben dieselbe luft, als grüne Pflanzen; und wenn man distillirtes oder gekochtes Wasser zu dem

dem Verſuche nimmt, kommt gar keine Luft. *) Auf jeden Fall muß der obige Verſuch, wenn er günſtig ausfallen ſoll, aber immer im Sonnenlichte geſchehen, und in ſo fern muß man dem Lichte doch immer einen vortheilhaften Einfluß auf die Entwickelung der Lebensluft laſſen, wenn man ihn auch den Pflanzen in einem gewiſſen Maße abſprechen ſollte.

Um übrigens mehreren Gelegenheit zu geben, dieſen Verſuch, der über die Oekonomie der Natur ſo viel Licht verbreitet, anzuſtellen: ſo will ich hier noch kürzlich die Verfahrungsart dabey beſchreiben. Man wählt dazu eine ſolche Zeit, da die Sonne den Horizont hinlänglich erleuchtet. Dann ſenkt man ein Gefäß von weißem Glaſe in eine mit friſch geſchöpftem Brunnenwaſſer angefüllte Wanne, auf die Art, daß die Oeffnung des Gefäßes aufwärts und unter der Oberfläche des Waſſers iſt. In dieſes Gefäß ſetzt man, nach der Ingen-Houßiſchen Methode, einen Weinrebenzweig oder irgend eine andere Pflanze, oder grün und friſch abgebrochene Blätter. Man ſchüttelt dieſe ein wenig unter dem Waſſer, um die etwa daran hangende gemeine Luft wegzuſchaffen. Hierauf kehrt man das Gefäß unterm Waſſer um, und ſetzt es mit ſeiner Oeffnung auf einen Teller, oder auf ein anderes Geſchirr, welches hinlänglich Waſſer faſſen kann, um das umgekehrte Gefäß, ohne befürchten zu dürfen, daß gemeine Luft hinzu komme

*) Amerikaniſches Magazin herausgegeben von Hegewiſch und Ebeling 2tes Stück im erſten Aufſatze S. 22 Journal für die Botanik, herausgegeben vom Medicinal-Rath Schrader. Erſtes Stück. Göttingen 1799.

me, wegtragen zu können. Das Gefäß setzt man dann an einen Ort, wo es von der Sonne gut beleuchtet wird. Die fortlebenden Blätter unterbrechen, so weit sie das Wasser daran nicht hindert, die Verrichtung nicht, womit sie vorher beschäftigt waren. Das Wasser verhindert nur, daß die Pflanze nicht fortfahren kann, Luft aus dem Luftkreise zu schöpfen; ist aber derjenigen, die aus den Blättern heraustritt, keinesweges hinderlich. Solchergestalt bedecken sie sich auch bald mit Luftbläschen, deren Größe beständig zunimmt. Diese Luftbläschen reissen sich endlich von den Blättern ab, und sammeln sich an dem Boden des umgekehrten Gefäßes so, daß sich davon eine beträchtliche Menge in wenig Stunden anhäuft. Diesen, durch eine geringe Erschütterung des Gefäßes von den Blättern getrennten Luftbläschen folgen bald andere nach, bis endlich das Blatt, welches keine neue Luft aus der Athmosphäre mehr einsaugen kann, erschöpft ist. *)

Die auf diese Art erhaltene Luft ist wahrhaft dephlogistisirt, von einer mehr oder weniger vollkommnern Beschaffenheit, zu Folge der Natur der Pflanze, deren Blätter man genommen hat, und zu Folge des mehr oder weniger hellen Tages.

Unter allen Wassern, mit denen Ingen-Houß Versuche anstellete, schien das Brunnenwasser, wenn es frisch aus einem zugedeckten Brunnen geschöpft wurde, das beste zu seyn. Hat man es eine Weile der freyen Luft ausgesetzt, so ist es für

*) Dieses ist die Ingen-Houßische Vorstellung von diesem Phänomen.

für einen vollkommenen Erfolg des Verſuchs nicht mehr ſo gut.

Außer dem oben ſchon genannten Werke von Ingen-Houß kann man hier noch folgende anführen:

Ingen-Houß Abhandlung über die Natur der dephlogiſtiſirten Luft und die Art ſie zu erhalten und einzuathmen. In deſſen vermiſchten Schriften, Wien 1782. Neue Ausg. Ebendaſ. 1785. 2 Theile. 8.

Senebier Memoires phyſico-chemiques ſur l'influence de la lumiere ſolaire pour modifier les êtres des trois regnes de la nature etc. T. I-III. à Geneve 1782. 8.

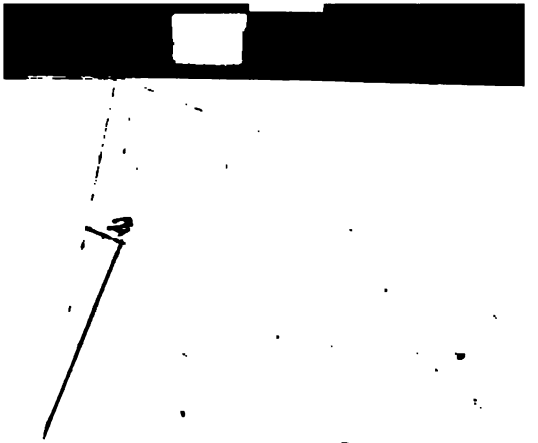
Ebendeſſelben Recherches ſur l'influence de la lumiere ſolaire pour metamorphoſer l'air fixe en air pure par la vegetation; à Geneve 1783. 8.

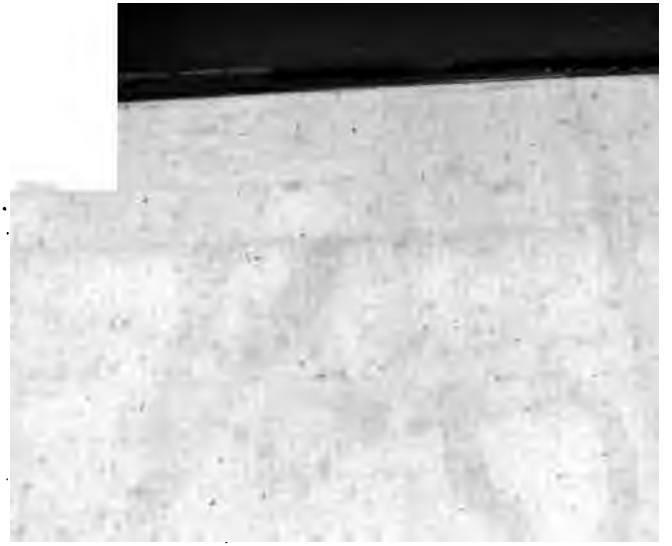
Die übrigen Bedeutungen des Wortes Licht ſehe man im nächſtfolgenden Theile.

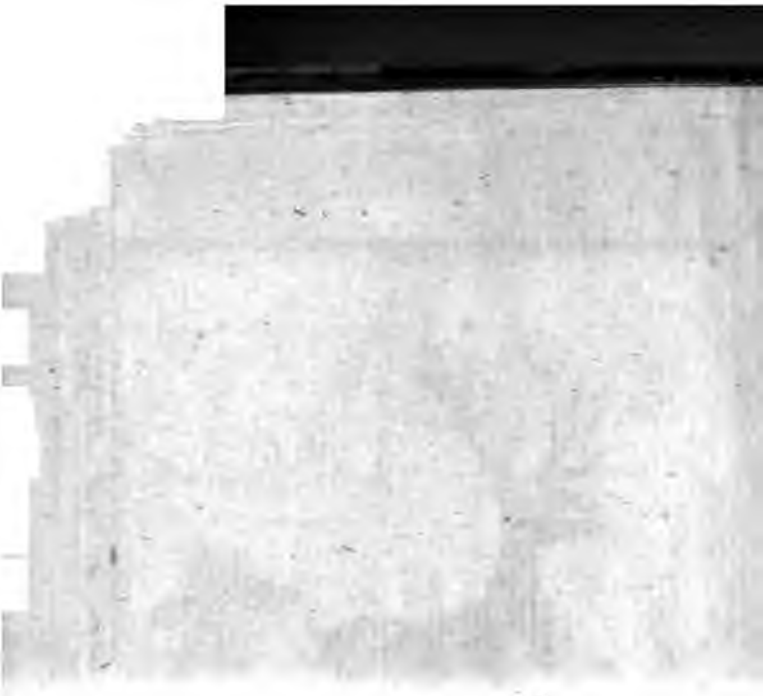
Ende des ſieben und ſiebzigſten Theils.

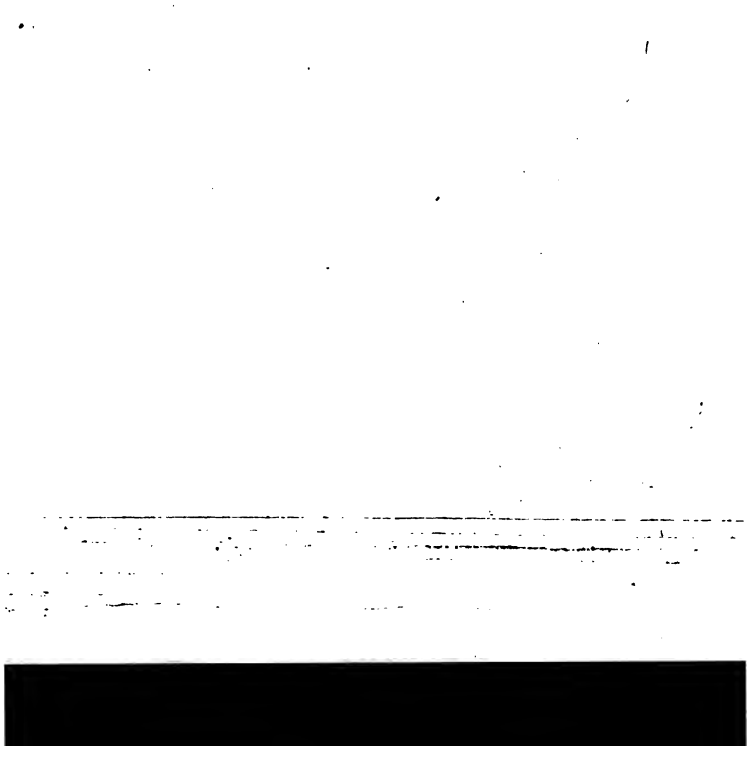
Nachricht für den Buchbinder.

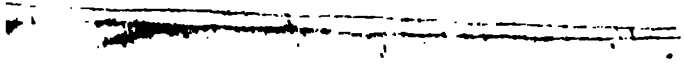
[illegible] Kupfer [illegible] nach der Ordnung der oben [illegible] auf jeder [illegible] zu [illegible] ten Hand befindlichen [illegible] h, an ein Blatt Papier [illegible] us geschlagen werden



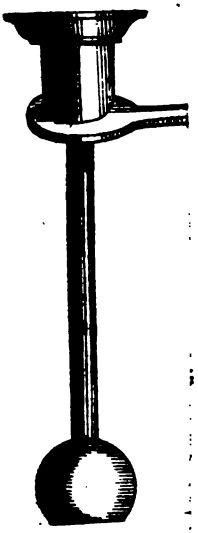








G. 4528. G. 4

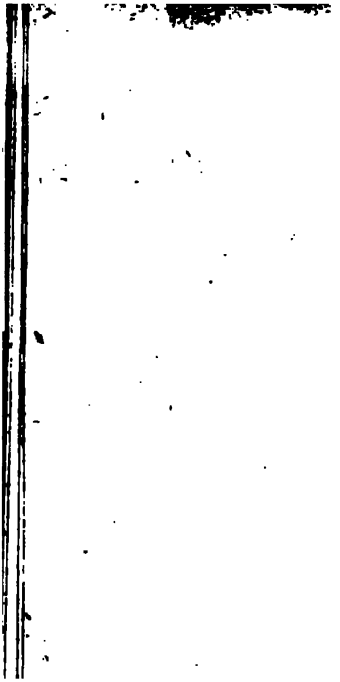


Stanford University Libraries
3 6105 014 896 174

Z1
K8
V.77
1
STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.



Stanford University Libraries
3 6105 014 896 174

27
K8
V. 7

STAC

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.